Tuisko-Land

der

arischen Stämme und Götter Urheimat.

Erläuterungen

zum Sagenschatze der Veden, Edda, Ilias und Odyssee.

Von

Dr. Ernst Krause

(Carus Sterne).



Mit 76 Abbildungen im Text und einer Karte.

Glogau 1891.

Vorwort.

„Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben.“ Diese Worte, mit denen Jakob Grimm vor bald fünfzig Jahren die Angriffe derer zurückwies, die zu meinen schienen, unser Volk hätte sein ganzes Empfinden, Wissen und Denken, seinen Glauben an höhere Wesen, ja seine Heldensage — warum nicht auch seine Sprache? — von den Römern empfangen, haben mir bei der Niederschrift dieses Buches beständig in den Ohren geklungen. Es ist die höchste Zeit, sie den Nachfolgern Grimms ins Gedächtnis zurückzurufen, da selbst der Neu-Herausgeber seiner Mythologie in die Wege der Herren Bang und Bugge einlenkt, die am liebsten die gesamte nordische Götter- und Heldendichtung für einen Ausfluß des uns, wie es scheint, unentbehrlichen Griechen- und Römertums erklären möchten, etwa wie Herodot und andere alte Altertumsforscher ehemals alle griechischen Überlieferungen, mochte ihnen der nichtsemitische Charakter noch so deutlich auf die Stirn geschrieben sein, aus Ägypten und Phönikien herhaben wollten.

Langjährige eigene Forschungen auf diesem Gebiete, die, abweichend von der gewöhnlichen Bücherforschung, im besondern von der naturgeschichtlichen Grundlage der Mythen, von Gestirnsagen, ethnologischen und prähistorischen Gesichtspunkten, den Steindenkmalen und Gräberfunden, von den klimatischen Grundbedingungen der Lebens- und Ernährungsweise unserer Vorfahren in der Urzeit ausgingen und auf Versuche, die Heimatszugehörigkeit der Mythen zu bestimmen, hinausliefen, haben mich zu der Überzeugung geführt, daß die wirkliche Sachlage ungefähr dem Gegenteil dessen entspricht, was die gelehrte Altertumsforschung als feststehende Thatsache angenommen hat. Es ergab sich mir mit fortschreiten-

der Sicherheit, daß die nordischen Sagen und Sagformen viel ursprünglicher und älter sind als die griechischen und römischen, ja schließlich selbst als die indischen, und daß dies nicht etwa aus bloßer Urverwandtschaft oder durch eine Ausstrahlung der noch unausgewachsenen südlichen Phantasie-Gebilde nach Norden zu erklären ist, sondern daß umgekehrt die nordischen Sagen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle den Keimzustand darstellen, aus dem sich die südlichen Formen erst entwickelt haben, daß sich, grob ausgedrückt, Ilias und Odyssee aus der Edda, nicht aber umgekehrt die letztere aus jenen herleiten, und erläutern lassen.

So ungünstig die germanische Gruppe der Arier gestellt ist, wenn es darauf ankommt, ihre Anwartschaft auf höheres Alter durch schriftliche Dokumente beweisen zu sollen, so hat doch ihre längere Unbekanntschaft mit der Schriftgelehrsamkeit, die sich bei Kelten und Germanen zu einer förmlichen Scheu vor der Schrift steigerte, wie Cäsar und Tacitus erzählen, wenigstens für uns den einen Vorteil gehabt, daß sie ihre Götter- und Heldenlieder viele Jahrhunderte lang, ebenso wie die indischen Arier, im Gedächtnisse ihrer Priester und Sänger jedenfalls treuer bewahrt haben, als wenn sie dieselben in Schriften niedergelegt und dadurch zwar der Kenntnis, aber auch der Entstellung und Fälschung von seiten der gesamten nichtpriesterlichen Gemeinschaft überantwortet hätten. Daher kommt es, daß Edda und Veden durch oft völlige Übereinstimmung der Grundsagen den Schriften der Griechen gegenüber sich ihr viel höheres Alter gegenseitig bezeugen können.

Schon seit einer Reihe von Jahren habe ich auf diese nachdenklichen Thatsachen in allerlei Zeitschriften hingewiesen, und eine Anzahl der in diesem Buche vereinigten Untersuchungen sind in annähernder Gestalt schon vor Jahren veröffentlicht worden. Ob ich in meiner besonderen Art, die Dinge anzusehen, bereits — abgesehen von dem alten Rudbeck, dessen Schriften ich nicht gelesen habe — einen Vorgänger gehabt, ist mir unbekannt; denn von dem Standpunkte, welchen G. von Hahn in seinen „Sagwissenschaftlichen Studien" einnahm, ist der meinige wesentlich verschieden, sofern jener nur die ja bereits durch die Sprachwissenschaft bewiesene Urverwandtschaft aller arischen Völker und ihrer Sagen nachzuweisen bemüht war, während mein Bestreben dahin geht, den Namen der Edda als einer Urgroßmutter der arischen Überlieferung zu rechtfertigen und damit im Einklange die Urheimat der Arier in Nord-Europa zu erkennen.

Sofern nun Sprachforschung und prähistorische Studien immer bestimmter zu einem ähnlichen Schlusse hingedrängt haben, wie der ist, zu dem ich ganz unabhängig von denselben durch Sagenvergleichung und Denkmälerprüfung gelangt bin, so habe ich, nachdem die übrigen Kapitel bereits niedergeschrieben waren, für nützlich gehalten, gleichsam als Einleitung eine Übersicht dieser nach derselben Richtung deutenden Ergebnisse voranzustellen und mich dabei vielfach an Penkas verdienstvolle Arbeiten geschlossen, obwohl ich seinem Ergebnis, daß die Arier aus Skandinavien stammen sollen, nicht völlig beistimmen kann. Ich halte eine so enge Begrenzung des mutmaßlichen Heimatsgebietes, wie sie auch in anderen derartigen Werken zu Tage tritt, nicht für angezeigt, da das gesamte mittlere und nördliche Europa seit Urzeiten von der arischen Rasse bewohnt gewesen ist, und wenn ich meinem Buche den Titel „Tuisko-Land" vorgesetzt habe, so geschah dies nur in dem Sinne, daß der uralte, in alle indogermanischen Sprachen übergegangene Name des arischen Adam, Mani (Manu) dem Mannus entspricht, den Tacitus einen Sohn des Tuisko nennt, welcher sich uns als der richtige Eschenvater des germanischen Isko, Ask oder Aschanes (Askanius), des persischen Mashya (Meschia) und des griechischen Eschengeschlechts (den Iscaevonen des Tacitus vergleichbar) entschleiert hat.

Sind schon die Göttersagen der durch ein weites Meer getrennten Griechen und Römer so eng verschwistert, daß wir sie als einem religiösen System angehörig betrachten, so erscheint es mir noch unzuträglicher, die Göttervorstellungen der Kelten, Germanen und Slaven streng auseinander zu halten; denn diese Stämme haben schon vor aller Geschichte viele Jahrhunderte lang als Nachbarn verkehrt und ihre Vorstellungen und Sagen miteinander ausgetauscht und abgeglichen. Es scheint mir aussichtslos, feststellen zu wollen, ob Taranis der Kelten, Donar der Deutschen, Thor der Skandinavier oder Perkunas der Slaven das Urbild des nordischen Gewittergottes hergegeben, die Namen sind verschieden, das Wesen dasselbe. Und wenn auch in den meisten Fällen die germanische Fassung das Urbild der jüngeren südlichen Gestaltungen desselben Ideals am getreuesten wiederspiegelt, so läßt sich durchaus nicht verkennen, daß nicht wenige in einer entschieden keltischen oder slavischen Umformung nach Süden und Osten gewandert sind, und indem ich diese Einflüsse berücksichtigte und verfolgte, glaubte ich die Umrisse einer Entwickelungsgeschichte der arischen Götterfamilie auftauchen zu sehen.

Obwohl dieses Buch in seiner Form und Darstellungsweise für ungelehrte Leser, nämlich für jedermann, der an solchen Studien Gefallen findet, geschrieben ist, so glaube ich doch, daß auch die Fachleute es mit Nutzen in die Hand nehmen könnten, und ihnen gegenüber muß ich mich wegen mehrerer Dinge, namentlich wegen der Schreibweise der Eigennamen, rechtfertigen. Der ganzen Richtung des Buches entsprechend, schien es mir richtig, meist die eingebürgerte Schreibart der fachgelehrten vorzuziehen, z. B. Odin statt Odhin oder gar Othinn, Odur statt Odhur zu schreiben; aber leider habe ich diesen Grundsatz nicht streng durchgeführt, und namentlich im Gebrauch von v und w sind Schwankungen geblieben, die glücklicherweise mit der Sache an sich nichts zu thun haben. Von dem Gebrauch besonderer Schriftzeichen wurde absichtlich abgesehen. Bei den Übersetzungen in gebundener Rede bin ich den bewährtesten Aneignungen treu geblieben, so bei Homer derjenigen von J. H. Voß, bei der Edda und den deutschen Heldensagen Simrock; aus besondern Gründen bin ich bei einigen Eddastellen Bergmann gefolgt.

Um den Text nicht mit Büchertiteln zu beschweren, habe ich daselbst nur die selten oder einmal angeführten Werke mit vollem Titel erwähnt, die häufiger angeführten Quellen- und Nachschlagewerke dagegen nur kurz mit dem Verfassernamen, weshalb ich auf einer der folgenden Seiten die Titel und benutzten Ausgaben genauer wiedergebe. Ich möchte zum Schlusse noch bemerken, daß die Vergleiche und Schlüsse, die ich ohne Gewährsmann gebe, in der Regel meine eigenen sind; manches, was ich unabhängig gefunden, wird auch bei anderen stehen, ohne daß es mir, da ich über eine genauere philologische Litteratur- und Zeitschriftenkenntnis nicht verfüge, bekannt geworden ist. Obwohl bei Forschungen auf so schwankendem Grunde nicht zu erwarten steht, daß sich alle neuen Aufstellungen und Verknüpfungen bewähren werden, so hoffe ich doch, daß mein Buch einen bedeutsamen Fortschritt der Erkenntnis auf diesem Gebiete ergeben und die vergleichende Mythologie von dem Fluche der Verachtung, dem sie nicht ohne eigene Verschuldung verfallen war, erlösen wird.

Berlin, im Oktober 1890.

Ernst Krause.

Inhalt.

Erstes Buch. Ein Blick auf die Urgeschichte der Arier.

Zweites Buch. Giganten-Herrschaft und Jahreszeitengötter.

Drittes Buch. Licht- und Sonnengötter.

Viertes Buch. Kampf- und Gewittergötter.

Fünftes Buch. Der Feuerkultus der alten Arier.

Sechstes Buch. Göttinnen und Göttersöhne.

Siebentes Buch. Die Quellen der Ilias.

Achtes Buch. Die Grundlagen der Odyssee.

Alphabetisches Verzeichnis

der ohne genauere Titel-Angabe citierten Bücher.

(Caspari) Otto, Urgeschichte des Menschen. 2. Aufl. Leipzig 1877.

(Creuzer) Friedr., Symbolik und Mythologie. 2. Aufl. 4 Bände. Leipzig und Darmstadt 1819—1822.

(Ettmüller) Ludw., Altnordischer Sagenschatz. Leipzig 1870.

(Gerland) Georg, Altgriechische Märchen in der Odyssee. Magdeburg 1869.

(Grimm) Jakob, Deutsche Mythologie. 2. Ausg. Göttingen 1844.

(Gebr. Grimm) Kinder- und Hausmärchen. Große Ausgabe. 13. Aufl. Berlin 1875. Der nicht allen Ausgaben beigefügte dritte Band wurde nach der zweiten Ausgabe (Berlin 1822) angeführt.

(Gubernatis) Ant. de, Die Tiere in der indischen Mythologie, deutsch von M. Hartmann. Leipzig 1874.

(Hahn) J. G. von, Sagwissenschaftliche Studien. Jena 1876.

(Hanusch) G. J., Die Wissenschaft des slawischen Mythus. Lemberg 1842.

(Hehn) Viktor, Kulturpflanzen und Haustiere u. s. w. 2. Aufl. Berlin 1874.

(Kuhn) Adalb., Mythologische Studien. Band I. Gütersloh 1886.

(Mannhardt) Wilh., Wald- und Feldkulte. 2 Bände. Berlin 1875—1877.

(Menzel) Wolfg., Odin. Stuttgart 1855.

(Müllenhoff) Karl, Deutsche Altertumskunde. Band I und V. Berlin 1870—1883.

(Müller) Ludw., Det saakaldte Hagekors's Anvendelse og Betydning i Oldtiden. Kopenhagen 1877.

(Müller) Max, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, deutsch von Carl Böttger. I. und II. Leipzig 1866.

(Osterwald) Hermes-Odysseus. Halle 1853.

(Penka I) Origines ariacae. Wien und Teschen 1883.

(Penka II) Die Herkunft der Arier. Wien und Teschen 1886.

(Preller G. M.) Griechische Mythologie. 2. Aufl. 2 Bände. Berlin 1860—1861.

(Preller R. M.) Römische Mythologie. 2. Aufl. Berlin 1865.

(Schwenck) Konr., Die Mythologie der Slaven. Frankfurt a. M. 1853.

(Simrock) Karl, Handbuch der deutschen Mythologie. 5. Aufl. Bonn 1878.

(Veckenstedt) Edm., Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaïten (Litauer). 2 Bände. Heidelberg 1883.

Erstes Buch.

Ein Blick auf die Urgeschichte der Arier.

1. Die indogermanische Rasse, ein Trugbild.

Eine oft wiederholte Erfahrung hat uns damit vertraut gemacht, daß die Forschung nicht immer auf geradem Wege zum Ziele schreitet, sondern leicht auf Schlängelwege gerät, die labyrinthisch lange den Ausweg verbergen. Und daß selbst eine richtige Erkenntnis von der größten Tragweite den Wanderer als Irrwisch vom rechten Wege ablocken kann, lehrt kaum eine andere Richtung der Wissenschaft eindringlicher, als die Geschichte der indogermanischen Frage. Als Franz Bopp aus dem Buche Friedrich Schlegels über „Sprache und Weisheit der Inder" (1808) und aus den Vorlesungen Wilhelm Schlegels die Überzeugung gewann, daß das Sanskrit, die altheilige Sprache der Inder, nach Bau und Wortwurzeln mit den europäischen Sprachen aufs nächste verwandt ist, und seit 1816 immer bestimmtere Beweise dafür lieferte, konnte man einen Augenblick daran glauben, die lange gesuchte Ursprache des Menschengeschlechts entdeckt zu haben. Denn das Sanskrit ist in Indien seit Jahrtausenden zu einer toten Litteratur- und Gelehrtensprache geworden, ähnlich, wie es bis auf unsere Tage in Europa mit dem Latein geschehen ist, und da nun aus der Sprache der alten Römer eine so große Anzahl lebender europäischer Sprachen, die gesamte romanische Sprachfamilie hervorgegangen schien, so durfte dem Sanskrit eine viel höhere Ahnenbedeutung zugemutet

werden, da es mit den Wortwurzeln der griechischen und römischen Sprache auch die der iranischen, keltischen, slavischen und germanischen Sprachen vereinigte. Die Hoffnung, eine allgemeine Muttersprache aller Kultursprachen im fernen Asien entdeckt zu haben, mußte um so verführerischer wirken, als man sich seit alten Zeiten gewöhnt hatte, im Innern von Asien, womöglich am Himalaya selbst, die Wiege der Menschheit zu suchen.

Allein der hinkende Bote des Zweifels ließ nicht lange auf sich warten. Die Erkenntnis unvereinbarer Verschiedenheiten anderer asiatischer Sprachen nach Klang und Satzbau, namentlich der turanischen und ostasiatischen Sprachen, setzte so weitgerichteten Bestrebungen ein frühes Ziel. Wenigstens suchte man nun den gemeinsamen Ursprung der altweltlichen Kultursprachen in einer den biblischen Überlieferungen anpaßbaren Form zu retten, indem man der nach ihren letzten Endausbreitungen in Osten und Westen sogenannten indogermanischen Sprachenfamilie auch die Sprachen der Semiten (Assyrer, Babylonier, Phöniker, Aramäer, Hebräer und Araber) und der um das Mittelmeer wohnenden Völker mit weißer Haut, ja selbst der alten Ägypter anzugliedern suchte. Von dem seltsamen Trugschluß ausgehend, daß die Völker einer Zunge auch derselben Rasse angehören müßten und von derselben Urheimat herzuleiten seien, erweiterte man den bereits ziemlich weitherzigen Begriff der kaukasischen Rasse Blumenbachs in neuerer Zeit zu dem noch viel weiteren einer mittelländischen Rasse, für die man, abgesehen von dem im allgemeinen Charakter ähnlichen Sprachbau, eine nur sehr unbedeutende Gemeinsamkeit der körperlichen Merkmale aufzufinden im stande war. Trotz der heißen Bemühungen, die man angewendet hat, in den indogermanischen und semitischen Sprachen gemeinsame Wortwurzeln aufzufinden, — wobei man sich natürlich sorgsam vor sogenannten Lehnworten in acht zu nehmen hat, die aus einem Sprachgebiet in das andere übergehen — und obwohl einige ausgezeichnete Ethnologen und Sprachforscher der Neuzeit, wie zum Beispiel Friedrich Müller in Wien, dieser Auffassung geneigt sind, darf sie heute als überwunden betrachtet werden.

Im Gegenteil hat sich allmählich herausgestellt, daß selbst in die Ausbreitungszone der indogermanischen Sprachen vom Indus bis zum Atlantischen Ocean Völker sich einschieben, deren Sprachen von Grund aus verschieden sind und teils zu denjenigen der mittel- und nordasiatischen Völker, teils zu denen Afrikas hinüberneigen. Immer von der Idee beherrscht, daß die mit dem Sanskrit verwandten europäischen Sprachen aus dem asiatischen Heimatslande der Aryas — so heißen im Sanskrit die Stammechten, Adligen oder Herren Alt-Indiens — stammen, nennt man sie

auch arische Sprachen, von denen also nichtarische Sprachen im asiatischen und europäischen Verbreitungsbezirke derselben zu unterscheiden sind. Als solche nichtarischen Völker hat man früh die Iberer und Basken erkannt, welche Spanien und einen Teil Südfrankreichs bewohnten, und in denen man, der obigen Annahme entsprechend, Reste einer europäischen Urbevölkerung erkennen wollte, die von den aus Osten eindringenden Ariern bis in diese fernsten westlichen Grenzen gedrängt worden sein sollten. A. Retzius hatte auf Grund eines dürftigen Schädel-Vorrats die Basken zur turanischen Rasse gerechnet, der man somit die Urbevölkerung Europas einzuordnen geneigt war; allein neuere Untersuchungen haben ergeben, daß sie sowohl körperlich als sprachlich der semitischen Rasse zuzurechnen und eher selbst als Eindringlinge im ältesten Europa zu betrachten wären, da ihre Heimat nach Afrika hinüberweist. Es hat sich nämlich in neuerer Zeit immer sicherer herausgestellt, und ist namentlich von Brugsch erwiesen worden, daß die altägyptischen Zahlwörter mit denen der Semiten verwandt sind, und daß sich diesen wieder die baskischen anschließen, so daß wir deutlich ein Ausstrahlen afrikanischer Rassen und Kulturen nach Europa in allerältester Zeit erkennen können. Wahrscheinlich verhält es sich ähnlich mit den Japygiern, Sikulern und Ligurern, welche Alt-Italien bewohnten, und selbst das Etruskische hat Stickel (1859) den semitischen Sprachen anreihen wollen. Aber hier lassen sich sehr frühe keltische, slavische und germanische Einwirkungen durch von Norden her über die Alpen eingewanderte Völker erkennen, und wir werden selbst germanische Götternamen bei den Etruskern finden. Corssen hat dann zwar in seinem Werke über die Sprache der Etrusker (1874—1875) versucht, sie wieder für den indogermanischen Verband in Anspruch zu nehmen; aber Deecke wollte 1877 eher Berührungen mit der ungarischen Sprache finden, so daß die Frage, soweit sie die Sprache anbetrifft, jedenfalls nicht spruchreif ist.

Betrachten wir dagegen die Kultur der Etrusker, so fällt uns in dem gesamten Ritual und Staatsaberglauben sofort eine auffällige Ähnlichkeit mit demjenigen assyrischer Völker ins Auge. Ihr ausgedehntes Auguralwesen, ihre Deutung der Blitze und aller möglichen irdischen und himmlischen Erscheinungen, wie es in den von den Römern übernommenen Schriften der Etrusker sich vorfand, hat man vor wenigen Jahrzehnten in merkwürdiger Übereinstimmung zu Ninive nochmals wiedergefunden, und das kann so sehr nicht überraschen, da wir ja wissen, daß es ein semitisches Volk, das der Phöniker war, welches die aus semitischen und turanischen Elementen gemischte Kultur Assyriens an den Südküsten Griechenlands

wie Italiens landete. Und es sollte nicht auch das afrikanische Blut, ihre Rasse dort angesiedelt haben? Freilich rühmten sich die alten Latiner und mehrere dieser altitalischen Stämme ausdrücklich, von Anfang an (ab origine) in diesem Lande gesessen zu haben, Aboriginer zu sein, ebenso wie die alten Pelasger Griechenlands trachteten, Kinder der Scholle (Autochthonen) zu heißen, auf der sie wohnten.

Röth, Kiepert, Penka u. a. haben die alte, Ackerbau und Viehzucht treibende Urbevölkerung Griechenlands unbedenklich für semitisch erklärt, und das wird für die Küstenstriche und den südlichen Teil der Halbinsel wohl zutreffen. Wenn freilich Dodona in Epirus, woselbst der indogermanische Hauptgott seine älteste Kultstätte auf griechischem Boden fand, wirklich eine Gründung der Pelasger gewesen sein soll, so würde die Wahrscheinlichkeit, daß die alten Pelasger der indogermanischen Gruppe zugehört haben, einen Zuwachs erhalten, aber zugleich der Verdacht auftreten, daß sie noch nicht die älteste erkennbare Bevölkerung bildeten, sondern selbst (wenn auch noch vor den Doriern und Joniern) daselbst eingewandert waren, wofür auch spricht, daß sich noch späte Geschlechter ihrer pelasgischen Abkunft rühmten, wie dies nicht in Ländern geschieht, in denen fremde Eroberer als Herrscher auftreten. Ziehen wir wirkliche alte griechische Bildnisse zu Rate, wie diejenigen auf Vasen und Schmucksachen, welche Schliemann zu Mykenä ausgegraben hat, Darstellungen, die doch um mehrere hundert Jahre älter sind als die homerischen Gedichte, zum Beispiel die Figuren auf der großen Kriegervase (Fig. 1), so glauben wir in der ganzen Gestalt, sowie im Gesichtsprofil den semitischen Rassencharakter zu erkennen, auch wenn wir solche Stücke, wie die goldenen Astarte-Bilder aus dem dritten Burggrabe

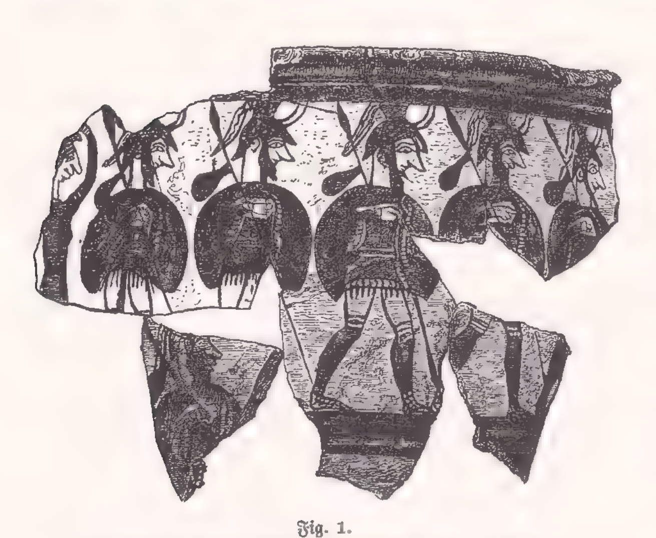


Fig. 1.
Krieger von Mykenä (Vasenbild aus Schliemanns „Mykenä").

und anderes als zweifellos eingeführte, phönikische oder ägyptische Waare außer Betracht lassen. Ebenso zeigt die ganze ältere Kunst Griechenlands in der Haar- und Bartkräuselung ihrer Statuen einen ausgeprägt orientalischen Charakter, und selbst spätere Bildwerke, wie die äginetischen in München, hinterlassen mir unwiderstehlich den Eindruck, als müsse das Volk, welches solche Modelle lieferte, noch ein halbsemitisches gewesen sein. Man erwäge auch die Geflissentlichkeit, mit der Homer seine Hauptthelden als blonde Leute von einem anderen Stamme schildert, und wie die ursprünglich semitisierenden Göttervorstellungen der Griechen allmählich arisiert wurden. Davon werden in der Folge viele Beispiele gegeben werden.

Während so arische Stämme aus dem Norden in die Mittelmeerländer einzogen, sehen wir andererseits früh nichtarische Völker von Asien her in Mittel- und Nordeuropa eindringen, sich sogar als Keil zwischen nördliche und südlich gezogene Indogermanen einschieben und dieselben voneinander getrennt halten. Manchmal läßt sich ihre Wanderung bis in prähistorische Zeiten verfolgen, und wir wissen, daß heute in der Türkei, in Ungarn, Finn- und Lappland Völker wohnen, die ebenso wie die Basken keine arische Sprache sprechen, sondern zur großen mongolischen Sprachfamilie gehören. Aber selbst wenn wir diese fremdsprachlichen Völker von vornherein ausschließen, so begegnen wir unter den echten Indogermanen Europas in der äußeren Erscheinung so verschiedenartigen Völkertypen, daß wir ein sehr weites wissenschaftliches Gewissen besitzen müßten, wenn wir sie ohne nähere Untersuchung, bloß ihrer Sprachverwandtschaft zuliebe, als Kinder einer Mutter betrachten wollten. Ihre Ähnlichkeit geht nicht über Haar und Haut hinaus oder vielmehr hinein und tritt eigentlich nur durch Gegenüberstellung mit ganz verschiedenen Rassen ins Gefühl und Bewußtsein. Sie haben allesamt kein in Büscheln stehendes oder wollig-filziges Haar von lang elliptischem Querschnitt, wie die Papuas und Schwarzen Afrikas, sondern lockiges oder welliges, wie es die Australier und Nordafrikaner ebenfalls aufweisen, keine gelbe Haut und schiefliegenden Augen wie Mongolen, Malayen und Ugrofinnen, sondern eine mehr oder weniger weiße, rosige Haut, die sich an den der Sonne ausgesetzten Teilen allerdings häufig sehr dunkel färbt, — aber tiefer darf man, wenn man Ruhe und Bequemlichkeit liebt, nicht forschen. Die eigentlichen festen Bestandteile des Körpergerüstes und Schädels, an denen man bei den Tieren verschiedener Rassen und Arten die hauptsächlichsten Merkmale feststellt, zeigen bei den Mitgliedern der indogermanischen Sprachfamilie so weitgehende und bis zu einem bestimmten Grade auch beständige Verschieden-

heiten, daß an eine eigentliche Blutsverwandtschaft zwischen ihnen kaum gedacht werden kann.

Wir müssen daher die sich hier aufdrängenden Fragen einem anderen Kapitel überlassen, und uns fragen, wie man eigentlich dazu gekommen ist, eine indogermanische Völkerfamilie aufzustellen. Die Antwort lautet: weil man eine äußerliche, unschwer übertragbare Fähigkeit, die Sprache, zum Rassenmerkmal erhoben hatte. Erst recht spät hat man sich darauf besonnen, daß die Sprache doch kein angeborener Charakter ist, der mit dem Blute vererbt wird und daher eine bestimmte Rasse auszeichnen könne, wenn auch unbestritten bleiben mag, daß gewisse Rassenverschiedenheiten des Kehlkopfes und damit verknüpfte Fähigkeiten, die Vorfahrensprache leichter zu sprechen als jede andere, vererbt werden dürften. Wir wissen, daß ein Kind, welches unter einem fremden Volke aufwächst, oder welches, wie es in vornehmen Häusern üblich ist, anfänglich sorgfältig vor der Muttersprache behütet wird, fast ebenso leicht die fremde, wie die ihm eigentlich zukommende Mundart annimmt, und daß die Verbindung aller Völker, die eine arische Zunge reden, zu einer großen indogermanischen „Familie" fast auf dasselbe hinauslaufen würde, als wenn man alle englisch sprechenden Nordamerikaner, Inder, Australier und Südafrikaner zur großen „englischen Familie" rechnen wollte. Die Staatengeschichte lehrt uns, daß ganze Völker allmählich die Sprache eines als Eroberer in ihr Land eingedrungenen Volkes angenommen haben, auch wenn dasselbe zu einer grundverschiedenen Rasse gehörte, und auch der umgekehrte Fall, in welchem die an Zahl verschwindenden Eroberer die Sprache ihrer Unterthanen annahmen, ist häufig genug dagewesen, zum Beispiel seitens der germanischen Völker, die das weströmische Reich niederwarfen. Andererseits sehen wir, daß die Juden, welche sich unter alle Völker zerstreut haben und die Sprachen derselben sprechen, dadurch nichts von ihren Rassen-Eigentümlichkeiten, nicht einmal viel von ihrem geistigen Charakter eingebüßt haben, abgesehen von gewissen leichten Abänderungen, die man dem Klima der Länder, in welchem sie seit Jahrhunderten leben, zuschreiben darf. Aus alledem geht aber zur Genüge hervor, wie höchst unberechtigt und irreführend die Idee einer aus bloßer Sprachverwandtschaft abgeleiteten Familien-Zusammengehörigkeit wirken mußte, zumal zu derselben asiatische und europäische, ja sogar afrikanische Völker in buntem Gemisch gezogen wurden.

2. Wo lag die Heimat der Arier?

Das Wenige, was wir über diese Frage aus unmittelbaren Überlieferungen erfahren, beschränkt sich darauf, daß die ältesten Träger dieses Namens in grauer Vorzeit in das Fünfstromland (Pendschab) Indiens einrückten, sich dort für längere Zeit niederließen und schließlich auch das südliche Land eroberten. In einer Zeit, die einzelne Forscher bis in das dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, andere nur bis zur Mitte des zweiten zurücksetzen, kamen sie aus dem Nordwesten, einem Lande, welches sich Ariana, das heißt Land der Arier nannte und dem heutigen Persien, Iran und Afghanistan entspricht. Obwohl sie als südwärts ziehende Eroberer auftraten, spiegelt ihre älteste Poesie, wie sie in den Veden niedergelegt und durch Schriftzeichen der neuen Heimat zum erstenmal befestigt wurde, den Charakter eines friedlichen Volkes von Hirten, außerordentlich ähnlich demjenigen, dem wir später in Mittel- und Süd-Europa begegnen werden. Man hatte bisher angenommen, daß auch der älteste Teil der Veden, der Rigveda, im Pendschab gedichtet sei; allein Brunnhofer hat in seinem kürzlich erschienenen Werke „Iran und Turan" mit guten Gründen dargethan, daß sie beträchtliche Bestandteile desselben bereits aus ihren früheren Sitzen in Ariana mitbrachten, namentlich auch viele geographische Namen, die zum Teil bis zum Quellgebiet von Oxus und Jaxartes nördlich deuten, und selbst bis zum Kaspischen Meer und Armenien führen.

Damit wird von neuem in eine ehemals sehr beliebte Hypothese eingelenkt, welche das Heimatsland der Arier entweder an den Fuß des Hindukusch oder nach Armenien versetzen wollte, ein Land, das für die asiatische Theorie sehr bequem liegt, indem es erlaubt, dort die Trennung des arischen Sprachstammes vorzunehmen, und die eine Hälfte westlich nach Europa, die andere südöstlich nach Persien und Indien ziehen zu lassen. Die armenische Hypothese war früher besonders bei den Forschern, die sich mit persischer Litteratur beschäftigt haben, außerordentlich beliebt, namentlich traten Cuno und Spiegel dafür ein, und Brunnhofer in seinem Buche über den „Ursitz der Indogermanen" (1884) wollte sogar aus altgermanischen Erinnerungen den Beweis führen, daß die Germanen aus Armenien hergekommen seien. Unser Nationalheld Arminius würde danach soviel wie der Armenier bedeuten, denn Nennius führe unter den Stammvätern

der Germanen auch einen Armenon oder Armenio auf. Wir brauchten aber dafür nicht so weit zu gehen; denn der Name der Arias und Arimannen verbreitete sich nicht nur über das ganze persische Reich bis Baktrien, sondern auch Thrakien führte im Altertum den Namen Aria, und das ostpreußische Ermland hat nach den Ari- oder Hermannen (Hermiones) seinen Namen empfangen. Und hier liegt die Sache um so bedeutsamer, als bekanntlich die litauische Sprache unter allen lebenden Sprachen diejenige ist, welche dem Sanskrit am nächsten steht. Wir haben darauf später zurückzukommen. Überdem ist für Armenien die Thatsache verhängnisvoll, daß die ältesten Denkmäler des Landes in einer nichtarischen Sprache abgefaßt sind; selbst um das Jahr 640 v. Chr. scheint daselbst nach den Keilschrift-Entzifferungen Sayces vom Van-See noch keine arische Sprache gesprochen worden zu sein. Erst in den Perserzeiten wäre Armenien arisiert worden.

Nach einer anderen, ebenfalls von der Gunst vieler älteren und neueren Gelehrten getragenen Meinung wäre die Urheimat der Arier, ja die der Menschheit überhaupt auf dem Plateau von Pamir, also im Herzen Asiens zu suchen, obwohl eigentlich nur die Stammsage der Turanier, das heißt derjenigen Rasse dorthin weist, der gegenüber sich die Arier ihren Namen in bewußtem Rassengegensatz (nach Max Müller) beigelegt haben sollen. Gleichwohl bringt es derselbe Forscher noch heute fertig, auch die Arier von demselben „Dach der Welt“ herunterzuholen. Und das fängt er so an: Im ersten Kapitel des Vendidad, d. h. des alten Gesetzbuches Zoroasters, teilt Ormuzd diesem Religionsstifter die Ordnung mit, in welcher er die Länder der Welt erschaffen habe, zuerst das Samen- oder Ursprungsland der Arier (Airyana vaeja), von dem er eine Schilderung seines Klimas entwirft, welche nach Spiegels Übersetzung wie folgt lautet:

9. Zehn sind dort Wintermonate, zwei Sommermonate.
10. Und diese sind kalt an Erde, kalt an Wasser, kalt an Bäumen.
11. Hinauf zu der Erde Mitte, dann zu der Erde Herz.
12. Kommt dann der Winter hinzu, dann kommt das meiste der Übel.

Soll diesen Worten für unsere Frage irgend eine Bedeutung zugeschrieben werden, so würde man das Vaterland der Arier in irgend einem nordischen Lande der alten Welt, in Skandinavien, Nordrußland oder Sibirien zu suchen haben, wo die kalte Jahreszeit so lange anhält, aber nimmermehr auf dem „Dach der Welt,“ wo der Winter zwar wegen der starken Erhebung kalt, der Sommer aber warm und lang ist. Indessen könnte man denken, daß in Persien, welches früher als Indien arisiert wurde, das Andenken an eine kalte nordische Heimat eher erhalten sein

konnte, als in Indien, zumal kalte Winter im persischen Mythus auch sonst eine bedeutsame Rolle spielen. Anzuführen bleibt auch, daß die Inder in den ältesten Zeiten eine Jahresrechnung hatten, welche wie die der alten Germanen nach Wintern zählte. Wir ersehen aus der Edda wie aus alten Skaldenliedern, daß die Germanen noch bis zum Jahre 1000 nach Wintern rechneten. So heißt es im Wölundur-Liede der Edda von den drei Schwestern: „sie saßen sieben Winter lang," und von Starkad heißt es in der Gautrek-Saga, er habe sich drei oder neun Winter da und dort aufgehalten. Auch Ulfilas († 381) hatte in seiner gotischen Bibel Lukas II. 42 übersetzt: „Och tä han war tolf wintrar," d. h.: „Und da er (Christus) zwölf Winter alt war," und ähnlich die Stelle Matthäus IX. 20. Eine solche Jahresbezeichnung ist für den Norden ebenso natürlich als charakteristisch, da man längere Zeiträume stets nach dem schwerer zu überwindenden Abschnitt bezeichnen wird, z. B.: nach dem dritten Anfall der Krankheit, nicht nach der dritten Erholung, oder nach dem fünften Feldzuge, nicht nach dem fünften Friedensschlusse. Bei den Indern war aber eine solche Jahreszählung unbegründet und konnte nur aus einem nordischen Lande mitgebracht sein.

Diese Zeitrechnung war den Germanen, Kelten und anderen nordischen Völkerschaften um so angemessener, als sich an der Spitze ihres Pantheons eine nächtliche Gottheit befand, die man am besten als Wintergott bezeichnen kann. Von ihr, die er Dis nennt, leitet es Cäsar (de bello gallico VI. 18) ab, daß die Gallier kleine Zeiträume nicht nach der Zahl der Tage, wie die Römer und fast alle anderen Völker, sondern nach Nächten berechneten, selbst Geburtstage, Monats- und Jahresanfänge würden bei ihnen nach der Nacht, die dem Tage vorangeht, gefeiert. Von den Germanen berichtet Tacitus (Germania c. 11) dasselbe, die Nacht stand dem Tage voran, Mondbeginn und Vollmond bezeichneten ihre Versammlungstage. In alten Gesetzes- und Rechtsbüchern, wie im „Sachsenspiegel," dem salischen Gesetze, der Constitutio Caroli u. s. w., der Deutschen und Franzosen, Engländer und Skandinavier hat sich diese Wochenrechnung trotz des römischen Geistes, der bald in dieselben eindrang, lange erhalten, Ladungen vor Gericht und Terminsanberaumungen erfolgten „nach vierzehn Nächten," ja die Engländer haben die alte Rechnung nach Nächten bis heute bewahrt; sie nennen hier und da die Woche noch heute sennight oder sennit (statt seven nights) und den Zeitraum von vierzehn Tagen fortnight (statt fourteen nights).

Eine andere nach Norden deutende Grundanschauung aller arischen, nach Süden gezogenen Völker besteht darin, daß sie die Heimat ihrer

Götter auf einen Berg im hohen Norden versetzten. Die Inder bezeichneten dies dadurch, daß sie sagten, der große Wagen, der Wagen der Aryas (Arya ratha), d. h. das Sternbild des großen Bären, umkreise beständig den Gipfel des nordischen Götterberges, und der Nordpol steht in der That für die Inder einen großen Teil des Jahres so tief am Horizonte, daß man dabei wohl an einen von den sieben Sternen umkreisten Berggipfel denken konnte. Der Ararat der Armenier und Perser scheint nach Lenormant sogar nach dem Himmelswagen (arya ratha) benannt. Freilich nahmen auch die Assyrer und Semiten diesen Nordberg der Arier als Göttersitz an (Jesaias XIV. 14). Die Argumente der Jahresrechnung nach Wintern und des ruhenden Polberges könnten natürlich auch für nördliche asiatische Ursitze geltend gemacht werden und dies ist auch vielfach geschehen. Aber alle derartige Spekulationen scheitern an der Thatsache, daß die in Indien eingetretenen Arier sich der schwarzhaarigen Urbevölkerung als ein blondes Volk gegenüberstellten, welches so eifersüchtig auf seine Rassenreinheit hielt, daß ihm in Manus Gesetzbuch sogar verboten ward, mit rothaarigen (weil der Blutmischung verdächtigen) Landeskindern eine Ehe einzugehen. Nun birgt heute ganz Asien, mit Ausnahme einiger wenigen beschränkten Bezirke, in denen man Reste der alten arischen Einwanderung wiederfindet, und deren Idiom auch dem arischen verwandt geblieben ist, nirgends eine zusammenhängende blonde Bevölkerung, ja noch mehr, wir wissen aus den Erfahrungen der Engländer in Indien, daß blonde Rassen dort nicht gedeihen, sondern schon nach wenigen Generationen aussterben. Wenn wir dem entgegenhalten, daß Europa, bevor es starken asiatischen Einwanderungen ausgesetzt gewesen und noch in späten Römerzeiten, bis in sein Herz, bis nach Thrakien und an die Römergrenzen blondes Land gewesen ist, so müssen wir denen, welche in noch früheren Zeiten die blonden Arier aus Asien nach Europa wandern lassen, die Frage vorlegen, ob denn die beiden Nordhälften der alten Welt ihre Natur, Bewohnerschaft, Klima und alles seitdem völlig vertauscht haben können?

Der erste Gelehrte, der diesen Widerspruch tiefer empfand, scheint der Engländer Latham gewesen zu sein, welcher in seiner Ausgabe der „Germania“ des Tacitus 1851 den drastischen Ausspruch that, die Arier oder Germanen aus Asien herzuleiten, das wäre für einen Ethnologen ungefähr ebenso schlau, als wenn ein Herpetologe die Reptilien Englands aus Irland herleiten wollte, wo es fast gar keine giebt und weder Kröten noch Schlangen vorhanden sind. Wenn wir uns irgend einen Begriff von der Entstehung der Menschenrassen machen sollen, so leiten uns alle Er-

fahrungen dahin, daß sie von einem gewissen Himmelsstrich, Klima, Bodenbeschaffenheit, Nahrung u. s. w. hervorgebracht wurden, und daß diese bestimmte Zone auch in der Folge, wenn nicht gewaltsame Veränderungen eintreten, dasjenige Land bleiben wird, wo die ihm angehörige Rasse am besten gedeiht.

Wenn Völker, die ihre nächsten Stammverwandten in Asien haben, wie die Finnen und Ungarn, in Europa ansässig geworden sind, so beobachten wir an den Grenzen ihrer Gebiete, da wo sie mit einer blonden Urbevölkerung in Berührung treten, ein allmähliches Verblassen ihrer von den Nachbarn so verschiedenen Rassenmerkmale, sie werden zuletzt vielleicht völlig blond, und umgekehrt würde es blonden europäischen Stämmen in Berührung mit dunklen asiatischen gehen. Es ist das wohl keine Veränderung der Rasse durch das verschiedene Klima; denn solche Veränderungen pflegen nicht so schnell vor sich zu gehen, und wir wissen aus unserer täglichen Erfahrung mit den Juden, wie beständig sich Rassen in fremden Ländern erweisen, wenn sie dort ausdauern können und sich der Blutmischung enthalten.* Der Vorgang, durch welchen die eben berührten Veränderungen hervorgebracht werden, ist ein anderer, und man kann ihn, wie ich dies schon vor Jahren gethan habe, als klimatische Auslese oder Zuchtwahl bezeichnen. Es scheint ein in allen Gegenden der Welt bewährtes und auch unschwer zu begreifendes Naturgesetz zu sein, daß eine von weither gekommene und, falls die Wanderung nicht von einem Lande mit ähnlichem Klima oder Breitengrade ausging, dem neuen Klima fremde Rasse, sobald eine Vermischung stattfindet, mit der Zeit vollständig von denjenigen Elementen aufgesaugt werden wird, die, weil dort zu Hause, dem Klima besser angepaßt sind. Auch ist wohl ohne weiteres klar, daß das Klima in den Nachkommen eines Mischvolkes diejenigen Rassenelemente begünstigen wird, die ihm am besten entsprechen, so daß die Mischung gleichvieler Personen der dunklen und der blonden Rasse, wenn alle übrigen Bedingungen gleich sind, in einem nordischen Lande mehr blonde, in einem südlichen Lande mehr brünette Nachkommen liefern wird. Bis zu einem gewissen Grade ist dieses Naturgesetz durch die von Decandolle angeregten Untersuchungen über die Erblichkeit von Rassenmerkmalen bereits bestätigt worden, sofern sich ergab, daß in romanischen

* Ich bitte, hier nicht die blonden Juden anzuführen, die nach Virchows Untersuchungen einen hohen Prozentsatz erreichen; denn Palästina war, als die Juden dort eindrangen, von einem blonden, blauäugigen Volke, den Amoritern, bewohnt, von denen später die Rede sein wird.

Ländern die braunen, in germanischen Ländern die blauen Augen häufiger vererbt werden.

Im allgemeinen kann kein Zweifel darüber sein, daß das dunkle Pigment in Oberhaut, Haar und Augen in einer ganz bestimmten Beziehung zur vermehrten Sonnenstrahlung stehen muß; denn das zeigt sich nicht nur beim Menschen, sondern auch bei Tieren. Auf diesen Umstand hat besonders Wallace, der so lange in Indien gelebt hat, aufmerksam gemacht. In seiner 1887 erschienenen Schrift über Indien sagt er, von den Haus- und Arbeitstieren ausgehend, daß, wenn auch das Haarkleid derselben ganz weiß sei, immer nur wenige Stücke in der Heerde vorhanden wären, deren Haut unter diesem Haarkleide nicht dunkel pigmentiert wäre. Ein Arbeitstier mit weißer Haut wird von den Eingeborenen erfahrungsgemäß als schwach bezeichnet, und es ist dort bekannt, daß indische Rinder mit schwarzer Haut viel besser in der Sonne arbeiten können, als solche mit weißer. Für hellhäutige Tiere liegt die Gefahr viel näher, stark von der Sonne verbrannt zu werden, so daß ein Ausschlag entsteht, und demgemäß ist die Haut der Schafe, Schweine, Büffel und Pferde, welche in Indien als Haustiere gehalten werden, meist schwarz oder wenigstens dunkel gefärbt. Die besseren Schafrassen besitzen zwar auch dort eine weiße Haut, doch darf man nicht vergessen, daß diese ja von einer dichten Wollschicht bedeckt wird; immerhin ist auch bei ihnen der Kopf als der gegen Besonnung empfindlichste Körperteil gewöhnlich schwarz gefärbt. Die schwarze Farbe der Haut verursacht zwar eine schnellere Aufnahme der strahlenden Wärme, giebt dieselbe aber auch leichter wieder ab und schützt jedenfalls die darunter liegenden empfindlicheren Gewebe.

Wir sehen, daß auch die physischen und biologischen Bedingungen dazu drängen, die blonde Menschenrasse als ein Erzeugnis der dem Pole näheren Länder anzusehen, deren im Sommer sehr feuchte Luft dem Sonnenstrahl die Kraft nimmt, selbst der unbedeckten Haut sofort zu schaden. Auf dem „Dach der Welt," woselbst die Sonnenstrahlung im Sommer wegen der ausnehmenden Trockenheit der Luft beinahe die höchsten Grade erreicht, die irgendwo vorkommen, können höchstens dunkelhäutige Menschen ihre Heimat gehabt haben, blonde würden dort kaum leben können. Daher die jetzt so oft erörterte Erfahrung, daß dunkle romanische Rassen sich in warmen Ländern viel leichter acclimatisieren als blonde germanische, und daß für diese die größte Gefahr besteht, dem Sonnenstich zu erliegen, wenn sie beispielsweise auf einer Reise in Ägypten nur für kurze Zeit das Haupt entblößen und den Sonnenstrahlen aussetzen. Die Gründe sind so einfach, daß Virchows Aufstellung besonders „vulnerabler Rassen"

ganz überflüssig erscheint. Schon Tacitus meldet von den Germanen, daß sie trotz ihres starken Körpers zweierlei nicht zu ertragen im stande seien, nämlich Hitze und Durst; an Kälte und Hunger seien sie wegen der Beschaffenheit ihres Himmels und Bodens besser gewöhnt. In demselben 4. Kapitel seiner Germania betont er die nicht durch Vermischung mit anderen Völkern getrübte Reinheit ihrer blonden, „nur sich selbst gleichen" Rasse. Denn damals hatte Deutschland noch bis in seine südlichen Grenzen eine blonde Bevölkerung.

Wie aber, darf man fragen, konnten die Arier, wenn sie schon aus Norden gekommen sein müssen, damals die Sonnenglut Persiens und Indiens ertragen, ohne ihr schnell zu erliegen und alle Thatkraft einzubüßen? Die Antwort lautet, weil sie langsam vorwärts drangen und sich stufenweise, nur in großen Zeitzwischenräumen weiterziehend, den südlichen Klimaten allmählich anpaßten. Sicherlich sind mehrere hundert Jahre, vielleicht ein Jahrtausend vergangen, bevor die von ihrer kalten und unwirtlichen Heimat ausgestoßenen blonden Eroberer in Indien eindrangen, und wir wissen nunmehr aus den ethnologischen Studien, welche Flinders Petrie in den letzten Jahren auf ägyptischen Denkmälern angestellt hat, daß dies nicht ihr einziger Weg gewesen ist, daß vor drei bis vier Jahrtausenden blonde oder rothaarige Völker mit blauen Augen auch wiederholt an den Grenzen des alten Pharaonenreiches erschienen sind. Die Amoriter Palästinas sowohl, von deren Größe und Stärke die Bibel soviel zu erzählen weiß, wie die Bewohner Libyens werden uns dort als blonde oder rothaarige Stämme mit blauen Augen in mehr als dreitausend Jahre alten Malereien vorgestellt, und aus den Gräbern von Biban-el-moluk in der Gegend des alten Theben, die dem 14. und 15. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung angehören, hat Brugsch farbige Zusammenstellungen der damals bekannten vier Menschenrassen bekannt gemacht, welche den Semiten mit rotbrauner Hautfarbe als Rot d. h. Mensch im allgemeinen bezeichnen, daneben einen gelbhäutigen, schwarzhaarigen und schwarzäugigen Mann mit der Unterschrift Aamu d. h. Asiat, einen Neger (Nehasin) und endlich einen blonden, blauäugigen Mann mit der Unterschrift Tamhu oder Tamehu d. h. Mensch der Nordwelt. Wir können sogar den Weg verfolgen, den die Tamehus des Nordens von den baltischen Küsten an der Westküste Frankreichs und Portugals nach der Südküste Spaniens nahmen, um bei Gibraltar überzusetzen und längs der Nordküste Afrikas an die Grenzen Ägyptens zu gelangen; denn dieser ganze Weg ist mit wechselnder Dichtigkeit durch dieselben megalithischen Denkmale (Cromlechs, Dolmen und Menhirs) bezeichnet, wie sie sich an

den Ufern des Baltischen Meeres erheben, und sie geben uns gleichzeitig Kunde, daß das Vorrücken nicht in Form einer ununterbrochenen Wanderung nach Süden geschah, sondern als allmähliches Weiterdringen einer strandliebenden, seetüchtigen Küstenbevölkerung aufzufassen ist. Darauf wird später zurückzukommen sein.

Diese Massen blonder Völker, die vor Jahrtausenden, vielleicht durch eine Verschlechterung des Klimas gedrängt, in geschlossenen Reihen und auf verschiedenen Wegen nach dem Süden vordrangen und von deren Ankunft Bilder und Schriften der dort ansässigen dunkelhaarigen Kulturvölker Kunde geben, sind heute dort bis auf geringe Reste völlig wieder verschwunden. Und dies ist einer der besten Beweise dafür, daß sie nicht Kinder eines südlichen Klimas waren. Ein Teil ging durch Vermischung mit der dunklen Rasse unter, und klimatische Krankheiten thaten das ihrige, um den Rest der nicht nach dem neuen Klima gearteten Nachkommenschaft auszurotten. Auf diesem Gesetz der klimatischen Auslese, welches seine Paragraphen gegen alle Auswanderer verhängt, die einen ihrer Heimat unähnlichen Himmelsstrich zur bleibenden Wohnung aufsuchen, beruht der sicherste Schluß, daß das blonde Rassen-Element auch in der Vorzeit da heimisch gewesen und von da gekommen sein muß, wo es sich noch heute in reinster, dichtester und gesundester Entwickelung erneut. Asien müßte ehemals ein ganz anderes Klima gehabt haben, wenn es diese, nur in dem wasserreichen nordischen Europa gedeihende Rasse ehemals erzeugt haben sollte; aber wir werden sehen, daß auch die sprachliche Zurückbesinnung uns der Mühe überhebt, eine solche gekünstelte Annahme zu machen.

Indessen sind die blonden Auswanderer durchaus nicht vollständig in den heißen Gegenden, in die sie eindrangen, erloschen, sie haben sich oasenhaft an manchen Punkten der Straße sowohl, wie des Endes ihrer Wanderung erhalten, und zwar meist dadurch, daß sie sich ins Gebirge zurückzogen, dessen Klima dem heimatlichen näher stand, und von Vermischung mit der dunklen, sie umwohnenden Rasse zurückhielten. Auf dem Wege nach Indien sind die Osseten des Kaukasus, obwohl sie sich Ir oder Iron (d. h. Arier) nennen, zwar keine unvermischte blonde Rasse mehr; aber blaue Augen, blondes und hellbraunes Haar sind noch häufig bei ihnen anzutreffen, am häufigsten freilich rotes. In Armenien, der angeblichen Wiege der Arier, sind keine Spuren von Blondheit mehr zu finden, und in dem ehemaligen Ariana, d. h. in Persien und Iran, hat nur noch das Bergvolk der Kurden die blonde Rasse und den wilden Unabhängigkeitsdrang der arischen Eroberer rein erhalten. Sehr lehrreich ist das Verhalten der Kafirs oder Siah Posch, welche auf dem hohen Gebirge

über den Afghanen leben, eine dem Sanskrit verwandte Sprache sprechen, und zwar nicht mehr „hochblond“ sind, wie Prichard in seiner „Naturgeschichte des Menschen“ behauptet, aber von allen Völkern Südasiens noch die deutlichsten Spuren der ehemaligen arischen Blutauffrischung zeigen. Prichard glaubte, daß sie, „weil sie ein hohes und kaltes Land bewohnen, die sanguinische oder hochblonde Komplexion der nördlichen Europäer haben,“ aber wir müssen uns nach den jetzt vorliegenden Erfahrungen begnügen, dem kühlen und waldreichen Gebirgslande die Erhaltung des arischen Typus zuzuschreiben.

Wir begegnen nämlich ähnlichen versprengten Resten der blonden Rasse in allen ehemals von ihr besiedelten Gebieten, aber immer nur im Gebirge. Während die blonde Rasse in Nordafrika, von welcher die alten Ägypter so oft berichtet haben, von der einheimischen Bevölkerung völlig aufgesaugt ist, so daß man nur noch bisweilen, wie durch eine Art Atavismus, unter den Berbern blonde Kinder auftreten sieht, hat sie bei den Kabylen, welche die Vorberge und Ausläufer des Atlasgebirges bewohnen, und deren Unterwerfung den Franzosen so viele Schwierigkeiten verursachte, eine unverkennbare Nachkommenschaft zurückgelassen. „Die Kabylen,“ sagt A. H. Sayce, „bereiten demjenigen, der sie zum erstenmal erblickt, eine große Überraschung. Ihre mit Sommersprossen bedeckte weiße Haut, ihre blauen Augen und blonden Haare erinnern ihn an die sogenannten „roten Kelten,“ denen er in irgend einem irischen Dorfe begegnet sein mag. Sie stehen im Rufe eines hohen persönlichen Mutes und einer großen Liebe zur Unabhängigkeit, obwohl sie gleichzeitig ein geordnete Zustände liebendes Volk zu sein scheinen. Außerdem besitzen sie zwei charakteristische Züge der hellen Rasse Europas. Sie sind Bergbewohner, denen augenscheinlich das Klima der nordafrikanischen Ebene zu heiß ist, und sind durch ihren hohen Wuchs ausgezeichnet.“

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse auf Kreta, welches in alter Zeit von Griechenland aus, und namentlich durch Dorier kolonisiert worden war. Während die Ebene eine dunkle Bevölkerung birgt, leben auf den weißen Bergen, die zum Teil auf 2470 Meter Höhe ansteigen, die Ackerbau treibenden Sphakioten, ein stolzes, tapferes und waffengeübtes Volk, welches fast durchweg hohe Gestalten mit blauen Augen, blonden Haaren und blühender Gesichtsfarbe aufweist. Sie sind freilich auch so eifersüchtig auf die Reinheit ihres Blutes, daß Sohn wie Tochter, wenn sie sich im Niederlande mit der brünetten Urbevölkerung verheiraten, damit aus ihrem Stammverbande ausscheiden. Es mag nun auf den ersten Anblick sonderbar klingen, daß diese blonden Leute aus Griechenland gekommen sein sollen,

wo weder in den ältesten Zeiten, noch heutzutage von einer blonden Bevölkerung die Rede sein könnte. Aber in seinem heroischen Zeitalter, in den Tagen „Homers" bildete in Griechenland die von Norden her eingewanderte Aristokratie, die Krieger- und herrschende Kaste ein blondes Volk inmitten der brünetten Urbevölkerung. Nicht nur die Schönheitsgöttin, Pallas Athene, Demeter und der ewig jugendliche Apoll werden von den alten Schriftstellern beständig blond geschildert, auch den vornehmsten Helden des trojanischen Krieges, dem Menelaos, Achill, Odysseus, sowie dem Meleager werden von Homer ausdrücklich blondes Haar beigelegt, ja nach Passow blieb auf der attischen Bühne blondes Haar das aus alten Zeiten hergebrachte Vorrecht der Helden aus edlen Geschlechtern.

Noch überzeugendere Beweise liefert die polychrome Kunst der Griechen; denn wie Treu in seiner Schrift „Sollen wir unsere Statuen bemalen?" (Berlin 1884) anführt, zeigen die aus der besten griechischen Zeit stammenden Terrakotten gewöhnlich rotblondes Haar und blaue Augen. Unter den vielen Tausenden griechischer Terrakotten, die man zu Tanagra in Böotien ausgegraben hat, und die übrigens nicht wie heute als Nippsachen, sondern als Votivgeschenke an die Götter und als Gräberbeigaben dienten, kommt fast niemals eine andere als die goldige Haar- und die blaue Augenfarbe vor, außer für Personen, die ausdrücklich einer niederen Stufe zugeteilt werden sollten, wie Sklaven, Diener, Satyrn u. s. w. Von dieser Blondheit der Griechen in ihrer großen Zeit sind heute nur noch spärliche Reste vorhanden; auch hier wurde die eingewanderte blonde Rasse von der schwarzen Urbevölkerung allmählich aufgesaugt. Unter 1172 Neugriechen, die der Chefarzt der griechischen Armee Dr. Ornstein gemustert, fanden sich nur 65 Blauäugige und unter diesen wiederum nur 26, die dazu noch blondes Haar und weiße Haut aufwiesen; die Zahl der Grauäugigen betrug 193, darunter aber nur 12 blonde mit weißer Haut. Dagegen stieg die Zahl der Braunäugigen auf 914 Vertreter. Zu ähnlichen Ergebnissen kam Dr. Clon Stéphanos bei der Musterung einer noch größeren Zahl von Soldaten; nur im Gebirge haben sich, wie auf Kreta, reichlichere Reste der ehemaligen blonden Einwanderung erhalten. (Penka II. 107—108.) Auf der letzten Anthropologischen Jahresversammlung (1890) hat Schaaffhausen die Blondheit als ein Erzeugnis der Kultur und Entwickelung hingestellt, wenn die Zeitungsberichte, die mir während des Druckes dieser Zeilen zu Gesichte kommen, richtig berichten. Das wäre eine sonderbare Folgerung, den brünetten oder schwarzhaarigen Kulturvölkern des Altertums gegenüber, die nur ein „blondes Barbarentum" kannten. Es liegt jedoch ein Körnlein Wahrheit darin, sofern die blonde

Rasse körperlich und geistig den höchsten Gegensatz zu den niederen Rassen darstellt. Ehe wir aber der Frage nach der Urheimat der Arier noch von anderer, als der klimatischen und physiologischen Seite näher treten, wird es zweckmäßig sein, einen Blick auf das Verhalten der blonden Rasse im gegenwärtigen Europa zu werfen.

3. Verhalten der blonden Rasse im geschichtlichen Europa.

Im vierten Kapitel seiner „Germania," ebenda, wo er von der Unfähigkeit der Deutschen, Hitze zu ertragen, spricht, sagt Tacitus, nach Abweisung der Meinung, daß die Germanen aus Süden gekommen und in ihre unwirtliche Heimat eingewandert sein sollten: „Ich selbst trete der Meinung derjenigen bei, welche dafür halten, daß Germaniens Stämme, unvermischt durch Verheiratung, stets eine reine, nur sich selbst gleiche Völkerschaft gewesen sind. Daher auch der Körper Beschaffenheit (obwohl in so großer Zahl von Menschen) bei allen dieselbe: trotzige blaue Augen, rötliches Haar, große und nur zum Angriff tüchtige Körper." Wenn man diese Zeilen aufmerksam und genau betrachtet, so erkennt man, daß sie nicht mehr und nicht weniger enthalten, als die Aufstellung einer besonderen Menschenrasse, sehr verschieden von der, die er bisher gekannt. Auch unter den Römern gab es ja ab und zu blonde Leute, aber so viel mehr brünette in allen Abstufungen, so viel Verschiedenheiten des Wuchses und der Größe, daß es scheint, es sei ihm angesichts dieser kompakten Gleichheit der äußeren Erscheinung, wie er sie bei den Deutschen fand, zum erstenmal der Begriff einer reinen Rasse aufgegangen.

So war den Germanen im Morgenrot ihrer Geschichte eine Artigkeit gesagt worden, die sie selber später ganz vergessen haben. Denn eine nur sich selber gleiche, einzige und unvermischte Rasse darzustellen, ist gewiß etwas Annehmbares. Aber obwohl die Ethnologen bei der Aufstellung der verschiedenen Menschenrassen anfangs den Fehler der Botaniker wiederholten und bei der Abgrenzung ihrer Gruppen von einem einzelnen Merkmal, wie Sprache, Hautfarbe, Schädelform, Haarbeschaffenheit u. s. w. ausgingen, wollte man doch auf den Vorschlag des Tacitus, die Blonden zu einer besonderen Rasse zu erheben, nicht eingehen, und dies erklärt sich

eben, weil man heute nicht mehr einer reinen, geschlossenen Rasse gegenübersteht, vielmehr ihre Kennzeichen mit den verschiedensten Schädelformen und Körpergrößen vereint findet. Denn in der Fähigkeit der verschiedensten Menschenrassen, sich fruchtbar miteinander zu vermischen, und eine gemischte Nachkommenschaft zu hinterlassen, bei der die Rassenmerkmale der Eltern verwischt oder gegeneinander abgeglichen erscheinen, liegt für den Forscher die Quelle der größten Schwierigkeiten, zumal in unserer Zeit der Eisenbahnen, der gefallenen Standesvorurteile und der beschleunigten Durchdringung der Völker und Familien. Da der seit Urzeiten bethätigte Wandertrieb der Germanen dafür gesorgt hatte, daß es Blonde in der ganzen Kulturwelt giebt, so neigte man dazu, in ihnen nur eine leichte Farbenvarietät, ja wohl gar dem Zeugnisse der gesamten Geschichte entgegen, eine vom Nebel des Nordens ausgebleichte, krankhafte Menschenspecies zu erkennen. Und das angesichts der statistisch festgestellten Thatsache, daß die blondeste Rasse Europas, die Skandinavier, zugleich und seit Urzeiten die im Wuchse größte und fruchtbarste von allen ist!

Erst Huxley erkannte, daß mit der Blondheit doch eine ganz andere Leibesbeschaffenheit, ein verschiedenes Naturell und Wesen verbunden ist, als mit dem brünetten Typus, und schlug daher vor, die kaukasische Rasse Blumenbachs, die immer noch die Wissenschaft beherrscht, in zwei Unterrassen zu teilen, die örtlich und physisch geschieden sind, so viele Übergänge sich auch im Laufe der Zeiten gebildet haben, in Hellfarbige oder Blonde (Xanthochrooi) und Dunkelfarbige oder Brünette (Melanochrooi). Ein nicht zu den Fachleuten gehöriger Ethnologe, Th. Pösche, hat dann in seinem Buche über „Die Arier“ (1878) zuerst die blonde Rasse als solche aufgestellt, und es ist Aussicht, daß die Fachmänner, wie es Ecker und Lindenschmit bereits gethan, diesen Schritt bald allgemein billigen werden, wenn sie auch über Pösches Phantasie, daß diese Blaßgesichter in einem Tiere und Pflanzen entfärbenden Sumpflande entstanden wären, zur Tagesordnung übergehen werden. Denn wenn auch die hellere Pigmentierung der Oberhaut und Hautgebilde nur ein Oberflächen-Charakter zu sein scheint, eine Depigmentierung dieser Organe, der alle Rassen anheimfallen können und die bei den sogenannten Albinos oder Kakerlaken, welche in allen Weltteilen vorkommen, ihren Gipfel finden würde, so zeigt sich bei näherer Betrachtung doch, daß die Blondheit ursprünglich nur mit einem bestimmten Wuchs, und zwar dem größten in Europa vorkommenden, und mit einer ebenso bestimmten, gestreckten Schädelform, derjenigen der Langköpfe (Dolichokephalen) verknüpft ist.

Die Albinos sind offenbar krankhafte Personen, deren Gebrechen darin

besteht, daß sich in ihren Oberhautgebilden gar kein Pigment erzeugt, so daß die Iris der Augen vom durchscheinenden Blut rötlich erscheint, und das Haar von Jugend auf so schneeweiß aussieht, wie es bei gesunden Menschen erst im Alter wird, wenn die Pigmentbildung im Haar bei Blonden und Brünetten aufhört. Bei den hellsten Blonden ist aber ebensowohl wie bei den rotblonden, braun- und schwarzhaarigen Menschen ein wirkliches Pigment vorhanden, und so vergänglich diese Färbungen den Merkmalen von Schädel und Gerüst gegenüber auch im Grabe sind, so waren sie doch für die Mitlebenden auffällig und anziehend genug, um aufgezeichnet zu werden, und die Geschichte der Arier hätte niemals in die Zeiten der Vergangenheit rückwärts verfolgt werden können, wenn sie der großen Zahl der brünetten Völkerrassen angehört hätten. Denn von der Erscheinung der meisten Völker der Vergangenheit erfahren wir aus geschichtlichen Aufzeichnungen eben nicht viel mehr als die Erwähnung der Statur und der Farbe von Haar und Augen. Diese Färbungen hängen dem Anscheine nach von drei verschiedenen Farbstoffen ab, einem durchsichtigen gelben, welcher das rein blonde Haar färbt, und zwei körnigen roten und schwarzen. Entwickeln sich neben dem gelben geringe Mengen der letzteren, so entstehen die gold- oder sandgelben Schattierungen, während geringe Mengen des schwarzen neben dem roten genügen, kastanienbraune Färbungen hervorzurufen. Das rote und schwarze Pigment scheinen in näherer Beziehung zu einander zu stehen; denn durch Behandlung mit verdünnter Schwefelsäure gewann Sorby, der sich besonders mit der chemischen Seite der Frage beschäftigt hat, aus einem sehr schwarzen Negerhaar ebensoviel rotbraunen Farbstoff, wie aus dem gleichen Gewicht eines brandroten Europäer-Haares. Diese Thatsache ist für die Rassenfrage von großer Tragweite; denn sie erklärt nicht nur das Verfahren der alten Gallier und Venetianerinnen aus der Zeit Tizians, ihr schwarzes Haar durch ätzende Chemikalien rotblond zu färben, sondern auch das häufige Auftreten rothaariger Kinder bei der Mischung blonder und schwarzer Rassen.

Das Nachdunkeln der in jüngeren Jahren oft helleren Haarfarbe erklärt sich wohl meist durch eine Vermehrung der dunkleren Pigmentkörner, und man bemerkt etwas Ähnliches an den Augen, die auch bei später brünetten Kindern in der ersten Jugend oft blau sind. Diese Bläue entsteht durch die Unterlage eines dunkleren Pigments unter der halb durchsichtigen Regenbogenhaut; wenn sich aber später die Pigmentkörner vermehren und mehr zur Oberfläche dringen, wird das Auge braun oder schwarz, und man darf diesbezügliche statistische Erhebungen deshalb nicht

an ganz jungen Kindern vornehmen. Grünliche Augen pflegen dem blonden Typus anzugehören, während die gelbbräunlichen meist nur dem brünetten zukommen. Doch finden sich ausnahmsweise selbst bei dunkelbrünetten Leuten blaue Augen.

In größter Dichtigkeit begegnet man einer blonden Bevölkerung noch heute in Skandinavien. Nach einem 1889 veröffentlichten Bericht von Abbo und Faye ergiebt sich, daß Norwegen eine höhere Zahl von helläugigen Bewohnern (nämlich 97,25 Prozent) aufweist, als irgend ein anderes Land der Welt. Flachshaar kommt bei 57,25 Prozent der Bevölkerung in den nördlichen Provinzen vor, während rein schwarzes Haar nur bei 2 Prozent und rotes gar nur bei 1,5 Prozent gefunden wird. Bei den Schweden, Dänen, den Deutschen der Nordküsten, namentlich den Friesen ist ebenfalls der Prozentsatz der Blonden ein sehr hoher, in England gilt dies nur für gewisse Provinzen, während andere schon in prähistorischen Zeiten von dunkelhaarigen Rassen bevölkert wurden. In Deutschland ist in dem letzten Jahrzehnt eine sehr genaue Statistik der Schulkinder durchgeführt worden, bei welcher nur diejenigen als blond gerechnet wurden, bei denen sich blaue Augen und hellblondes Haar vorfanden. Es wurde nach dem von Virchow 1885 in den Schriften der Berliner Akademie mitgeteilten Zählungsergebnis festgestellt, daß sich die Höchstzahl der Blonden in Norddeutschland (43,3—33,6 Prozent) vorfindet, wo in einem Bezirke Oldenburgs die Zahl sogar auf 56 Prozent steigt. Von da findet eine Abnahme sowohl nach Süden wie nach Westen statt, weniger schnell nach Osten; denn die Provinz Posen weist noch dasselbe Verhältnis (36 Prozent) wie Sachsen auf. In Mitteldeutschland fällt die ermittelte Zahl von 32,5 bis 25,3 Prozent und in Süddeutschland von 24,5 bis 18,4 Prozent, wobei das höchste Steigen des brünetten Typus in Niederbayern (nicht im Gebirge) gefunden wird und bis auf 25 Prozent anwächst. Die Zunahme der Mischformen steht in einem ähnlichen Verhältnis.

Trotz dieser starken Vermehrung der rein Brünetten und der ihnen zuneigenden Typen in Süddeutschland, bleibt Deutschland unter allen Staaten Mitteleuropas auch in seiner jetzigen Gestaltung noch immer die Heimat der Blonden; denn es fanden sich in ihm überhaupt 31,80, in Österreich 19,79, in der Schweiz nur noch 11,10 Prozent blonde Schulkinder. Sehr merkwürdig ist in der Schweiz die Herrschaft des grauen Auges, in welchem man das Kennzeichen einer völligen Verschmelzung des blonden und brünetten Typus zu einer gewissermaßen neuen Rasse sehen will. Im Kanton Unterwalden ergaben sich für Dreiviertel der Bevölkerung graue Augen. Die rein Brünetten auf der anderen Seite erreichten

in Belgien 27,50, in der Schweiz 25,70, in Österreich 23,17 und in Deutschland nur 14,5 Prozent.

Diese von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft angeregten Feststellungen hatten ihre erste, wenn auch nebensächliche Veranlassung in einer Behauptung französischer Ethnologen gefunden, nach welcher der eigentliche germanische Typus, als welcher seit jeher der blonde gegolten hat, in Süddeutschland zu Hause sein sollte, während Norddeutschland (nach A. de Quatrefages) von einem brünetten Mischvolk bewohnt sein sollte, welches aus finnischen und slavischen Stämmen hervorgegangen sei. Das Verhalten der Finnen und Slaven ist ein sehr wichtiges in der Rassenfrage, schon deshalb, weil einige Anthropologen die Finnen nicht nur zu den Vätern der alten Preußen, sondern wie Isaak Taylor sogar zu den Urariern haben stempeln wollen. Nach einem alten ethnologischen Märchen, dem selbst Virchow eine Zeitlang Glauben geschenkt hat, sollte sich unter den Finnen nicht nur vorwiegend Blondheit, sondern auch dieselbe Kopfform vorfinden, wie bei den Skandinaviern und Deutschen, obwohl ihre Sprache nicht zum indogermanischen Stamme gehört. Diese Annahme ist jedoch in neuerer Zeit von russischen, schwedischen und deutschen Forschern gründlich widerlegt worden. So sagt Mainow, „daß man von Jugend auf gehört habe, die Finnen seien blond, und man habe das geglaubt. In Wirklichkeit sei jedoch das Gegenteil der Fall: die Untersuchungen Ahlquists hätten die Schwarzhaarigkeit der Ostjäken und Vogulen dargethan, Castrén habe sich überzeugt, daß unter den Samojeden blonde Haare selten seien, dasselbe habe er (Mainow) bei den Mordvinen gefunden, und unter den Tschuden, Karelen, Magyaren und Lappen (d. h. bei allen Hauptvertretern der ugrofinnischen Familie) zeige sich das nämliche.“ (Penka I. S. 63.) Immerhin ist es beachtenswert, daß sich bei einer turanischen Rasse, die in Innerasien stets schwarzhaarig gefunden wird, an den Grenzen der skandinavischen und germanischen Länder so viele Blonde finden, um jene Sage aufkommen zu lassen. Diese Erscheinung wird aber verständlich durch das Jahrtausende hindurch fortgesetzte Beieinanderwohnen und Vermischen von skandinavischen und germanischen Stämmen mit denselben und entspricht den zahlreichen arischen Lehnworten ihrer Sprache.

In noch höherem Grade als bei den Finnen hat die Mischung mit germanischen Völkern Typus und Sprache der Slaven verwandelt. Unter den Russen wie unter den Polen wiegt das blonde Element stark vor, und merkwürdigerweise zählen einige Ostsee-Provinzen, in denen die Slaven lange Zeit hindurch gesessen haben, heute wieder zu den Blondesten Nord-

deutschlands. Es erklärt sich dies teilweise durch eine starke Rückströmung des germanischen Elementes von Westen her, andererseits muß man einräumen, daß die Nordslaven der Verschmelzung mit der blonden Rasse weniger Widerstand entgegensetzen als jede andere. Der tiefere Grund ist wahrscheinlich darin zu suchen, daß sie schon seit jeher eine Übergangsrasse darstellten, die, in Südrußland zwischen germanischen und ugrofinnischen Stämmen eingekeilt, im Westen zu dieser, im Osten zu jener hinüberneigten. Wie die Fauna oder Flora des einen Gebietes nicht plötzlich an den auf der Karte gezeichneten scharfen Grenzen der Länder in eine andere übergeht, sondern durch Übergänge vermittelt wird, so können wir uns auch die Entstehung der Rassen, an der doch neben der Abstammung sicherlich auch Klima und geographische Lage beteiligt waren, nicht unvermittelt denken, außer wo etwa weite Meere und unübersteigliche Gebirgsketten die Gebiete abgrenzen, und so müssen wir es uns erklären, wenn wir auch unter den Völkerrassen leichter verschmelzbare Übergangsrassen finden.

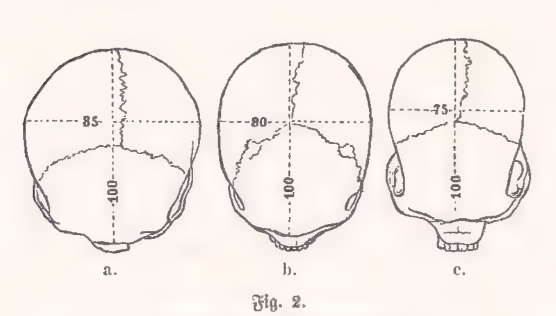


Fig. 2.
Scheitelansichten von Schädeln.
a. Samojede (Brachykephal). b. Europäer (Mesokephal). c. Neger (Dolichokephal mit vorstehendem Gebiß). Nach Alsberg „Anthropologie."

Aus alledem ergiebt sich, daß Blondheit oder dunkles Haar keine ausschließende Bedeutung in den Rassenfragen haben, und daß andere Kennzeichen hinzukommen müssen, um eine Rasse zu umgrenzen. Hierbei zeigt sich nun für die Auseinanderhaltung der europäischen Rassen im besondern die Form der Gehirnkapsel von Bedeutung. Man unterscheidet demnach zunächst Langköpfe (Dolichokephalen), bei denen die Länge der Schädelkapsel gegen die Breite bis auf ein Verhältnis von 100:67 und darüber steigen kann, und Kurzköpfe (Brachykephalen), bei denen die Breite bis auf 80:100 und darüber, doch niemals bis zu völliger Gleichheit steigt. Der Kürze halber nimmt man die Länge ein- für allemal auf 100 an, und braucht dann nur das Breitenverhältnis anzugeben, um die Form mit einer Zahl zu kennzeichnen. Zwischen diese beiden Endformen, welche schon Retzius aufgestellt hatte, schieben sorgfältige Schädelforscher noch eine Zwischenform, die der Mittelköpfe (Mesokephalen), von 75—80 gerechnet, ein, die begreiflicherweise von viel geringerer Bedeutung als Unterscheidungs-

mittel ist, aber Aufmerksamkeit verdient, wenn der Verdacht einer Mischung der weiter auseinander liegenden Formen vorliegt. (Vergl. Fig. 2.)

Die blonde germanische Rasse zeichnet sich ebenso wie die brünetten Südeuropäer und Neger durch lange Schädelform aus, die ugrofinnischen, mongolischen und die meisten mittelasiatischen Stämme durch kurze, breite, d. h. der Rundung näherstehende Schädel, so daß das Breitenverhältnis bei den Finnen nach Mainow im Mittel auf 78,59, bei den Lappen auf 81,61, den stammverwandten Magyaren auf 82—83 und bei den Tschuden gar auf 83,37 steigt. Da nun unter den nordischen Völkern der alten Zeit ziemlich allgemein der Langschädel mit Blondheit, der Kurzschädel mit dunkler Haarfärbung verbunden ist, so dürfen wir da, wo sich an den Grenzen der Rassengebiete Blondheit mit kurzen oder mittleren Schädeln verbunden zeigt, ziemlich sicher auf Mischung des Blutes schließen, die in der Zeit ziemlich weit zurückreichen kann. Darum ist in Ostschweden und Süddeutschland, wo früh eine Mischung der Germanen mit finnischen und slavischen Stämmen eintrat, der germanische Typus bei weitem nicht mehr so rein als in weiter westlich gelegenen Strichen; das Breitenverhältnis steigt schon in Schweden, so daß es nach Davis im Mittel 75, in Preußen aber schon 78,90 erreicht. Aus diesen Verhältniszahlen ergiebt sich, wie französische Anthropologen dazu kommen konnten, Preußen eine finnische Bevölkerung zuzuschreiben, und weshalb Virchow andererseits der Schädelform so wenig Bedeutung für die Rassenfrage beilegen möchte. Wenn er darin recht hätte, so müßte alle Schädelmesserei als überflüssige Spielerei verworfen werden; allein die scheinbare Verworrenheit erklärt sich leicht durch alte Einwanderung von Kurzköpfen aus dem Osten und durch die neue Erstreckung Preußens nach dieser Richtung.

Die obigen Zahlen ergaben schon, daß in Norddeutschland die Zahl der Blonden immer noch viel größer ist als in Mittel- und Süddeutschland, und ganz ebenso verhält es sich mit der Zahl der Langköpfe. Geradeso wie Schleswig-Holstein mit 43,35 Prozent hellblonder Bevölkerung im schroffsten Gegensatze zu Bayern mit 20,36 Prozent tritt, so nimmt die Zahl der Langköpfe dorthin beträchtlich ab. Unter der dänischen Landbevölkerung fand Professor Schmidt in Kopenhagen 57 Prozent Langköpfe, 37 Prozent Mittelköpfe und nur 6 Prozent Kurzköpfe, während J. Ranke in Altbayern 1 Prozent Langköpfe, 16 Prozent Mittelköpfe und 83 Prozent Kurzköpfe ermittelte! Allein, wie J. Ranke 1877 mitteilte, ist die Zahl der Kurzschädel unter den Altbayern nicht immer so groß gewesen; denn während jetzt daselbst auf 1000 Schädel nur 8 Langschädel und 161 Mittelschädel kommen, berechnet sich die Zahl der Lang-

schädel für dieselbe Gesamtsumme im prähistorischen Bayern auf 500 Langschädel und 400 Mittelschädel, so daß ehemals nur 100 Kurzschädel (gegen 831 in unserer Zeit!) vorhanden waren. Da nun ähnliche Verschiebungen für Österreich und die Schweiz nachgewiesen sind, so ergiebt sich, daß die Bevölkerung Mitteleuropas ehemals dem nordeuropäischen Typus viel näher kam als heute, und daß wir einen Rückgang der germanischen Rasse daselbst feststellen können, der höchst wahrscheinlich auf stärkere Einwanderung ugrofinnischer oder turanischer Stämme aus Asien zurückzuführen ist.

Ansehnliche Striche Südösterreichs und Süddeutschlands waren in den Griechen- und Römerzeiten von Kelten bewohnt, die sich nachmals über Frankreich und Belgien bis nach England ausdehnten und ein noch immer nicht zur allseitigen Befriedigung der Ethnologen gelöstes Rätsel darstellen. Ihre Sprache gehörte offenbar zur sogenannten indogermanischen Familie und zeigt deutliche Beziehungen zu den alten Sprachen Ober-Italiens, in dessen Nachbarschaft sie saßen. Fast alle alten Schriftsteller, die ihrer gedenken, heben die Ähnlichkeit ihrer Erscheinung nach Statur und Färbung mit den Germanen hervor, und Strabon sagt im Eingange seines siebenten Buches, Kelten und Germanen seien leibliche Brüder, und der Name Germanen bezeichne sie als solche. In der That scheinen nach Penka die Namen der Gallier wie der Germanen die Blondheit dieser Völker zu bezeichnen. Der römische Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus hat eine Schilderung der Gallier seiner Zeit hinterlassen, in der sie den Deutschen sehr ähnlich dargestellt werden, eine Schilderung, die heute höchstens noch für die Lebhaftigkeit des Temperaments zutrifft. „Fast alle Gallier," sagt er (XV. 12), „sind von hoher Statur und weißer Gesichtsfarbe, rotblond (rutilus), furchterregend durch die Wildheit der Augen, zanksüchtig und fast über alle Maßen übermütig. Wenn einer Händel anfängt und dabei von seiner Frau, welche weit stärker und blauäugig ist, unterstützt wird, so wird es ein Haufe von Fremden nicht mit ihm aufnehmen können, besonders wenn das Weib, den Nacken in die Höhe werfend, die ungeheuern, weißen Arme schwingt und gleich einer Wurfmaschine Faustschläge und Fußtritte um sich schleudert ....." Da nun auch Strabon sagt, daß die Kelten von den jenseits des Rheines wohnenden Germanen wenig verschieden seien, nur daß letztere noch größer, blonder und wilder wären als die Kelten, so haben zahlreiche neuere Ethnologen die Kelten einfach zu den germanischen Stämmen gerechnet.

Dabei ist aber ein besonderer Umstand nicht außer Betracht zu lassen. Diodor sagt uns (V. 28), daß die Gallier, die er von den Kelten sorgsam unterscheidet, die natürliche Blondheit ihres Haares durch tägliches

Waschen mit Kalkwasser zu erhöhen suchten, und Plinius versichert, daß auf diese Blondheit besonders die Männer versessen wären, und daß sie zu diesem Zwecke die Seife erfunden hätten. Sie suchten also durch Kunst zu erlangen, was den Germanen die Natur verliehen, und dieses wie das Vorwalten des roten Haares deutet darauf hin, daß sie ein Mischvolk von blonden und schwarzen Stämmen waren, die aus den oben (S. 19) auseinandergesetzten Gründen häufig rothaarige Nachkommenschaft haben. In diesem Sinne stellt auch Manilius die roten Gallier geradezu den sie an Größe überragenden blonden Germanen gegenüber:

Flava per ingentes surgit Germania partus
Gallia vicino minus est infecta rubore.

Da die Kelten nach Diodor ganz Mitteleuropa von Gallien bis Thrakien bewohnten, wo ehemals ebenfalls das rote Haar vorherrschte, und die „Keltenschädel“ von Hallstatt der Langschädelform zugehören, so liegt ein gewisser Anlaß vor, die Kelten in ähnlicher Weise als eine Misch- und Übergangsrasse von dem langschädligen blonden Typus des Nordens zu dem dunklen langschädligen Typus des Südens aufzufassen, wie wir oben Slaven und Finnen als Übergangsrassen zwischen germanischen und turanischen Stämmen gedeutet haben. Allein dies könnte nur für die älteren Kelten gelten; denn die heutige Bewohnerschaft der ehemaligen Keltenländer zeigt, daß eine starke Kreuzung mit dunklen kurzschädligen Elementen eingetreten ist, und nach Bodin suchten aus später zu erörternden Gründen die Gallier ihren Kindern durch Schädelpressung ebenso die Langschädelform ihrer blonden Ahnen zu erhalten, wie sie das häufig dunkel gewordene Haar mit Kalk rotblond färbten.

Wie eben erwähnt, waren die ureuropäischen Anwohner des Mittelmeeres gleich den gegenüber wohnenden semitischen Stämmen zwar tief brünett, aber in ähnlicher Weise langschädlig, wie die Anwohner der nördlichen Meere, und dies ist eine der Ursachen, welche die Auseinanderhaltung der vorgeschichtlichen Rassen Europas sehr erschwert, so daß Begräbnisart und Beigaben oft das allein maßgebende Kennzeichen bilden. Da sich diese dunkle langschädlige Rasse schon in prähistorischen Zeiten nach Frankreich, Belgien und England ausgedehnt hat, so liegen die Verhältnisse besonders in diesen Ländern sehr schwierig, und daher rührt die geringe Übereinstimmung, welche französische und englische Prähistoriker in diesen Fragen bisher mit den deutschen zeigten. Mitteleuropa war durch die Alpen einigermaßen vor einem stärkeren Eindringen südlicher Rassen geschützt, und es scheint, daß die nordische Bevölkerung schon in der Vorzeit diese Grenze ungleich häufiger überschritten hat als die südliche. Dagegen lag

Mitteleuropa der östlichen Einwanderung kurzschädliger Stämme seit jeher offen, und diese scheint das keltische Mischvolk fortschreitend in die Rassenform übergeführt zu haben, die wir jetzt in Südösterreich, Bayern, Baden und der Schweiz vorfinden, Ländern, wo ehemals nach dem übereinstimmenden Zeugnis von Tacitus, Strabon und andern alten Schriftstellern keltische oder gallische Stämme gewohnt haben.

Wir müssen hier noch auf einen der eben flüchtig berührten Punkte eingehen: die geringere Körpergröße der Kelten und Gallier den Germanen gegenüber, welche die alten Schriftsteller so oft hervorheben. Es verhält sich damit noch heute fast so, wie vor fast zweitausend Jahren; denn es ist bekannt, daß unter den europäischen Völkern die Norweger das höchste Mittelmaß (1727 mm) erreichen, ebenso wie sich bei ihnen der blonde Stamm am reinsten erhalten hat. Darauf folgen die Schotten (1708), die Engländer (1701), die Schweden (1700), die Dänen und Schleswiger (1692), die Deutschen (wegen der in Süddeutschland stark abnehmenden Mittelhöhe) mit 1680, die Franzosen (1667), die Juden (1609). Sehr merkwürdig ist das in südlicheren Ländern zu beobachtende fortdauernde Herabsinken der Körpergröße. In Frankreich liefert fast nur noch der Norden, wo die meisten Blonden zu Hause sind, Rekruten mit dem Kürassiermaß (1732 mm), und Frankreich hat sich seit einem Jahrhundert dreimal gezwungen gesehen, das Minimalmaß für die Aushebungen herabzusetzen. Eine ähnliche Erscheinung hat Göhlert auf Grund amtlicher Quellen für Böhmen nachgewiesen, eine Abnahme um 39,5 mm seit hundert Jahren. Auch Österreich hat deshalb sein Minimalmaß seit Anfang dieses Jahrhunderts um 4 Zoll herabsetzen müssen, und sieht sich trotz dessen genötigt, fast den siebenten Teil seiner Wehrpflichtigen wegen mangelnder Größe zurückzuweisen. Es hängt dies mit dem besseren Gedeihen kleinerer Rassen in diesen Ländern zusammen. Der blonde germanische Typus, der früher bis an die Donau und über dieselbe hinaus herrschte, ist in Süddeutschland von dunklen Rassen aufgesogen und hat nur noch in den nördlichen Teilen (Nordwestdeutschland) ein Übergewicht behaupten können, ja er ist in höherer Reinheit nur noch in Skandinavien zu treffen, was, wie wir sehen werden, Anlaß gegeben hat, die Urheimat der Arier dort zu suchen.

4. Die Zurückbesinnung der Sprache.

Die alte Mär von der Wunde des Telephos, die nur durch das Eisen der Waffe geheilt werden konnte, mit der sie geschlagen worden war, hat sich bis zu einem gewissen Umfange auch an der arischen Frage bewährt, sofern die Sprachforschung, welche die Historiker seit einem halben Jahrhundert veranlaßt hat, die Heimat unserer Rasse tief im Süden Asiens zu suchen, auch der Ariadnefaden geworden ist, an dem sie sich zuerst wieder aus diesem Labyrinthe herausgetastet haben. Das erste Signal zum Rückzuge gab Theodor Benfey, indem er in seiner Vorrede zu Ficks „Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache“ (1868) auf die nachdenkliche Thatsache hinwies, daß, wie nach der Gemeinsamkeit der Wortwurzeln zu schließen sei, die arischen Völker der ältesten Zeit nur solche Tiere (Bär, Wolf) und Pflanzen (Birken, Buchen) gekannt haben, welche in der gemäßigten Zone und zum Teil nur in Nordeuropa zu Hause sind, während sich eine Bekanntschaft mit der Tier- und Pflanzenwelt des südlichen Asiens, mit Löwen, Tigern und Palmen, nur bei dem iranischen Zweige der indogermanischen Familie nachweisen lasse. Hinsichtlich der Namen des Löwen ist zwar Widerspruch erhoben worden, — Herodot und nach ihm noch Aristoteles sprechen von dem Vorkommen des Löwen (Höhlenlöwe?) in Thrakien, und in Anbetracht des noch viel weiter nördlichen Vorkommens des Tigers in Asien ist die Thatsache nicht ohne weiteres zu bestreiten; — es bleibt aber am wahrscheinlichsten, daß die Bezeichnungen desselben spätere Lehnworte aus dem Semitischen sind.

Trotz ihrer Kürze erschien diese Beweisführung doch so schlagend, daß Spiegel im ersten Bande seiner „Erânischen Altertumskunde“ (1871) alsbald erklärte, die neue Ansicht von der westlichen Heimat der Arier für ebenso berechtigt zu halten, wie die bisherige von dem östlichen Ursprung. Viel eindringlicher wurde die Frage in demselben Jahre von Lazarus Geiger in seinem Buche „Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit“ (1871) behandelt. Er wies darauf hin, daß die Urarier außer den erwähnten Bäumen, die im tropischen Asien nicht gedeihen und wozu er noch die Eiche fügt, von den Getreidearten die Gerste und den Roggen, nicht aber den ehemals nur in südlichen Strichen gebauten Weizen gekannt haben, daß ihnen ferner der Gebrauch der europäischen Waidpflanze, mit der sich die alten Pikten und Skoten Britanniens Körper und Gesicht

färbten, bekannt gewesen sei, und endlich, daß der alte gemeinsame Wortbestand zwar Ausdrücke für Schnee und Eis, für Winter und Frühling, aber nicht für Sommer und Herbst enthalte. Geiger hielt es nach seinen Untersuchungen für das wahrscheinlichste, daß in irgend einem Teile Deutschlands die Heimat der Arier und ihrer Sprache zu suchen sei, und er schloß seinen Aufsatz über den „Ursitz der Indogermanen“ mit der Bemerkung, daß von den beiden entgegengesetzten Annahmen des westlichen und östlichen Ursprungs nunmehr nur die erstere mit wirklichen Gründen belegt sei, denn auf der andern Seite handele es sich nur um Meinungen.

Man hat das zwar nachher versucht nachzuholen, und hat sich namentlich an eine weitere unbewiesene Hypothese von dem Ursprung unserer wichtigsten Haustiere und Kulturpflanzen aus Asien geklammert. In dieser Beziehung hat namentlich das mit großer Belesenheit und philologischer Gelehrsamkeit verfaßte, aber in naturwissenschaftlicher Richtung völlig unzulängliche Werk von Victor Hehn, über „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa,“ 1872, viele Verwirrung angerichtet; denn Wildpferde und andere Tiere und Pflanzen, die dort von Asien hergeleitet werden, haben durch die prähistorischen Untersuchungen als uralte Bewohner Europas nachgewiesen werden können. In der That haben sich nach und nach immer mehr Sprach- und Menschenforscher zur Überzeugung vom europäischen Ursprunge der arischen Rasse bekehrt, und während Latham glaubte, sie östlich oder südöstlich von Litauen, etwa in Podolien oder Volhynien suchen zu sollen, hielt Peschel die beiden Abhänge des Kaukasus, Cuno die europäische Tiefebene, Friedrich Müller Südosteuropa, Fligier und O. Schrader Südrußland und Penka Skandinavien für das engere Heimatsland. Am genauesten hat Pösche (1878) den Ausgangspunkt zu bestimmen gesucht; denn er bezeichnet als solchen die Rokytnosümpfe im russischen Gouvernement Minsk, weil diese Gegend die Eigentümlichkeit besitzen soll, das Haar von Tier und Mensch, ja das Laub der Bäume zu bleichen, etwa wie die Alten von Quellen und Flüssen fabelten, deren Wasser brünette Leute blond mache.

Abgesehen von solchen Auswüchsen sind die Gründe für den europäischen Ursprung, namentlich durch Penkas geschickte Beweisführung in seinen beiden Büchern (Origines ariacae 1883 und „Die Herkunft der Arier“ 1886), so angewachsen, daß selbst einige der eifrigsten ehemaligen Gegner, wie A. H. Sayce u. a., sich in neuerer Zeit für überzeugt erklärt haben. Auf der vorjährigen britischen Naturforscher-Versammlung (1889) hat Isaak Taylor, der ebenfalls ein ehemaliger Gegner, wenig-

stens insofern war, als er die ugrofinnischen Stämme für die Urarier hielt, eine lehrreiche Darlegung über die Bedeutung der Buche für unsere Frage gegeben. Unser Wort Buche, von der bekanntlich auch Buchstaben und Bücher ihre Benennung erhalten haben, findet sich nur in dem europäischen Bezirk der indogermanischen Sprachen; sie hieß althochdeutsch puocha, gotisch bôka, englisch beech und lateinisch fagus, während das entsprechende phegós der Griechen, welches offenbar dasselbe Wort ist, nicht der Buche, sondern der Speise-Eiche (Quercus esculus) beigelegt ist, deren Eicheln von griechischen und römischen Schriftstellern häufig als Nahrung ihrer unverwöhnten Urahnen hingestellt worden sind. Die Anhänger der südlichen asiatischen Herkunft, wie z. B. Max Müller (II. 211), waren deshalb geneigt, den Namen der nordischen Buche von dem der eßbaren Eiche herzuleiten, weil phageîn im Griechischen essen bedeutet. Taylor sucht nun demgegenüber zu beweisen, daß fagus oder phegos ursprünglich die Buche und nicht die Eiche bedeutet habe, und daß demgemäß die arischen Griechen, d. h. der spätere blonde Stamm (s. S. 16), von Nordwesten her eingewandert sein muß. Die letztere Folgerung geht aus dem eigentümlich scharfbegrenzten Verbreitungsbezirk der Buche hervor. Sie ist nämlich eine Liebhaberin von Kalkboden und kommt östlich von einer Linie, die man von Königsberg in Preußen nach der Krim zieht, nicht vor. Wir sind daher gezwungen, die Wiege der Lateiner, Griechen, Kelten und germanischen Stämme westlich von dieser Linie zu suchen, da sie vor ihrer sprachlichen Trennung bereits denselben Namen für diesen Baum besaßen. Die litauischen und slavischen Stämme müssen dagegen östlich von dieser Linie gewohnt haben und in die Buchenregion eingewandert sein, da ihr Name für die Buche ein Lehnwort aus dem Germanischen ist. Wenn nach der bisherigen Annahme Mittelasien die Heimat der indogermanischen Völker gewesen sein sollte, so würde es sehr schwierig sein, zu erklären, wie die zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen in die Buchenländer eingewanderten Ahnen der Germanen, Kelten, Italiker und Griechen dazu gekommen wären, diesem Baume, der ehemals auch in Nordgriechenland, Italien und Frankreich vorgekommen sein mag, denselben Namen, natürlich mit den durch die Sprachgesetze gebotenen Wandlungen, beizulegen. Mir erscheint der Schluß nur in dem einen Punkte bindend, daß die Slaven und Litauer von Osten her eingewandert sind, aus einer Gegend, die östlich von der Ostgrenze der Buche lag, was auch andererseits kaum bestritten wird. Denn im übrigen würde die Thatsache mit der Annahme einer Einwanderung über Griechenland wohl vereinbar sein, wenn hier nicht andere Gründe entgegenstünden.

Viel wichtigere Gründe gegen die angebliche Herkunft der Arier aus Centralasien oder irgend einem anderen Binnenlande liefern die von Penka (I. 61) aus Ficks vergleichendem Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache zusammengetragenen Beweise, daß die Arier in ihrer Urheimat und lange vor ihrer Trennung mit dem Meere vertraut gewesen sein müssen, da sich in fast allen arischen Sprachen eine auf dieselbe Wortwurzel zurückgehende Bezeichnung nachweisen läßt. Als Beispiele können wir uns genügen lassen an: sanskr. mîra, altn. mâr, got. marei, ahd. mari, agſ. mere, lat. mare, altgall. oder kelt. more (z. B. in dem Namen der Aremoriker, d. h. der Bewohner der Bretagne und Normandie), corn. und kymr. môr, altir. muir, altsl. und russ. morje, Worte, die sämtlich das Meer bezeichnen. Als besonders wichtig für den Nachweis, daß die Arier vor ihrer Trennung das Meer gekannt haben müssen, bezeichnet Penka den Umstand, daß auch sämtliche finnischen, karelischen, esthnischen, liv- und lappländischen und andere ugrofinnischen Dialekte diese Wurzel entlehnt haben.

Ich kann nicht umhin, hier meiner Schilderung vorzugreifen und darauf hinzuweisen, daß es seit jeher den Sanskritforschern und vergleichenden Mythologen wie ein Alp auf der Brust gelegen hat, daß in der Götterlehre der Veden, die doch im Pendschab oder allenfalls in Iran fern von jedem Meere entstanden sein sollte, so oft von Meeresgöttern und von der Flucht anderer Götter, wie z. B. des Agni auf den Meeresgrund, die Rede ist. Wie soll man das begreifen, wenn die Urarier nicht am Meere gewohnt hätten? Daher sind denn auch so viele Altertumsforscher beflissen gewesen, die Urheimat der Arier an das Kaspische und Schwarze Meer zu versetzen, oder gar ein großes asiatisches Binnenmeer eigens zu diesem Zweck zu erfinden.

„Vor der Zeit, welche wir die historische nennen, mag der Aralsee," sagt Humboldt (Centralasien I. 529), „in einer den letzten Revolutionen der Erdoberfläche sehr nahe gelegenen Epoche ganz in dem Becken des Kaspischen Meeres einbegriffen gewesen sein, und damals mag die große Senkung Asiens (die turanische Konkavität) ein weites Binnenmeer gebildet haben, welches auf der einen Seite mit dem Pontus Euxinus, auf der anderen mittels mehr oder weniger breiter Furchen mit dem Eismeer und dem Telegul-, Talas- und Balchaschsee in Verbindung stand." Da die aralo-kaspische Senkung sich thatsächlich mit dem westsibirischen Tieflande als ehemaliger Meeresboden darstellt, dessen Austrocknungsprozeß stetig fortschreitet, und alte chinesische Schriftsteller von einem großen „Westmeer" sprechen, so haben Erd- und Mythenforscher wie Spörer, Gerland und namentlich neuerlich J. H. Becker in seinem Buche: „Zur

Deutung urzeitlicher Überlieferung" (Leipzig 1889) im Süden und Osten dieses großen asiatischen Binnenmeeres die Urheimat der Arier suchen, und daher die Übereinstimmung ihrer Namen für Meer und Schiffahrt, sowie ihrer Mythen über den Wohnort der Toten auf den seligen Inseln im Westmeer, dahin die Sonne allabendlich verschwand und alles in Gold und Rosenglut hüllte, herleiten wollen.

Allein wir wissen nichts über die Zeit, in welcher jenes hypothetische Centralmeer vom Kaspischen Meere bis zum Aral- oder gar bis zum Balchaschsee gereicht haben mag; es kann vor zehn- oder zwanzigtausend Jahren gewesen sein, und historische Erinnerungen an ein solches Meer lassen sich nicht nachweisen; denn die dafür angeführten chinesischen Nachrichten sind so unbestimmt, daß dabei ebensogut an das Kaspische Meer gedacht werden kann, an dessen Ufern die Ahnen der Chinesen zeitweise gesessen haben mögen. Jedenfalls ist es unstatthaft, mit dem problematischen Vorhandensein eines Meeresbeckens in nicht genau bestimmbaren Zeiten alte Sprachs- und Geschichtsprobleme lösen zu wollen. Die Unwahrscheinlichkeit, daß es jemals in Centralasien, wo heute nur Mongolen hausen, einheimische blonde Rassen gegeben haben soll, würde dadurch in keiner Weise behoben werden, soviel auch auf Klimaveränderung dabei gebaut werden mag. Findige Mythenforscher, wie W. Schwartz in Berlin, haben sich daher auch einfacher zu helfen gewußt und meinen, überall, wo in der altindischen Götterlehre vom Meere die Rede sei, müsse an das unendliche Meer des Himmels gedacht werden, und wenn es von Agni, dem Feuergotte, heiße, er habe sich, wie einst Hephästos, auf dem Grunde des Meeres verborgen, so müsse man an das Feuer in der dunklen Gewitterwolke d. h. an den Blitz denken!

Die Sache hat aber ihre Bedenken; denn man wird doch nicht annehmen wollen, daß die Arier schon vor ihrer Trennung in so viele Sprachstämme auch bereits Luft- und Wolkenschiffe gebaut und gekannt haben, und doch haben fast alle arischen Sprachen nahezu dasselbe Wort für Schiff, nämlich, um wieder den Sprachen iranischer Herkunft den hergebrachten, aber wahrscheinlich sehr unverdienten Vortritt des Alters zu lassen: sanskr. naus, nâvâ, altpers. navi, griech. naus, lat. nau und navis (die erstere Wurzel z. B. in naufragus schiffbrüchig), altn. ebenfalls nau (z. B. in naust Schiffsstation), mhd. nou, nâwe, nouwe, bair. naue. Unser Ausdruck Nachen für kleines Schiff beginnt mit sanskr. nâukâ, ags. naca, altsächs. nako, ahd. nacho. Das altirische nau und noi erinnert, ebenso wie altnord. und isl. nô-r (Einbaum), an den Edda-Namen der „Schifferstadt" Noatun, und alle diese Worte bezeugen, daß die sämtlichen indogermani-

schen Sprachstämme ihren Ursprung zu einem seetüchtigen Volk zurückleiten. (Penka I. 62.)

Auch für einige nordische Seetiere, deren Schalen und Knochenreste sich bereits in den bis zur älteren Steinzeit zurückverfolgbaren Küchenmüllanhäufungen der baltischen Küstenländer zurückverfolgen lassen, denen man gewöhnlich den dänischen Namen Kjökkenmöddinger beilegt, hat Penka gemeinarische Namen nachweisen können, z. B. für die Auster (altnord. ôstra, lat. ostrea, griech. ostreon, armor. eistren), den Krebs (sanskr. karka, griech. karkinos) und den Hummer; denn das griechische Wort kammaros ist offenbar dasselbe wie altnord. humar-r. Im besondern lehrreich sind die Namen für Aal und Lachs in den indogermanischen Sprachen. Die ganze Etymologie giebt schon der alte Megenberg in seinem „Buch der Natur," indem er schreibt: Angwilla haizt ain ael. der visch ist ainr slangen geleich und da von hât er den namen ze latein, wan angwis haizt ain slang, dannen kümmt angwilla. sô du den visch je fester druckest zwischen den henden, sô er je leichticleicher durch die hant slingt. Bange, Enge (d. h. beengt), Angst kommen von derselben Wurzel. Daher erklären sich lat. anguis, anguilla, slav. agulja, griech. egchelys, wodurch lit. ungurys und finn. ankerius zu der alten Grundform anghara führt. Im Deutschen hat sich das g vor dem l erweicht, und wer nun aus der näheren Ähnlichkeit der südlichen Formen mit den slavischen, finnischen und litauischen Wörtern glauben wollte, die Grundform sei aus Nordasien zu uns gekommen, der wird mit Enttäuschung erfahren, daß der Aal dem Schwarzen und Kaspischen Meere nebst ihren Stromgebieten völlig fehlt. Ähnlich verhält es sich mit dem Namen des Lachses, der aus denselben Gründen nur aus den westlichen Sprachen in die östlichen übergegangen sein kann, nicht umgekehrt. (Penka II. 38—47.)

Es wäre eine empfindliche Lücke, wenn das Erinnerungsvermögen der Sprache nicht auch im stande wäre, den Namen der Arier zu erhellen. Es ist bekannt, daß sich mit diesem Namen, der im Sanskrit Arja, im Zend Airja, im Altpersischen Arija lautet, die Aristokratie des indischen, medischen und persischen Volkes bezeichnete, so daß sich z. B. König Darius von Persien in der Keilschrift seines Grabmals als Arija und Arija-chitra d. h. als einen Arier und von arischer Abstammung rühmt, und in der That führte schon sein Urgroßvater den Namen Ariaremnes. Man hat seit jeher herausgefühlt, daß sich in diesem Namen der Stolz einer reinen Abstammung bei dem in Indien und Persien eingewanderten Volke ausspricht, und daß er im bewußten Gegensatze zu dem eingeborenen Volke

Indiens, sowie zu den nichtarischen Nachbarvölkern Persiens gebraucht wurde. Selbst die Sassaniden nannten sich noch „Könige der arischen und nichtarischen Geschlechter," und dem Namen Aria oder Ariana (Land der Arier), der bald einer einzelnen Provinz, bald dem Perserreiche in seinem weitesten Umfange beigelegt wurde, traten Ortschaften und Provinzen unter dem Namen Anaria gegenüber.

Die bisherigen Ableitungen von Lassen und Pictet, die von den Worten areta, ereta, geehrt, berühmt, ausgehen und Arja als den Erhabenen, Hohen, Würdigen übersetzen, sind zu farblos, und der Schluß Max Müllers, daß der Name ârja mit langem â von arja mit kurzem a abzuleiten wäre, welches der Name eines Angehörigen der dritten ackerbauenden Kaste war, und mit lat. arare, pflügen, zusammenhänge, ist doppelt unwahrscheinlich; denn es ist durchaus nicht anzunehmen, daß die beiden ersten Kasten der Priester und Krieger sich nach der dritten genannt haben sollten. Mehr Wahrscheinlichkeit besitzt, was Max Müller weiter anführt, daß sich die Arier ihren Namen im Gegensatze sowohl zu den Ureinwohnern Indiens, den Sudras oder Dravidas, wie zu den die Grenzen Persiens umwohnenden Nomadenrassen beilegten, den Turaniern, in deren Nationalnamen (Tura) die „Schnelligkeit des Reiters" ausgedrückt liegt. Andererseits kommen im Rigveda Stellen vor, in denen die Arjas die Güte Indras für sich allein in Anspruch nehmen, und ihn bitten, die gesetzlosen Dasyus zu bestrafen, wie denn auch Ahuramazda in der turanischen Übersetzung der Inschrift von Behistun als der „Gott der Arier" bezeichnet wird. In der späteren Sanskritlitteratur werden die drei oberen Kasten den Sudras, welche die vierte ausmachten, als Arjas gegenübergestellt, und im Atharvaveda kommen Stellen vor, in denen die Gottheit als „sehend alle Dinge, seien es Arjas oder Sudras" dargestellt wird.

Man erkennt ohne Mühe, daß hierbei die gesamte Menschheit zu verstehen ist, die also in zwei Hälften, Arjas und Sudras, zerfiel. Wir wissen nun, daß die Sudras von der dunklen Urrasse der Dravidas abzuleiten sind, die im Rigveda gelegentlich sogar „schwarzhäutig" genannt wird. Es sollen also Weiße und Schwarze einander gegenübergestellt werden, und dasselbe findet bei der Gegenüberstellung der Arier und Turaner statt, welche letzteren eine hervorstechend dunkle Rasse bildeten, ähnlich wie sich jetzt in Nordamerika die Weißen sorgsam von den Farbigen absondern. In Indien waren damals schon drei Rassen vorhanden, die weiße, die gelbe und die schwarze, und es ist wahrscheinlich, daß die indischen Kasten ursprünglich nach der Rasse oder Hautfarbe gebildet wurden; denn das indische Varna (Kaste) bezeichnet zunächst die Farbe. Das Wort kommt

nach Curtius ebenso von der Wurzel var (bedecken) her, wie das lateinische color mit celare (verhüllen) zusammenhängt. Die alten Völker, die ja überall die Gewohnheit hatten, den Körper mit fremden Farben zu bedecken, sahen die Farbe überhaupt wie eine Decke an, daher auch im Griechischen chros Haut und chroma Farbe. Mir scheint, daß auch Firnis (franz. vernis), vielleicht selbst das Wort Farbe zu dieser Wurzel var gehören.

In Indien nahmen natürlich die weißen Eroberer und Krieger die oberste Kaste ein, und derselbe Vorgang scheint auch in Nord- und Südeuropa sehr oft stattgefunden zu haben; denn auch hier unterwarf die aus dem Norden kommende hochgewachsene weiße Rasse sehr oft die „dunklen Zwerge,“ deren Land sie eroberte. So führt z. B. Tacitus (Germania c. 43) die Arier als eins der wildesten und mächtigsten Völker Norddeutschlands an und schreibt ihm eine nächtliche Angriffsweise mit schrecklich bemalten Gesichtern zu, der niemand widerstehen könne. Seine Schilderung erinnert lebhaft an Odins wilde Jagd. Das vollständigste Gegenstück zu dem Auftreten der Arier in Indien lieferten aber später die Longobarden in Italien, sofern sich ihre Freien im Gegensatz zu den Leibeigenen als Arimanni, Armanni oder Germani bezeichneten, was demnach gleichbedeutende Wörter wären. Das ganze Land nannte sich auch Arimannia. Dieser Vorgang war aber nur eine Wiederholung dessen, was schon in vorgeschichtlicher Zeit geschehen; denn der Name der Römer Romani scheint nach Penka ebenso auf eine alte Grundform Aramani oder Ariomani zurückzuführen, wie der Name der Stadt Rimini auf das alte Ariminum, eine Ansiedelung blonder Leute. Für diese Ableitung des Namens der Römer von Ariomani scheint mir namentlich zu sprechen, daß sie sich selber unter diesem Namen gerade wie bei den indischen Ariern und Longobarden ihren Leibeigenen gegenüberstellten. Denn ihr Name verna für den letzteren bedeutet doch wohl wieder den Farbigen. Als Seitenstück dazu ist die gallische Völkerschaft der Arverner (jetzt Auvergner) zu nennen, deren Name als Weißfarbene zu deuten ist.

Penka leitet den Namen Arier von einer Wurzel ar (strahlen, flammen) ab, die sich oftmals durch Wurzeldeterminative zu arg, ark, ard erweitert, in vielen Worten aller indogermanischen Sprachen fast immer den Begriff licht, hell, weiß, leuchtend ergiebt. Als Beispiele dienen: sanskr. ark, arkati strahlen, arjuna licht, hell, arusa glänzend; zend. arez-anh der helle Tag, erezata Silber; griech. argestes und argennos hell machend, argaino weiß sein, arges, argyros, argos weiß, argemos der weiße Fleck auf dem Auge; lat. ardere brennen, arguo ich mache hell, argila der weiße

Thon, argentum Silber. Das letztere Metall heißt ir. airgead, kymr. arian oder ariant u. s. w. Wir werden später sehen, daß der Gott der Sonne oder des hellen Himmels davon die Namen Aor, Ares, Eres, Ariman, Irmin, Iring, Arjuna und viele ähnlich klingende Namen empfing; und ebenso schließen sich hier die germanischen Völkernamen Arimanni, Germani, Arii, Chattu-arii, Attu-arii, Ansu-arii, Ripu-arii, Chasu-arii, Boructu-arii, Cantu-arii, Teutono-aroi (im Griechischen für Teutones), Boio-arii neben Boji an. Daß die Volksnamen der Arverner, Armenier, der Iron (d. h. der arischen Osseten), der Ermländer, ja der Iren ebenfalls hierher gehören, ist in der Mehrzahl der Fälle sehr wahrscheinlich. Dazu kommen sehr zahlreiche Eigennamen, wie Arioaldus, Ariovistus, Ariomanus, Arminius, und namentlich Königsnamen, wie der von Jordanis erwähnte gotische König Ariaricus, des ostgotischen Ermanrich (gotisch Airmanareiks = rex Armanorum), sowie derjenige eines der ältesten Könige Irlands (Eremon) und der schwedischen Eriks. (Penka I. S. 34—38. II. S. 23.)

Diese Wort- und Namenlisten vermehren sich aber bedeutend, wenn wir uns erinnern, daß diese die Helligkeit und das weiße Aussehen bedeutende Vorsilbe ar sehr häufig in al übergeht, wie im griechischen alphos und im lat. albus (umbr. alfu) weiß, womit die Namen Alben, Alfen, Elfen, die Namen des Schwans als des vornehmsten weißen Vogels (altnord. alft, ahd. albiz, elbiz, alpiz, altir. ela, lat. olor) und die Namen des weißen Zinn (lit. alvas, altr. olovo) übereinstimmen. In dieser Zurückführung bedeutet der Volksname der Alamannen ganz dasselbe wie Arimannen, Armenier, Jarmenses u. s. w., nämlich weiße Männer. Hier schließen sich wahrscheinlich auch die Volksnamen der Gallier und Galater an, von denen die letzteren bekanntlich einen nach Kleinasien gewanderten Stamm der ersteren darstellten. Penka meint, daß der Name der Germanen, ebenso wie derjenige der Gallier auf eine Wurzel ghar, ghal zurückgehen, die eigentlich nur eine Aspirierung derselben Wurzel ar oder al und daher dieselbe Bedeutung (brennen, glühen, leuchten, glänzen) hat. Von diesem Hauchlaute blieb bald das g und bald das h allein zurück. Daher der Übergang der Götternamen Er und Era in Heru und Hera, Erke und Herke, von Eresburg in Heresberg, von Irmin in altnordisch Jörmun, ebenso wie Armin oder Erman in Herman und Germanus, die Volksnamen der Ermländer in Hermini und Jarmienses. Auch heros und Herr scheinen hierher zu gehören.

Die Wurzel ghar und ghal ergab früh die Nebenbedeutung des Gelben und Goldenen, was sich ja aus ihrer Grundbedeutung (strahlen, glühen,

brennen) leicht erklärt. So heißt im Sanskr. hari (statt ghari), lat. helvus, gilvus, ital. giallo, lit. geltas gelb; altir. gel dagegen weiß. Es schließen sich lat. galbus und galbineus gelblich, ahd. gëlo und got. gultha Gold, sowie die Namen der Galle in verschiedenen Sprachen an. Der Name Gallier würde demnach die Gelben oder Blonden bezeichnen, und es ist möglich, daß der Name Germani oder Garmani, wie die Angeln und Sachsen nach Beda von den britischen Nachbarn genannt wurden, dasselbe besagte.

Den Namen der Kelten leitet Penka dagegen, ebenso wie den ältern Namen der Skoloten oder pontischen Skythen von einer alten Stammform skalta ab, die auf die Wurzel ska oder skal, bedecken, verdunkeln, zurückführt, welche man in vielen indogermanischen Worten (z. B. sanskr. kâlas schwarz, khalug Finsternis; griech. kelis der Flecken, kelaenos schwarz, skyloo ich bedecke; lat. occultus bedeckt, caligo Finsternis, und wahrscheinlich in den litauisch-slavischen Namen für den Teufel (czartas, czart d. h. der Schwarze) wiederfindet. Der Name Kelten bedeutete daher wie Skoloter die Dunklen und Schwarzen und bezeichnete eine schwarzhaarige turanische Rasse, die sich im Süden der germanischen Länder quer über ganz Mitteleuropa ausbreitete, darauf durch Vermischung mit Germanen mehr und mehr arisiert wurde und die roten Kelten oder Gallier ergab, von denen wiederholt die Rede war.

5. Vorgeschichtliche Völkerverschiebungen im Norden.

Die geschichtlich bezeugten Nachrichten über Zustände und Wesen der nordeuropäischen Völker reichen nicht weit in die Vorzeit zurück. Die ältesten genaueren Mitteilungen rühren von Pytheas aus Marseille her, der ums Jahr 330 v. Chr. seine Fahrt nach den nordischen Küsten ausführte und dort mehrere germanische Völker in den Ländern antraf, wo sie noch später saßen. Lange vorher aber waren bei den Griechen Sagen verbreitet über Völkerschaften, die im äußersten Norden jenseits der Rhipäen wohnten, eines Gebirges, welches die ihnen bekannte Welt von dem unbekannten Jenseits abgrenzte. Dort sollten die Hyperboreer ein ideales und seliges Dasein führen, dort die goldreichen Arimaspen wohnen, dort

endlich auch die Kimmerier ihr meist von Nebeln verdunkeltes Land bewohnen und Völker, bei denen sechs Monate des Jahres in Nacht und Düsternis gehüllt seien. Genaueres wußte man nur von den Kelten und Thrakern, die als Nachbarvölker den Griechen und Römern öfter nahe, ja zu nahe traten, und von den Skythen, die um den Pontus wohnten und zu deren Land die ältesten direkten Verbindungen der Griechen mit Nordvölkern hinaufreichten.

Indessen sind schon in den homerischen Gedichten Spuren vorhanden, die von einer alten, nachher wieder verloren gegangenen Kunde der Länder zeugen, aus denen man seit den ältesten Zeiten vermöge eines ausgedehnten Zwischenhandels Zinn und Bernstein empfing. Die Odyssee läßt ihren Helden nicht nur zu nächtlichen Kimmeriern ziehen, die monatelang die Sonne nicht sehen, sondern sogar zu den Lästrygonen, wo nur eine wenige Stunden dauernde Dämmerung den einen Sommertag vom andern trennt:

— — — — — — — dort wo den Hirten
Ruft eintreibend der Hirt, und der austreibend ihn höret,
Und wo ein schlafloser Mann zwiefältigen Lohn sich erwürbe,
Einen als Rinderhirt, den andern als Hüter des Wollviehs.
Denn nah ist zu des Tags und der nächtlichen Weide der Ausgang.
(Odyssee X. 82—86.)

Schon Krates von Mallos, der im zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte, hat darauf aufmerksam gemacht, daß diese Verse eine Kunde des äußersten Nordens verraten, wie sie erst Pytheas von seiner Fahrt nach Thule, worunter wahrscheinlich die Shetland-Inseln zu verstehen sind, heimbrachte, und Eratosthenes baute auf diesen und ähnlichen Stellen seinen Vorwurf, daß die ganze Odyssee eine öde Fabelei sei, weil sie in südliche und westliche Länder Verhältnisse lege, welche nur im äußersten Norden bestünden. Es scheint völlig ausgeschlossen, daß man in den Entstehungstagen der homerischen Gedichte etwa durch Theorie und Spekulation zu solchen Auffassungen gelangen konnte, und der Versuch, aus der Schiffahrt der Milesier bis zum Norden des Pontus, wo sie 655 die Pflanzstadt Olbia an der Mündung des Borysthenes (Dnjepr) anlegten, die Kunde dieser hellen Nächte herleiten zu wollen und die Schilderung des Lästrygonenhafens auf Balaklava zu beziehen, erscheint verfehlt, da es dort noch keine Dämmerungserscheinungen giebt, die zu solcher Dichtung berechtigen könnten.

Besser zog sich Strabon aus der Schwierigkeit, als er beinahe das gesamte erste Buch seiner Erdbeschreibung dem Versuche widmete, Homers Erdkunde von solchen Vorwürfen des Eratosthenes und anderer am Him-

mel und auf der Erde kundiger Kritiker reinzuwaschen. Wenn Homers Schilderungen eine merkwürdige Kenntnis der höheren nördlichen Breiten verrieten, und er sogar eine Anzahl der Abenteuer seines Helden in den hohen Norden verlegt habe, so könne er diese für seine Zeit allerdings wunderbare Kenntnis recht wohl den Kimmeriern selbst verdankt haben, die ja schon vor seiner Zeit einen Einfall in Griechenland gemacht hätten. Wenn hiermit die Kimmerier gemeint sind, die im Beginn des siebenten Jahrhunderts in Kleinasien einbrachen und bis nach Magnesia und Ephesos gelangten, dieselben, die später als Taurier auf der Halbinsel Krim am kimmerischen Bosporus sitzen blieben, so müßte man ihre Herkunft aus einem dem Polarkreise näheren Lande herleiten, wenn sie solche Berichte mitgebracht haben sollten. Es war dies bereits die Meinung des Plutarch, der in seiner Lebensbeschreibung des Marius Kap. 11 erzählt, daß diejenigen Kimmerier, welche mit den älteren Griechen in eine erste unfreundliche Berührung getreten seien, nur als ein kleiner Bruchteil dieses Volkes aufzufassen seien, dessen größter und streitbarster Teil an den äußersten Grenzen der Erde, am äußern Meere ein schattiges, waldiges Land bewohne, welches wegen der Größe und Dichte der Wälder, die sich bis zu den Herkynien hinzögen, nie recht von der Sonne durchwärmt werde, daher immer schattig und nebelig sei.

Wir werden später sehen, daß die gesamte Grundfabel der Odyssee wie der Ilias aus diesem kimmerischen Norden nach Griechenland gelangt ist, daß es sich um alte Erinnerungen eines südwärts gewanderten nordischen Stammes handelt, und darum keine Schwierigkeit mehr darin gesucht werden darf, wenn an manchen Stellen auch Himmel und Erde, Klima und Jahreszeit der Heimat richtig geschildert sind. Was uns an dieser Stelle interessiert, ist einzig der Umstand, daß der Name dieser Länder ebenfalls aus dem Norden zu stammen scheint, woselbst ein arisches, auch in die finnischen Sprachen übergegangenes Wort vorhanden war, welches ursprünglich khamara gelautet haben muß, und von dem die nordischen Volksnamen der Kymren (Kimmerier) und Cambri abgeleitet erscheinen. Dieses Wort muß Dunkelheit, Nebel, Dämmerung bezeichnet haben; denn es leiten sich davon die altnordischen Worte hûm Dämmerung und Hymir, der bekannte Eddariese, zu welchem Freyr seinen Diener Skirnir (den „Aufheiterer") sendet, ab, weshalb Uhland auch Hymir richtig als „Dämmerer" übersetzte. Es schließen sich an: finn. hämärä, livl. ämâr Dämmerung, esthn. hämmär, hämmerus, ämmarus Dunkelheit, perm. und syrjänisch kynör, kunör Wolke. Bedenkt man nun, eine wie große Rolle der alte Dämmerer Hymir in der Edda spielt, so wird offenbar die An-

sicht Penkas stark unterstützt, daß die Skandinavier als das alte arische Urvolk der Kimmerier zu betrachten sind, deren Sitz schon damals an den Rhipäen lag, als welche verschiedene Forscher die skandinavischen Gebirge gedeutet haben.

Andererseits erlaubt eben der Dämmerungszustand der kimmerischen Länder in der Geschichte, anderen Meinungen sich Platz zu erobern, als wenn nämlich die altarischen oder germanischen Stämme früher weiter östlich gewohnt hätten, worauf sogar manche Anspielungen älterer Chronisten hindeuten, als hätte das skandinavische Volk selber seine Ursitze nach dem Schwarzen Meere verlegt u. s. w. Hierher gehört die noch heute von Isaak Taylor vertretene Ansicht, daß die Ugrofinnen, die sich ehemals von Osten über ganz Nordeuropa bis zum Rhein verbreitet hätten, die Urarier gewesen seien. Obwohl nämlich die Mehrzahl der Sprachforscher der Ansicht ist, daß die ugrofinnischen Sprachen nicht zu dem indogermanischen Sprachstamm gehören, behaupten doch einzelne, daß sie in den ältesten Wurzeln und in der Bildung der Formen mit denselben übereinstimmten. Der einzige tiefe Unterschied zwischen den zwei Sprachstämmen liege darin, daß der finnische kein Geschlecht unterscheide und den Plural ganz anders bilde; aber auch das Arische soll nach Sayce ursprünglich kein Geschlecht, und an Stelle des Plural nur den Dual gekannt haben, der wiederum in beiden Sprachstämmen übereinstimmend gebildet wird. Außerdem haben Thomson, Ahlquist, Dietrich, Anderson und Diefenbach auf so viele Übereinstimmungen der Wortwurzeln, Für- und Zahlwörter, Deklinations- und Konjugationsformen hingewiesen, daß man den Zusammenhang nur schwer für einfache gegenseitige Entlehnung erklären könne. So haben z. B. die finnischen Sprachen manche Worte mit den griechischen und römischen Sprachen gemeinsam, die sich nicht oder wenigstens nicht mehr in den germanischen Sprachen finden, so z. B. finn. paimen, griech. poimen der Hirt; finn. campura, campela, lit. cumpas, griech. campylos gekrümmt; finn. capris, lat. caper der Bock; ung. szarvas, lat. cervus der Hirsch u. s. w.

Diese Übereinstimmungen lassen sich aber durch den Umstand erklären, daß finnische Völker viele Jahrhunderte hindurch an der Seite von arischen gesessen haben und mit diesen zeitweise in innigster Berührung gewesen sind, wovon wir ja für Skandinavien die ausgiebigsten Zeugnisse aus geschichtlicher Zeit besitzen. Aber es muß schon in der Vorzeit so gewesen sein; denn sonst ließen sich die Übereinstimmungen mit der Sprache der aus dem Norden stammenden südlichen Arier bei den Ugrofinnen noch weniger begreifen. Denn ebenso wie wir oben (S. 21) bezüglich ihrer

Rassenzugehörigkeit erfahren haben, daß sie nur in der Nachbarschaft der germanischen Stämme blond geworden sind, im übrigen aber ohne Unterbrechung in die schwarzhaarige, kurzköpfige, bartarme, uralaltaïsche Rasse übergehen, deren turanische Ausläufer bis nach Babylon gelangten, so hat auch ihre Sprache mit der uralaltaïschen und turanischen die nächste Verwandtschaft, und es wäre nicht undenkbar, daß aus ihrer Vermittlung die Gemeinsamkeit einiger weniger Wurzelwörter bei Urariern und Semiten herstammt, wie z. B. altarisch staura und altsemitisch thaura Stier; altar. rauda, ruda und sumerisch urud Kupfer; altar. gharata, altsem. charûdu Gold. Jene Übereinstimmungen in den Sprachen der altarischen und ugrofinnischen Völker liefern aber andererseits einen überzeugenden Beweis für ihre alte Seßhaftigkeit in den beiderseits eingenommenen Strichen, sofern aus ihnen hervorgeht, daß sie nicht erst seit neuerer Zeit, sondern seit undenklichen Zeiten Nachbarn gewesen sein müssen.

Ähnliche Schlüsse ergeben sich aus der Betrachtung des gegenseitigen Verhältnisses der germanischen und slavischen Völker und Sprachen, obwohl auch hier der Trugschluß nicht ausgeblieben ist, daß die Urslaven, als welche der Vater der slavischen Forschung Schafarik die Skythen ansieht, die gemeinsamen Ahnen der Germanen und der Slaven gewesen wären. Der Straßburger Eddaforscher Bergmann brachte diese Auffassung zuerst in seinem Buche: Les Scythes, les ancêtres des peuples germaniques et slaves (Colmar 1858) zur Geltung. Auch H. Brunnhofer hatte in seiner Schrift „Über den Ursitz der Indogermanen“ (1884) in den Skythen die Urväter der Germanen und in ihren von Diodor berichteten, nach allen Himmelsgegenden gerichteten Zügen die Urgeschichte der Indogermanen wiederzufinden geglaubt. Inzwischen waren in verschiedenen Teilen Centralasiens angeblich blonde Völker entdeckt worden. Man berief sich auf chinesische Nachrichten von dem blonden Volke der Tingling, die zwischen 350—50 v. Chr. am Irtisch erschienen sein sollten, und deren Ahnherr, Ase oder Usünn genannt, aus dem Wasser emporgestiegen sein sollte. Es wäre sehr möglich, daß es sich bei dieser Nachricht um eine Kolonie blonder Finnen handeln könnte, die vom Eismeere kommend, den Irtisch oder den Jenissei aufwärts gestiegen sein möchten.

Noch mehr Aufsehen machte die Einführung der „blonden Saken,“ eines von den Alten zu den Skythen gerechneten Nomadenvolkes, welches in der turanischen Tiefebene südlich vom Aralsee gesessen hat (vergl. S. 30), und deren Könige den Persern tributpflichtig waren, in die Arena. Sie waren tüchtige Reiter und Bogenschützen und eroberten 130 v. Chr. einen

Landstrich des iranischen Hochlandes, der den Namen Sakestan erhielt. Joh. Becker hatte ihren Namen schon 1878 durch das mongolische Wort schagan, weiß, oder durch das mandschurische tschaksan, goldgelb, erläutert, und sie mit dem Stamme der Schakjas verglichen, der im siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in kapila vastu d. h. der Stadt der Goldgelben am Himalaya wohnte, und aus dem der Religionsstifter Buddha stammte, der den Beinamen Kapila d. h. der Goldgelbe führte. Nun ist vom Aralsee nach dem Himalaya immerhin ein hübsches Stück Weges; aber die Saken sollen von dort nach Indien, Nord- und Südeuropa, ja nach einigen bis nach Ägypten gewandert sein. Jene angenommene Heimat am Aralsee wäre natürlich wie geschaffen, um die vorgeschichtlichen Beziehungen zwischen Ariern, Ugrofinnen, Mongolen, Turaniern und Semiten aufzuhellen. J. Fressl führt uns in seinem Buche: „Die Skytho-Saken, die Urväter der Germanen“ (München 1886) noch weiter in die Mongolei, indem er die Hochländer des skythischen Imaos, des heutigen Thian-schan, als die Heimat jener Urväter der Germanen ansieht, welche nach Herodot erst im siebenten Jahrhundert nach Europa gekommen, und die vorher von den Kimmeriern, d. h. nordeuropäischen Völkern besetzten Gebiete im Norden des Pontus eingenommen haben sollen.

Was wir aus den alten Schriftstellern über die körperliche Erscheinung, Sitten und Lebensweise der Skythen erfahren, entspricht nach jeder Richtung den Zügen, die wir noch jetzt bei den Reitervölkern und Nomaden Centralasiens beobachten können, nicht im mindesten aber der Voraussetzung, daß wir in ihnen die Väter der Germanen erblicken dürften. Wir verdanken den Berichten zweier gleich vertrauenswürdiger Beobachter, dem Herodot, der das Land der Skythen selbst besucht hat, und dem berühmtesten Arzt des Altertums, Hippokrates (in seiner Schrift: „Von der Luft, dem Wasser und den Gegenden“), ziemlich eingehende Schilderungen dieses Volkes, die gar keinen Zweifel daran lassen, daß dasselbe den heutigen Tataren am ähnlichsten war und zur turanischen Rasse gehörte. Dafür spricht ihr Umherziehen, um neue Weideplätze zu suchen, das Wohnen auf dem Wagen und in Filzzelten, die frühe Gewöhnung an das Reiterleben, die damit zusammenhängende Gewohnheit des Genusses von Pferdefleisch, Pferdekäse (Hippake) und gegorner Pferdemilch (dem heutigen Kumys), die Berauschung durch Dampfbäder mit Hanfsamen, das noch jetzt in China übliche Brennen der rheumatisch affizierten Körperteile, das Vergiften der Pfeilspitzen (welches freilich noch in viel späterer Zeit auch bei den Franken und Helvetiern üblich war), die massenhaften Menschen-

opfer bei Fürstenbegräbnissen und vieles andere. Besonders beweisend ist, was Hippokrates von ihrer körperlichen Erscheinung und von der durch das Leben auf dem Rücken der Pferde hervorgebrachten „skythischen Krankheit“ berichtet, die noch neuere Reisende bei ihren dem Nomadenleben treu gebliebenen Nachkommen fanden. Sie hätten eine gelbe, glatte Haut und neigten zum Dickwerden, so daß man die Gelenke nicht erkenne. Die Männer seien bartlos, so daß man sie kaum von den Weibern unterscheiden könne. Alles das sind Eigentümlichkeiten, die sich nur bei den Tataren und Mongolen finden, und die Skythen so weit wie nur irgend denkbar von den Germanen entfernen. Wenn daher die Saken wirklich als die „Goldgelben“ in Indien bezeichnet wurden, so darf man das nur auf die Hautfarbe, nicht aber auf das Haar beziehen.

Herodot, welcher das Skythenland am Pontus im fünften Jahrhundert besucht hat, versichert, daselbst zwar noch Ortschaften der früher hier angesessenen Nordeuropäer (Kimmerier), nicht aber diese selbst mehr, die nach Asien gedrängt worden seien, gefunden zu haben. Die nunmehr daselbst ansässigen Skythen scheidet er in einen unabhängigen, zwischen Dnjepr und Don nomadisierenden Zweig, und in einen zum Ackerbau übergegangenen Stamm, in welchem Schafarik, die erste Autorität für slavische Geschichtsforschung, sicherlich mit Recht die Ahnen der Slaven erblickt. Sehr wichtig für die Beurteilung der Nachrichten über die ehemalige arische Bevölkerung dieser Länder ist Herodots Nachricht, daß er von einer „hölzernen Stadt“ gehört habe, die mitten im Skythenlande im Bezirke der Budinen von den Gelonen bewohnt werde, einem Volke, das gänzlich verschieden von den Skythen sei, vielmehr den Hellenen glich, von denen er es demgemäß ableiten wollte. Sie seien Ackerbauer, sprächen eine dem Griechischen verwandte Sprache, und verehrten in hölzernen Tempeln griechische Gottheiten. Der Name Gelonen würde allerdings auf dieselbe Wurzel ghal oder ghar zurückführen, wie derjenige der Gallier und Germanen, und sie als blond bezeichnen, was das Gefühl der Verwandtschaft bei den Helenen erhöhen mußte, die, wie wir wissen, damals noch vorwiegend blond waren (vergl. S. 16). Durch eine Verwechselung, die, wie Herodot selbst gesteht, damals in Griechenland allgemein war, hat er übrigens, im vollen Widerspruch mit allen übrigen Nachrichten, den skythischen Stamm, in dessen Mitte sie wohnten, als blond und blauäugig geschildert; aber nach allem, was uns sonst über die Sitten und das Aussehen der Skythen mitgeteilt wird, müssen wir annehmen, daß sie den noch heute Innerasien bewohnenden, mongolischen Reiter- und Nomadenvölkern ähnlich waren.

Darauf deutet auch ihr Name Skythen hin, den Bayer schon vor hundert Jahren mit demjenigen der Tschuden identifiziert hat. Wir erfahren von Herodot, daß sie eigentlich Skoloter hießen, ein Name, der nach den früheren Ausführungen (S. 36) die „Schwarzen“ bedeutet. Den Griechen, sagt er, habe es gefallen, diesen Namen in Skythen zu übersetzen, und sie scheinen getreu übersetzt zu haben; denn skotos heißt im Griechischen die Finsternis, skia der Schatten; lat. obscurus bedeckt, dunkel; scutum der (beschattende) Schild; ir. skath der Schatten; agſ. skûa, skûva Schatten und Finsternis. Penka (I. 138) schließt hier auch noch den Namen der Saken an, der in der Grundform skaka, im Altpersischen Çaka lautete, weil die Lautgruppe sk im Indisch-Iranischen häufig zu ç wird, so daß Saken nicht die Weißen (vergl. S. 41), sondern vielmehr die Schwarzen bedeuten würde. Es liegt darin ein lehrreicher Parallelfall zu dem Namen Çudra, der indischen Urbevölkerung, vor, welcher sie, wie allgemein anerkannt, ebenfalls als die Schwarzen kennzeichnet. Auch dieser Name kommt nämlich in Bezug auf die Südrer in Arachosien bei Ptolemäus in der Form Südroi, bei Dionysios Periëgetes als Skodroi vor. Der Name Saken hat also wie Skythen und Skoloten ursprünglich Skaken (die Dunklen) gelautet, und dieser Name scheint auch noch heute erhalten zu sein; nicht aber im Namen der blonden Sachsen, sondern in dem der schwarzen Czechen.

Die Slaven, deren Sitze ursprünglich also in Südrußland lagen, sind früh an die baltischen Küsten, sehr viel später aber nach Schlesien, Brandenburg und Pommern vorgedrungen. Aus der Mischung ihrer heimischen Sprache mit den dort vorwaltenden germanischen Dialekten entstanden die litauischen, lettischen und altpreußischen Sprachen, die man mit den slavischen zur slavolettischen Gruppe zusammenfaßt. Unter ihnen ist die litauische die wichtigste, weil schon früh erkannt wurde, daß die Sprache der Landbevölkerung in der Gegend von Memel und Tilsit, sowie in den russischen Regierungsbezirken Kowno und Wilna unter allen lebenden indogermanischen Sprachen Europas die dem Sanskrit ähnlichste und daher altertümlichste ist. Dieser Satz ist so zu verstehen, daß die Sprache der Litauer am meisten in derjenigen Form stehen geblieben ist, welche die arischen Völkersprachen hatten, als sie nach Iran und Indien vorrückten, woselbst dieselbe dann in den dort vorgefundenen Schriftzeichen zuerst fixiert werden konnte, während sich die andern europäischen Sprachen, bevor ihnen die Schrift Fesseln anlegte, noch bedeutend umgewandelt haben und damit der arischen Ursprache unähnlicher geworden sind. Es ist also ein Zurückbleiben, oder sagen wir besser ein Unberührtbleiben von den

staatlichen Umwälzungen Europas, was dieses kleine Volk dem Sprach- und Mythenforscher so wert macht; denn neben der Sprache hat auch der Volksglaube hier mehr Altertümliches bewahrt, als in den meisten andern Gegenden Europas.

Der erste, welcher diesen vergrabenen Schatz nach allen Regeln der Kunst zu heben suchte, war der berühmte Sprachforscher Schleicher, welcher 1852 mit Unterstützung der österreichischen Regierung eine sprachliche Entdeckungsreise nach Litauen unternahm, und den Bauern durch Abfragen die uralten Formen ihrer Sprache, Volkslieder (Dainos), Fabeln und Märchen entlockte. In neuerer Zeit hat besonders eine vor circa zwanzig Jahren gemachte Entdeckung des italienischen Sprachforschers Ascoli über den Lautwechsel in den litauischen Sprachen diese Studien gefördert. Ascoli konnte nämlich nachweisen, daß in einer Reihe von beiläufig sechzehn Fällen, also einer Zahl, die für den Zufall zu groß ist, dem indoiranischen Zisch- oder Zahnlaute ç, der auf ein ursprüngliches, aspiriertes kh in der urarischen Sprache zurückgeht, in der slavolitauischen Sprache ebenfalls ein Zischlaut entspricht, nämlich sz im Litauischen und s im Slavischen, während die andern arischen Sprachen (Griechisch, Latein, Keltisch, Deutsch) in denselben Wörtern den ursprünglichen Kehllaut, oder statt dessen manchmal bloß die Aspiration des h behalten haben, wovon schon oben (S. 38) ein Fall vorkam. Als Beispiele mögen dienen: sanskr. und zend. çata, lit. szìmta-s, altsl. suto hundert; sanskr. und zend. daça, lit. deszimt, altsl. deseti zehn; sanskr. çâkhâ, lit. szakà Ast; sanskr. çvan, lit. szu Hund; sanskr. açva, zend. açpa, lit. aszvà Pferd oder Stute. Diese Veränderung der altarischen Sprache im Munde der Litauer, Slaven, Baktrier und der indischen Urbevölkerung (Dravidas) ist um so merkwürdiger, als sie nicht in allen Worten den Kehllaut durch den Zischlaut ersetzt haben, sondern wahrscheinlich nur in den Fällen, wo er der nichtarischen Bevölkerung des Landes, in welches die Arier eindrangen, unbequem auszusprechen war. Der Lautwechsel in diesen, wie in vielen anderen Fällen geht also zurück auf eine Ungleichheit der Sprachwerkzeuge bei den verschiedenen Rassen, durch welche die betreffende Sprache sich Bahn schaffte, wobei ihr die fremde Rasse, welche die Sprache annahm, wenn sie, wie dies meist der Fall, in der Mehrzahl war, ihren Stempel aufdrückte.

Was haben wir aus diesen Thatsachen für die Frage nach der Urheimat und dem Wege der Arier nach Osten und Süden zu schließen? Etwa, daß die Litauer und Slaven die Urarier gewesen wären? Sicherlich nicht; denn wir sehen, daß die urarische Sprache eine andere war, und auf dem Wege nach Griechenland und Italien nicht dieselben Laut-

veränderungen erfuhr, denen sie auf dem Wege nach Indien unterlag. Wir müssen vielmehr schließen, daß die Wanderung der Arier nach Indien westlich oder nordwestlich von dem seit uralten Zeiten durch die Ugrofinnen eingenommenen Gebiete begann und diese zuerst berührte.

„Als die Arier," sagt Penka (I. 146), „sich zuerst nach Osten wandten, unterwarfen und arisierten sie zuerst jene ugrofinnischen Stämme, die sie (auf ihrem Wege) vorfanden, und so entstanden sowohl das Volk der alten Preußen wie das der Litauer und Letten. Hier schon wurde im Laufe der Zeit die reine Sprache der Eroberer und Herrscher von der Sprechart des unterworfenen und arisierten Volkes in der Weise affiziert, daß wenigstens ein Teil der im Munde desselben zu s gewordenen k-Laute auch in die Sprache der ersteren eindrang und sich festsetzte. Als dann später Nachkommen dieser ersten Eroberer die arische Herrschaft weiter nach Süden ausdehnten und die Arisierung anderer Völker desselben ugrofinnischen Zweiges herbeiführten, lernten diese eine Reihe von Wörtern nur in der Umgestaltung kennen, die die Grundform derselben in dem Munde derer erfahren hatte, die mit den Ariern zuerst bekannt geworden waren. Daher kommt es, daß das Slavische, d. i. die Sprache dieser später unterworfenen ugrofinnischen Völker, mit dem Litauischen sowohl im allgemeinen, wie auch in Hinsicht auf die vorhin erwähnten Fälle, so auffallend übereinstimmt. Von dem Gebiete der Slaven aus erfolgte dann weiter in derselben Weise der Vormarsch über die Steppen Südrußlands und den Kaukasus (Osseten) nach Armenien und Iran und von diesem Lande aus endlich nach Indien. Selbstverständlich verstrich jedesmal ein längerer Zeitraum, bevor die Nachkommen der ersten in ein neues Land eingedrungenen Arier aufbrachen, um neue Länder und neue Völker der arischen Herrschaft zu unterwerfen, so daß viele Jahrhunderte verstrichen waren, bevor die Enkel jener Arier, die sich zuerst auf dem Boden Preußens und Litauens niedergelassen hatten, das Pendschab betraten. Am kürzesten dürfte wohl der Zeitraum gewesen sein, der zwischen der Einwanderung nach Iran und der Einwanderung nach Indien verstrich. Er ergiebt sich dies aus der nahen Verwandtschaft des Iranischen und Indischen."

Demgemäß betrachtet Hübschmann das Armenische als einen „zwischen Iranisch und Slavo-lettisch zu stellenden selbständigen Sprachzweig," so daß wir also den Übergang der nordarischen Ursprache in das Sanskrit schrittweise verfolgen können, und gleichzeitig über den eingeschlagenen Weg aus den verbliebenen Sprachresten Aufschlüsse erhalten. Der größte Mangel für eine durchgeführte Vergleichung liegt natürlich darin, daß die angenommene Mutterform aller arischen Sprachen, das Urgermanische, nicht früh genug in Buchstabenschrift niedergelegt worden ist, um unmittelbar mit dem Sanskrit verglichen zu werden. Es würde sich sonst jedenfalls eine noch viel allgemeinere Übereinstimmung ergeben, als zwischen Litauisch und Sanskrit. Manches läßt sich ja durch Vergleichung und Beratung mit den andern indogermanischen Sprachen zurückgewinnen; aber es ist doch im allgemeinen zu wenig, um die nordische Grundsprache wiederherzustellen.

Selbstverständlich mußte nun die arische Sprache auch auf den anderen Wegen, die sie nach Süden führten, also namentlich auf den Völkerstraßen nach Griechenland und Italien ihre Wandlungen durchmachen, die sich zum Teil in anderen Richtungen bewegten, wie die eben besprochene. Am nächsten schließt sich der bisher besprochenen Gruppe noch das Griechische an, und zwar sowohl nach dem Wortlaute als nach der morphologischen Seite. Weiter ab steht das Keltische und die italienischen Sprachen (latein, umbrisch, oskisch), die innerhalb der arischen Sprachen eine besondere Gruppe (die italo-keltische) bilden und, namentlich in morphologischer Beziehung, noch altertümlichere Züge bewahrt haben, als die ostarische Gruppe. Es deutet dies darauf hin, daß die Arisierung Südeuropas bei den Kelten begonnen hat, die also schon vor dem Werden des hellenischen und römischen Reiches in Mitteleuropa saßen, und die obwohl ursprünglich vielleicht zur turanischen Rasse gehörig, ebenso die arische Sprache durch ihren eigenen Dialekt gefärbt, nach Italien weitergaben, wie es die Slavoletten nach Griechenland und Iran besorgten. Eine Reihe alter Traditionen läßt die Etrusker, die früher in Wälschtirol bis nach den Schweizer Bergen gewohnt haben sollen, über die Alpen steigen und ganz Nord- und Mittelitalien besetzen; nach einer anderen Sage sollen schon lange vor ihnen die Siculer, die nachher bis zum Süden zurückgedrängt wurden, über die Alpen nach Italien herniedergestiegen sein, als die ersten verfolgbaren Vorboten der Sehnsucht nach dem hesperischen Lande, welches noch heute die Germanen beseelt.

In neuerer Zeit huldigen namentlich italienische Forscher, wie Pigorini in Rom, der Ansicht, daß die sogenannten Terramaren der Emilia, d. h. wallartige Hügel, die in sumpfigen Gegenden auf pfahlbauähnlichen Untergrund gegründet sind und wahrscheinlich über die etruskische Zeit zurückreichen, von nordischen Einwanderern gegründete Niederlassungen seien. Er hat sich dabei auf ähnliche Siedelungen an der Theiß und an anderen Orten Ungarns (Pilin und Toszeg), ja auf solche Frieslands bezogen, welche nicht nur eine ähnliche Anlage zeigen, sondern auch entsprechende Thon- und Bronzewaaren einschließen, und damit würden die linguistischen Verknüpfungen zwischen Ungarn und Etruskern (S. 3) einen gewissen Hintergrund erhalten. Sei dem nun, wie ihm wolle, jedenfalls haben die neueren Forschungen das alte Traumbild, wonach die nordische Bronzezeit von Italien abhängig und alle nordischen Muster von etruskischen Händlern ins Land gebracht sein sollten, gründlich zerstört. Nicht nur die skandinavische Bronzekultur hat bei genauerer Untersuchung der Formen, namentlich in den sogenannten Celten, eine unerwartete Unabhängigkeit

von den südlichen Formen ergeben, sondern es haben die Untersuchungen des Baron v. Sacken über die Gräberfunde von Hallstatt und diejenigen F. v. Hochstetters über die Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain eine hochentwickelte Bronzetechnik in den Donauländern ans Licht gezogen, die schon ums Jahr 500 vor unserer Zeitrechnung ihre Blütezeit hatte, in ihren Anfängen aber ohne Zweifel verschiedene Jahrhunderte weiter zurückreicht.

Soweit ich den Zustand der jetzigen Forschung übersehen kann, besteht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß sowohl Skandinavien, wie die Donauländer ihre Bronzekultur nicht vom Süden, sondern von Osten her empfangen haben, vermutlich im Zusammenhang mit der Einwanderung finnischer und turanischer Stämme in Europa. Im besondern sprechen dafür die Untersuchungen des Gräberfeldes von Koban im Kaukasus, die Virchow und E. Chantre veranstaltet haben, und welche sehr ähnliche Formen ergaben, wie sie die Terramaren und voretruskischen Gräber Ober-Italiens liefern. Somit scheint die frühere Auffassung von dem etruskischen Bronzehandel nach Norden fast in sein Gegenteil verkehrt zu werden, wenigstens für die ältere Zeit, nämlich dahin, daß die älteste Bronzekultur den Italikern der Po-Ebene über die Alpen, oder doch über das Adriatische Meer hergekommen ist, ehe sie noch der phönikische Import vom Mittelmeer her erreichte. Nach derselben Richtung deutet das häufige Vorkommen von Schmucksachen aus Ostsee-Bernstein, sowohl in sehr alten italischen Gräbern, wie in denen von Mykenä, die man in das Jahr 1200 v. Chr. hinaufrückt. Nun ist an einigen Grabstelen aus der Gegend von Pesaro im alten Umbrien, die in den Jahren 1860—1865 ausgegraben wurden und sich in der Bibliothek von Pesaro befinden, allen Kennern eine höchst merkwürdige doppelte Ähnlichkeit aufgefallen, nämlich einerseits in den Spiralornamenten, welche die Rücken- und Seitenflächen bedecken, eine solche mit den Grabstelen von Mykenä, und andererseits in den eingegrabenen bildlichen Darstellungen derselben eine solche mit den vielbesprochenen Felsenbildern Skandinaviens.

Zwei derselben, von denen Fig. 3 die besterhaltene wiedergiebt, stellen in nahezu übereinstimmender Weise Marinebilder dar, und zwar ein größeres Schiff, dessen Kiel vorn wie ein Stachel ausläuft, während der Vordersteven sich wie ein Schwanenhals erhebt und in ein gehörntes Tierhaupt auszulaufen scheint. Vor diesem großen, mit fünfzehn Mann Besatzung versehenen Ruderschiffe sehen wir zwei kleinere, im übrigen ähnlich gebaute Ruderkähne ohne Mast, deren Vordersteven sich kreuzen, während die Mannschaft sich mit Schwertern (oder Schleuderwaffen?) bekämpft.

Die Körper der Streiter zeigen eine eigentümlich bauchige, entweder durch Lederwämser oder durch Schilder hervorgebrachte Form. Ingvald Undset aus Christiania, wie anscheinend schon vor ihm Worsaae und andere

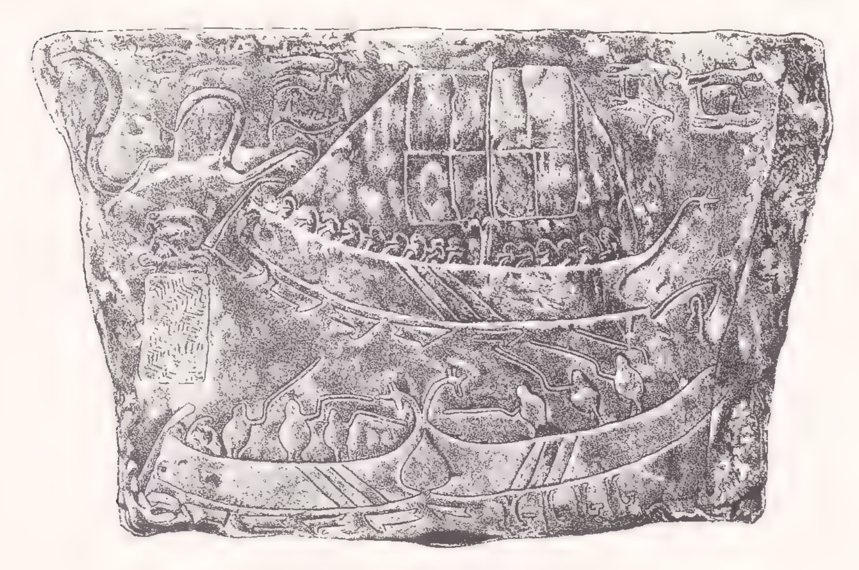


Fig. 3.
Grabstele aus Pesaro. Hauptbildfläche. („Zeitschrift f. Ethnologie.“ XV. Jahrg. 1883.)

Altertumsforscher, wurden durch die Form der Schiffe, sogenannte Drachschiffe, und Bemannungsart lebhaft an die Felsbilder von Bohuslän an der norwegischen Grenze erinnert, von denen zur Vergleichung zwei (Fig. 4 und 5) beigefügt werden.



Fig. 4.
Drachschiff von einem Felsbilde zu Kyrkoryk (Bohuslän). Nach Baer und Hellwald, „der vorgeschichtl. Mensch.“

Die Lage der jetzt ins Land gerückten, aber ehemals dicht am Meeresufer belegenen Fundstätte könnte ebenso wie die bildlichen Darstellungen dahin gedeutet werden, daß hier zwei berühmte Seekönige der mittleren etruskischen Zeit ihre Ruhestätte dicht am Meere gefunden haben, und diese Ansicht schmeichelt sich um so mehr ein, als ein kleinasiatisches Seeräubervolk, die Tyrrhener, sich an den Küsten Italiens festgesetzt haben sollte, und nach griechischer Auffassung völlig mit den Etruskern verschmolz. Dabei ist nun daran zu erinnern, daß auch die Burgen von Mykenä und Tiryns, deren Grabstelen so manche Ähnlichkeit aufweisen, nach Anlage und bild-

nerischen Schmuck der Fundstücke, von den verschiedensten Forschern als Zwingburgen alter Seekönige, oder karischer Seeräuber gedeutet worden sind, da sie den Verkehr zwischen dem argolischen und korinthischen Meerbusen völlig beherrschten. So schlingen sich Fäden hinüber und herüber, welche die jüngeren Grabstelen von Pesaro mit den älteren von Mykenä zu verknüpfen scheinen. Allein vielleicht hat das dritte Vergleichsobjekt, die Felsbilder von Bohuslän, auch Recht auf Beachtung, und ist die Ähnlichkeit des ornamentalen Schmuckes der Grabstelen von Pesaro und Mykenä nur deshalb so groß, weil frühe Vorfahren der Normannen sich schon in grauer Vorzeit sowohl an der italienischen, wie an der griechischen Küste festgesetzt hatten. Der Gedanke ist nicht so abenteuerlich, wie er noch vor zehn Jahren erschienen sein würde, da wir jetzt wissen, daß blonde Eroberer schon ums Jahr 1500 an den Grenzen Ägyptens auftraten, und wenige Meilen von Pesaro liegt Ariminum, die Stadt der Arier (S. 34), ja der ganze Küstenstrich war seit alten Zeiten von den keltischen Senonen, denen man die Erstürmung Roms ums Jahr 390 v. Chr. zuschreibt, besetzt. Ein Blick auf den ferneren Norden würde gleichwohl zu gewagt sein, wenn nicht weitere Anzeichen eines Verkehrs germanischer Völker mit den alten Etruskern in mehr als einem gemeinsamen Götternamen vorhanden wären. Die erste Erwähnung der Asen in der altweltlichen Litteratur bezeichnet sie als „Götter der Etrusker."

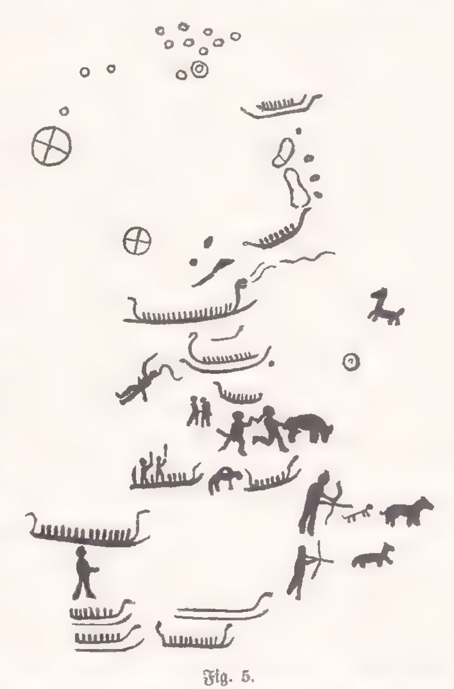


Fig. 5.
Felsenbilder von Quille-Härad (Bohuslän). Nach Baer und Hellwald „der vorgeschichtl. Mensch."

Der alte Sueton, der in den Tagen Hadrians lebte, erzählt uns im Leben des Augustus (Kap. 97), daß unter den Vorzeichen seines Todes auch der bemerkenswerte Umstand anzuführen sei, daß ein Blitzstrahl aus der Inschrift seines Standbildes den ersten Buchstaben seines Namens (Cäsar Augustus) hinweggeschlagen hätte. Die herbeigerufenen Zeichen-

deuter, die bekanntlich in Rom meist von etrurischer Abkunft waren, deuteten dies so: „er werde nur noch hundert Tage leben, welche Zahl der Buchstabe C bezeichne;“ dann aber werde er unter die Götter aufgenommen werden, weil AESAR, d. h. der von dem Blitze verschonte Rest seines Namens, bei den Etruskern die Götter bezeichne. Das Wort Aesar hat nun eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem altnordischen Worte Aesir (die Asen), und gegen Ende des vierten Jahrhunderts erwähnt der griechische Grammatiker Hesychios in seinem Lexikon wiederum, daß die Tyrrhener ihre Götter Asen (Asoi) genannt hätten. In Bezug auf die nordischen Völker wird der Name zuerst von Jornandes (ums Jahr 550) erwähnt, sofern er erzählt, die Goten hätten ihre über das Heer des Kaisers Domitian siegreichen Feldherrn als Asen (d. h. Götter) gepriesen.

Ein solcher vereinzelter Zusammenklang würde, so auffallend er ist, keinen Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit haben, wenn nicht eine ganze Anzahl etrurischer und altitalienischer Götternamen mit den germanischen übereinstimmte. So der tyrrhenische Gott Thuran mit unserem Thor, der altitalienische Götterschmied Mamurius mit unserem Schmied Mimir und viele andere, von denen später die Rede sein wird. Es ist daher vielleicht auch nicht allzu gewagt, wenn man den, eine Kopie ausschließenden, aber inhaltlich völlig übereinstimmenden Bildwerken der beiden Grabstelen einen besonderen, der nordischen Lehre vom Jenseits entnommenen allegorischen Sinn unterschiebt. Die Nordvölker hatten den Glaubenssatz, daß der Tote, bevor er ins Jenseits eingehen könne, einen reißenden Totenfluß überwinden müsse, der mit scharfen Schneiden erfüllt sei, welche die Körper der Ungerechten zerstückelten. Nun sieht man am Rand der drei Schiffe eine Anzahl scharfeckiger Gegenstände schwimmen, die von Undset und anderen Auslegern für Fische erklärt werden, aber mit Fischen offenbar nicht die geringste Ähnlichkeit haben. Von dem einen der kleinen Kähne sind bereits Männer ins Wasser hinabgestürzt und den Schneiden preisgegeben. Würden wir aber in diesen Bildern Darstellungen der Überfahrt über den Totenfluß Slidur erkennen dürfen, so würde sich leicht erklären, wie dasselbe Bild sich auf zwei nebeneinander gefundenen Grabstelen wiederholen konnte; denn es hätte dann in den Kreis der nordischen Funeralgebräuche gehört, bei denen, wie wir später sehen werden, allerlei Gräberbeigaben die Überwindung des Flusses mit den Schneiden zu erleichtern bestimmt waren.

Bevor wir uns aber mit solchen Kultgegenständen genauer beschäftigen, harrt die Frage, woher die arischen Einwanderer der Mittelmeerländer gekommen, noch immer der Erörterung. Da im Süden der Donau

früh und wahrscheinlich schon vor der Einwanderung nach Italien Kelten saßen, die sich allmählich weiter nach Westen zogen, so blieben die Länder jenseits der Donau von der Slavengrenze bis nach Gallien, d. h. der gesamte Norden Europas, als mutmaßliches Heimatsland der Arier offen. Alle die verschiedenen Richtungen der linguistischen wie der geschichtlichen Forschung und Fundstatistik führen keineswegs, wie man früher annahm, nach Indien oder Mittelasien, sondern nach Nordeuropa zusammen, und ganz dasselbe werden wir nachher bei den religiösen Vorstellungen finden. An welches Land hierbei im besondern zu denken sei, wird bis zu einem gewissen Grade Sache der Meinung bleiben müssen, da solche Feststellungen immer unsicherer werden, je weiter man in die Vorzeit zurückgeht. Penka ist mit großer Umsicht nach den sorgfältigsten Vergleichungen für Skandinavien als Urheimat der Arier eingetreten, welches noch heute die blonde Rasse im Zustande der größten Reinheit beherbergt. Er ist damit gewissermaßen in die Fußtapfen des Vorgängers Linnés auf dem Lehrstuhl in Upsala, des gelehrten Olof Rudbeck getreten, welcher in seinem großen dreibändigen Werke Atlantica sive Manheim, vera Japheti posterorum sedes et patria (1675—1698) bereits aufgestellt hatte, Schweden sei das Land, wo die Kinder Japhets gewohnt hätten, und das Schwedische daher die allgemeine Ursprache.

Penka hat dabei unter andern auf die seltene Einmütigkeit hingewiesen, mit welcher alte, früh- und spätmittelalterliche Geschichtsschreiber die gemeinsame Herkunft der hauptsächlichsten germanischen Stämme aus Skandinavien behauptet haben. Hinsichtlich der Kimbern und Teutonen geschah dies schon von seiten der Geographen und Geschichtsschreiber des Altertums. Von den Goten, Gepiden, Herulern und Rugen bezeugt es Jordanes, der ums Jahr 550 als gotischer Geistlicher in Ravenna lebte, und in seiner Geschichte der Geten oder Goten die Insel Skandza als den „Mutterschoß der Nationen“ (vagina nationum) bezeichnete. Von den Alemannen, Marcomannen, Angeln und Sachsen, Longobarden, Vandalen und Germanen, ja selbst von den Franken und Burgundern lassen sich ebenfalls dahingehende Zeugnisse beibringen. Als die Ursache, weshalb die Kimbern und Teutonen von der kimbrischen Halbinsel südwärts gezogen seien, wurden bekanntlich verheerende Fluten genannt; Paulus Diaconus, der Historiker der Longobarden, giebt dagegen die aus der Fruchtbarkeit des Volkes und der Kargheit des Bodens entspringende Übervölkerung als eine ständige Ursache an, welche die Söhne des Landes zwang, ihr Glück in der Ferne zu suchen. Die seit uralten Zeiten hergebrachte Form dieser Auswanderungen soll nach Dudo darin bestanden haben, daß

alle fünf Jahre unter den herangewachsenen Jünglingen eine Auslosung gehalten wurde, welche die von dem Lose betroffene Schar verpflichtete, ihre Heimat zu verlassen und sich neue Wohnsitze zu erobern.

Auf diese Weise wäre es zu erklären, wie die Arier von ihrer Heimat aus in immer erneuten Nachschüben weite Länder erreicht und arisiert hätten, und thatsächlich wissen wir ja, daß die Normannen so in England und nach der Normandie, in späterer Zeit bis nach Sizilien vorgedrungen sind. Auch heute geht die Auswanderung in erheblicher Stärke vor sich, obwohl dies jetzt weniger auffällig wird, da sich die Scharen ohne engeren Zusammenhalt nach der neuen Welt wenden. Eine nähere Prüfung der Frage, wie weit man berechtigt ist, die Urheimat der Arier nach Skandinavien zu verlegen, kann natürlich nur durch prähistorische Studien erfolgen, und diesen muß ein vorläufiges Urteil über die ziemlich verwickelt liegende Herkunftsfrage, wenn sie so unumwunden gestellt und auf ein engeres Gebiet beschränkt wird, vorbehalten bleiben. Schon im voraus darf indes darauf hingewiesen werden, daß die Beschränkung einer Menschenrasse auf ein so enges Gebiet, wie es das nur zu einem Bruchteile wohnliche Skandinavien darstellt, ohne Beispiel sein würde; wir kennen wenigstens keine zweite wohlumschriebene Menschenrasse, für die aus irgend welcher Zeitepoche ein gleich enger Wohnbezirk nachgewiesen werden könnte.

6. Zeugnisse der Prähistorie für die nordische Herkunft der Arier.

Daß die Frage nach der eigentlichen Heimat der Arier recht eigentlich vor den Richterstuhl der vorgeschichtlichen Forschung fällt, muß jedermann zugeben, der sich überzeugt hat, daß ihre Wanderungen lange vor Beginn der geschichtlichen Zeit begonnen haben, und der überdem berücksichtigt, zu welch widersprechenden Meinungen die geschichtlichen Nachrichten geführt haben. Es ist aber die Frage, ob wir nicht aus dem Regen in die Traufe geraten, wenn wir uns nunmehr mit unsern Zweifeln an die junge Wissenschaft der Prähistorie wenden. Einer solchen noch in den Kinderschuhen befindlichen Wissenschaft, die obendrein in der Mehrzahl der Fälle als Nebenbeschäftigung von Ärzten, Anatomen, Geographen und Liebhabern aller Klassen und Richtungen betrieben wird,

weittragende Fragen vorzulegen, kann nicht ohne Bedenken geschehen, und wir werden uns über so manche einander völlig widersprechende Urteile und Standpunkte ihrer Vertreter kaum wundern dürfen. Glücklicherweise treten aus diesem Wirrsal tappender und unsicherer Meinungen bereits einige Punkte der Übereinstimmung sowohl unter den Wortführern der prähistorischen Wissenschaft unter sich, als mit den bezüglichen Ergebnissen der Sprach- und Mythenforschung hervor, so daß sich dieselben gegenseitig stützen und dadurch an Überzeugungskraft gewinnen.

Wir brauchen hierbei die Frage nach dem ersten Erscheinen des Menschen in Europa nicht genauer zu erörtern. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß er schon vor der sogenannten Eiszeit in Europa vorhanden war und hier vermutlich nicht später aufgetreten ist als in anderen Erdteilen. Einzelne Forscher, wie z. B. Moritz Wagner, folgerten im Gegenteil sogar, daß der Mensch in Europa zuerst erschienen sein müsse, sofern sie der in Europa viel mehr als in anderen Teilen der alten Welt empfindlichen Temperatur-Abnahme, die der Eiszeit voranging, einen wesentlich förderlichen Einfluß auf die Menschwerdung zuschrieben. In demselben Sinne hat E. v. Baer gesagt: „Europa war für die Menschheit die hohe Schule, wo sie zur Arbeit gezwungen wurde, und wo sie geistige Beschäftigung lieben lernte.“ Einige Forscher haben daher auch geglaubt, Asien und Afrika seien erst von Europa aus bevölkert worden; allein ein solcher Schluß würde nur für diejenigen bindend sein, welche an der Lehre der Abstammung von einem Paare festhalten; die asiatischen und afrikanischen Menschenrassen erscheinen aber so verschieden von der europäischen, daß man recht wohl an eine mehrfache, gesonderte Entstehung glauben kann, oder die Trennung in eine außerordentlich frühe Zeit setzen muß.

Das erste Auftreten des vorgeschichtlichen Menschen in Mitteleuropa gehört einer so frühen Epoche an, daß sie von keinem Menschen aufgezeichnet ist; denn er hat hier manche, in keiner Aufzeichnung erwähnten Tiere, die anscheinend der Eiszeit zum Opfer fielen, wie das Mammuth, das wollhaarige Nashorn, Löwen-, Tiger-, Hyänen- und Bärenarten, noch gejagt und mit seinen rohen Waffen (Pfeilen und Lanzen mit Steinspitzen) erlegt. Er überlebte sie, und wir können ihn an der Hand der Höhlen- und Gräberfunde mit dem geistigen Auge weiter begleiten, durch Zeiten, in denen das Jahresmittel der Wärme in Deutschland soweit herabsank, daß in unseren Breiten hochnordische Tiere, wie das Moschusrind, Rentier, der weiße Bär, der Eis- und Goldfuchs, Schwäne und andere Tiere, die den Polarkreis jetzt nicht weit zu überschreiten pflegen, erschienen und

seine hauptsächlichste Jagdbeute und Gesellschaft bildeten. Die aus dem Norden stammenden erratischen Blöcke der norddeutschen Tiefebene und andere geologische Verhältnisse lehren uns, daß damals Skandinavien und ein großer Teil Englands und Norddeutschlands mit mächtigen Gletschern bedeckt war, und es ist demnach nicht wahrscheinlich, daß eine irgendwie nennenswerte Menschenbevölkerung in den höheren Breiten Europas ausgedauert haben könnte.

In Hinblick auf diese Verhältnisse und verführt durch vereinzelte Funde von Überresten einer kleinen, kurzköpfigen Menschenrasse aus jenen Zeiten, die sich namentlich in skandinavischen Gräbern fanden, haben sich die Forscher längere Zeit hindurch mit Vorliebe der Anschauung hingegeben, ganz Nordeuropa sei damals von einer kleinen, den Finnen oder Lappen ähnlichen Rasse bevölkert gewesen, die einst mit den Rentierscharen in unseren Breiten angelangt sei, und auch erst mit denselben nach der allmählichen Verbesserung des Klimas wieder fortgezogen wäre, vielleicht von der aus Südosten andringenden arischen Rasse ebenso gegen den Nordpol gedrängt, wie die Eskimos von den Indianern Nordamerikas. Mehrere der angesehensten Prähistoriker und Anthropologen wie Retzius, A. de Quatrefages und andere teilten diese Ansicht; einzelne warfen diese kleine Rasse auch wohl mit der schwarzen, baskischen Rasse zusammen, die man früher für brachykephal hielt, deren Sprache ja lange allen Deutungsversuchen widerstrebte. Da sie ehemals viel größere Gebiete in Europa eingenommen hat als später, hat man sie ebenfalls nach dieser älteren Hypothese von den aus Südosten in Europa eingewanderten Ariern als an die äußersten Grenzen des Erdteils zurückgedrängten Rest der angeblichen schwarzhaarigen Urbevölkerung Europas ansehen wollen.

Für Skandinavien hatte diese Lappen-Theorie allerdings in Funden von zweifellosen Finnenschädeln aus sehr alter Zeit, deren Vorkommen bei der nahen Heimat derselben sehr begreiflich ist, starke Stützen, und der ausgezeichnete Historiker Norwegens P. A. Munch neigte ihr entschieden zu. Im besondern hatte auch der bekannte skandinavische Forscher S. Nilsson diese Ansicht seit 1835 verteidigt, und Munch es später für erwiesen gehalten, daß erst mit der Bronzezeit arische Völker (Kelten) nach Skandinavien eingedrungen wären, und die Lappen und Finnen, welche die Urbevölkerung während der Steinzeit daselbst gebildet, nordwärts gedrängt hätten. Mancherlei Sagen der nordischen Völker von dem Verkehr mit schwarzen Zwergen wurden darauf zurückgeführt. Spätere Untersuchungen sowohl von Nilsson selbst, wie von H. Hildebrand, Montelius u. a. haben dagegen zu dem Ergebnisse geführt, daß sich zwar zuweilen in skan-

dinavischen Gräbern der Steinzeit Schädel finden, die mit Lappenschädeln große Ähnlichkeit besitzen, daß aber schon damals die arische Bevölkerung im südlichen Skandinavien vorhanden war. Nur im äußersten Norden Skandinaviens werden Geräte von Stein und Knochen gefunden, welche eine auffällige Ähnlichkeit mit den lappischen und finnischen Steinalterfunden ihrer jetzigen Heimat zeigen; sie sind durchaus verschieden von denen des südlichen Skandinavien, wie Worsaae bestätigt, und Montelius glaubt daher als Ergebnis aller bisherigen Untersuchungen hinstellen zu können, daß seit dem Schluß des Steinzeitalters keine größere Einwanderung in Skandinavien stattgefunden habe, daß somit die Ahnen der heutigen Schweden schon seit dem Beginn des jüngeren Steinzeitalters in Schweden gewohnt haben.

Diese prähistorische Rasse Skandinaviens gehörte bereits ebenso wie die heutigen Skandinavier zu den Langschädeln, und das von Thomsen für die älteste Grabstätte gehaltene Grab lieferte einen solchen. Überhaupt hat Frhr. v. Düben unter hundert prähistorischen Schädeln Skandinaviens, die er untersuchen konnte, nur zehn Kurzschädel auffinden können. Die skandinavischen Langschädel aber sind von denjenigen der sogenannten „Reihengräber" Deutschlands, d. h. der unseren Friedhöfen vergleichbaren Volksbegräbnisse in Reihe und Glied, nicht zu unterscheiden, und diese werden von den hervorragendsten Prähistorikern und Anthropologen nunmehr einmütig der arischen Rasse zugeschrieben. Es besteht also die Wahrscheinlichkeit, daß diese von der Kälte etwas nach Süden gedrängte blonde Rasse, als Norddeutschland und Skandinavien wieder wohnliche Länder wurden, dahin vorrückten, was um so leichter geschehen konnte, weil der südliche Teil der skandinavischen Halbinsel damals noch mit dem Festlande zusammenhing.

Auf dem Festlande Europas scheint aus der Quaternärzeit noch keine brachykephale Rasse gefunden zu sein. Es begegneten einander aber seit Urzeiten daselbst zwei dolichokephale Rassen, die man nach einigen früh gefundenen Vertretern häufig mit A. de Quatrefages als Kanstatt- und Cro-Magnon-Rasse unterscheidet. Die Kanstatt-Rasse, welche von den deutschen Forschern gewöhnlich als germanischer oder Reihengräber-Typus bezeichnet wird, erhielt ersteren Namen nach dem bekannten Kurort bei Stuttgart, woselbst Herzog Eberhard Ludwig 1700 Nachgrabungen anstellen ließ, und ein alter Menschenschädel in Gesellschaft der Reste ausgestorbener Tiere zum Vorschein kam. Diese Rasse, zu der noch mehrere andere Funde aus der ältesten Steinzeit gerechnet werden, wie diejenigen von Engis bei Lüttich und aus dem Neanderthal bei Düssel-

dorf, zeigen einen verhältnismäßig schmalen Schädel, dessen Breite bis auf 72:100 herabgeht, während der Augenbrauenkamm (bei den Männern) stark hervorspringt, und dadurch die schmale und niedrige Stirn noch mehr zurückfallen läßt, während das Hinterhaupt kräftig entwickelt ist. Der namentlich durch die vorspringenden Augenbrauen erzeugten Wildheit des Antlitzes entspricht ein sehr starker Knochenbau, der sich auch in der Dicke des Schädels auszudrücken pflegt und eine athletische Körperbeschaffenheit andeutet. Nach A. de Quatrefages war seine Kanstatt-Rasse hauptsächlich an den Ufern des Rheins und der Seine zu Hause, dehnte sich jedoch schon in der Quaternärzeit östlich bis Böhmen, südlich bis Mittel-Italien und den Pyrenäen aus.

In der späteren Zeit wird sie durch den „Reihengräber-Typus“ vertreten, bei welchem Ecker als Durchschnitt von achtzehn Schädeln eine Breite von 71,3 feststellte, die also ziemlich genau mit der obigen Zahl übereinstimmt. Schon in der sogenannten neolithischen Zeit verbreitete sich diese Rasse bis nach Skandinavien, und bleibt während der Bronzezeit und nachher herrschend in allen von Germanen besetzten Gebieten, wie am Rhein und Main, an der Maas und Schelde, an der Seine und Marne in fränkischen, am Oberrhein und der Donau in alemannischen, an der Salzach und Würm in bayerischen, an der Saone und am Genfersee in burgundischen, dem Trent und Avon in angelsächsischen Gräbern, am reinsten natürlich da, wo Mischung mit anderen alten Rassen erschwert war, wie in Skandinavien. Eben darum wird diese Schädelform durch H. v. Hölder als germanischer Typus, von Engländern als angelsächsische Rasse, von Broca als kymrische Rasse bezeichnet. Von allgemeinerer Verständlichkeit und Giltigkeit würde die Bezeichnung arischer Typus sein, die sich mit derjenigen der blonden Rasse deckt.

Etwas später als die eben besprochene europäische Urrasse erscheint die baskische oder silurische Rasse, aus den Mittelmeerländern, wahrscheinlich aus Afrika stammend, im südlichen und westlichen Europa. Zu ihr gehört der „große Alte“ von Cro-Magnon im Vézèrethal des südlichen Frankreichs, nach welchem A. de Quatrefages die betreffende Rasse als Cro-Magnon-Typus aufgestellt hat. Sein Schädel ist zwar beinahe ebenso schmal (73,76) wie derjenige der Kanstatt-Rasse, aber in der Form so charakteristisch und dem arischen Typus unähnlich, daß er in den meisten Fällen leicht unterschieden werden kann. Die Stirn ist breit und hoch, auch das Schädeldach gut geformt, die Augenhöhlenöffnungen ebenfalls breit, aber niedrig, und der untere Teil des Gesichts von der Mitte an, gegen den oberen Teil stark und auffallend verschmälert, bis zu dem

spitzen, ebenso wie die Kiefer hervorspringenden Kinn. Dieser ehemals und noch heute in Nordafrika einheimische Typus hatte sich früh über Griechenland, Süditalien und die iberische Halbinsel nach Frankreich und bis nach England verbreitet, wo man ihn heute noch unter den Siluren von Neu-Südwales und in manchen Teilen Irlands sofort von der angelsächsischen Bevölkerung unterscheidet. Schon Tacitus wußte, daß die Siluren aus Spanien gekommen waren, und der kleine, dunkle Waliser von Birghsshire gleicht heute noch, wie Boyd-Dawkins sagt, im Aussehen vollkommen den Basken der Westpyrenäen bei Bagnères-de-Bigorre. Der Wuchs ist keineswegs immer klein, gewöhnlich schlank, der Gang leicht. Das lange und schmale, nur unter den Augen breite Gesicht zeigt unterhalb der Jochbeine ein plötzliches Einsinken. Die Nase ist schmal und lang, zuweilen der jüdischen Form sich nähernd, die Haut dunkel, das Haar grob und schwarz, meist kraus.

Erheblich später als die vorgenannten beiden dolichokephalen Rassen, von denen die erste blond, die zweite schwarz war, tritt der brachykephale mongoloide Typus in Europa auf, wahrscheinlich zuerst in ugrofinnischen Stämmen, die in Skandinavien, Rußland, Preußen, später dann auch in Mitteleuropa eindrangen, und sich von Osten her über die gegenwärtig österreichischen und süddeutschen Länder bis nach der Schweiz und Frankreich ausdehnten. Schon in den Pfahlbauten der Seen Österreichs, Bayerns und der Schweiz, sowie in den dazu gehörigen Hügelgräbern findet man neben den arischen Langschädeln diese turanischen Kurzschädel, sowie mittlere Formen, und man darf wohl annehmen, daß wir in ihnen Reste der Kelten vor uns haben, die mit dem noch vorwiegenden arischen Element zur Entstehung jener rothaarigen Rasse Veranlassung gaben, als welche die Kelten und Gallier in die Geschichte eintreten. Mit der Zeit hat diese dunkle, kurzköpfige Rasse, der später die Slaven nachrückten, in Mitteleuropa das rein arische Element fast gänzlich aufgesaugt, so daß heute in Südösterreich, Bayern, der Schweiz und Frankreich eine Mischrasse die Mehrheit bildet, in der ohne Zweifel auch eine starke Beimischung des iberischen Blutes steckt, wenigstens in den südlichen und westlichen Ländern Europas.

Da uns die linguistische Forschung gelehrt hat, daß eine Reihe indogermanischer Sprachen aus der urarischen Sprache durch Beeinflussung von nichtarischen Bevölkerungen hervorgegangen sind, so müssen wir in den entsprechenden Ländern auch Spuren der unvermischten arischen Rasse erwarten, und man findet deren Schädel in der That in allen diesen Ländern, in Litauen, Südrußland, Galizien, bis zum Kaukasus, Griechenland,

Italien und Spanien hin, und was das wichtigste ist, in uralten Gräbern, die häufig nur Werkzeuge aus Stein, aber oft noch keine Spur von Metall aufweisen, wie die von Gloger und Radziminski in Volhynien geöffneten Kurganengräber. In den slavischen Ländern lassen sich meist die Spuren einer vorhergegangenen germanischen Bevölkerung nur dadurch beweisen, daß diese ihre Leichen im heroischen Zeitalter verbrannten, während die erst in der Völkerwanderungszeit nach Schlesien, Pommern, der Mark u. s. w. vorgedrungenen Slaven sie wieder unverbrannt beerdigten. In Transkaukasien, wo die grusinische Militärstraße am Südabhange des Gebirges ein großes Gräberfeld durchschnitten hat, fand Virchow (1882) noch in den Grabsteinkammern, die der Bronze- und Eisenzeit angehören und durch Münzenfunde selbst bis in byzantinische Zeiten hinaufreichen, entschiedene Dolichokephalie, während heute alle Kaukasusstämme (vielleicht mit Ausnahme der Imerethiner und Osseten?) eminent brachykephal sind und nur etwas Beimischung von Mesokephalie zeigen. Auch hier auf der Arierstraße nach Indien hat sich also derselbe Vorgang wiederholt, wie in Süddeutschland und anderwärts, daß die reine arische Rasse im Süden durch Vermischung untergegangen ist.

Andererseits sehen wir, daß die Kanstatt-Rasse sich in Skandinavien, Dänemark, Norddeutschland und mehreren Teilen Englands, wo sie sich von jeder Vermischung rein gehalten hat, ja selbst an einigen Stationen warmer Länder, seit der ältesten Steinzeit fast unverändert erhalten hat, so daß man bei aller durch die Kultur bedingten Veredelung der Züge doch schon hier, wie Virchow selbst gegenüber dem Engisschädel zugegeben, den germanischen, oder sagen wir besser den arischen Typus erkennt. Dasselbe gilt von den anderen europäischen Rassen; sie haben sich, wie namentlich Kollmann vielfach betont hat, seit der Eiszeit, außer durch Kreuzungen, nicht mehr verändert. Es sind Dauertypen, die gerade in Bezug auf den ältesten europäischen Typus, den dolichokephalen Arier, den bestimmten Schluß erlauben, er war schon in den ältesten Zeiten, zu denen die prähistorische Forschung hinabsteigt, in Mitteleuropa vorhanden, er ist nach der Eiszeit nicht aus Asien eingewandert. Diesem Schlusse sind die meisten und hervorragendsten Anthropologen, wie in Frankreich Hamy, Topinard, A. de Quatrefages, in England Beddoe, Flower und Thurnam, in Deutschland Ecker, Lindenschmit, H. v. Hölder, Virchow u. a. beigetreten.

Virchow freilich nimmt in der Frage nach den Kennzeichen der arischen Rasse eine ganz einsame, von niemand geteilte Stellung ein, sofern er glaubt, daß es neben den seit alten Zeiten sich unverändert gleich-

gebliebenen langschädligen Germanen von Anbeginn auch ebenso beständige kurzschädlige Germanen gegeben habe und noch gebe. Bei der durchaus entgegengesetzten Ansicht fast aller übrigen Fachleute kann man das nur als eine Art Schrulle betrachten, ebenso wie die noch wunderlichere Ansicht seines Freundes J. Ranke in München, der zur Abwechselung nicht an die Beständigkeit der Schädeltypen glaubt, und aus seinen Beobachtungen und Messungen der bayerischen Köpfe in Berg und Thal den Schluß zieht, daß die Höhenlage die Schädelform beeinflusse, und daß es in Bayern darum mehr Kurzköpfe gäbe als in Norddeutschland, weil hier die Gebirgsbevölkerung den Durchschnitt erhöhe. Wir wissen aber, daß ebenso wie in Bayern, auch in ganz ebenen slavischen Ländern die Brachykephalen emporgekommen sind, und daß andererseits die Gebirge Skandinaviens keinen solchen Einfluß geäußert haben.

Überblicken wir das Gesamtergebnis der Erforschung prähistorischer Schädelformen für die arische Frage, so kommen wir zu dem Schlusse, daß die blonde Rasse im Quaternär-Zeitalter in Mitteleuropa entstanden ist, dann zu Ende desselben auch in England und Skandinavien einwanderte, und sich im letzteren Lande am reinsten erhielt, weil sie dort durch einen später entstandenen südlichen Meeresarm vom Festlande und der von dorther drohenden Gefahr der Vermischung mit anderen Rassen (außer der finnischen) abgeschlossen wurde. Wir würden darin auf anthropologischem Gebiete eine ähnliche Erscheinung haben, wie in der fast unvermischten Bewahrung der Geistesschätze desselben Volkes auf dem fernen, von aller Welt abgelegenen Island. Mit Penka zu glauben, daß die blonde Rasse erst in Skandinavien vollendet oder gefestet worden sei, dafür scheinen zwingende Gründe nicht vorhanden zu sein, wenn auch zugegeben werden muß, daß dieses vom Klima nicht begünstigte Land seit alten Zeiten dazu beigetragen hat, die gefährdete arische Rasse Europas immer von neuem durch seine Auswanderer aufzufrischen und Scharen derselben nach ganz fernen Ländern und Erdteilen zu senden. Mitteleuropa muß kurz vor, während und unmittelbar nach der Eiszeit ein Klima gehabt haben, welches dem gegenwärtig in Skandinavien herrschenden entsprach, so daß in ihm die Entstehung einer Rasse, die jetzt in Skandinavien am besten gedeiht, auch vom klimatologischen Standpunkte wahrscheinlich erscheint.

7. Die megalithischen Denkmale.

Wenn Menschen schweigen, werden Steine reden! Dieser alte Spruch hat auch in der Frage nach der Herkunft der Arier eine bedeutsame Rolle gespielt und spielt sie auch heute noch. Im besondern hatte Desor auf ein in den Schweizer Pfahlbauten häufig vorkommendes edleres Steinmaterial für Beile und Schmuckgeräte, den Beil- oder Nierenstein (Nephrit oder Jade) aufmerksam gemacht, den man in Europa nirgends anstehend fand, und die Frage aufgeworfen, ob die Kenntnis dieses Steines wohl aus der asiatischen Urheimat mitgebracht sei, wo er am Plateau von Pamir in großen Brüchen auftritt, und ob man nicht annehmen müsse, daß aller in Europa verwendete Nephrit auf dem Wege eines verzweigten prähistorischen Zwischenhandels nach Europa gebracht worden sei. Der Nephrit ist ein zur Hornblende gehöriges Magnesiakalksilikat von großer Zähigkeit und Dichte, welches durch Eisenoxydulsilikat hell- bis dunkelgrün gefärbt ist, einen schwachen Glanz besitzt und an den Kanten durchscheinend ist, weshalb man ihn auch heute noch gern zu Ziergegenständen verarbeitet. Ein ähnlich aussehendes, aber Thonerde und Natron enthaltendes, dem Pyroxen nahestehendes Mineral ist der Jadeït, aus welchem prähistorische Waffen namentlich in Frankreich und Amerika gefunden werden, und von dem man nur in Birma Fundplätze kennt. Beiden Mineralen hat man auch seit alter Zeit allerlei medizinische und mystische Wirkungen zugeschrieben, die sich wahrscheinlich aus seiner uralten Wertschätzung und Verwendung solcher Beile und anderweitiger Gegenstände zum Kultgebrauch herleiten.

Nun waren zwar einige mehr oder weniger große Stücke unbearbeiteten Nephrits, teilweise zu groß, um für fern hergebrachte Handelswaare gehalten zu werden, im norddeutschen Schwemmsande (bei Potsdam, Prenzlau, Schwemsal und Leipzig) gefunden worden; aber da man das Gestein nirgends in europäischen Gebirgen anstehend gefunden, legte H. Fischer in einem mit großem Fleiß gearbeiteten Werke („Nephrit und Jadeït.“ 2. Aufl. Stuttgart 1881) dar, daß man dieses, dem gewöhnlichen Feuerstein gegenüber edle Material aus dem Orient herleiten müsse, und daß Desor in ihm richtig ein Leitmineral für die Wanderungen der Arier erkannt habe. Selbst die Jadeït-Gegenstände aus Central- und Südamerika

(Nephrit kommt dort nicht vor) sollten aus asiatischem Rohmaterial gefertigt sein. Indessen regte sich doch allmählich der Widerspruch gegen die Annahme, daß man, um ein dem Auge angenehmeres, sonst aber keine schwerwiegenden Vorteile vor dem gewöhnlichen Feuerstein bietendes Gestein zur Waffenfabrikation zu erlangen, in vorgeschichtlichen Zeiten einen Handel bis nach Centralasien unterhalten haben sollte, und auf ein reichhaltiges Material der Dresdener Museen gestützt, erwies Dr. A. B. Meyer in seiner Schrift: „Die Nephritfrage, kein ethnologisches Problem" (1883), daß der in Europa verwandte Nephrit und Jadeït allem Anscheine nach einheimischen Ursprungs ist.

Diese Ansicht wurde denn auch durch eine 1883 von Professor A. Arzruni in Breslau vorgenommene mineralogische Untersuchung der Nephrite und Jadeïte verschiedenster Fundstätten lediglich bestätigt; die europäischen rohen wie bearbeiteten hierher gehörigen Steinarten zeigten je nach der Gegend ihres Vorkommens feststehende strukturelle Verschiedenheiten untereinander, wie namentlich von den asiatischen Mineralien, so daß die Annahme eines ausländischen und gemeinschaftlichen Ursprungs der europäischen Funde ebenso unhaltbar wie überflüssig geworden ist. Die norddeutschen Fundstücke waren schon vorher von Credner für skandinavische Geschiebe erklärt worden, obwohl man dort keine Örtlichkeit mit anstehendem Nephrit kennt; eine solche ist inzwischen aber am Zobten in Schlesien gefunden worden, und genauere Untersuchungen der Hornblende- und Pyroxengebiete in den Alpen dürften noch andere Fundstätten der bei uns anscheinend nur sparsam vorkommenden Gesteine auffinden lassen.

Die getäuschte Hoffnung, die man auf den Nephrit gesetzt, daß er als eine Art Kompaß oder Magnetstein für die Erforschung prähistorischer Wanderungen dienen solle, wird aber mit mehr Erfolg von anderen Steinüberresten der Vorzeit aufgenommen, nämlich von den aus mächtigen Blöcken aufgerichteten, sogenannten megalithischen Denkmalen. Große Steine als Erinnerungszeichen an berühmte Verstorbene, historische Ereignisse, Siege, Verträge und dergleichen aufzurichten, ist nun zwar ein an sich für schriftlose Völker, die noch keine andern Mittel besaßen, nachkommenden Geschlechtern ein Gedächtnismal zu hinterlassen, ein so natürlicher Brauch, daß wir derartige Denkzeichen über die ganze bewohnte Erde verstreut finden; jedoch hatte er bei den ältesten arischen Völkern so besondere Formen angenommen, daß wir mit einiger Sicherheit die zusammenhängenden Linien der arischen Steindenkmale von anderen unterscheiden können, um sie als Mittel zu benützen, die vorzeitlichen Auswanderungslinien der Arier danach zu verfolgen. Ich habe auf die Wichtigkeit der megalithischen Denk-

male für die arische Frage und auf den Zusammenhang derselben mit den Seewanderungen der germanischen Völker schon seit Jahren aufmerksam gemacht, und das Nachfolgende ist im wesentlichen ein Auszug aus diesen älteren Darlegungen. Ich bemerke dies, weil F. v. Löher in einem 1890 erschienenen Aufsatze, dem mehrere Abbildungen dieses Kapitels entnommen sind, zu ganz den nämlichen Schlüssen gekommen ist, ohne, wie es scheint, meine Arbeiten gekannt zu haben. Es darf dies wohl als Anzeichen genommen werden, daß wir auf dem richtigen Wege sind.

Man hat drei Hauptklassen solcher Denkmale mit besonderen, aus der keltischen Sprache entnommenen Namen bezeichnet, weil man dieselben früher ziemlich allgemein als Überreste des Druidenkultus ansah. Man unterscheidet danach: 1. einfache, aufgerichtete Steinsäulen oder Steinplatten als Menhir d. h. langer oder hoher Stein (vom kelt. und breton. men „Stein" und hir „lang"); 2. Dolmen oder Tischsteine (vom kelt. dol, bret. taol, tol „Tisch" und men „Stein"), bei denen eine wagerechte Steinplatte oder ein Block auf mehreren Tragsteinen wie eine Tisch- oder Altarplatte ruht, und 3. Cromlechs oder Steinkreise (vom kelt. crom, bret. kromm, kroumm, wall. crum „gekrümmt" und kelt. lech, bret. lec'h, lac'h, ir. leacht „Stein" oder „Denkstein"), bei denen eine Anzahl von Steinen in einem Kreise aufgestellt oder zu anderen Figuren vereinigt ist. Diese Namen sind als wissenschaftliche Bezeichnungen erst vor etwa 35 Jahren von Lenoir eingeführt worden, scheinen aber teilweise schon viel früher gebraucht und dem Volksmunde entnommen zu sein, wenigstens scheint das Wort Hirmen, mit welchem die einfachen Steinsäulen seit vielen Jahrhunderten in Deutschland bezeichnet wurden, desselben Ursprungs wie Menhir (hir-men „der hohe Stein"). Davon und von den Menhirs überhaupt wird in einem späteren Kapitel zu reden sein.

Unter den Dolmen aber, deren allgemeiner Charakter nur in der überlagernden Steinplatte besteht, muß man notwendig mehrere ganz verschiedene Gruppen unterscheiden, nämlich, wenn wir als eigentliche Dolmen nur die Denkmal- oder altarähnlichen Formen, die keine Begräbnisse enthalten (Fig. 8, 9 und 10), auffassen; 4. die Wagsteine oder Bilithen, wobei ein großer Block auf einem andern, der als Unterlage dient, derartig aufgesetzt ist, daß er sich in schwankendem Gleichgewicht befindet und schon mit der Hand ins Schaukeln gebracht werden kann, wie sich deren manche in Frankreich und England finden; 5. Dreisteine (Trilithe), bei denen von zwei höheren aufrechten Steinen ein dritter getragen wird, so daß eine Art Thor entsteht; 6. Grabsetzungen, die in der Regel

mit einem Erdhügel (Tumulus) überschüttet sind, und als Begräbnisstätten angesehener Leute aufzufassen sind (Fig. 6). Hier können dann wieder die mannigfachsten Formen solcher Steinsetzungen unterschieden werden: Einfriedigungen des Beisetzungsraumes mit großen, eine Kammer bildenden Blöcken, wie bei den freistehenden Dolmen, oder engere Räume aus dünneren Platten, wie bei den sogenannten Kistengräbern; oder es können die Steinkammern zu langen Galerieen oder bedeckten Gängen verlängert sein, die vielleicht als Familien-Begräbnisse im fortgesetzten Gebrauche blieben.



Fig. 6.
Grabhügel mit Kammer bei Ubi in Dänemark.

Einige Forscher haben auch die freistehenden, nicht mit Erde bedeckten Dolmen durchweg für alte Begräbniskammern halten wollen, die der Wind oder Menschenhände ihrer schützenden Decke beraubt hätten, und dieser Auffassung entsprechen die in Deutschland heimischen Namen der Hünengräber und Riesenbetten, die auch den freiliegenden Denkmalen dieser Art beigelegt wurden. Eine solche Auffassung trifft auch bei manchen Denkmalen dieser Art, z. B. bei den Dolmen von Rudenbeck in Mecklenburg (Fig. 7), sicherlich das Richtige, und die Gräber brauchen nicht einmal überall mit Erde beschüttet gewesen zu sein; denn einmal war Grabschändung in den Zeiten, wo solche Gräber errichtet wurden, etwas so Unerhörtes, daß damit nicht gerechnet zu werden brauchte, und zweitens schützten sich diese mit vereinten Kräften aufgerichteten Bauten schon durch die Schwere ihrer Blöcke vor heimlicher Plünderung. Sehr häufig mögen die gräberlosen Dolmen den Kenotaphen der Griechen, d. h. leeren Denkmalen für einen in der Ferne oder auf der See verstorbenen Helden, entsprochen haben. Die Altertumsforschung der vorigen Jahrhunderte liebte es, sie als Opfersteine anzusprechen.

Die Frage, wer diese Denkmale aufgerichtet habe, umfaßt eine ganze Litteratur. Ursprünglich galten sie, wie erwähnt, als Druidensteine; dann kam der Schotte Fergusson und schrieb ein dickes Buch, um zu beweisen, daß ein unbekanntes „Steinvolk," wahrscheinlich turanischen Ursprungs, die ersten dieser Denkmale aufgerichtet, und die in der Bewältigung so schwerer Massen liegende Kunst den Kelten, Briten, Iberern und Germanen mitgeteilt habe; die größten hierher gehörigen Denkmale, wie die von Stonehenge und Abury in England, hielt er für nachrömisch, weil die römischen Schriftsteller, die über England schrieben, derselben nicht gedacht haben, und weil das letztere auf einer römischen Heerstraße errichtet sein sollte. Sir John Lubbock u. a. haben diese Irrtümer widerlegt und gezeigt, daß vielmehr schon der alte Stukeley den Thatbestand richtiger auffaßte, indem er sagte, Abury sei 2000 Jahre vor der römischen Herrschaft erbaut, und die Römerstraße führe um den Hügel herum, auf den sie zuerst gerade zuläuft. Als ebenso unhaltbar hat sich die noch in neuerer Zeit von Karl Weinhold und Alfred Maury verteidigte Ansicht erwiesen, daß die megalithischen Denkmale einer vorarischen Urbevölkerung Europas zuzuschreiben seien, möge dieselbe nun den Basken oder Finnen zuzurechnen sein.



Fig. 7.
Dolmen bei Rudenbeck (Mecklenburg).

Dem gegenüber hatten schon frühere Altertumsforscher, wie Bonstetten in seinem Essai sur les Dolmens (Genève 1865), Desor, Worsaae u. a. darauf hingewiesen, daß sich die Verbreitung der Megalithe im Gegenteil mit derjenigen der arischen Stämme deckt, daß in den von Ugrofinnen und Mongolen bewohnten Ländern Asiens keine solchen Denkmale vorkommen, sondern nur am Kaukasus, in Iran, Afghanistan und

Indien, d. h. also in den von Ariern bewohnten Ländern. Sie dachten daher auch an eine Wanderung des arischen Steinvolkes vom Kaukasus nach der Ostsee, von da nach England und Frankreich, die dann an der Westküste Frankreichs am Atlantischen Ocean nach Spanien und Portugal ging, nach Afrika übersetzte, und dort einen großen Teil der nördlichen Küstenländer mit ähnlichen Denkmalen bepflanzte. Aber niemand wußte damals von einer arischen Bevölkerung Nordafrikas, und da nun die wissenschaftliche Erforschung Palästinas, die Expeditionen des Herzogs von Luynes und verschiedener Engländer und Amerikaner in den Gebirgsstrichen am Jordan einen ähnlichen Reichtum an Dolmen, Menhirs und Cromlechs nachwiesen, wie man denselben irgendwo im nördlichen und westlichen Europa kennt, und auch daran erinnerten, daß schon die Bibel dieser Steindenkmale Palästinas (Fig. 8) wiederholt gedenkt, da schien die Möglichkeit, dieselben mit den Wanderungen der Arier oder irgend eines bestimmten Volkes enger zu verknüpfen, ausgeschlossen. Beistehende Karte veranschaulicht die Verbreitungsart.



Fig. 8.
Dolmen aus Palästina.

Es mehrte sich nun die Zahl derjenigen Forscher, welche die Annahme eines bestimmten Dolmenvolkes ganz ablehnten, indem sie meinten, ihre Aufrichtung entspräche bei allen Rassen und in allen Ländern der Welt einer bestimmten Kulturstufe, die überall durchschritten werden müsse, und sei daher nur für diese, nicht aber für die einzelne Rasse bezeichnend. Einige Forscher ersten Ranges, wie G. de Mortillet, A. de Quatrefages und Broca in Paris, Westropp in London und Bastian in Berlin, haben sich gegen die Aufstellung eines Dolmenvolkes ausgesprochen,

weil diese Grabbauten sehr verschiedene Schädeltypen enthalten; allein mir scheint, daß diese Umstände sehr wohl eine andere Erklärung zulassen, und daß das Gewicht der nach derselben Richtung deutenden prähistorischen und archäologischen Thatsachen viel zu groß ist, um durch einige Schwierigkeiten, die sich im Einzelfalle darbieten, erschüttert zu werden. Zunächst sei nur bemerkt, daß die Megalithe durchaus nicht einer bestimmten Kulturstufe angehören; denn wir kennen solche aus der jüngeren Steinzeit (der sogenannten neolithischen Epoche), aus der Bronzezeit, Eisenzeit und selbst aus historischen Zeiten.

Wir müssen uns daher zur größeren Klarheit einer näheren Betrachtung dieser vorgeschichtlichen Denkmale zuwenden, und uns zunächst mit ihrer Verbreitung beschäftigen. Wenn wir dabei gleichzeitig von der Frage ihrer größten Dichtigkeit und ihres (nach den Beigaben zu urteilen) höchsten Alters ausgehen, so liegt das Hauptgebiet derselben zu beiden Seiten der unteren Elbe, namentlich in der Altmark und Priegnitz, und breitet sich von da nach Hannover, Oldenburg, Holstein und den dänischen Inseln aus, während sie im Binnenlande gegen Thüringen, Rhein und Oder immer seltener werden. Die Zahl dieser Denkmale muß, nach alten Schriften zu schließen, im Elblande ehemals außerordentlich groß gewesen sein; allein bei der Errichtung von Steinhäusern und beim Bau von Kunststraßen ist bis vor wenigen Jahrzehnten ein wahrer Vernichtungskrieg gegen diese ehrwürdigen Zeugnisse der Vergangenheit geführt worden, so daß sie schließlich durch Gesetze und obrigkeitliche Einmischung geschützt werden mußten. Was nun diesen norddeutschen Steindenkmalen ihre besondere Wichtigkeit giebt, ist ihr hohes Alter; denn die meisten entstammen der neolithischen Zeit, in der man auch die vornehmeren Toten noch unverbrannt beisetzte und mit Speise und Trank versah, wie die beistehenden irdenen Gefäße und die häufig gefundenen Tierknochen beweisen. Es war die Zeit, in der man die Waffen noch aus Feuerstein, die Werkzeuge noch aus Knochen, den Schmuck aus Muscheln und Bernstein verfertigte; aber diese Steinwaffen haben fast niemals mehr die rohen Formen der paläolithischen Periode, deren Angehörige ihre Toten gern in Höhlen beisetzten; auch haben sich nirgends Reste von Eiszeittieren, die in jenen Gräbern so häufig sind, in ihnen gefunden, so daß wir eine Abgrenzung sowohl gegen die ältere wie gegen die jüngere Zeit erhalten.

Nun kann man zwar sagen, daß eine solche Abgrenzung nur einen sehr relativen Wert habe, sofern man nicht genau wisse, zu welchem Zeitpunkte jenen Ländern die Bronzekultur oder die Eisenzeit gekommen sei. Allein für unsere Ziele reicht schon die relative Zeitbestimmung vollkommen

aus; denn wir finden, daß die Mehrzahl der französischen und spanischen, ja selbst vieler englischen und skandinavischen, vor allem aber die megalithischen Gräber des Kaukasus der Metallzeit angehören, wodurch bewiesen zu werden scheint, daß die Dolmen am Kaukasus jünger als die nordeuropäischen sind. Sollten daher nach der älteren Annahme die Dolmen-Erbauer vom Kaukasus her nach Nordeuropa vorgedrungen sein, so würden sie doch die Metallkultur schon mitgebracht haben; es bleibt demnach nur der umgekehrte Weg wahrscheinlich, so daß die Kaukasus-Dolmen jünger sein müssen.

Von besonderem Interesse ist das Verhalten der skandinavischen Halbinsel, auf welcher nur der südliche Teil Schwedens mit solchen Denkmalen reicher besetzt erscheint, so daß es scheint, als seien die Dolmen-Erbauer dort erst später (nach der Eiszeit) erschienen, worauf sie mit Errichtung solcher Denkmäler allerdings länger fortfuhren als in irgend einem Lande Europas. Die abgesonderte Lage erlaubte, daß sich das alte Herkommen dort bis in geschichtliche Zeiten fortpflanzte. So bezeichnen nach glaubwürdiger Überlieferung Steinkreise (Cromlechs) in Östergötaland die Stelle, wo im Jahre 736 der alte König Harald Hildetand von seinem Neffen Sigurd Ring besiegt und getötet ward. In Norwegen erheben sich 44 Cromlechs dort, wo Knut der Große 1030 den heiligen Olaf, der den Norwegern das Christentum bringen wollte, erschlug. Auch die ersten Bekehrungsversuche brachen somit die alte Sitte noch nicht; denn in Upland wurden dem Andenken des 1161 daselbst ermordeten dänischen Prinzen Magnus Henricksson noch zwanzig neue Cromlechs gestiftet, und eine zweite Gruppe soll die Örtlichkeit bezeichnen, wo die schwedische Heldin Blenda 1150 den König Swen Grate von Dänemark besiegte.

Von England gehört die ganze Westhälfte bis zum Süden und die Ostküste Irlands, d. h. alle Provinzen, die am Irischen Meer liegen, nebst den Inseln Man und Anglesea zu den reichst besetzten Teilen; doch finden sich auch an der Themse und in den Seeprovinzen Schottlands bis nach den Orkney-Inseln zahlreiche Beispiele. Auch hier reicht die Errichtung bis zu schriftbegabten Völkern und in geschichtliche Zeiten herauf. So ist das alte megalithische Heiligtum von Stonehenge in Wiltshire mit Gräbern in immer weiteren Kreisen umgeben worden, in denen sich nachher auch vielfach Metallgegenstände finden. Nicht häufig sind Schriftzeichen auf Megalithen gefunden worden, die man für gleichalterig halten kann, und zwar sind solche mit Runen sowohl, wie mit sogenannten Oghamzeichen, der meist aus geraden Parallelstrichen bestehenden Geheimschrift der Iren, bekannt. Auf einem Dolmen in Rathcrogan, der alten Residenz der

Könige von Connaught, fand man eine solche Oghamschrift auf einem Denkmal, deren Entzifferung Fergusson 1865 gelang, und die sich als eine Grabschrift auf Fergus erwies, dem Sohne jener im zweiten oder dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebenden, kriegerischen Königin, deren Gedächtnis die oftmals an diese Steinkreise und Menhirs erinnernden Gesänge Ossians und die Feenmärchen erhalten haben. Sie wurde das Urbild der „Königin Mab“ Shakespeares und Shelleys.

In Frankreich ist die Bretagne und Normandie mit solchen Denkmalen reich besetzt, während das Innere des Landes ziemlich arm an denselben ist. Eine auffallende, ziemlich dicht besetzte Zone zieht sich dann von der Nordspitze der Bretagne quer durch das Land und den großen Flüssen folgend bis zur Löwenbai, worauf sie auf der Iberischen Halbinsel, abgesehen von einem längs der Pyrenäen laufenden Zuge, sich ganz auf die Küstenstriche beschränken, viel sparsamer werden, aber sonst denselben Charakter behalten, wie die Abbildung eines Dolmen aus Portugal (Fig. 9) zeigt. Auch bei dieser Linie kann man einen gewissen Zeitfortschritt erkennen. Während nämlich die Dolmengräber des nördlichen Frankreich noch sehr arm an Metallgegenständen sind, fand Carteilhac solche im südlichen Frankreich viel häufiger. Die Cromlechs am Fuße der Pyrenäen enthalten Urnen von drei bis vier verschiedenen Epochen, deren jüngste als der gallischen Zeit entsprechend betrachtet wird.



Fig. 9.
Dolmen von Arrayolos in Portugal.

Von Spanien setzten die Dolmen-Erbauer sodann nach Afrika hinüber, und hier breitet sich ein weit ausgedehnter Gürtel von den nordischen im wesentlichen gleichen Denkmalen durch weite Strecken über Marokko, Algier

und Tripolis, der im besonderen durch Férand, Letourneux und General Faidherbe erforscht wurde. Die Anhäufung der sehr häufig goldene, silberne und eiserne Gegenstände enthaltenden Dolmen ist dort in gewissen Gegenden sehr beträchtlich, so daß auf einen Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Aufenthalt der nordischen Wanderer daselbst geschlossen werden muß. Im Umkreise von Midjana (in Algier) wird die Zahl der Denkmale auf rund 10000 geschätzt. „In Bu Merzug," berichtet Férand, „ist in einem Umkreise von zwei Meilen das ganze Land, welches die Quellen umgiebt, die Berge sowohl wie die Ebene, mit Monumenten keltischer Form, Dolmen, Halbdolmen, Cromlechs, Menhirs, Steinalleen und Grabhügeln bedeckt. Es existieren dort mit einem Worte alle Typen, die man in Europa kennt. Um nicht der Übertreibung geziehen zu werden, will ich ihre Zahl nicht feststellen, kann aber bezeugen, daß ich in drei Tagen mehr als tausend gesehen und untersucht habe." Ebenso fand General Faidherbe in der Nekropole von Roknia (Provinz Konstantine) gegen dreitausend Grabkammern aus nach „Dolmenart" zusammengesetzten Steinplatten, und in Marokko beobachtete er im Gebiete unabhängiger Berberstämme vier größere Gruppen, die dem stillen Lande stellenweise das Ansehen eines ausgedehnten Friedhofs geben.

Die Erforscher der afrikanischen Dolmenbauten waren denn auch die ersten, welche in neuerer Zeit wieder mit Entschiedenheit darauf hinwiesen, daß dieses afrikanische Dolmenvolk dasselbe sei, welches, von den Gestaden der Ostsee kommend, England, Frankreich und die Iberische Halbinsel durchwandert habe, um schließlich als blonde und blauäugige Libyer, als das Nordvolk der Tamehus, die alten Ägypter zu beunruhigen. Bertrand, Férand und Faidherbe mußten mit dieser Behauptung zunächst den Vorurteilen ihrer Landsleute entgegentreten, von denen Henry Martin nach wie vor die alte Keltenhypothese verteidigte, während Alfred Maury an dem prähistorischen Steinvolke festhielt, welches erst von den Kelten ausgetilgt sein sollte. Von den Knochenresten der afrikanischen Dolmen sagt Faidherbe, daß sie den französischen Grenadieren im Wuchse nicht nur nicht nachstanden, sondern sie eher überragten; denn sie maßen 169 oder wohl gar 174 Centimeter. „Die Schädel," setzt er hinzu, „sind lang, schön, intelligent und stehen also mit einem Worte in dieser Beziehung keineswegs hinter den begünstigten europäischen Rassen zurück."

Aus den in den megalithischen Gräbern gefundenen Knochenresten auf die Rasse ihrer Erbauer zu schließen, ist etwas mißlich; denn man kann sich denken, daß bei diesen wandernden und kriegsliebenden Völkern vielfach Mischungen stattgefunden haben, Sklaven und Frauen anderer Rassen mit-

gebracht wurden, und nach gewonnener Schlacht auch dem getöteten Helden der Gegenpartei die Ehre erwiesen wurde, in einem Dolmen beigesetzt zu werden. Einige Forscher haben geglaubt, daß die Dolmen nur Langschädel enthalten; allein so einfach liegt die Sache doch nicht, und das ist auch ganz natürlich. Niemand kann sich beispielsweise darüber wundern, wenn in einem Dolmengrabe zu Meudon bei Paris ein weiblicher Langschädel neben einem männlichen Kurzschädel gefunden wurde. Dieselbe Rassenmischung fand Prunières in den Dolmen des Departements Lozère; aber er macht zugleich darauf aufmerksam, daß er dort zahlreiche Reste einer brachykephalen Urbevölkerung, die noch im paläolithischen Alter lebte und ihre Toten in Höhlen beisetzte, mit Knochenverletzungen angetroffen habe, die offenbar von den charakteristischen, feinbearbeiteten, zuweilen noch im Knochengewebe haftenden Pfeilspitzen herrührten, wie sie sich in den benachbarten Dolmen als Totenbeigaben (aber dort niemals in Knochen haftend) häufig finden.

Faßt man alles zusammen, was aus den Funden in den megalithischen Denkmalen hervorgeht, so erhalten wir den Eindruck, daß sie von einer dolichokephalen Rasse herrühren, bei der persönliche Tapferkeit und Heldenruhm im höchsten Ansehen standen, wie wir dies noch von den Erbauern der Dolmen in Skandinavien sahen. Ferner ist deutlich eine große Vorliebe für das Wasser zu erkennen; denn längs der baltischen und atlantischen Küsten, auf den Inseln und Halbinseln, an dem unteren Laufe und den Mündungen schiffbarer Flüsse zieht sich die dichteste Reihe dieser Denkmale hin, während das Binnenland Europas auffallend arm an denselben geblieben ist. In Mitteleuropa, wo sich inmitten der Thal- und Gebirgsseen Pfahlbauten ausbreiteten und ackerbautreibende Bevölkerung seßhaft wurde, finden sich solche Denkmale nur sparsam und ebenso in Italien, welches damals bereits von einer dunklen Rasse besetzt war. Man kann aus dieser Eigentümlichkeit der Verbreitungsweise zwei Schlüsse ziehen, erstlich den unsicheren, wenn auch nicht gerade verwerflichen, daß der mit Wanderblöcken besäete Gürtel Nordeuropas gleichsam von selbst zur Errichtung solcher Denkmale aufforderte, und daß daher hier das Ursprungsland dieser Sitte überhaupt zu suchen sei; zweitens, daß die Wanderungen dieses Volkes vielfach zu Wasser mittels Küstenschiffahrt in kleinen Kähnen geschehen sein dürften.

Die Vorliebe für das Meer spricht sich besonders ergreifend — und dies ist ein Umstand, den auch F. v. Löher besonders hervorgehoben hat — in der Anlage solcher Denkmäler auf kleinen Inseln oder Landzungen, oder am Rande ruhiger Buchten aus, wobei besonders hohe Vorsprünge

bevorzugt wurden, die gleichsam noch dem Toten erlaubten, von ruhigem, gesichertem Wohnplatze aus auf das weite Meer hinabzuschauen und auch dem unten Schiffenden das Denkmal schon aus größerer Ferne zeigten. Im „Beovulf“ bittet der sterbende Seeheld seinen Waffenbruder Veohstan, ihn an einem solchen Platze zu bestatten:

Laßt durch die Streitberühmten
Mir nach dem Brand am Vorgebirg des Meeres
Den Grabhügel bauen. Meinem Volke
Zum Angedenken mag er hoch empor
Am Walfischkape ragen, daß von nun an
Ihn „Berg des Beovulf“ die Schiffer nennen,
Die durch der Fluten Nebel steuern fernhin
Die hohen Schiffe.

Natürlich war noch mehr Grund vorhanden, den von ferner Fahrt nicht wieder heimgekehrten Seekönigen ihr Kenotaph an solchen Stellen zu errichten, und den Eindruck eines solchen macht der Dolmen mit den Schiffsbildern bei Herrestrup in Seeland (Fig. 10), dessen Bilder vielleicht die Zahl der Schiffe und Mannschaften bezeichnen sollen, die mit ihm ausgezogen waren, die Räder vielleicht die Zahl der Jahre, die ihre Seefahrt gedauert, oder während welcher man ihre Heimkehr vergeblich erharrt hat. Es läßt sich eine Odyssee bei solchem Denkmal zusammenträumen; denn die ältesten Nachrichten über die Ostseevölker berichten ja von ihren weiten Meereszügen, und gar manchen dieser alten Seekönige hat man bereits in seinem Schiff bestattet gefunden.



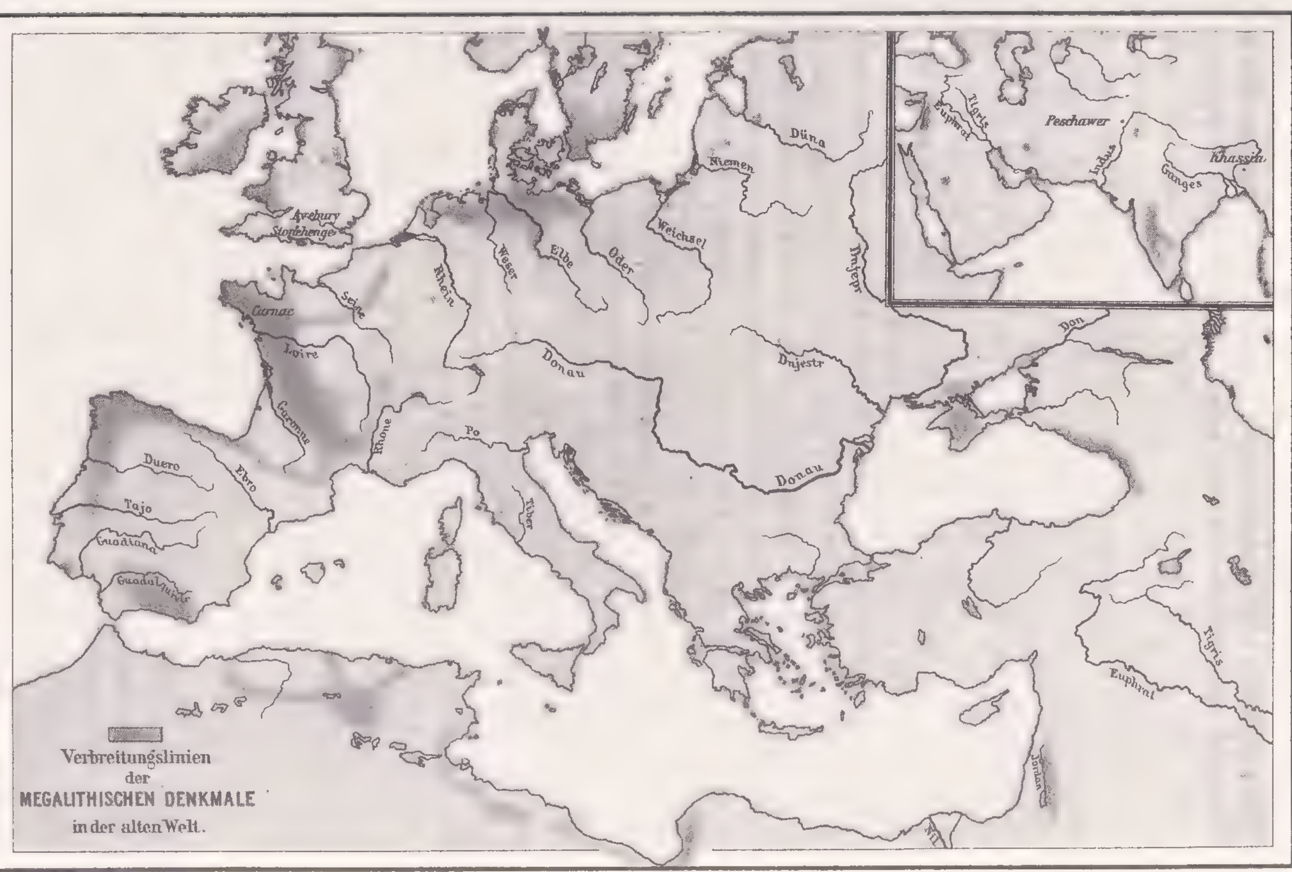
Fig. 10.
Dolmen mit Schiffsbildern bei Herrestrup in Seeland.

Es ist nach alledem ziemlich wahrscheinlich, daß auch die Dolmen-Erbauer ihre Wanderungen größtenteils zu Schiffe ausgeführt und dabei wahrscheinlich längere Zeit dieselben Wege befolgt haben, auf denen sie sicher waren, Stammesangehörige zu finden. Tacitus sagt im Eingange

der „Germania,“ die ältesten Völkerwanderungen seien zu Schiffe geschehen, und schon darum müsse man die Germanen für Autochthonen halten, weil der Schiffsweg bis zu ihnen allzu beschwerlich gewesen sei. Umgekehrt aber rühmt er an einer anderen Stelle den Schiffsreichtum der alten Schweden, deren „Flotten“ aus sehr kleinen Fahrzeugen bestanden. „Die germanischen Seeräuber,“ erzählt Plinius, „fahren auf einzelnen ausgehöhlten Baumstämmen, von denen manche freilich bis zu dreißig Personen tragen.“ Obwohl später kunstgerechte Kähne gebaut wurden, blieb es doch ähnlich bis in die Normannenzeiten hinein, in denen Flotten aus 300 bis 400 kleinen segellosen, offenen Ruderkähnen nichts Seltenes waren. Sie konnten auf diese Weise weite Küstenwanderungen antreten und die Nachbarländer überschwemmen. Schon ihre ältesten Geschichtsschreiber erzählen von der Übervölkerung ihres Heimatslandes, welche bei der Armut des Bodens jenes Erbgesetz erzeugte, welches dem ältesten Sohne den väterlichen Besitz zusprach, während sämtliche jüngeren Brüder gezwungen waren, als Seefahrer und in der Ferne ihr Glück zu suchen. Natürlich werden sie nicht einzeln, sondern in Scharen davongezogen sein, und so durfte Jordanes Skandinavien einen „Geburtsschoß der Nationen“ nennen.

In dieser Weise würde sich der Saum megalithischer Denkmale, der alle Küsten des Westens von England bis Portugal bedeckt, am ungezwungensten erklären. Jedoch mag sogleich darauf aufmerksam gemacht werden, daß es sich hierbei keinesfalls um eine durch flüchtige Fußtapfen bezeichnete Wanderung im eigentlichen Sinne handeln kann, sondern daß die Erbauer offenbar an den englischen, französischen und portugiesischen, ebenso wie an den nordafrikanischen Küsten lange Zeiträume hindurch seßhaft gewesen sind, wie dies die große Zahl dieser Denkmäler unwidersprechlich beweist, und daß es sich hier weder um ein zielbewußtes Wandern, noch um ein planloses Umherirren, sondern um das langsame Vorrücken einer expansiven Rasse handelt, wie es eben den blonden Indogermanen von jeher und vor allen anderen Völkern eigen war. Sie wurden nicht geschoben und behaupteten ihre eingenommenen Sitze bis in ferne Zeiten, nur der Überschuß der Bevölkerung drang unaufhörlich weiter nach Süden vor, wo ihnen das Klima aber bald eine Grenze setzte und sie zwang, das Bergland aufzusuchen und sich längs der Nordküste Afrikas auszubreiten (vergl. die Karte).

Andererseits erfolgte die Ausdehnung der blonden Rasse nach dem Süden selbstverständlich auch nach dem Binnenlande zu, und hier fand das Vorrücken wahrscheinlich noch viel langsamer statt, und die Durchdringung mit den daselbst wohnenden Nomaden wurde inniger (vergl. S. 45). Die



Kartographisches Institut von Carl Flemming in Glogau.

am schwierigsten verfolgbare, aber immerhin durch megalithische Denkmale bezeichnete Linie ist diejenige, welche durch Volhynien und Podolien, in den Thälern der Weichsel, des Niemen und Dnjepr nach dem Schwarzen Meere führt. In den Steppen und Niederungen Südrußlands fehlte vielfach das Material, megalithische Denkmale aufzurichten; man mußte sich begnügen, die vorhandenen Steinplatten zu sogenannten Kistengräbern zu benutzen, über die man hohe Erdhügel (Kurgane) aufschüttete. Dieselben sind teilweise späten mongolischen Ursprungs; allein in sehr alten Gräbern Südrußlands findet man Schädel der arischen Rasse, und Wankel hat ebenso auf die täuschende Ähnlichkeit der in Südrußland gefundenen Steinwerkzeuge (Hämmer, Sägen, Lanzenspitzen, Dolche u. s. w.) mit den in Schweden, Dänemark und Norddeutschland gefundenen hingewiesen, wie dies Aspelin in seinem grundlegenden Werke über die finnisch-ugrischen Altertümer hinsichtlich der Gräberfunde in Litauen, den preußischen und russischen Ostseeprovinzen bis nach Finnland und darüber hinaus dargethan hat. In den Steppen Südrußlands traten die Indogermanen wohl zuerst mit jenen vorzugsweise von Viehzucht lebenden Nomaden in Berührung, welche die Alten als Skythen bezeichneten. Am Schwarzen Meere, auf der Halbinsel Krim, scheint sich die Straße nach dem Süden zu gabeln, sofern hier eine Linie nach Kleinasien hinweist, woselbst sich besonders in der Ebene von Troja noch heute ein Teil der megalithischen Denkmale und Gräber vorfindet, die schon in der Ilias als Erinnerungsmale längst dahingeschwundener Menschen bezeichnet werden. Mehrere davon benannte man später als die Gräber homerischer Helden.

Wir folgen indessen der anderen Wanderlinie, welche vom Schwarzen Meere durch die Engpässe des Kaukasus ans Kaspische Meer und wahrscheinlich über dasselbe den Oxus hinauf in das alte Kulturland Baktrien führte. Diese Linie, auf der Desor, v. Bonstetten und zahlreiche andere Forscher die Indogermanen aus Centralasien nach Europa gelangen lassen, ist in der That an mehreren Orten, namentlich im Kaukasus, durch megalithische Denkmale bezeichnet, und ähnlicher, aus Reihen roher Blöcke bestehender Erinnerungsdenkmale in Baktrien gedenkt schon Quintus Curtius. Den weiteren Weg durch das heutige Afghanistan nach dem Pendschab bezeichnen im Kabulthale zahlreiche megalithische Denkmale. Die ganze Ebene von Jellalabad, sagt Masson, ist buchstäblich mit Grabhügeln und Tumulis bedeckt. Die Eintrittsgegend bei Peschawer in Indien ist durch großartige Cromlechs bezeichnet. In Inner-Indien ist es vorzugsweise das Dekhanland, nördlich von der Eisenbahnlinie Madras-Bombay, welches außerordentlich reich an megalithischen Denkmalen ist,

und ganz besonders gilt dies von den durch den Godawari und Kistna mit ihren Nebenflüssen bewässerten Landesteilen. Im Distrikt Bellari allein zählte der Oberst Meadows Taylor 2129 Megalithen. Viele derselben stellen viereckige Dolmen aus vier aufrecht stehenden Steinen und mit einer Bedeckung von ein oder zwei Sandsteinplatten dar, genau wie so viele europäische.



Fig. 11.
Denksteine in den Khassiabergen Indiens.

Nicht selten sind die indischen Dolmen, ebenso wie viele europäische, mit Erde in Tumulusform bedeckt und mit einem Steinkreise umgeben. Einen derartigen großen Steinkreis-Tumulus von 67 Meter Umfang bei der Ortschaft Wairgarh ließ Major Pearse aufgraben und fand darin neben zwei sehr hohen Skeletten Pflugschare, auf der Drehscheibe geformte Geschirre, sehr brüchige Kupfergefäße, eiserne Löffel und andere Gerätschaften, alles den jetzt in der Gegend gebräuchlichen Gegenständen äußerst unähnlich. Ein anderer großer Tumulus bei Sanchee ist von einem Ringe behauener Trilithen umgeben, der dem von Stonehenge in England im Stile durchaus entspricht. Cromlechs aus rohen, unbehauenen Steinen, die keine Gräber

einschließen, findet man in Indien nicht weniger häufig, wie im nördlichen und westlichen Europa.

In der äußersten nordöstlichen Ecke Vorderindiens, im Waldgebirge von Assam jenseits des Brahmaputra, richtet das unter freien Häuptlingen (und englischer Oberherrschaft) lebende Volk der Khassias noch heute solche megalithischen Denkmale, nicht bloß als Grabdenkmäler, sondern auch als Erinnerungsmale an Bündnisse und dergleichen auf; und manche Gegenden (vergl. Fig. 11) erinnern durch die Zahl der aufragenden Steinsäulen an ähnliche Gebiete in Hannover, Westfalen oder Frankreich. Die Khassias sollen keine arische Sprache mehr sprechen; aber Hooker, der berühmte Botaniker, beobachtete bei seiner Himalayareise, daß in den Dorf- und Ortschaftsnamen des Kassenlandes die Silbe mam oder mau d. h. Stein gerade so häufig wiederkehrt, wie die gleichbedeutenden Silben man, maen und men in der Bretagne, Wallis, Cornwall u. s. w. Mausmai heißt „Stein des Eides,“ mamloo „Stein des Salzes.“

Von den megalithischen Denkmalen des Jordanlandes, welche am meisten dazu beitrugen, dieselben als der arischen Rasse nicht im besondern zugehörig zu betrachten, war schon oben die Rede. Sie sind von den englischen Reisenden Irby und Mangles, von den französischen Palästinaforschern de Saulcy, de Luynes und Tristram und zuletzt (1877) von dem deutschen Konsul v. Münchhausen und Baurat Schick studiert worden, und alle diese Forscher waren von der Ähnlichkeit derselben mit den entsprechenden Denkmalen Deutschlands, Englands und Frankreichs überrascht. Sie finden sich am zahlreichsten im Ost-Jordanlande in den Bergen, obwohl das West-Jordanthal nicht frei davon ist, und rühren aus der Steinzeit her, wie die zahlreichen Feuerstein-Werkstätten in ihrer Nähe beweisen, von einem Volke, welches schon vor den Juden Palästina bewohnt hat. Aber sie bilden keine Ausnahme mehr von der vielbestätigten Regel, daß diese Denkmale nur in Arierländern vorkommen, nachdem Osburn und Flinders Petrie (1886—1887) gefunden haben, daß die Amaurs (Amoriter) Palästinas, welche die Juden als ein „Riesenvolk“ schilderten, auf den ägyptischen Denkmälern stets rothaarig und blauäugig dargestellt werden. Aus der (von den jüdischen Geschichtsschreibern zwar geleugneten, aber unzweifelhaft stattgefundenen) Vermischung der Juden mit den blonden Töchtern des Gebirges mag die starke Neigung der jüdischen Mischrasse, in die blonde Komplexion zurückzuschlagen (S. 11), herrühren.

Abgesehen von den historischen Nachweisen bietet aber auch die Eigenart der Denkmale selbst die stärksten Anhaltspunkte dafür, daß sie in allen

diesen, so weit voneinander entfernten Ländern von derselben wanderlustigen Rasse aufgerichtet wurden. Die allgemeine Ähnlichkeit der Dolmen von Palästina, Portugal und Dänemark zeigen unsere Abbildungen (Fig. 8, 9 und 10). Aber die Übereinstimmung erstreckt sich auf viel intimere Eigentümlichkeiten, z. B. an den als eigentliche Grabstätten benützten Dolmen. Mehr als 1100 Stück der von Oberst Taylor untersuchten indischen Kistendolmen zeigen beispielsweise jenes in der einen Seitenplatte eingemeißelte runde Loch, welches man bei so vielen Dolmen Frankreichs, Afrikas, Palästinas und auch bei einzelnen des Kaukasus bemerkt, und welches vielleicht der Seele des Begrabenen freie Aus- und Einfahrt gestatten sollte, vielleicht auch nur für das Einschütten fortgesetzter Speise- und Trankopferspenden bestimmt war. Gregor von Tours, der alte fränkische Geschichtsschreiber, erzählt uns, wie Chonomor, ein Graf der Bretonen, einst den flüchtigen Macliaw in einem solchen mit Luftloch versehenen Steingrabe versteckt hielt und mithin seinen Verfolgern schwören konnte, der Gesuchte liege unter diesen Steinen begraben.

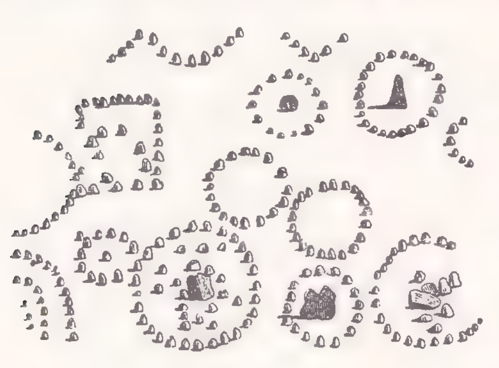


Fig. 12.
Gruppe von dänischen Cromlechs. Nach Baer und Hellwald „der vorgeschichtliche Mensch."

Nicht weniger genaue Übereinstimmungen ergeben die Steinkreise (Cromlechs) aller dieser Länder. Als Vergleichsbeispiel möge eine aus der Vogelperspektive aufgenommene Gruppe dänischer Steinkreise (Fig. 12) mit denjenigen dienen, welche zu Hunderten an der Straße von Kelat (Beludschistan) nach Pir-Chatta liegen (Fig. 13). Die letzteren haben 10—30 Fuß Durchmesser und schließen geradeso wie die europäischen gewöhnlich einen oder einige in ihrer Mitte stehende größere Steine ein. Es ist merkwürdig, daß sich an sie in Indien dieselbe Fabel knüpft wie bei uns. Der ihnen beigelegte indische Name Chap bedeutet nach Bellew (From the Indus to the Tigris 1874) „Hochzeit," und man erzählt, daß sie die Stellen bezeichnen, an denen Hochzeitsgäste einen großen Ringelreigen aufgeführt haben sollen; die Mittelsteine bezeichneten den Platz der Musikanten. Ganz ebenso nennt man in Norddeutschland ähnliche, oft labyrinthisch verschlungene Steinsetzungen Adamstänze, und sagt, sie rührten von versteinerten Hochzeitsgästen her, die im adamitischen Kostüme getanzt

hätten. Alles, was wir über die wirkliche Bedeutung dieser Kreise vermuten können, ist, daß sie geheiligte Bezirke abgrenzten, deren Betreten nur in guter Absicht erlaubt war, den Tabu-Kreisen der Wilden ähnlich. Sie umgeben daher auch häufig Grabmäler und Dolmen oder Menhirs. Als solche gelten sie noch bei den Beduinen, welche die in Palästina häufigen Steinkreise En-nabî (der Prophet) nennen und als unnahbare Einfriedigungen betrachten, auf denen man allerlei Wirtschafts- und Ackergerätschaften, Handmühlen, Pflüge u. s. w. unbesorgt stehen lassen darf, da niemand sich getrauen würde, etwas daraus zu entwenden. Und das scheint dort schon vor dreitausend Jahren ebenso gehalten worden zu sein; denn der berühmte Mesa-Stein, das älteste semitische Schriftdenkmal, welches man kennt, wurde um 850 v. Chr. von dem moabitischen Könige Mesa zu Dibon (jetzt Dhibân) in der Nähe eines solchen vorgeschichtlichen Tabu-Kreises und wohl auch unter dem Schutze desselben errichtet.

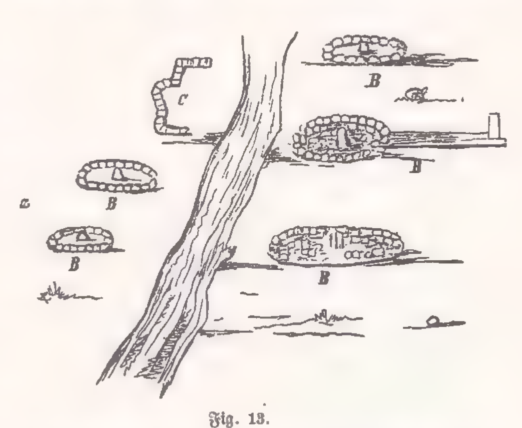


Fig. 13.
Indische Steinkreise (B) zu beiden Seiten der Straße von Kelat nach Pir-Chatta. C. Steinsetzung um eine Moschee. Nach der „Zeitschr. f. Ethnologie" 1877.

Es erübrigt, ein Wort hinzuzufügen hinsichtlich des Übergangs der megalithischen Bauwerke zum sog. kyklopischen Mauerwerk. Die Bewältigung so ungeheurer Steinblöcke, wie sie bei vielen Dolmenbauten Verwendung fanden, erregte das Erstaunen der Nachwelt so, daß man sie einem Volke von Riesen zuschrieb und Hünengräber oder Riesenstuben (Jettestuer der Dänen) nannte. Man benützte zur Fortbewegung dieser Massen Baumstämme oder Steinwalzen, die in einzelnen Fällen noch neben solchen Bauwerken gefunden wurden. Als man dann anfing, größere Bauten für Befestigungszwecke und Fürstenburgen anzulegen, baute man anfangs in diesem Megalithenstile aus Riesenblöcken ganze Mauern empor, die von der Nachwelt wieder den Namen von Kyklopenmauern erhielten, und denen eigentümlich ist, daß die ohne Mörtel aufeinander gelegten langquadrigen oder polygonen Blöcke durch ihr Gewicht allein in ihrer Lage erhalten werden. Man spricht gewöhnlich nur in Griechenland und Italien von kyklopischen Mauern, aber viel zahlreichere

Beispiele finden sich im nördlichen Europa, wo diese Bauweise ja in den alten Steinkammern und bedeckten Steingalerieen ihre uralten Vorbilder hatte.

Derartige kyklopische Mauern finden sich z. B. am Odilienberg im Elsaß, bei St. Dié in den Vogesen, an der Grotenburg im Teutoburger Walde und vielfach im Taunus. Am Schnittpunkt der Straßen Cronberg—Falkenstein und Oberursel—Königstein (Taunus) ist in einer durch Sturzwasser gerissenen Schlucht unlängst ein etwa sieben Meter langes Stück einer mannshohen Mauer dieser Art freigelegt worden, die seit undenklichen Zeiten im Angeschwemmten begraben gelegen hat, und auf dem kurzen Stücke in sauberer Zusammenfügung mit etwas kleineren Blöcken eine Anzahl solcher Steine von 1,2—1,62 m Länge zeigt. Sie dürfte es an Alter wahrscheinlich mit den meisten Kyklopenmauern der Mittelmeerländer aufnehmen. Es ist eine *unvollkommene Bauart*, die gleichsam noch nicht ahnte, daß man mit leicht herbeischaffbaren kleineren Steinen eine ähnliche Festigkeit erreichen kann, wie mit diesen schwer zu bewältigenden Riesenblöcken, die aber für Befestigungsbauten den großen Vorzug darbot, in jenen Zeiten, die noch keine Sprengstoffe kannten, schwer zerstörbar zu sein. Es stellt sich daher der natürliche Gedanke ein, ob nicht auch die vielbewunderten Kyklopenmauern zu Tiryns und Mykenä von solchen nordischen Dolmen-Erbauern errichtet sein mögen. Die Sage berichtet, daß die Kyklopen für diesen Bau aus Lykien in Kleinasien geholt worden wären, und da wir aus jener frühen Zeit Kunde von blonden Dolmenerbauern in Kleinasien haben, sich auch in der Nähe von Mykenä noch



Fig. 14.
Dolmenbau bei Mykenä.

Dolmen echt nordischer Bauart (Fig. 14) erhalten haben, so ist die Nachricht nicht so unbedingt zu verwerfen. Aber vielleicht waren die aus Lykien herübergekommenen Kyklopen nicht die Dienstleute, sondern die Bauherren dieser Zwingburgen, die sich ganz nach nordischer Art als Seekönige gebärdeten. Auch die übrigen älteren Thor- und Rundgräberbauten zeigen daselbst eine Technik, die mit ihren flachen Thorsteinen und Scheinwölbungen durchaus an nordische Grabkammerbauten und nicht an Kulturentlehnungen aus Assyrien oder Ägypten erinnern.

8. Kultur der alten Arier.

Unsere Ansichten von dem Bildungszustande der alten Arier waren bisher lediglich aus den Gesängen der Veden geschöpft, in denen sie sich als ein Hirtenvolk mit einem sehr innigen Kultus der Familie und des häuslichen Herdes darstellen, dem aber erhabene Anschauungen himmlischer Mächte und gereinigte sittliche Vorstellungen durchaus nicht fehlten. Wir wissen nunmehr, daß wir viel weiter zurückgehen müssen zu einer nordischen Heimat, und die Zurückbesinnung der Sprache lehrt uns, daß die Auswanderung von dort, die Sprachtrennung bereits erfolgte, bevor der Gebrauch der Metalle erfunden war, obwohl damals bereits mit einigen Tieren, dem Hunde, Pferde und vielleicht auch dem Rinde, so genaue Bekanntschaft gemacht war, daß man vermuten könnte, sie seien bereits als Haustiere eingewöhnt gewesen. Freilich giebt es dabei einige Bedenken, da in einigen der ältesten Teile der Veden der Hund noch wie ein feindliches, gefürchtetes Tier auftritt, während er später als das Wesen erscheint, durch dessen Verstand die Welt (es ist des Hirten zu ergänzen) besteht.

In Nordeuropa können wir den Arier weiter rückwärts verfolgen, als irgendwo sonst in der Welt. Wir finden ihn zuerst als Jäger und Fischer, der rein von dem Ertrage der Jagd und des Fischfanges, also von einer tierischen Beute lebt, die er sich mit Hilfe einfacher Steinwaffen und knöcherner oder hörnerner Gerätschaften fängt und erlegt. Sie kannten keinen Getreidebau noch Haustiere, und es ist zweifelhaft, ob sich die Mammuthjäger (S. 53) bereits des Feuers erfreuten, um das Fleisch daran zu

braten und sich selbst zu wärmen. Jedenfalls besaßen sie noch keine feuerfesten Gefäße aus Thon; denn an einigen der älteren Ansiedelungsplätze und Höhlen fand man sogenannte Siedesteine, in der Regel Rollsteine vom Ufer, die im Feuer heiß gemacht werden, um mit ihrer Hilfe den Inhalt eines Gefäßes, das nicht selbst zum Feuer gesetzt werden kann, durch Hineinwerfen zum Sieden zu bringen.

Einer etwas jüngeren Epoche als derjenigen, in welcher man nur roh zurechtgeschlagene Steinwaffen und Hornwerkzeuge benützte, gehören die sogenannten Kjökkenmöddinger an, die man am häufigsten an den dänischen Küsten trifft. In diesen Muschelschalenanhäufungen und Hügeln von Küchenabfällen trifft man neben den Geräten und Waffen der älteren Steinzeit auch schon vereinzelt solche, die der neolithischen Epoche angehören, ferner Spuren des häuslichen Herdes in Gestalt von Asche und Kohlen unter den Speiseresten, sowie Stücke einer rohen, mit der Hand verfertigten Töpferwaare, weshalb Torell zur Bezeichnung der Zeit, in der diese Anhäufungen entstanden sind, den Ausdruck „mesolithisch“ in Vorschlag bringt, um anzudeuten, daß es sich um eine Übergangsperiode handelt, die von der älteren zur jüngeren Steinzeit überleitete. Wahrscheinlich betrieben diese Menschen schon die Küstenschiffahrt in einfachen, ausgehöhlten Baumstämmen. Sie gehören einer älteren Zeit als die Megalithenerbauer an.

Es ist eine sehr wichtige Frage, ob damals der Hund bereits gezähmt war; denn ohne denselben vermögen wir uns das Hirtenleben, die zunächst über den Jäger und Fischer hinausreichende Kulturstufe, kaum zu denken. Durch einige geistreiche Schlüsse hat Steenstrup den Beweis zu liefern gesucht, daß in der That der Mensch diesen unschätzbaren Bundesgenossen der Kultur damals bereits gewonnen hatte. In jenen Anhäufungen kehren nämlich von allen darin nachgewiesenen Jagdtieren immer nur bestimmte Knochen, und auch diese nur mit abgenagten Gelenkenden wieder. Durch unmittelbar darauf gerichtete Aufmerksamkeit hat sich der genannte Forscher dann überzeugt, daß die in den Küchenmüllablagerungen fehlenden Knochenreste genau denen entsprechen, welche unsere Hunde aus einem Abfallhaufen heraussuchen und gänzlich verzehren, während sie von andern nur die Gelenkenden benagen. Es kann nicht als Gegenbeweis angenommen werden, daß sich in solchen Haufen, besonders denen jüngerer Zeit zuweilen auch Hundeknochen, ebenso des Markgewinnes wegen aufgeschlagen, finden, wie die der wilden Tiere, denn wir wissen, daß noch heute manche Völker den Hund mästen und verzehren.

Indessen ist es möglich, worauf ich schon 1876 aufmerksam gemacht habe, daß der kleine Hund jener Zeit sich dem Menschen vorläufig nur

als Parasit, als regelmäßiger Besucher und Durchwühler seiner Mahlzeit-reste angeschlossen hatte, noch ehe dieser ahnte, wie wertvoll ihm der kleine zudringliche und manchmal vielleicht unbequeme Gast werden sollte. Wahrscheinlich hat der Hund das Bündnis angebahnt, und ist seinem Ernährer gefolgt, so oft ihn dieser auch anfangs verjagte, bis der Mensch endlich seinen Vorteil begriff und das einzige Tier, welches er als Jäger ohne alle Schwierigkeit ernähren konnte, in seinen Dienst nahm. Gerade in nordischen Ländern ist eine derartige Zudringlichkeit der kleineren Raubtiere eine gewöhnliche Erscheinung und man mag in Brehms Tierleben die drolligen Schilderungen vom Eisfuchs lesen, vor dessen Zudringlichkeit sich der Polarmensch nur mit Mühe hüten kann, da er selbst die schlafenden Menschen beschnoppert. Wären jene Gebete der Veden, in denen die Hirten ihren Gott Agni anflehen, sie vor den das Lager umschleichenden Hunden und andern bösen Nachttieren zu schützen, so zu verstehen, daß der Hund damals noch nicht gezähmt war, so würden wir annehmen dürfen, der nordische Arier sei schon zur mesolithischen Zeit nach dem Süden aufgebrochen und diese Lieder gehörten vielleicht zu den bereits nach Iran mitgebrachten.

In einer nur wenig jüngern Zeit finden wir den Menschen Mitteleuropas bereits in festen Ansiedelungen, die der erhöhten Sicherheit wegen in Seen und Sümpfen angelegt wurden. Nicht weit vom Ufer wird ein ganzer Wald von Pfählen in den Boden getrieben, auf denen sich, durch leicht abhebbare Brücken mit dem Ufer verbunden, Wohnungen und Behausungen für Menschen und Vieh erheben; denn mit ihnen ziehen des Abends Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Hunde in das gesicherte Heim, dessen Brücke dann emporgehoben wird. Die Pfahlbauten-Kultur dehnte sich ohne Zweifel über eine weite Zeitepoche aus; denn man trifft in mancher dieser Ansiedelungen Ablagerungen, die keine Spur von Kenntnis der Metalle verraten, und dann doch auch wieder zahlreiche Bronzesachen; man findet Töpferwaare auf allen Stufen von den rohesten Anfängen bis zur geschmackvollen Form und gefälligen Verzierung, endlich Vorrichtungen und Vorräte, die auf einen ausgedehnten Ackerbau hindeuten.

Früher, als man annahm, daß alle Haustiere und Kulturpflanzen ohne Ausnahme aus Asien stammten, schien es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die gesamte Pfahlbautenkultur einem aus Asien mit Heerden und Samenvorräten eingewanderten Volke zuzuschreiben sei, welches sich allmählich über ganz Mitteleuropa bis nach Ober-Italien und noch südlicher ausdehnte. In neuerer Zeit, nachdem man gefunden hat, daß Alt-

europa reich an wilden Pferden, Schweinen und Rindern war, von denen die Kulturrassen recht wohl ableitbar sind, nachdem die Einwanderung der Arier sich als ein nicht dem wahren Verhalten entsprechender Traum erwiesen hat, und man sich gesagt hat, Viehzucht müsse gerade in kälteren Strichen zur Landwirtschaft drängen, während man in wärmeren Ländern eher das Vieh ohne aufgespeicherte Vorräte überwintern kann, ist man darüber wieder sehr zweifelhaft geworden, zumal die nächstbenachbarten Stämme seit alten Zeiten als Nomaden und nicht als seßhafte Ackerbauer bekannt waren. Es entsteht daher die Frage, sind die alten Arier Europas selbständig zum Ackerbau gelangt, oder ist er ihnen von einem eingewanderten Volke gelehrt worden? Man nimmt gewöhnlich das erstere an, weil die Namen der nordischen Getreidearten schon dem gemeinsamen Sprachstamm angehören, und weil die Grundform des nordischen Holzhauses mit der Pfahlbauwohnung innig verwandt ist. In einer wertvollen vergleichenden Arbeit über „das deutsche Haus in seiner historischen Entwickelung" (Straßburg 1882) ist Henning zu dem Ergebnis gelangt, daß die Grundform des Hausbaues, wie sie den Nachweisungen der Veden zufolge schon von den Ariern nach Indien mitgebracht wurde, aus einem Pfahlhause erwachsen ist, sofern nur der aus einem Riegelbau bestehende Oberstock die Wohnung hergab, und unten, wenn es auf festem Lande stand, meist nur die Unterkunft für das Vieh geschaffen ward. Die leichte Verbindung von Pfosten und Gebälk begünstigte für diese halbnomadischen Urstämme das Auseinandernehmen, Fortschaffen auf Wagen und Wiederaufschlagen an einer vorteilhafter befundenen Ansiedelungsstätte. So war es bei den deutschen Stämmen, den Goten, Südslaven und Kelten, in Griechenland und Altitalien, überall hatte man auf offene Pfahlgestelle niedergesetzte hölzerne Oberhäuser. Im skandinavischen Norden, im Schwarzwald, im Wallis trifft man noch heute dieses auf Holzsäulen gestellte Obergestock, und nicht selten ruhen die Pfosten des letzteren auf frei eingeschobenen Steinplatten, um (wie man in der Schweiz sagt) den Mäusen und anderm Ungeziefer das Aufsteigen zum obern Stockwerk unmöglich zu machen. Der offene Unterraum leistete die Dienste der Unterkellerung des Steinhauses, um die Wohnung von Feuchtigkeit und Miasmen freizuhalten.

Auf solche und ähnliche Erwägungen gestützt, haben viele Pfahlbauforscher den Bewohnern rein arisches Blut zugeschrieben, wenn auch Keller und Hellwald an eine keltische Bevölkerung, Luschan und Much an eine mehr nordische dachten. Und ebenso wie Desor, Lindenschmit und Groß zu der Überzeugung gelangt sind, daß die jetzigen Schweizer die unmittelbaren Nachkommen der alten Pfahlbauern ihrer Seen sind,

ist Helbig in seiner wertvollen Arbeit über die Italiker in der Poebene (Leipzig 1879) zu den nach den verschiedensten Richtungen erhärtetem Schlusse gelangt, daß die Bewohner der pfahlbauähnlichen Terramaren in der Emilia, welche die Vorfahren der Umbrer, Sabeller und Osker und damit des Römervolkes waren, unmittelbar zusammenhängen mit den Pfahlbauern der oberitalienischen und schließlich der schweizerischen Seen. (Vergl. S. 46.) Man hat gute, sowohl aus archäologischen Beweisstücken, wie aus dem Torfwachstum der Moore genommene Gründe, die Blütezeit der deutschen, österreichischen, schweizerischen und italienischen Pfahlbauten und Terramaren in die Mitte des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung anzusetzen, obwohl viele weiter zurückreichen mögen, während andere in die historische Zeit hineinschauen, wie die von Herodot erwähnten thrakischen Pfahlbauten am Ausflusse des Strymon in das Ägäische Meer, die bis zum zwölften Jahrhundert blühende slavische Pfahlbaustadt Julin auf der Halbinsel Usedom, welche zu den Sagen vom versunkenen nordischen Venedig (Vineta) Anlaß gab, ja in der Grafschaft Galway (Irland) dienten alte Crannoges noch im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts als Zufluchtsstätten irischer Häuptlinge.

Allein man darf in solchen Fragen nicht allzu viel auf beiläufige Anzeichen geben. Was den auf freien Holzpfosten stehenden Hausbau betrifft, so wird er in allen Gegenden der Welt durch sumpfigen Boden vorgeschrieben. Wir finden solche Häuser auf ganz entfernten Kontinenten und Inseln, wie z. B. auf Neu-Guinea und den Philippinen, und nur in trockenen Strichen, wie denen des Pendschab und in Mitteleuropa, kann man ihm einige Beweiskraft beilegen. Weiterhin wird sich die Frage nach der Abkunft der Bewohnerschaft zu der andern Frage zuspitzen, ob wir die Slaven und dunkeln Kelten zur arischen Rasse rechnen können? Denn es ist zweifellos, daß die arische Kultur, als sie nach Indien und Südeuropa vorrückte, slavische und keltische Länder durchdrang; sollte sie da nicht auch, ebenso wie wir es oben von der Sprache gesehen haben, Kulturelemente derselben aufgenommen haben? Ich muß gestehen, daß mich meine in den folgenden Büchern niedergelegten Untersuchungen gerade in Bezug auf die Hirten- und Feldkulte eine starke Beeinflussung der nordischen Göttervorstellungen durch slavische, also ursprünglich nichtarische Elemente erkennen lassen. Die alten Arier waren, wie mir scheint, vorzugsweise Jäger, Fischer, Seefahrer und Krieger; die Vorliebe für den Ackerbau und ein seßhaftes Leben lag weniger in ihrem ungestümen, thatendurstigen, in die Ferne drängenden Naturell, dem gegenüber der ruhige, gefühlvolle Slave wie der geborene Pfahlbauer erscheint.

Man darf nicht einer Rasse alle Vorzüge beilegen und der andern alle absprechen, um den Ariern, wie einzelne möchten, alles Große zuzuschreiben, was in der Welt vollbracht worden ist. Die Slaven, Ugrofinnen und Turanier sind weichherzige, gemütsreiche Naturen, deren Charakter sich in ihren gefühlvollen, oft sentimentalen Liedern ausspricht, ganz geschaffen für Familienleben und patriarchalische Regierungsformen, friedfertig und im persönlichen Verkehr freundlich, der Verinnerlichung und dem Sektenwesen geneigt, zur Entsagung, ja selbst zu einer gewissen Aufopferung für andere, wie sie im russischen Religionsleben hervortritt, fähig. Infolge ihrer Ruheliebe und Beständigkeit liefern sie fleißige Feldbearbeiter, ausdauernde und geschickte Handwerker, und wenn es darauf ankommt, auch Erfinder und Künstler. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir den Akkadiern, einem Zweige dieser Rasse, die älteste Buchstabenschrift verdanken, und wahrscheinlich ist die Metallgewinnung und Bearbeitung früher und in einem ausgedehnteren Maßstabe von ihnen ausgebildet worden, als von irgend einem anderen Stamme. Ihre Genügsamkeit und Ausdauer befähigt sie, mit den meisten anderen Rassen zu wetteifern. China und Rußland zeigen uns die Vorzüge und Schwächen dieser Rassen in reinster Entfaltung.

Schon oben wurde darauf hingedeutet, daß die Metallkultur, die sich seit dem zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung in dem germanischen Norden, wie namentlich in den keltischen Donauländern entwickelte, wahrscheinlich durch turanische Stämme eingeführt wurde. Die letztere, die man nach dem reichsten Fundorte, Hallstatt im Salzkammergut, gewöhnlich als Hallstätter Kultur bezeichnet, läßt uns in ihrer Blütezeit (ums Jahr 500 v. Chr.) eine Liebe zum Waffen- und Kleiderschmuck, zur Verschönerung des Lebens erkennen, die man früher bei den „nordischen Barbaren" nicht geahnt hat. Aus etwa tausend Gräbern dieser durch den Salzgehalt ihrer Berge wohlhabend gewordenen Gebirgsbevölkerung hat man einen solchen Reichtum von Eisen- und Bronze-, Bernstein-, Elfenbein- und Thongegenständen zu Tage gebracht, daß man vor dem lebhaften Tauschhandel, der hier geherrscht haben muß, die größte Achtung bekommt. In den Waffenklingen herrscht das Eisen bereits vor, auf 513 eiserne Schneiden kommen nur noch 107 bronzene. Und diese Waffen und sonstigen Metallgeräte waren inländisches Fabrikat. Man muß demnach gründlich die Vorstellung ablegen, als hätten die Römer bei ihren ersten Begegnungen im Norden den Indianern ähnliche Barbarenvölker angetroffen. Es ist das eine seltsame, aber weitverbreitete Vorstellung, für welche die römischen Schriftsteller durchaus keinen Anlaß geben, sobald

man sie nur aufmerksam prüft. Von Wichtigkeit ist, aus den dieser Epoche angehörenden Urnenfunden von Watsch und St. Margarethen in Krain zu entnehmen, wie frei von italienischen Einflüssen sich die ornamentale Kunst auch in den Alpenländern entwickelt hatte. Ein getriebener Bronze-Eimer (Fig. 15), d. h. ein außen mit solchen Bronzeblechen bedecktes Gefäß, welches 1882 bei Watsch in Krain gefunden wurde, scheint mir besonders lehrreich, sowohl seinem Kunststile wie dem Inhalte seiner Darstellungen nach. Gegenüber der damals bereits fortgeschrittenen griechischen



Fig. 15.
Bronze-Eimer von Watsch (Krain.)

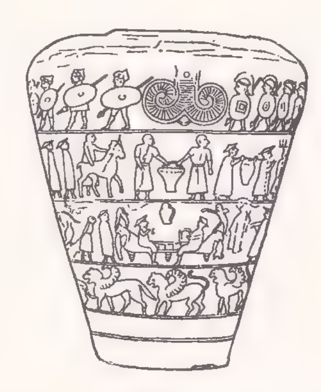


Fig. 16.
Bronze-Eimer von der Certosa bei Bologna.

Nach Ranke „der Mensch.“

und italienischen Kunst hat man den Stil der Darstellungen, welche sich, wie F. v. Hochstetter bemerkt, meist auf häusliche Scenen beschränken, als archaisch bezeichnet, doch scheint dieser Ausdruck mir nicht gerade besonders zutreffend gewählt; ich möchte das Verhalten demjenigen der niederländischen Kunst zur italienischen vergleichen; sie sind bei der größten Einfachheit lebensprühend. Das wichtigste aber scheint mir die Darstellung des Alpensteinbocks in dem untersten Gürtel, die uns beweist, daß wir hier einheimisches Fabrikat vor uns haben, was um so wichtiger ist, als sich solche in der ganzen Einteilung ziemlich genau übereinstimmende Bronzeblech-Eimer auch an anderen Orten Österreichs und in alten italischen Gräbern gefunden haben, so daß der Verdacht entstehen kann, nicht die österreichischen, sondern die italienischen Fundstücke seien eingeführte Waare.

Wir haben die Abbildung eines solchen aus alten Gräbern von der Certosa bei Bologna stammenden Eimers (Fig. 16) zur Vergleichung daneben gestellt, und wollen noch bemerken, daß die Kriegergestalten mit dem bayerischen „Raupenhelm“ und die Civilisten mit den „Jesuitenhüten“ ziemlich genau ebenso auf einem 1883 zu Watsch in Krain gefundenen bronzenen Gürtelblech übereinstimmen, so daß auch diese Scenen dem Leben der diesseitigen Kelten zu entstammen scheinen.

Kelten ist hier nur ein Ausdruck für die wahrscheinlich aus turanischen und germanischen Elementen gemischte Kultur und Bevölkerschaft Mitteleuropas aus jener Zeit. Soviel ist sicher, und die etwas jüngeren Funde aus der La Tène-Zeit (aus den Pfahlbauten von La Tène am Neuenburger See) bestätigen es weiter, daß dem Pfahlbauer schon damals ein wohl entwickelter Führer- und Kriegerstand, der ein fortgeschrittenes Waffenhandwerk beschäftigte, schützend zur Seite stand. Vielleicht waren das Krieger aus arischem Stamm, während unter der Ackerbau treibenden Bewohnerschaft Kurzschädel schon in den ältesten schweizerischen Pfahlbauten, die noch der späteren Steinzeit angehören, nach Virchow das zweifelloseste Übergewicht behaupten; wobei aber zu beachten ist, daß die arischen Herren vielleicht ihre Leichen verbrannten, so daß das Vorwiegen der begrabenen Kurzschädel nur scheinbar wäre. Das Forschungsmaterial, das die Pfahlbaufunde nach dieser Richtung hin liefern, ist nicht gerade bedeutend, indessen läßt es soviel erkennen, daß Langschädel in diesen Ansiedelungen erst später wieder zunehmen; es entstand eine Mischrasse, in der zeitweise, namentlich in der Bronzezeit, das letztere Element im Übergewicht war, während heute in Südösterreich, Süddeutschland, der Schweiz und Frankreich das dunkle, kurzköpfige Element das Feld behauptet hat. Ich glaube, wie gesagt, nicht, daß die Arier ihnen den Ackerbau gebracht haben, der sich vielmehr naturgemäß aus ihrer althergebrachten Viehzucht entwickeln mußte; aber sie lieferten ihnen ein anderes, nicht weniger wichtiges Element für die Erstarkung ihrer Gemeinwesen, Jäger, die das Wild ausrotteten, Krieger und Beschützer, und vor allem Herren und Anführer im Kriege.

Es soll damit gewiß nicht gesagt werden, daß der Brachykephale zum Krieger nicht tauge; seine Ausdauer und Genügsamkeit befähigen ihn, wenn die Notwendigkeit dazu drängt, sogar dazu, einen vorzüglichen Soldaten abzugeben; aber viel mehr Talent besaß er seit jeher dazu, als ein trefflicher Unterthan zu wirken, bereit, Väterchen Zar als ein höheres Wesen anzusehen, und ihm, der seinen Herd schützt, mit der größten Unterwürfigkeit zu dienen. Wir begegnen beispielsweise demselben Zuge, wenn wir

die Länder vergleichen, in denen die Gehorsam und Unterwerfung verlangende, aber das Gemütsleben begünstigende katholische Kirche herrscht; es sind die Länder, in denen der dunkle brachykephale Typus vorherrscht, während der Protestantismus in den blonden, Geistesfreiheit verlangenden nordischen Bevölkerungen entstanden ist und allein größere Ausbreitung gefunden hat. Die Arier besiegten die dunkle, Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung und warfen sich, wo sie mit ihr zusammentrafen, zu Herren derselben auf, meist nicht zum Nachteile der letzteren: so war es mit den Finnen und Lappen gewesen, die in Skandinavien eindrangen, so geschah es mit den skythischen Stämmen im Süden und später mit der schwarzen Urbevölkerung Indiens, Griechenlands und Italiens. Neuere Untersuchungen von Hewitt und Kitts sollen ergeben haben, daß die von den Ariern in Indien angetroffene dunkle Rasse, die Dravidas, durchaus nicht einer gewissen Kultur ermangelten, daß im Gegenteil alle die eigentümlichen Handgeschicklichkeiten und Kunstgewerbe, sowie auch das noch bestehende Gemeinde- und Landrecht von ihnen herrührten (?). Die Arier fanden daher große Schwierigkeit, im Lande Fuß zu fassen, und es gelang ihnen nur infolge ihrer Geschicklichkeit im Waffenhandwerk und im Handel, aber nicht ohne weitgehende Zugeständnisse seitens der Eroberer, die den eingesessenen Adel der Dravidas anerkennen und ihre reinere Religion durch Aufnahme des Çiva- und Lingam-Kultus erniedrigen mußten. Die arische Sprache scheint sogar zuerst als Handelssprache Verbreitung gefunden zu haben.

Im wesentlichen war es überall die der arischen Rasse eigene Willenskraft und der vor keinem Hindernis zurückschreckende Unternehmungsgeist, der ihr die Herrschaft über die oft an Kultur, nicht selten an Erfindungsgabe überlegenen dunklen Rassen sicherte. Schon der alte Geschichtsschreiber Justinus hatte das erkannt, als er die Skythen, worunter bei ihm die Nordvölker im allgemeinen zu verstehen sind, als die ältesten der Welt preist, und von ihren Fähigkeiten sagt: „So viel rauher bei den Skythen das Klima, so viel gefesteter seien sie auch — den Ägyptern gegenüber — an Körper und Seele.“ Aus dieser durch das Studium der Geschichte vertieften Erkenntnis hat sich die Lehre von der Ungleichheit der Menschenrassen entwickelt. In neuerer Zeit war es wohl Peyroux de la Cordonnière, welcher in seiner 1814 erschienenen Arbeit über „die sieben Rassen der Menschheit“ zuerst die natürlich von den Verteidigern der Sklavenhalter mit Begeisterung aufgenommene Lehre aufstellte, daß die Menschheit in zwei Hauptgruppen einzuteilen sei, in sogenannte aktive und passive Rassen, und daß die aus Inner-Asien stammenden hell-

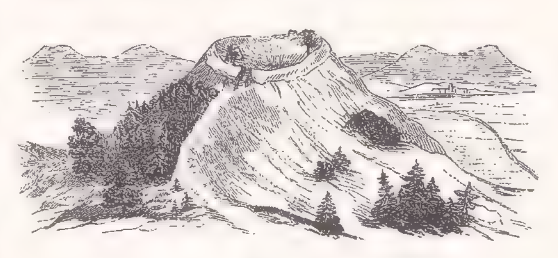
häutigen Rassen die aktiven seien, denen man alle Fortschritte der Kultur zu danken habe, während die aus Inner-Afrika stammenden dunklen Rassen passiv auf dem Standpunkt verharrten, den sie schon vor Jahrtausenden eingenommen hätten, und nur im Gefolge der aktiven Rassen zu einer höheren Kultur erziehbar wären. In dieser Lehre ist offenbar Wahres und Falsches gemischt; Wahres, sofern uns die Geschichte von vielen Völkern lehrt, die es niemals aus eigenem Antriebe zu einer höheren Kultur gebracht haben, woher es kommt, daß in vielen älteren Ländern eine höhere Kultur nur durch Unterdrückung des eingesessenen Volksstammes, also durch das System der Sklaverei erzielt werden konnte, und daß es mithin Rassen giebt, denen Hörigkeit und fremde, von außen kommende Führung und Organisation zum Vorteil gereichten; Falsches, sofern gerade asiatische Rassen sich vorzugsweise zu einer Zwangskultur eignen. Falsch ist auch die Unterstellung, als ob die gefügigen Rassen alles Gute nur von den Eroberern erhielten; wir haben im Gegenteil gesehen, daß sie oft die eigentlichen Kulturelemente in das neue Staatswesen brachten und nur des Ferments und Antriebs bedurften, um sie gedeihen zu lassen und geltend zu machen.

Gleichwohl liegt in jener Verallgemeinerung ein richtiger Grundgedanke, weshalb ihr auch die angesehensten Kulturgeschichtsforscher späterer Zeiten, ein Klemm, Waitz, Wuttke u. a. zustimmen konnten, und Graf Gobineau hat in seinen „Untersuchungen über die Ungleichheit der Menschenrassen“ (Paris 1853—55) die Lehre ausführlich zu begründen gesucht. Da nun die blonden Arier gewissermaßen den höchsten Ausdruck der hellen aktiven Rassen, den stärksten Gegensatz zu den passiven dunklen darstellen, so haben einige neuere Geschichtsforscher die Meinung ausgesponnen, alle kühnen Eroberungen, Entdeckungen und Umwälzungen in der Welt seien von der germanischen Rasse ausgegangen, alle großen Eroberer und Seefahrer hätten wenigstens einige Tropfen germanischen Blutes in ihren Adern gehabt, und selbst das Christentum wäre nicht entstanden, nicht zum Siege gelangt, wenn es nicht von der germanischen Rasse bis an die äußersten Grenzen der Welt getragen worden wäre.

Ohne Zweifel gesellte sich zum Kampfmut des Ariers eine hohe Regierungs- und Verwaltungsgabe; es scheint z. B., als ob die Einführung der noch heute im russischen „Mir“ fortbestehenden ursprünglichen Feldgemeinschaft, die man gewöhnlich als altslavische Einrichtung betrachtet, vielmehr den Ariern zuzuschreiben wäre, wenigstens haben sie die letzteren auf alle von ihnen in Anspruch genommenen Gebiete, wie Altgriechenland, Altindien übertragen, was J. B. Phene hinsichtlich Indiens nachweisen zu

können glaubte. Das Wort mir bezeichnet nämlich, wie das griechische moira oder meros den jedem zukommenden Anteil (am Gemeindebesitz), daher auch lateinisch meritum der gebührende Lohn. Visi, der Name der altslavischen Dorfgemeinde, entspricht dem gotischen veihs, dem althochdeutschen wîch, dem lateinischen vicus Wohnstätte, Weiler, Dorf, Flecken. Im Zend und Sanskrit ist die alte Bedeutung des Wortes viç vielleicht noch ursprünglicher erhalten, denn hier bedeutet das Wort die Gemeinschaft weniger Familien und Personen. An der Spitze einer solchen kleinen Gemeinde stand dann der Dorfherr, der natürlich, so lange die Arier im Lande die herrschende Kaste bildeten, ein Arier war, daher bedeutet viç-paiti im Zend das „Dorfoberhaupt,“ in den Veden als Beiname (viç-pati) oft dem Haus- und Gemeinde-Schutzgott Agni beigelegt, im Litauischen veszpat-s einfach Herr, im Altpreußischen wais-pattin Hausfrau.

Allein man darf nicht daran denken, daß das Gemeinde-Oberhaupt nur der Aufgabe lebte, Abgaben und Zölle zu erheben; es übernahm vielmehr auch die Aufrechthaltung des bestehenden Rechts im Innern und den Schutz nach außen, woraus sich dann später das Feudal-System entwickelte. Wir werden daher die Wälle und Verschanzungen, die sich besonders häufig in slavischen Ländern und oft in der Nähe ausgedehnter Pfahlbau-Ansiedelungen befinden, vielfach als Anlagen des arischen Schutzherrschafts-Systems im Lande anzusehen haben, und daher würde sich die Ähnlichkeit mancher dieser scheinbar slavischen Schutz- und Verteidigungsbauten, z. B. der verglasten Wälle und Burgringe (Glasburgen Fig. 17) mit solchen, die sich in anderen arischen Ländern z. B. in England finden, am leichtesten erklären.


Fig. 17.
Stromberg bei Hochkirch (Sachsen) mit verglastem Wall.
Nach „Zeitschr. f. Ethnologie“ 1870.

Daß später im Zend und Sanskrit das Wort Arja die Bedeutung des Herrn annahm, entspricht dem römischen herus, dem griechischen heros, dem germanischen eric (König) und vielen anderen Worten der arischen Sprachen. Damit hängt zusammen, daß früher hoher Wuchs, blondes Haar und schmale lange Kopfform als Kennzeichen des herrschenden Geschlechts, des Adels und der Aristokratie galten, namentlich in solchen Ländern,

wo die Hauptbevölkerung brünett war, wie in Indien, Griechenland, Frankreich und anderen Ländern. Man braucht nicht so weit zu gehen, wie einige Phantasten, die da meinen, daß das hohe blonde Geschlecht des Nordens von den dunklen Völkern als höherer, göttlicher Abkunft verehrt worden sei, um dies herauszufühlen. Schon das Eddalied von der Erschaffung der drei Stände durch den Gott Heimdall erzählt uns, wie das Kind des vornehmsten Standes blond und in Seide gehüllt in der Wiege lag („Licht war die Locke und leuchtend die Wange"), während das Kind des armen Ehepaares („Weil schwarz von Haut, geheißen Thräl") zum Knechte geboren war. Zwischen dem freien Herrenstand mit blondem Haar, und dem der schwarzhaarigen Thräle oder Unfreien tritt dann der rothaarige Bauernstand vermittelnd ein. Daher suchte man wohl durch Kunst öfters nachzuhelfen, wenn die Kennzeichen der herrschenden Rasse durch Vermischung zu leiden begannen, und wie uns schon Hippokrates von den Makrokephalen am Kaukasus erzählt, daß sie nur die hochschädligen Leute für edelbürtig hielten, und daher durch künstliche Pressung breite Schädel in die Länge und Höhe zu treiben suchten, so haben wir gesehen, daß in Frankreich ähnliche Künste früh in Anwendung kamen (S. 25), und selbst in Deutschland nahm man zur Blondfärbung des Haares seine Zuflucht. Denn eine starke Einwanderung asiatischer Kurzköpfe lange vor Beginn unserer Zeitrechnung hatte die blonde Rasse in ganz Mitteleuropa, bis nach Frankreich hin, in die Minderheit gebracht, bis die Züge der Normannen wieder zur Auffrischung des Blutes in letzterem Lande beitrugen. In Frankreich ist diese große blonde Rasse bis auf einen kleinen Teil der Nordwestküste erloschen, und einsichtsvolle französische Anthropologen wie Roget de Belloquet und G. de Lapouge haben diese Thatsache mit düstern Kommentaren erläutert.

Die Kriege Cäsars, schrieb der letztere (1887), hatten die blonden, langschädligen Gallier, welche die herrschende Kaste bildeten, fast ganz aufgerieben, und Gallien wurde die ruhigste Provinz des römischen Reiches. Die Aufstände der noch im Norden verbliebenen Reste der Langköpfe scheiterten an der Unmöglichkeit, die kurzköpfige Rasse, welche längst die Überzahl bildete, mit fortzureißen. Erst infolge der erneuten Einwanderung von Langschädeln aus Norden und Osten nahm Frankreich einen neuen Aufschwung, und wieder sind es Heere blonder Riesen, die den Ruhm Galliens nach allen Weltgegenden tragen. Die Miniaturen aus dem Mittelalter zeigen, daß die Ritter jener Zeiten ausschließlich der blonden, langschädligen Rasse angehörten, und unter den unzähligen historischen Bildnissen der Nationalbibliothek in Paris sind nur ganz wenige Kurzschädel; allerdings sind die Männer der Schreckenszeit fast alle kurzschädlig. Allmählich wurde das langschädlige Element in den Kriegen, an denen es fast allein beteiligt war, aufgerieben und die Revolution vernichtete den letzten Rest desselben. Seitdem ist die kriegerische gallische Rasse

erloschen. Während in England die Kurzschädel, die sich Ende der vorgeschichtlichen Zeit sehr vermehrt hatten, heute beinahe vernichtet sind, haben sie in Frankreich schließlich den Sieg davongetragen. Der Aufschwung der englischen Macht, der Stillstand in der Entwickelung Frankreichs hängen damit zusammen. Der nüchterne und die Gleichmäßigkeit verehrende Sinn der Brachykephalen, die Beschränktheit seiner Interessensphäre, seine starke Genußsucht, die ihn zu all den Lastern führt, die man dem französischen Bourgeois vorwirft, lassen ihn für den Kampf ums Dasein unter den modernen Verhältnissen wenig geeignet erscheinen. Solange die Dolichokephalen den Kampf auf den Schlachtfeldern führten, konnten die Brachykephalen ruhig zusehen, wie sie sich untereinander ausrotteten. Heute ist der Kampf auf das ökonomische Gebiet verlegt, und die Chancen sind andere. Man braucht kein Prophet zu sein, um die Niederlage der Kurzköpfe und ihre allmähliche Ersetzung durch blonde Langköpfe vorauszusehen. (In diesem Schlusse scheint der französische Patriot aber zu verkennen, daß gerade die dunkle, kurzschädlige Rasse durch Sparsamkeit, Nüchternheit und andere ökonomische Eigenschaften für den friedlichen Wettkampf vorzüglich ausgerüstet ist, so daß, wenn seine für dieselbe düsteren Prophezeiungen begründet sind, andere Ursachen ins Spiel zu kommen scheinen.)

9. Thraker und Trojaner.

Gewisse mittelalterliche Nachrichten, welche Odin und sein Volk vom Schwarzen Meere her, aus der heutigen Türkei nach Norden gelangen lassen, sind auf die von sehr zahlreichen Schriftstellern des Altertums bezeugte Thatsache zurückzuführen, daß die Nordgrenze Griechenlands ehemals von germanischen Stämmen besetzt war. Von den nördlicher seßhaften Germanen gab es naturgemäß nur sehr spärliche Nachrichten aus älterer Zeit, weil sie nicht mit schriftbegabten Völkern in Berührung traten, außer mit Phönikern an den Westküsten. Aber daraus schließen zu wollen, daß die nördlicheren Striche unbewohnt, oder nicht von Germanen bewohnt gewesen seien, würde an Beschränktheit grenzen. Wenn wir die Geschichte der Besiedelung des Nordens bis zur Eiszeit rückwärts verfolgen könnten, so würden wir vielleicht finden, daß die Nordvölker damals über den 51° n. Br. nach Mittel- und Süddeutschland gedrängt waren, und von da nach Jahrtausenden teilweise in ihre alten Sitze zurückkehrten; allein das sind Ereignisse, die noch weit über die sogenannte kimbrische Flut zurückliegen, welche vielleicht zu jenen Sturmfluten zu rechnen ist, die noch in geschichtlichen Zeiten oft sehr verheerend auftraten, z. B. 1277 in Friesland achtzigtausend Menschen dahinrafften.

Immerhin ist die Thatsache, daß Türkei und Makedonien ehemals von germanischen Stämmen bewohnt waren, für unsere weiteren Untersuchungen zu wichtig, als daß wir nicht mit einigen Worten näher darauf eingehen sollten; denn auf diese Länder beziehen sich die ältesten Nachrichten, die wir über germanische Sitten, Gebräuche und Religion besitzen. Die Griechen nannten die sie bewohnenden Völker im allgemeinen Thraker, und der alte Herodot hat uns von ihnen eine Schilderung hinterlassen, die noch vor wenigen Jahrzehnten auf die Deutschen gepaßt hätte, ja sogar heute noch zutrifft. „Die Thraker," sagt er (V. 3) „sind nächst den Indern die volksreichste Nation der Erde. Würden sie durch einen gemeinsamen Fürsten regiert, und wären sie miteinander verbündet, so würden sie meiner Meinung nach das mächtigste aller Völker bilden, aber Einigkeit ist ihnen unmöglich und das macht sie schwach. Nach den verschiedenen Gegenden, die sie bewohnen, legt sich jeder Stamm einen besonderen Namen bei, aber ihre Gesetze und Gebräuche sind nahezu dieselben . . . . ."

Meint man nicht, daß er vom „heiligen römischen Reiche" — spräche? Allein er hatte nur die Völker im Norden Griechenlands im Auge, welche 515 von Darius Hystaspes für kurze Zeit dem persischen Scepter unterworfen worden waren, und von denen dasjenige der Geten, welche damals zwischen Hämos und Donau wohnten, das volksreichste war. Aus einer Bemerkung des Xenophanes (ums Jahr 500 v. Chr.) erfahren wir, daß sie rote Haare und blaue Augen besaßen, während andere Schriftsteller ihres hohen Wuchses erwähnen, was ebenso wie ihre Sitten durchaus auf germanisches Blut hinweist. Hier mag zunächst ihrer Liebe zu einem tüchtigen Trunke gedacht sein; denn sie schlürften den Wein, der in ihrem Lande wuchs, nicht, wie Athenäos klagt, in kleinen Zügen und mit Wasser vermischt, gleich den Griechen, sondern mit gewaltigem Durste. Strabon führt als Gewährsmann den Menander (342—290 v. Chr.) an, der einen Geten sagen läßt:

> Denn alle Thraker und vor andern wir
> Vom Getenvolk (von diesem nämlich rühmt sich mein
> Geschlecht zu stammen) sind der Mäßigkeit nicht sehr
> Ergeben . . . .

Damit stimmt die Schilderung, welche Xenophon in der Anabasis (VII. 3) von einem Gastmahl giebt, welches er bei dem thrakischen Häuptling Seuthes einnahm, gut überein. Jeder speiste für sich an einem dreifüßigen Tische, während wie in nördlichen germanischen Ländern Trinkhörner herumgereicht wurden, die man jedesmal bis auf die Nagelprobe

leerte. Begreiflicherweise war deshalb Xenophon, der seinem Gastgeber Bescheid thun mußte, völlig betrunken, während dem Seuthes noch nichts anzumerken war. Nachher kamen Musiker herein, die auf Hörnern bliesen, und mit Trompeten aus ungegerbter Rindshaut in der Oktave und mit genauem Takthalten begleiteten. Von ihren Leistungen in der Musik, Poesie und Philosophie haben die Griechen mit begeisterten Worten gesprochen, und ihre ältesten dichterischen Überlieferungen knüpften an die Thraker an. Die Musenberge Parnaß und Pierus wurden den Thrakern zugeschrieben, die neun Musen oder Pieriden sollten Töchter des Thraker Pierus sein (Pausanias IX. 29), und die ganze Orpheus- und Dionysos-Legende wurde auf thrakischen Ursprung zurückgeführt. Von ihrer Religion und Religionsphilosophie, zu welcher die Griechen in den Tagen Herodots mit Staunen emporblickten, wird nachher ausführlich die Rede sein; nur so viel muß schon hier erwähnt werden, daß die Unsterblichkeitslehre bei ihnen zu fast christlich zu nennenden Formen entwickelt war.

Darauf gründeten sich Begräbnis-Gebräuche, die uns allerdings barbarisch erscheinen, aber dem Geiste der alten Germanen und Inder entsprachen, nämlich das Besteigen des Scheiterhaufens von seiten der Frauen, um dem geliebten Manne in den Tod zu folgen. Menander (bei Strabon) bezeugt uns, daß die Thraker der Polygamie ergeben waren, und er leitet daher ihr entwickeltes Religionssystem ab; „denn alle,“ sagt er, „halten die Frauen für die Urheberinnen der religiösen Gebräuche, und diese halten ihre Männer zur sorgfältigeren Verehrung ihrer Götter, zu Festen und zum Gebet an: denn selten thut dergleichen ein unverheirateter Mann.“ Bei den Thrakern seien die religiösen Feste einander unablässig gefolgt, und wir wissen, daß die orphischen Mysterien, bei denen Weiber die Chorführerinnen waren, noch später von Thrakien aus die abendländische Welt überfluteten. Wenn nun bei gewissen Thrakerstämmen, erzählt Herodot (V. 5), ein Mann gestorben ist, „erhebt sich unter seinen Frauen ein großer Streit darüber, welche er am meisten geliebt habe, und seine Freunde interessieren sich lebhaft für diese Frage. Diejenige, zu deren Gunsten das ehrenvolle Urteil ausfällt, empfängt das Lob der ganzen Gemeinde. Ihr nächster Verwandter opfert sie dann sogleich auf dem Grabe ihres Gatten und man beerdigt sie mit ihm. Die anderen Frauen sind sehr betrübt über diesen Vorzug, und es gilt für sie als eine große Schande“ (ihn nicht errungen zu haben). Glaubt man nicht Brunhild zu hören, die sich im dritten Sigurdliede der Edda vor Gudrun (Chriemhild) rühmt, den Scheiterhaufen Siegfrieds besteigen zu dürfen, der ihrem Herzen näher gewesen als dem seiner Frau?

Schicklicher stiege unsre Schwester Gudrun
Heut auf den Holzstoß mit dem Herrn und Gemahl,
Gäben ihr gute Geister den Rat
Oder besäße sie unseren Sinn.

Wir wissen auch aus den Aufgrabungen sogenannter Kurgane, daß diese Sitte sich bis nach Polen und Südrußland erstreckte. In einem Fürstengrabe, welches 1843 im Kreise Wasilkow eröffnet wurde, fand man die ganze düstere Wahrheit einer solchen Todesgefolgschaft, wie sie Ibn Foßlan, der Gesandte des Khalifen Mhuktedir am Hofe des Kaisers von Bulgarien noch 921 beim Begräbnis eines ruthenischen Kaufmanns erlebte, dem ein junges Mädchen, sein Lieblingshündchen und die beiden Leibrosse ins Grab folgten. Es ist anzunehmen, daß das Germanentum der Thraker schon damals stark mit slavischen Elementen durchsetzt war, mit denen wir auf dem Wege germanischer Ideen nach Griechenland und Indien immer zu rechnen haben, und daß das slavische Gemütsleben noch mehr zu solchen Übertreibungen des Manenkultus neigte; indessen war diese Sitte altgermanisch und altkeltisch, wie der Brunhild- und Balder-Mythus bezeugen, während Cäsar Ähnliches von den alten Galliern erzählt. Bei den Slaven wurde der Gebrauch aber länger beibehalten, und noch der h. Bonifazius hebt zum Beweise der ehelichen Treue bei den Slaven hervor, daß deren Frauen ihren Männern auf den Scheiterhaufen folgten. In Indien ist die Witwen-Verbrennung bekanntlich erst in den letzten Jahrzehnten von den Engländern abgeschafft worden.

Wenn von slavischen Einflüssen in Thrakien gesprochen wird, so ist dabei mehr an nachbarliches, vereinzeltes Eindringen von Volkselementen und Ideen zu denken; denn als geschlossene Bevölkerung sind die Slaven erst nach dem Beginn unserer Zeitrechnung aus ihren Ursitzen in Südrußland nach dem Südwesten vorgedrungen. Selbst im Beginn unserer Zeitrechnung saßen im Norden der Donau gegen das Asowsche Meer hin noch Völker, welche Dionysios der Perieget, ebenso wie vor ihm Strabon und Plinius, als Germanen und Halbgermanen bezeichnete. Es waren die Goten und Bastarner, und man nimmt an, daß Goten und Geten im wesentlichen dieselbe Sprache redeten, wodurch ihre spätere untrennbare Vermischung in den Völkerwanderungszeiten und ihre fortgesetzte Verwechselung vom Altertum bis in die neueste Zeit herrührt. Daß Geten, Daker und Thraker einerlei Sprache redeten, bezeugt noch Strabon, welcher sagt, daß die erstgenannten beiden Völker in der Zeit ihrer Blüte zweihunderttausend Streiter ins Feld stellen konnten. So sehen wir also bereits im Altertum germanische Stämme vom Atlantischen Ocean bis zum

Schwarzen Meere verbreitet, und dürfen uns nicht wundern, daß sich dem Asciburgium (Asenburg oder Eschenburg) am Niederrhein, welches Tacitus erwähnt und auch noch heute Asburg heißt, der gleiche Name im Riesengebirge und ein Aspurgion am Schwarzen Meere (Strabon XI. 2) gegenüberstellen. Daher noch die späteren Verwechselungen von Byzanz mit Asgard (bei Saxo) und die Sagen, daß die Asen von hier oder vom Asowschen Meere gekommen seien. Auch erinnert Uscudama, der ältere Name Adrianopels, an Askidom (Eschenstätte) d. h. Gerichtsstätte. Asperg in Württemberg, Asseburg in Braunschweig, Assenheim am Taunus mögen sich anschließen. Ebenso besitzen wir aus dem Altertum Nachrichten über ein Teutoburgium am Zusammenflusse von Donau und Drau.

Noch Strabon spricht (VII. 1) von der geringen Seßhaftigkeit und Wanderlust germanischer Stämme. Er sagt von den Sueven, die damals zwischen Rhein und Elbe wohnten, oder vielmehr von den Germanen im allgemeinen: „Allen diesen Völkerschaften ist die Leichtigkeit, mit der sie auswandern, gemeinsam. Sie stammt von der Einfachheit ihrer Lebensweise, weil sie nämlich keinen Ackerbau treiben und keine Schätze sammeln, in Hütten wohnen, die sie jeden Tag errichten, und sich größtenteils von ihren Viehheerden ernähren; so gleichen sie den Nomaden auch darin, daß sie ihre Habseligkeiten auf Wagen mit sich führen, um mit ihren Heerden dahin zu ziehen, wohin es ihnen beliebt.“ Die Thraker waren bereits etwas seßhafter, trieben Acker- und Weinbau, und wohnten zum Teil in Pfahldörfern, die Herodot beschreibt. Xenophon fand einzelne Gegenden stark mit Dörfern besetzt. Allein den alten Wandertrieb der Germanen hatten die Thraker noch nicht überwunden, und wenn man dem Strabon und vielen anderen alten Schriftstellern Glauben schenkt, so war ein großer Teil Kleinasiens von ihnen kolonisiert worden.

„Die Griechen,“ sagt er (VII. 3), „hielten die Geten für Thraker; sie wohnten auf beiden Seiten der Donau (Ister) sowie die Mysier, die man jetzt Mösier nennt und gleichfalls Thraker sind, von denen die Mysier abstammen, die jetzt zwischen den Lydiern, Phrygiern und Troern wohnen. Die Phrygier selbst sind Brigier, ein thrakisches Volk, sowie auch die Mygdonen, Bebryker, Mädobithynier, Bithynier und Thynier, und, glaube ich, auch die Mariandyner. Alle diese Völker haben Europa gänzlich verlassen; nur die Mösier sind geblieben. Auf diese europäischen Mysier, die Stammeltern der asiatischen Mysier, bezogen Strabon und Posidonios die Worte von dem seinen Blick von Troja ab nach Thrakien zurückwendenden Zeus in der Ilias (XIII. 3—6):

— — — — und er wandte zurück die strahlenden Augen,
Seitwärts hin auf das Land gaultummelnder Thrakier schauend,
Auch nahkämpfender Myser und trefflicher Hippomolgen,
Welche bei Milch arm leben, ein Volk der gerechtesten Männer.

Der Eingang dieses Gesanges der Ilias ist auch sonst sehr lehrreich für die Lage von Troja und Thrakia zu einander; denn während Zeus seine Augen von Troja zurück nach Thrakien wendet, sitzt Poseidon auf dem obersten Gipfel des grünumwaldeten Samos in Thrakien und erblickt von dort sämtliche Gipfel des Idagebirges, nebst der verhaßten Stadt und den Schiffen der Griechen. In der That ist es vom thrakischen Chersonnes aus nur ein Nachmittags-Ausflug zur trojanischen Ebene; da, wo sich am europäischen Ufer die herrlichen Ruinen der alten Burg Rumeli Hissar erheben, ist der Bosporus nicht breiter als der Rhein zwischen Köln und Neuß, nämlich 780 Meter. Die altberühmte Veste Troja erscheint wie Skutari mehr als ein Vorort Europas, denn als eine asiatische Stadt; sie ist denn auch seit jeher als eine thrakische Pflanzstadt betrachtet worden. Das trojanische Reich sollte bekanntlich von einem mythischen Könige Dardanos gegründet sein, der auch den Dardanellen seinen Namen hinterlassen hat, und sein Name führt auf den thrakisch-illyrischen Stamm der Dardaner zurück, denen noch Diokletian ihr Reich (Dardania) an der oberen Morawa neu errichtete. Wiederholt kommt Strabon (z. B. XII. 3) auf die merkwürdige Thatsache zurück, daß die kleinen und größeren Staaten, die sich im nördlichen und westlichen Kleinasien gebildet hatten, dieselben Namen führten, wie teilweise noch kleinere thrakische Völkerschaften; es ist die schon von Herodot hervorgehobene Kleinstaaterei der germanischen Thraker, die sich drüben wiederholte. Auch legten sie, wie Kolonisten zu thun pflegen, den Örtlichkeiten, Bergen und Flüssen die heimatlichen Namen wieder bei, um immerfort an die Heimat erinnert zu werden. „Viele Namen," sagt Strabon (XIII. 1), „lauten bei den Thrakern und Troern gleich, z. B. die skäischen Thraker, der Fluß Skäas, die skäische Mauer und in Troja die skäischen Thore; xanthische Thraker und der Fluß Xanthos in Troja; der Arisbos, der in den Hebros fällt, und Arisbe in Troas; Rhesos der Fluß in Troja und Rhesos der thrakische König." Auch gab es diesseits wie jenseits der Dardanellen Ortschaften des Namens Troja und Ilion, und beiderseits bestand der Haupterwerbzweig der Bewohner in Pferdezucht.

Auch die Nachrichten, die wir über die religiösen Verhältnisse dieser Länder haben, bestätigen durchaus eine frühe Einwanderung germanischer Stämme. Offenbar war dieser Teil Asiens ursprünglich von turanischen

und semitischen Völkern bewohnt gewesen, allein der germanische Einfluß ward bald so überwiegend, daß sich z. B. der specifisch germanische Kultus eines männlichen Mondgottes Men, dem alle nichtgermanischen Völker eine Mondgöttin entgegenstellten, an der gesamten Südküste des Schwarzen Meeres ausbreitete, ebenso der Kultus der taurischen Diana oder thrakischen Bendis, d. h. unserer Vanengöttin Vanadis-Freya. Daß die Pallas von Troja eine rein germanische Göttin ist, werden wir später nachweisen. Diese Einflüsse blieben, obwohl Semiten (Assyrer) zeitweise wieder die Oberherrschaft auch in Troja erhalten hatten, und turanische (hethitische) Völker bis nach Syrien und Ägypten vordrangen. Der Kultus des Wolfsapoll, der dem nordischen Odins-Kultus überaus ähnlich war, scheint noch früher in Karien und Lykien, als selbst auf Delos heimisch geworden zu sein.

Die Kultur ist in Troja so langsam vorwärts geschritten, daß wir an einen frühen Einfluß orientalischer Völker auf die dort angesiedelten Thraker nicht denken können. Eisen war in der verbrannten Stadt fast unbekannt. Ein Dolch aus Meteoreisen, den Schliemann 1878 fand, ist das einzige Stück geblieben, und auch von Eisenrost sind keine Spuren getroffen worden. Die Assyrer, die das Eisen seit den ältesten Zeiten kannten, müssen demnach sehr spät hierhergekommen sein, und die Deutung als Totenverbrennungshügel nach assyrischem Zuschnitt erscheint ganz haltlos. Da Schriftzeichen gänzlich fehlen, so bildet das überall auf Vasen, Götzenbildern, Spinnwirteln, ja selbst auf Diademen vorkommende Drehkreuz, welches wir als ausschließlich arisches Symbol später würdigen werden, die einzige, aber sichere Nachricht von dem arischen Charakter des Stammes, der sich hier im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung niedergelassen hatte. Die vielbesprochenen Eulen-Urnen, welche Schliemann ursprünglich als Beweis der Verehrung der Pallas Athene an diesem Orte ansah, zählen zur Klasse der Gesichts-Urnen, die fast in allen Ländern einer Epoche angehören, die der Eisenzeit vorausgeht, und nur in den Kanopen Ägyptens und in gewissen Trinkgefäßen eine längere Lebensdauer gehabt haben. Die Ähnlichkeit des am oberen Teil des Gefäßes angebrachten Antlitzes mit einem Eulenkopf ergab sich lediglich aus der kreisrunden Zeichnung der Augen, der starken, schnabelartigen Betonung der Nase und der Vernachlässigung der Mundandeutung, und Gesichts-Urnen aus der Gegend von Danzig bieten in dieser Beziehung die stärkste Analogie zu den trojanischen Funden, die man nur verlangen kann (vergl. Fig. 18 und 19).

Für die Ansiedelungsgeschichte europäischer Völker in Kleinasien in vorgeschichtlichen Zeiten kann es nichts Lehrreicheres geben als eine Ver-

gleichung mit dem noch in späten geschichtlichen Zeiten (nämlich ums Jahr 280 v. Chr.) erfolgten Vordringen der Kelten (unter Belgius und Brennus) über Makedonien nach Griechenland, wo sie vor Delphi zurückgeschlagen

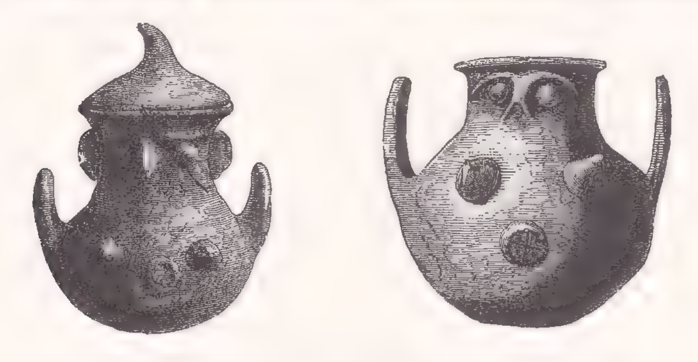


Fig. 18.
Gesichts-Urnen (sog. „Eulenvasen") aus Troja. Verkl. Nach Schliemanns „Ilios."

wurden, aber nach Asien übersetzten und das Reich der Galater begründeten, in welchem sie sich alsbald in drei Stämme (Tolistobojer, Trokmer und Tektosager) trennten, von denen jeder wieder in vier Gaue

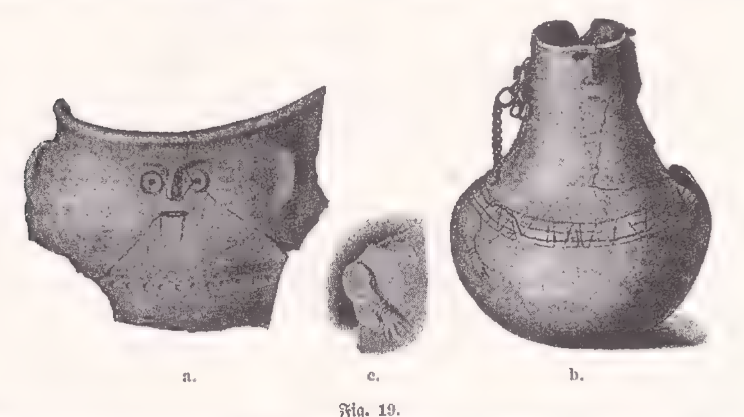


Fig. 19.
Gesichts-Urnen aus Pomerellen. Verkl. a. Aus Starzin (Kreis Neustadt); b. aus Oliva bei Danzig; c. die Armandeutung der letzteren. Nach der „Zeitschr. f. Ethnologie" 1870.

unter ebensovielen Häuptlingen zerfiel. Dabei sprachen die Bewohner dieser zwölf Staaten dieselbe keltische Sprache und wählten einen Senat aus dreihundert Männern, die sich ganz nach germanisch-keltischer Sitte in dem sogenannten Drynemetum, einem heiligen Eichenhaine, versammelten. Sie trafen hier auf die Verehrung einer Göttermutter und eines unterirdischen

Zeus, die sehr mit ihren heimischen Religionsvorstellungen übereinstimmten, so daß die vollständige Assimilierung bald vollzogen sein wird, zumal ja frühere germanische Einwanderungen ihnen den Boden bereitet hatten.

Alte Überlieferungen und Erinnerungen an die ursprüngliche germanische Einwanderung lebten aber lange fort, namentlich auch bei den Phrygiern, die sich das älteste Volk der Erde nannten, welchen Ruhm aber die frühesten griechischen Sänger auf die blonden Hyperboreer abwälzten. Wir werden hier noch viele versprengte germanische Sagen antreffen, wie denn der gesamte trojanische Sagenkreis aus nordischen Elementen zusammengewebt erscheint. Diese Betrachtung Kleinasiens als eines lange germanischen Einflüssen ausgesetzten Vorlandes von Europa verdiente weiter ausgeführt zu werden, als uns die Einteilung des Bandes gestattet. Es ist darauf bisher viel zu wenig Gewicht gelegt worden; denn immer wieder werden Einflüsse, die von Kleinasien nach Griechenland kamen, kurzweg als orientalische in das hergebrachte System eingeordnet. In einer gewissen frühen Epoche, der noch die Burgbauten von Tiryns und Mykenä angehören, war Griechenland nach Bevölkerung und Kultur orientalischer als ein großer Teil Kleinasiens, in dem sich abendländische Völker angesiedelt hatten.

Zweites Buch.

Giganten-Herrschaft und Jahreszeiten-Götter.

10. Die Arier als Sendboten eines neuen Glaubens.

Wenn die Vorzüge der blonden Rasse einzig in ihrer physischen Kraft und Kriegstüchtigkeit, auf einem unternehmenden, unruhigen, stürmischen Sinne beruheten, so würde man mehr Recht haben, von dem „blonden Barbarentum“ zu sprechen, als derjenige zugeben kann, der tiefer auf den Grund der Dinge sieht. Die Barbaren können von sich sagen, daß sie besser waren als ihr Ruf; denn so hoch ein Tacitus ihre guten Eigenschaften schon im Altertum gepriesen hat: ihre größten Verdienste um die Menschheit konnte er nicht rühmen, weil er sie nicht kannte, und weil von ihnen keine geschichtliche Aufzeichnung meldet, ihre weltbewegende Rolle als Träger und Verbreiter einer erhabeneren Weltanschauung und Religion, als alle die dunklen Völker besaßen, zu denen sie kamen. Es war ihr eigentümliches Schicksal, daß diese ihre civilisatorischen Thaten bis auf den heutigen Tag vergessen werden mußten, weil sie dieselben nicht selbst aufzeichnen konnten, und weil wir von ihnen nur auf den äußersten Umwegen Kunde erhalten, so daß wir gezwungen sind, das Bild der altnordischen Gedankenwelt aus indischen, persischen, griechischen und römischen Schriften zusammenzusuchen. Denn die ältesten eigenen Niederschriften erfolgten ja so spät, daß irgend ein Vergötterer der griechischen und römischen Gedankenwelt, die nordische als einfaches

Nach- oder Spiegelbild, wenn nicht als Plagiat derselben verdächtigen konnte, wie es denn bisher meistens mit vollem Gelingen geschehen ist.

Zwar konnte das eine nicht mehr geleugnet werden, seitdem das Studium der altindischen und persischen Religionsschriften begonnen hatte und die Wissenschaft der vergleichenden Mythologie den Kinderschuhen entstiegen war, daß nämlich den religiösen Anschauungen aller Arier dieselben Züge einer erhabenen Naturanschauung zu Grunde liegen, daß die germanische, persische, indische, griechische und römische Götterwelt einander aufs innigste verwandt sind. Das konnte andererseits, nachdem man die Einheit der Sprachen erkannt hatte, auch nicht mehr überraschen; aber es schützte die nordische Götterlehre nicht vor der Unterschätzung, daß sie die niedrigste, zurückgebliebenste Stufe dieser gemeinsamen Weltanschauungen darstellen sollte. Niemand ahnte, und nur sehr wenige haben selbst heute begonnen einzusehen, daß sie die Mutter aller übrigen gewesen ist, daß sie meist an die Stelle eines niedrigeren Kultus getreten und keineswegs überall verbessert worden ist, oder in der Folge die Keime entfaltet hat, die in ihr lagen. Denn gewöhnlich mußte die arische Weltanschauung Bündnisse mit denen der dunklen Völker eingehen, zu denen sie gelangt war, und dadurch wurde ihr Inhalt häufig derartig getrübt, daß sie diese in der Fremde aufgenommenen Schlacken nie wieder völlig ausscheiden konnte.

Suchen wir zunächst den allgemeinen Charakter der arischen Religion im Verhältnis zu derjenigen der semitischen Kulturvölker festzustellen, so stoßen wir alsbald auf schroffe Gegensätze, die sich auf natürliche geographische, klimatische und astronomische Grundlagen zurückführen lassen, und die uns beweisen, daß wir auf dem rechten Wege sind, wenn wir die arischen Religionen aus dem Norden, dessen Natur und Charakter sie wiederspiegeln, herleiten. Diese Gegensätze lassen sich am kürzesten bezeichnen, wenn wir sagen, die urarische Religion sei ein Kultus des Lichtes gegenüber der Verehrung der Finsternis bei den Ursemiten, eine Verehrung des Himmels, der Sonne und des Tages, gegen diejenige der Erde, des Mondes und der Nacht, eine Religion der Männer und der Willenskraft, gegenüber der südlichen Altarserhebung des Weibes und Gefühlslebens. Um dies zu verstehen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die Südvölker der nördlichen Halbkugel einer ganz anderen Natur gegenüberstehen, als die nordischen, daß sich daher in beiden die Welt und das Leben ganz verschieden spiegeln mußten. Die Natur des Südens erleichtert das Leben, sie erfordert wenig Anstrengungen, um dem Wärmebedürfnis, welches im Norden so schneidend hervortritt, durch Kleidung, Wohnung,

Heizung u. s. w. entgegenzukommen; sie reicht für geringe Anstrengungen, die der Mensch an die Pflege seiner Nahrungspflanzen durch Bewässern und dergl. wendet, hundertfältige Frucht. Damit erzog sie die passiven Rassen, wie eine übergütige Mutter, während im Norden jeder seine ganze Kraft daransetzen muß, um sich gegen die karge und zu Zeiten feindliche Natur seiner Heimat zu erhalten und zu wehren, seinen Unterhalt zu erkämpfen.

Aber der Sohn des Nordens erfreut sich eines Bundesgenossen, von dem er sich nur Wohlwollen und Gutes zu versehen hat, der ihm niemals ein Übel zufügt, und mit dem sich daher für ihn der Begriff des Guten in höchster Potenz verbindet, des Sonnenstrahls. Wenn die Sonne in ihrer Kraft vom Firmamente lächelt, da schweigen die Stürme, die Eisriesen fliehen in ihre nordöstlichen Stammländer, die Nebel weichen, die Feldfrucht gedeiht, der im Winter erkrankte Mensch gesundet, und die Natur strahlt im schönsten Schmucke. Für den Südländer gilt das nicht im gleichen Maße; denn ihm ist die Sonne in ihrer Thronbesteigung der Todesgott, der die Menschen peinigt, sie mit seinen Pfeilen schnell dahinrafft, die Flur versengt, vor dem man im Schatten des Hauses Schutz suchen muß und die Nacht mit ihrer labenden Kühle herbeisehnt. Für ihn ist die Erde die liebende Mutter, der er alles verdankt, eine Göttin, die den fruchtbaren Mutterschoß der Erde vorstellt, aus dem alles hervorgeht und in den alles wieder zurückkehrt, der Inbegriff aller Güte und alles Erbarmens. Es soll damit nicht gesagt werden, daß die Sonne im Süden und die Erdmutter im Norden keinerlei Verehrung erfahren habe, — denn die Auffassung, daß der Himmel mit seiner Sonne als Vater, die Erde als Mutter alles Irdischen anzusehen sei, geht durch die ganze Welt, — es handelt sich nur darum, welcher von diesen beiden in einem gewissen Gegensatz gedachten Mächten die Hauptverehrung dargebracht wurde, und dann dem gesamten übrigen Kultus ihren Stempel aufdrückte. Diese Hauptgottheit war nun im Norden seit jeher der leuchtende Himmel mit der Sonne, im Süden die mütterliche Erde.

Es treten hier Gegensätze zu Tage, die vollkommen in der Natur der Sache begründet sind, aber bisher unverständlich bleiben mußten. So scheint noch niemand auf den merkwürdigen Umstand aufmerksam gemacht zu haben, daß die nordischen Urgottheiten männlichen Geschlechts ohne Mutter zu sein pflegen, die südlichen dagegen Mütter ohne Väter. Als die uranfängliche nordische Lebensmacht wird in der Edda der Riese Ymir genannt, dann kommen (ebenfalls mutterlos) Buri und Bör und jetzt erst „Börs Söhne,“ Odin und seine Brüder. Im Süden ist um-

gekehrt die vaterlose „Mutter der Götter“ von allen die älteste; in Babylon Mutter An oder Anna, in Kleinasien Kybele, in Ägypten Isis, in Syrien und Palästina die «Dea syria,» in Griechenland Rhea oder Demeter. Während als geheimer Vater aller spätern griechischen Gottheiten Zeus galt, werden eigentlich nur die Mütter mit Namen genannt. Dieser auffällige Gegensatz ist wieder ein durch die Verschiedenheit der Heimatsnatur klimatisch begründeter. Er hängt mit dem einfachen Umstande zusammen, daß in südlichen Strichen die Ernährung und Aufbringung einer Familie nicht entfernt die Schwierigkeiten und Mühen im Gefolge hat, wie im Norden, und daß es daher dort nicht so dringend notwendig war, daß der Vater für seine Kinder sorgen mußte.

Die namentlich durch Bachofen angeregten kulturgeschichtlichen Forschungen über die Entstehung der Familie haben bekanntlich zu dem Ergebnis geführt, daß bei primitiven Völkern in günstigen Klimaten ein unserer monogamischen Ehe vergleichbares Verhältnis nicht zu bestehen pflegt, daß sich vielmehr allerlei Zustände finden, die auf ein ursprünglicheres, freieres Verhältnis hindeuten, in welchem die Kinder Namen, Stellung, Eigentum u. s. w. nur in mütterlicher Linie und zwar von dem Mutterbruder erben konnten, weil der Vater nicht zur engern Familie gerechnet wurde, an deren Spitze vielmehr die Mutter stand, die den Gatten frei wechseln konnte. Solche Zustände sind jetzt noch in vielen wärmeren Ländern vorhanden, bis zu der Ausdehnung, daß sogar die Häuptlingswürde nicht auf den eigenen, sondern nur auf den Schwestersohn vererbt werden kann. In Indien sind noch heute viele Gaue dieser alten Einrichtung getreu geblieben, und auch in Griechenland und dem griechischen Kleinasien herrschte das Mutterrecht, wie unzählige Nachrichten bezeugen, bis zum Beginn der historischen Zeiten und hier und da sogar in dieselben hinein.

Es ist nun ohne weiteres zu verstehen, daß diese Voranstellung der Mutter nicht nur auf politische, sondern auch auf religiöse Zustände einen großen Einfluß üben mußte, der sich nicht nur in der Bildung sogenannter Amazonenstaaten, sondern auch in dem Umstande ausprägte, daß der Kultus vorzugsweise in den Händen der Frauen blieb, und daß an der Spitze der himmlischen Hierarchie nicht eine väterliche Gottheit, sondern eine „Mutter der Götter“ stand. Dieser weibliche Kultus war in den semitischen Ländern von Babylon bis Palästina ein derbsinnlicher, oder wie man sich verhüllt ausdrückt, orgiastischer, weil eben die Erdgöttin als Typus der weiblichen Schönheit und Fruchtbarkeit galt, und so war er nach Altgriechenland und von der afrikanischen Küste nach Altrom gedrun-

gen und fand schwärmerische Anhänger, deren Einfluß sogar noch in späteren Zeiten, nachdem die herkömmlichen asiatischen Orgien lange unterdrückt waren, zu geheimen Erneuerungen desselben im späteren Kybele- und Isiskult führten.

Die Mission der Arier begann damit, diese auf weiten Strecken in Südasien, Südeuropa und Nordafrika ausgedehnten Weiberkulte zu unterdrücken. Im Norden hatten die kargeren Lebensverhältnisse früh zur Einschränkung freierer geschlechtlicher Verhältnisse geführt; die Familie konnte des Ernährers nicht entbehren, und demnach finden wir die Einzelnehe, an deren Spitze der Vater steht, hier so früh ausgebildet, wie die Spuren überhaupt zurückreichen. Das Vaterrecht herrschte seit alten Zeiten, die Kinder trugen den Namen des Vaters, und während die Weiber des Südens durch grausame Menschen- und Blutopfer (Erstgeburt) ihre Schuld zu sühnen und die Gunst der finsteren weiblichen Rachegöttinnen zu erwerben suchten, trat hier die Verehrung väterlich gesinnter Himmelsmächte in den Vordergrund, die für den Erdensohn gegen die feindlichen Gewalten kämpften, und sich begnügten, wenn die Menschen ihnen den Gedächtnistrank widmeten, und tapfer gegen alles Schlechte mit ihnen stritten.

Nun ist es ohne weiteres verständlich, warum die Einführung des nordischen Lichtkultus überall mit der Niederwerfung der teils grausamen, teils unsittlichen Kulte der weiblichen Erdgottheiten begann und am meisten an die Orte sich knüpfte, die früher, wie Kreta, als Mittelpunkt des Muttergöttin-Kults galten. Als die eigentlichen Kämpfer für Lichtreligion und Vaterrecht erscheinen in den späteren Sagen sogenannte Sonnenkämpfer, wie Theseus, Herakles, Perseus und andere, die dem Drachen der alten Religion bis in seine unterirdischen Höhlen folgen und ihn erschlagen, um die neue Religion des Lichtgottes und das Recht der Männer aufzurichten. Darum kämpfen Theseus und Herakles mit den Amazonen und schaffen die nach Kreta gelieferten Menschenopfer ab. Darum jene merkwürdige Feindschaft der Frauen gegen Apoll und Herakles, die den Tempel des delphischen Apoll nur am Jahrestage der Jungfrauen-Befreiung durch Theseus betreten durften, die Herakles-Tempel in Athen und Rom dagegen niemals. Die Feindschaft zwischen den Frauen und Herakles, der ihnen der Sage nach alle ihre Vorrechte entzogen hatte, um sie den Lichtgöttern Zeus und Apoll zuzuwenden, war eine unverlöschliche.

Indem Herakles am Ende seiner Großthaten den Scheiterhaufen besteigt, sucht er der gehaßten Erdenmutter sogar sein irdisch Teil, soviel als möglich, zu entziehen. Er will nicht gleich den Schatten der Vor-

fahren zum dunklen Erdschoße, in das Reich der Erdgöttin zurückkehren, sondern sich zum lichten Äther aufschwingen und bei dem Vater wohnen, wo selbst Hera, die einst den Mutterfeind entrüstet von ihrem Schoße geworfen, ihn nunmehr versöhnt als Sohn aufnimmt. Alle diese Züge deuten auf einen gewaltigen Umschwung aller Anschauungen, welcher mit dem Siege des Lichtdienstes unmittelbar verbunden war. An die Stelle des Begräbnisses in engen, dunkeln Grabkammern trat der Leichenbrand, und indem der arische Lichtsohn mit den Flammen des Scheiterhaufens zu lichten Höhen aufsteigt, um in der Gemeinschaft der Götter zu wohnen, wurden die grausamen Opfer des Manenkultus, das Menschenschlachten, Fingerabschneiden und Verbluten am Grabe, welche Epimenides und Solon trotz des heftigen Widerspruchs der Frauen abschafften, als Sühnopfer an die unterirdische Göttin überflüssig.

Auch die alte, aus dem herrschenden Mutterrecht geflossene Lehre, daß der Vater nur ein verschwindendes Verdienst am Leben des Kindes habe, muß mit den neuen gesellschaftlichen Einrichtungen jetzt besserer Erkenntnis weichen; denn wenn die Mutter auch das irdische Teil lieferte, welches die Erde zurückempfängt, so stammt vom Vater nach der neuen Wandelung der Anschauungen das geistige Teil, welches den Menschen erst belebt, gleichwie das stofflose Sonnenlicht die träge Erdmasse lebendig macht. Darum läßt Äschylos, der älteste und in der Geschichte der Vorzeit bewandertste der drei großen griechischen Tragöden, in seinen Eumeniden den Apoll gleichsam in eigener Sache das Wort ergreifen und sein neues Gesetz verkünden, nachdem der Chor als Vertreter der alten Ansichten immer von neuem die Unsühnbarkeit des Muttermordes betont, den Gattenmord aber kaum der Erwähnung bedürftig gehalten hat:

Nicht ist die Mutter ihres Kindes Zeugerin,
Sie hegt und trägt das auferweckte Leben nur,
Es zeugt der Vater, aber sie bewahrt das Pfand.

In dieser Tragödie, oder vielmehr in der ganzen Orestes-Trilogie, hat Äschylos mit unverlöschlichen Zügen jenen gewaltigen Kampf der neuen arischen Lichtreligion mit dem älteren Erdkultus, die Besiegung des rein an irdischen Dingen und altem Herkommen klebenden Mutterregiments und Mutterrechts durch das zu höheren Gesichtspunkten aufsteigende Vaterrecht der Zeus- und Apollreligion geschildert. Allerdings waren die Frauen ja bis dahin auch die naturgemäßen, weil an der Spitze der Familien stehenden Bewahrerinnen des alten Herkommens, die Hüterinnen der Volkssitten, d. h. der ungeschriebenen Gesetze gewesen, sie hatten mit zu Rate gesessen, zur Rache aufgestachelt, wenn es nötig war, das

Volksgewissen aufgerüttelt, so daß mit gutem Grunde die Personifikation des Rechts (Themis) geradezu mit der Erdmutter (Gäa) als eine Person angesehen wurde und die Rachegöttinnen und Furien (Nemesis und die Erinnyen) eigentlich nur Vervielfältigungen des in ihr verkörperten Naturrechts waren. Nun sollte auf einmal, von nordischen Einwanderern mitgebracht, ein neues Recht gelten, an die Stelle der mütterlichen Göttin trat der arische Himmelsvater (Dyaus-pitar der Veden, Diespiter und Jupiter der Umbrer und Römer, Zio der Germanen und Zeus der Griechen) mit seinem Sohn Apoll, der neben ihm ebenfalls den Namen des väterlichen führt und ganz besonders als Schützer des Vaterrechts angesehen wurde. Daher diese endlosen Klagen der Erdgöttinnen gegen Apoll bei Äschylos, die Vorwürfe, daß er ihr uraltes Recht nicht achten, und den nach ihren Satzungen schwersten aller Verbrecher, den Muttermörder Orest, der den Vater rächte, von höheren Gesichtspunkten aus freisprechen will.

„Danieder stürzest du die Mächte grauer Zeit“ und
„Du, der junge Gott, willst uns die Greisen niederrennen?“

rufen sie ihm ein über das andere Mal zu, und dann, als sie nach erfolgter Freisprechung des Orest ihre Sache verloren geben müssen, klagen sie im rasenden Zorne:

Ha, Götter ihr des neuen Stamms,
Die Bräuch' der alten Zeit
Ihr rennt sie nieder, reißt sie fort aus meiner Hand!
Und ich unsel'ge, schmachbeladne, bitter empört
Zur Erde nieder, weh!
— — — — — —
Ich das erdulden, weh!
Unter der Erde ich mich verbergen, die Urweise? Weh!
Von Zorn schwillt die Brust; von Groll ganz erfüllt.

Um nicht den Irrtum aufkommen zu lassen, als sei über diesen Lichtdienst im Norden der Manendienst vernachlässigt worden, wollen wir sogleich hinzufügen, daß nirgends in der Welt der Totenkultus ergreifendere Formen angenommen hat, als gerade im Norden. Wir werden im nächsten Kapitel sehen, wie der germanische Hauptgott die Toten um sich versammelte, eine dem Zeus der Griechen fremd gewordene Eigentümlichkeit, welche Griechen und Römer erstaunt zum Unsterblichkeitsglauben des Nordens hinblicken ließ. Die Pietät gegen die Toten war ja allen Völkern eigen; aber es giebt Abstufungen, welche die Begräbnispflicht nur den Blutsverwandten auferlegten oder jedem. Die „Antigone“ des Sophokles ist ein gepriesenes Drama; aber wie armselig sticht ihr ethischer Gehalt

gegen die Lehren der Sigurdrifa im Eddaliede ab, sich des Toten anzunehmen, wo er auch im Felde gefunden werde, ihn zu bestatten und für seine Seele zu beten, ohne daß ein Unterschied gemacht wird, ob er fremd oder befreundet sei! „Ihre Gefallenen tragen sie zurück, auch wenn das Treffen noch schwankt,“ berichtet mit Verwunderung schon Tacitus. Manendienst ist ein deutsches Wort, denn es stammt im letzten Gliede vom Mani, dem ersten Menschen und Totenkönig der Arier.

Als fernere Grundsäule der ethischen Höhe dieser arischen Weltanschauung steht der Preis, welcher der Treue und Wahrhaftigkeit des Mannes, der Unverletzbarkeit des Weibes zugebilligt wird, worüber dasselbe Sigurdrifa-Lied herrliche Ratschläge enthält. Die Tiefe der nordischen Weltanschauung bewährt sich darin, daß der Germane sogar über die Götter seiner eigenen Vorzeit sich zum Richter aufwarf, Odin und einen Teil seiner Genossen ihrer moralischen Unzulänglichkeit überführte, und die Lehre von der Götterdämmerung aufstellte, die aus der innersten Überzeugung hervorging, daß die ältere Weltanschauung zum Falle reif sei. Wir kennen kein ähnliches Gericht über veraltete Göttervorstellungen bei Griechen und andern Kulturvölkern. Sie vertuschten die Schwäche ihrer Fabeln, suchten ihnen einen anderen Sinn beizulegen, aber die Forderung, daß etwas Höheres an die Stelle ihrer Zeusreligion treten müsse, kam ihnen nicht. Diese Vergeistigung würde sich im Norden vollzogen haben, auch wenn das Christentum nicht gekommen wäre, wie sie sich in Indien zu einer Religion des Mitleids mit aller Kreatur aufgeschwungen hat. In der Balderlegende, die bedeutend älter ist als das Christentum, bereitete sich eine Erlösungslehre und eine strenge Scheidung der Lehren von gut und böse vor, und es ist hervorzuheben, daß das griechische Epos so vollendete Verkörperungen der Schuldlosigkeit, die schnödem Verrate zum Opfer fällt, wie Balder und Siegfried, nicht besitzt. Achill, Herakles, Theseus, Perseus, Jason und alle sonst vergleichbaren Lichtgestalten bieten Schlacken in ihrem Charakter oder in ihrem Verhalten gegen die Frauen, höchstens Patroklos stellt sich aus der ältern Dichtung zum Vergleiche. So hatten die nordischen Barbaren sittlich früh eine höhere Stufe erklommen, als die Assyrer und Ägypter, diese Musterbeispiele vollendeten Sklavensinns und unersättlicher Grausamkeit, je erreicht haben. Sie, die Tausende besiegter Feinde nicht töteten, sondern schändlich verstümmelten, sie auf ihren Bauplätzen, in ihren Goldbergwerken langsam zu Tode quälten, um die vielbewunderten, mit lügenhaften Prahlereien beschriebenen Prunkbauten aufzuführen, haben in ethischer Beziehung keinen Anspruch auf unsere Achtung. Die Juden, Phöniker und sonstigen Mittelmeervölker waren aus

keinem besseren Holz; ihnen allen konnten die nordischen Barbaren Keime einer edleren Weltanschauung zuführen, deren Bewunderung durch Herodot, Platon und Tacitus wohlberechtigt war.

11. Zalmoxis, Odin, Kronos, Krodo, Saturn.

Die ältesten Nachrichten, die wir von dem Glauben unserer Vorfahren im nördlichen Europa besitzen, sind von Griechen und Römern aufgezeichnet worden, und betreffen natürlich nur die Nachbarvölker, mit denen sie in nähere Berührung kamen. Wir werden später freilich auch solche auf die hochnordischen Religionen bezüglichen Sagen kennen lernen, welche noch über das Zeitalter des Homer hinausgehen, indem sie den Apollokultus aus dem Hyperboreerlande herleiteten; aber das sind Tempel-Überlieferungen, denen die Geschichtsforscher, wenngleich mit Unrecht, gar kein Gewicht beigemessen haben. Die älteste Mitteilung eines Historikers stammt von Herodot (um 450 v. Chr.) und betrifft die an der unteren Donau seßhaften Geten, von deren germanischer Nationalität schon oben (S. 92) die Rede war, und berichtet von einem sehr entwickelten Manenkultus und Unsterblichkeitsglauben bei ihnen, der den Griechen die Idee einflößte, diese barbarischen Völker müßten einen Schüler des Pythagoras zu ihrem Apostel gehabt haben.

„Die Geten," sagt er (IV. 94), „halten sich für unsterblich und meinen, daß derjenige, welcher stirbt, zu ihrem Gotte Zalmoxis eingeht, den einige von ihnen mit Gebeleizis für eine Person halten. Alle fünf Jahre wird einer von ihnen durch das Los bestimmt, den sie als Abgesandten an Zalmoxis senden, mit dem Auftrage, ihm ihre Bedürfnisse vorzulegen. Die Gesandtschaft wird, wie folgt, ins Werk gesetzt: Drei von ihnen sind beauftragt, je einen kurzen Wurfspieß mit der Spitze emporzuhalten, während andere den an den Zalmoxis zu Sendenden bei den Händen und Füßen ergreifen, in Schwung versetzen und so emporschleudern, daß er auf die Speerspitzen niederfällt. Wenn er an seinen Wunden stirbt, so glauben sie, daß der Gott ihnen freundlich gesinnt ist; wenn er nicht stirbt, klagen sie ihn an, ein böser Mensch zu sein. Wenn sie mit ihrer Anklage fertig sind, erwählen sie einen andern Abgesandten und teilen ihm, solange er noch am Leben ist, ihre Aufträge mit. Die nämlichen Thraker richten auch Pfeile gegen den Himmel, wenn er donnert und blitzt, um den Gott zu bedrohen, der den Blitz schleudert, überzeugt, daß es keinen andern Gott giebt als den, welchen sie anbeten."

Sie schoben also das Blitzen auf einen Dämon, der ihrem Zalmoxis feindlich gesinnt war; die nämliche Sitte schreiben Saxo und Olaus Magnus auch noch den heidnischen Goten ihrer Zeit zu (Fig. 20), und wir werden thatsächlich finden, daß Zalmoxis, dessen Namen fälschlich oft Zamolxis geschrieben ward, als Gegner des Gewittergottes auftritt. Herodot erwähnt ferner der Sage, daß Zalmoxis seiner tiefen philosophischen Weltauffassung wegen für einen Schüler oder Sklaven des Pythagoras gehalten wurde, der, um die Geten und Thraker glücklich zu machen, einen prachtvollen Saal erbaute, in den er die Großen der Nation einlud und ihnen bei einem prächtigen Mahle verkündete, daß weder er, noch seine Gäste, noch ihre Nachkommen jemals sterben, sondern für ewige Zeiten in Lust und Wonne weiterleben würden, wenn sie seine Lehren befolgten. Um ihnen das glaubhaft zu machen, habe er sich ein unterirdisches Gemach erbaut, in welchem er für drei volle Jahre verschwand, um dann im vierten wieder zu erscheinen, und ihnen zu beweisen, daß er unsterblich sei. Herodot, der kein Fabulant, sondern einer der unterrichtetsten Leute seiner Zeit war, schließt seinen Bericht mit den prächtigen Worten: „Was man von Zalmoxis und seiner unterirdischen Wohnung berichtet, will ich weder verwerfen noch anerkennen; ich meine aber, daß er viele Jahre älter ist als Pythagoras.“



Fig. 20.
Faksimile eines Holzschnitts aus Olaus Magnus „Histor. Gothorum.“ Romae 1555.

Von demselben Zalmoxis spricht auch Platon im Charmides (Kap. 9) unter hoher Anerkennung der Weisheit seiner Lehren, indem er die griechischen Ärzte tadelt, die bei einer Krankheit immer nur das örtliche Übel, nicht aber die Wurzel desselben und den kranken Menschen in seiner Gesamtheit behandelten. Er läßt den Sokrates erzählen, daß ein thrakischer Arzt ihm gesagt habe: „Zalmoxis, unser König, der ein Gott ist, sagt, wie man nicht unternehmen dürfe, die Augen zu heilen, ohne den Kopf, noch den Kopf ohne den ganzen Leib, so auch nicht den Leib ohne die Seele, und dies wäre eben der Grund, weshalb bei den Hellenen die Ärzte

den meisten Krankheiten noch nicht gewachsen wären, weil sie nämlich das Ganze verkennten, auf welches man seine Sorgfalt richten müßte, da bei dessen Übelbefinden sich unmöglich irgend ein Teil wohlbefinden könnte.“ Platon gedenkt auch der Unsterblichkeitslehre des Zalmoxis; wichtiger aber ist, daß er ihn als den „König“ und Gott der Thraker bezeichnet, was auf den Begriff eines Götterkönig führt, als welchen die Griechen Zeus Kronion, die nordischen Völkerschaften der späteren Zeit König Odin bezeichneten.

Einen noch deutlicheren Einblick gewährt eine andere Mitteilung des Herodot (V. 7), in welcher er von den Thrakern sagt, „sie richten ihre Gebete an Ares, Dionysos und Artemis, ihre Könige aber verehren hauptsächlich den Hermes und schwören nur bei ihm, weil sie sich für dessen Nachkommen halten.“ Diese außerordentlich lehrreiche Stelle beweist uns, daß die herrschenden Familien einem fremden Stamm angehörten; denn sie hatten einen besonderen Gott, und zwar Odin, dessen Namen die Griechen und Römer stets mit Hermes und Merkur übersetzten. Wir müssen daraus schließen, daß die Herrscherfamilien germanischer Herkunft, das Volk selbst damals vorwiegend slavisch war; denn ihre Götter Dionysos und Artemis entsprechen den Vanen-Göttern Freyr und Freyja (Vanadis-Bendis); der Schwertgott war Germanen und Slaven gemeinsam. Daß die Griechen ihren Dionysos-Kult aus Thrakien erhalten hätten, war eine schon im Altertum sehr verbreitete Annahme.

Wenn wir nun zugeben, daß jener thrakische Gott-König Zalmoxis war, so leitet sich daraus die Gleichheitsformel Zalmoxis = Odin her, die schon Menzel („Odin“ S. 7) aufgestellt hat. Er stützte sich dabei noch besonders auf Lukian, der in seinem Skytha den Anacharsis beim Akinakes (Schwertgott) und Zalmoxis, „den großen Göttern seiner Heimat“ schwören läßt, während in desselben Autors „Toxaris“ (38 und 56) der Skythe beim Winde und Schwerte schwört, weil „der Wind die Ursache des Lebens und das Schwert die Ursache des Todes“ sei. Hier ist also deutlich der Windgott an die Stelle des Zalmoxis in dem ersteren Schwur getreten, so daß man unwillkürlich an griech. zale Sturm oder thrak. zalmos Fell (nach Porphyrios) erinnert und in Versuchung geführt wird, den Zalmoxis mit dem Fell- und Sturmzeus (Zeus aigiochos) zu vergleichen. Daß dabei von Skythen die Rede ist, verschlägt hier nichts; denn die Griechen verwechselten, wie schon Herodot klagt, beständig die stammverwandten blonden Völker am Schwarzen Meere mit den in der Krim angesiedelten skythischen Reitervölkern, und die Poeten bezeichneten später alle jene Stämme als Skythen. Wir haben hier aber an die

Thraker im allgemeinen und die Geten im besonderen zu denken, und müssen noch daran erinnern, daß die thrakischen Könige sich als Abkömmlinge vom Windgotte Boreas ansahen, während Odin in der Edda der Sohn Börs heißt. Darauf wird später zurückzukommen sein. Ein später Schriftsteller (Hesychios) nennt den thrakischen Unsterblichkeitsgott Salmoxis, giebt ihm aber auch die Namen Orchester und Ode, d. h. Meister des Tanzes und Gesanges, was ganz auf Odin zutreffen würde, der ja nicht nur als Windgott und Totenkönig, sondern auch als Erfinder des Gesanges galt.

So mancherlei Anlaß nun auch sicherlich zu einem Vergleich zwischen Zalmoxis und Odin vorliegt, und überall Odin völlig in die Ämter und Würden des alten Getengottes eingetreten ist, so scheinen mir doch jene Schriftsteller des späteren Altertums das Richtigere gesehen zu haben, die den Zalmoxis, wie Diogenes Laërtius und Photios thaten, mit dem griechischen Kronos verglichen, der, von seinem Sohne Zeus entthront, in einer Höhle des fernen Norden schläft, um einst wiederzuerwachen, und mit den Toten, die inzwischen in sein Reich eingehen, das goldene Zeitalter auf Erden wiederzubringen. Der Bericht von dem unterirdischen Gemach, in welchem sich Zalmoxis (bei Herodot) vor seiner Zurückkunft verbarg, stimmt ganz mit der Kronos-Sage überein. Die letztere aber ist wieder eng verknüpft mit derjenigen von den „Inseln der Seligen,“ welche schon die Odyssee (IV. 563—565) erwähnt, woselbst dem Menelaos verheißen wird, er solle nach seinem Tode ans Ende der Welt, nach der elysischen Flur versetzt werden, wo der blonde Held Rhadamanthys (xanthos Rhadamanthys) wohne, und die Menschen unter einem ewig milden Himmel mühelos dahinleben.

Über diesen blonden Totenkönig hat man viel gefabelt; denn aus der griechischen Sprache wußte man den Namen nicht zu deuten, und noch Müllenhoff (I. 65) beruhigt sich bei der Erklärung des Zoëga, es sei ein ägyptischer Name aus Ra-amenthes (König des Westens) entstanden, und diese Ableitung sei um so berechtigter, als Rhadamanthys allgemein für den Bruder des karisch-kretischen Minos galt. Letztere Verwandtschaft lassen wir gelten; aber Minos steht dem ägyptischen Urkönige Menes nicht entfernt so nahe, wie dem Urkönige der Mäonen Manes, dem Mond- und Totengotte der Germanen, Anwohner des Schwarzen Meeres, Inder, Griechen und Ägypter Mani, Men, Manu, Menelaos und Min. Rhadamanthys gleicht nach Windischmann genau Manus Bruder Yama bei den Indern. Ähnliche Namen kamen sonst nur noch bei den arisierten Ibero-Armeniern (im heutigen Georgien), wo ein Fürst, der Sohn des Pharasmanes,

Rhadamistus hieß (Tacitus Annal. XII. 44 ff.) und bei den Slaven vor, die in den Vorstellungen von Tod und Unterwelt auffallend viel altarische Namen und Begriffe bewahrt haben. Beispielsweise hatten die Litauer einen Unterweltsgott Patelo (vergl. sanskr. patala Unterwelt), die Slaven eine der indischen gleichnamige Totengöttin Marana oder Morana, die Illyrier eine Hölle (Vraga-stan; sanskr. Uraga-sthana Schlangenhöhle), die Bulgaren und Böhmen endlich zwei Unterweltsgötter Merot und Radamasz, von denen des ersteren Namen dem altarischen Worte meros (d. h. der einem jeden zukommende Lohn, vergl. S. 89) entspricht. Den Radamasz als Slavengottheit erwähnt bereits Stryjkowsky (1580), und Jungmann führt aus dem Chronikenschreiber Hagek die Worte an: „Als Krok (der Urkönig der Böhmen) starb, sprachen seine Töchter: «O Merot führe ihn auf dem lichten Wege, o Radamasz richte sein Haupt nach seiner Gerechtigkeit und lasse ihn nicht von den Tassanen verderben»“ (Hanusch S. 411).

Die Vorstellung, das Totenreich mit dem Totenkönig und Richter auf eine Insel des fernen Westmeeres zu versetzen, dahin, wo Sonne, Mond und alle Gestirne zur Ruhe gehen, ist alt, und allen Völkern, die ein Westmeer kannten, gemeinsam. Schon Pindar (Olymp. II. 70) versetzt den Palast des Kronos auf ein Eiland der Seligen, wo linde Meereslüfte die Verklärten umspielen. Die Voraussetzung des milden Klimas hat früh dazu verführt, in den Inseln der Seligen einfach einen Abglanz der kanarischen Inseln sehen zu wollen, einer Annahme, der aber ältere Anschauungen entschieden widersprechen. Sophokles hatte in einer von Strabon erhaltenen Stelle seiner „Orithya“ gedichtet, sie sei von dem Boreas geraubt und dahingeführt worden:

Über die ganze Meeresfläche zu der Erde Rand,
Zum Quell der Nacht und zu des Uranos Ruhebett
Und Phöbos' altem Garten . . . . .

In dieser Schilderung, wo statt Uranos vielleicht Kronos zu lesen wäre, ist offenbar an eine nördliche oder nordwestliche Gegend gedacht; denn weder Boreas noch die Gefilde der Nacht werden im Südwesten gesucht; nämlich an das Land der seligen Hyperboreer, in welchem ja nach dem Glauben der Alten ebenfalls milde Lüfte und dauernder Sonnenschein herrschten. Daß dorthin die Wohnung der alten Götter ursprünglich von allen Ariern versetzt wurde, beweisen die Vorstellungen der Griechen von dem unverrückbaren Nordpol als Göttersitz, die der Inder von dem Nordberge Meru, auf dem die Seligen bei den Göttern wohnen, und der Armenier von dem Ararat, dessen Namen Lenormant vom Götterwagen

(arja ratha) ableitet. Und da man beim Jenseits immer an eine Rückkehr in die alte Heimat denkt, so wurde im „Gesetzbuch des Manu“ (I. 67) auch die Heimat der mitgebrachten indischen Götter nach dem Nordpol versetzt, da wo der Himmel sich um die ihn stützende Weltsäule dreht. Allmählich tauchte die Bezeichnung des Nordmeeres als Meer des Kronos (mare Cronium) auf, und wird von dem Ruhebett des Kronos auf einem Eiland des hohen Nordens gefabelt.

Wer diesen Ausdruck zuerst gebraucht haben mag, ist schwer zu ermitteln, da die ältesten Berichte von Reisen nach den nördlichen Meeren nicht erhalten sind. Vielleicht war es erst Pytheas von Marseille im vierten Jahrhundert gewesen, vielleicht aber auch schon Himilko oder der Verfasser des phönikischen Periplus im fünften oder sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Müllenhoff hat im ersten Bande seiner deutschen Altertumskunde eine gelehrte Untersuchung darüber angestellt, ohne zu einem abschließenden Ergebnis zu kommen. Pytheas war um die Zeit der Sommersonnenwende über die Orkney-Inseln bis nach den Shetland-Inseln gelangt, unter denen man, nach der Ansicht der meisten Forscher, seine Insel Thule zu suchen hat. Er fand dort die hellen Nächte, von denen schon Homer Kunde hatte, und die keltischen Bewohner versicherten ihm, eine Tagereise jenseits Thule beginne das Tote Meer (Morimarusa), so genannt, weil es dick, wie geronnen sei und daher auch mare concretum, pigrum seu mortuum, das Kleber- oder Leber- (Liber-) Meer der altdeutschen Dichter genannt, wurde. Dann zeigten, wie Geminus und Krates den Bericht wiedergeben, „ihm und seinen Begleitern die Barbaren die Stelle, wo die Sonne Ruhe halte; denn es geschah um diese Gegenden, daß die Nacht vollständig kurz ward, diesen von zwei, jenen von drei Stunden, so daß nach dem Untergang nach kurzer Zwischenzeit die Sonne wieder aufging.“ Da der Originalbericht verloren ist, so wissen wir nicht, ob Pytheas vom „Meere des Kronos“ gesprochen hat; aber sicher war zu seiner Zeit und wahrscheinlich schon früher dieser Name von dem nördlichen Meere, aus dem man den Bernstein fischte, gebräuchlich; denn nur so läßt es sich erklären, daß Apollonios von Rhodos in seiner im zweiten oder dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verfaßten Argonautenfahrt das Adriatische Meer, in welches der vermeintliche Bernsteinfluß (Eridanos-Po), von dem wir später sprechen, einfließt, als Meer des Kronos bezeichnen konnte. Die späteren Schriftsteller verstehen dann ziemlich einstimmig unter dem Meere des Saturn oder Kronos das Nordmeer jenseits des sogenannten „Toten oder Geronnenen Meeres.“

In den Tagen des Plutarch hatte sich die Sage von der Kronos-Insel in demselben zu einem Reise-Roman verdichtet. Er läßt in seiner Schrift über den Verfall der „Orakel“ (Kap. 2 und 18) den Grammatiker Demetrios von Tarsos, welcher auf Befehl des Kaisers (Trajan?) die Inseln um Britannien besucht hatte, von den Dämonen und Heroen, die sie bewohnen, und von dem Kronos, der auf einer derselben eingekerkert liege und vom Meeresriesen Briareos bewacht würde, erzählen. In seiner Schrift über das „Gesicht im Monde“ (Kap. 26 ff.) berichtet er darüber noch ausführlicher. Es sei die Insel Ogygia, deren schon Homer gedenke, auf welcher nach der Sage „der dort wohnenden Barbaren Kronos eingekerkert liege, während Briareos nicht nur ihn, sondern das gesamte Kronische oder Saturnische Meer rings herum bewache.“ Wenn der Stern des Saturn in das Zeichen des Stier träte, was nur alle 30 (genauer $29\frac{1}{2}$) Jahre wiederkehre, dann schickten die Bewohner des gegenüberliegenden Festlandes Abgesandte nach der Insel des Kronos, welche unterwegs auf Inseln einkehren, auf denen die Sonne dreißig Tage lang ununterbrochen scheint, ohne auch nur auf eine ganze Stunde völlig zu verschwinden; denn ein heller Lichtschimmer verbinde den einen Tag mit dem andern. Hier würden sie freundlich aufgenommen, verweilten neunzig Tage, machten die dem Kronos gewidmeten Feste mit und setzten dann ihre Reise fort. Auf der Insel des Kronos müßten sie dreizehn oder dreißig Jahre verweilen und sich mit Philosophie und Wissenschaften beschäftigen; viele kehrten gar nicht wieder heim, weil die Milde des Klimas sie dort festhalte. Kronos selbst sei in einer tiefen Höhle eingeschlossen und ruhe auf goldglänzenden Felsen; auf dem äußeren Gipfel des Felsberges aber befänden sich Vögel, die ab- und zuflögen und ihm Ambrosia zutrügen, wovon die ganze Insel mit dem herrlichsten Dufte erfüllt sei. Den Dienst und die Hofhaltung des schlafenden Gottes besorgten seine Vertrauten aus der Zeit, wo er noch die Herrschaft der Welt führte, und nun seien sie große Wahrsager und Astronomen geworden; denn sie brauchten nur den Träumen des Kronos zu lauschen, in denen alles erscheine, was Zeus überdenke. Des Plutarchs Gewährsmann hatte sich, angeblich während seines langen Aufenthalts daselbst, die außerordentlichsten Kenntnisse in der Philosophie, Geometrie, Physik und Astronomie erworben.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese poetische Schilderung, wie auch schon Movers u. A. angenommen haben, kein willkürliches Traumgebilde ist, sondern auf nordischen Berichten beruht, was ja auch die Ähnlichkeit mit den deutschen und keltischen Sagen von den in den

Bergen schlafenden und dereinst wiederkommenden Göttern und Helden beweist. Odin, Karl der Große, Barbarossa, König Arthur auf der Insel Avalun sind offenbar neuere Formen derselben alten Sage, und was die Philosophen-Insel anbetrifft, so ist sie nichts anderes als eine Schilderung jener Druiden-Insel Mona, auf welche einst die römischen Krieger mit so roher Gewalt eingedrungen waren. Wir werden daher den besten Aufschluß zu erwarten haben, wenn wir die Berichte der römischen Geschichtsschreiber über den Druiden-Kult der Kelten zu Rate ziehen. Von ihnen ist der zuverlässigste Cäsar, welcher de bello gallico (VI. 18) sagt, daß die Gallier sich als Abkömmlinge des Dis-Pater, d. h. des unterirdischen Zeus, betrachteten, und deshalb die Zeit nicht nach Tagen, sondern nach Nächten rechneten (vergl. S. 9). Im vorhergehenden Kapitel hat er diesen höchsten Gott der Gallier als Merkur bezeichnet, also gerade so, wie es Herodot mit dem höchsten Gott der Thraker that. Es geht daraus eine Übereinstimmung der nordischen Kulte vom Schwarzen bis zum Atlantischen Meere hervor, und Antonius Liberalis (Kap. 4) war wohl nicht im Unrecht, als er Kelten beim Tempel des dodonäischen Zeus und in Thesprotien ansiedelte, wo der Kultus des unterirdischen Zeus seine ältesten Heimstätten in Griechenland gefunden hatte. Pouqueville fand bei seiner Reise in Griechenland noch jetzt in Thesprotien am Acherusischen See, im Kanton Paramythia, den Namen Valon Doraco (Thal des Orkus), ebenso wie dort gefundene Aïdoneus-Medaillen den Kult des unterirdischen Gottes in diesen Gegenden beweisen. Wir müssen hier drei Götter vergleichen, die zugleich als irdische Könige und göttliche Königs-Ahnen verehrt wurden, den Aïdoneus der Thesproter, den Edonos der Edonen (einer als Bakchos-Verehrer bekannten thrakischen Völkerschaft, die von den Makedoniern aus ihren Ursitzen vertrieben wurde), und den Äddon der alten Briten. Plutarch sagt im Leben des Theseus, Aïdoneus, der auch Orkos geheißen, sei König der Molosser in Thesprotien gewesen, und Theseus habe seine Gemahlin Persephone zu entführen versucht, daher die Sage von dem Gange des Theseus in die Unterwelt. Dieselbe Deutung giebt auch Pausanias (I. 17) der Theseussage; er habe seinem Freunde Pirithoos zu Gefallen einen Einfall in das Land des Aïdoneus gemacht und sei dort gefangen gehalten worden. Diese Sagen, in denen Kerberos einfach zum Hofhund des Königs gemacht wird, sind von hohem Interesse dadurch, daß wir hier von einem griechischen Volksstamme erfahren, welcher sich genau so wie Geten und Kelten von dem Unterweltsgotte herleitete; denn etwas anderes kann die Königsherrschaft des unterirdischen Gottes nicht bedeuten, und es verdient jeden-

falls alle Aufmerksamkeit, wenn sich ein lebendes Volk vom König der Toten herleitet. Genau ebenso scheint der Fall bei den thrakischen Edonen zu liegen, deren Namensgott Edon oder Edonos bald mit dem unterirdischen Dionysos und bald mit dem Boreas in Verbindung gebracht wird. Vom Edon-Boreas spricht Vergil in der Äneis (XII. 365), und wir erkennen, wie sich in diesen Namen die Begriffe Zalmoxis, Kronos, Odin, Aïdoneus und Hermes völlig vereinigen.

Ehe wir vom britischen Äddon sprechen, wird es sich empfehlen, einen Blick auf das Altertum des Druiden-Kultus zu richten, von dem wir oben erfuhren (S. 98), daß er schon im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung nach Kleinasien verpflanzt wurde. Cäsar behauptet, daß der Druiden-Orden in Britannien seinen Ursprung gehabt und als seine Hauptaufgabe betrachtet habe, die Nationalerinnerungen in Gesängen festzuhalten. „Dorthin," sagt er (VI. 13—14), „reisen gewöhnlich diejenigen, welche sich darüber genauer unterrichten wollen. Hier sollen sie dann eine große Menge Verse auswendig lernen, weshalb einige wohl zwanzig Jahre in dieser Schule zubringen. Sie halten es für unerlaubt, dieselben in Schrift niederzulegen." Ganz ebenso berichtet Tacitus von den Germanen, daß sie „in alten Liedern, die ihre einzigen Urkunden und geschichtlichen Denkmäler seien, vom erdentsprossenen Gotte Tuisko und dessen Sohne Mannus als Urahnen und Stammväter ihres Volkes sängen" (Germania 2). Und ähnlich verhielt es sich mit den Sängern der Veden und der Heldengedichte der Inder, die, bevor sie niedergeschrieben wurden, Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende hindurch nur mündlich überliefert worden waren. Man kann dieses System dort sogar noch heute in Übung finden; denn noch immer giebt es Brahmanen, die, einer lebendigen Bibliothek vergleichbar, ein ganzes Buch im Kopfe haben und den Inhalt nach genau vorgeschriebenen Regeln vortragen.

Alle alten Schriftsteller sind voll davon, daß dem Orden der Druiden bedeutende Kenntnisse namentlich in der Astronomie und Heilkunde beigewohnt hätten, und wenn man auch nur das nimmt, was Cäsar berichtet, so kann man nicht daran zweifeln, daß es sich um einen damals höchst entwickelten, also schon sehr alten Kult handelte, der in besonderen Sängerschulen seine Lehren und Erinnerungen fortpflanzte. War, wie er sagt, Merkur d. h. eine dem Odin und Aïdoneus = Kronos ähnliche Gestalt ihr höchster Gott, so begreifen wir, weshalb Zalmoxis, Odin und Kronos als Götter des Gesanges und der Musik dargestellt wurden. Ein furchtbar düsteres Bild liefert Tacitus in den Annalen (XIV. 30) von der Einnahme der Druiden-Insel Mona, bei welcher schwarzgekleidete

Priesterinnen mit Fackeln in den Händen in den Reihen der bewaffneten Druiden standen und Verwünschungen gegen diejenigen ausstießen, die sie in ihrem einsamen Insel-Kult störten, aber unter dem Vorwande, daß sie ihren Göttern Menschenopfer darbrächten — als ob die Römer dies nicht ebenfalls gethan hätten! — niedergemetzelt wurden. Selbst Cäsar soll nach dem Siege über Vercingetorix zwei Menschen geopfert haben.

Das Wenige, was uns in alten Bardenliedern über den 61 n. Chr. zerstörten Kultus auf Mona, dem heutigen Anglesey, welches durch die Menai-Straße von Nordwales getrennt wird, erhalten ist, läßt sich in wenig Worten zusammenfassen. Man verehrte einen Gott Hu (spr. Hy), der mit seinen drei großen Buckelochsen, d. h. dem Wisent ähnlichen Tieren, den Avanc (Riesenbiber), der die große Flut erregte, aus dem Wasser hervorgezogen, welches die ganze Welt zu vernichten drohte. In einem großen, segellosen Schiffe (Caer) wurde ein einziges Menschenpaar: Dwyvan und Dwyvach (d. h. obere und untere Ursache) nebst Pärchen aller Tiergattungen aus der Flut gerettet, und den ersteren lehrte nunmehr Hu und Mutter Ceridwen (die Urgestalt der Ceres) die Bearbeitung des Bodens, Ackerbau und Viehzucht. Buckelochsen und Schweine waren die geheiligten Tiere dieses Kults, der im wesentlichen ein Manenkult war, woraus sich die stets eng gebliebene Beziehung der Ceres-Proserpina zum Totenkult und ebenso die Angabe des Origines (Philosoph. 25), daß Zalmoxis der Stifter des Druiden-Ordens gewesen, erklärt. Obgleich nämlich Hu auch die Beinamen: König der Barden, Vorsitzender im „Steinkreise der Welt,“ Himmelsherr, leitender König, Schlachtenordner (Cadvaladr) u. s. w. führt und darin dem Odin nach verschiedenen Richtungen nahekommt, so begann doch sein Hauptkult erst im Spätherbst, wenn er in seinem Schiffskessel, der Arche, in der alle Lebenskeime gerettet waren, über den Totenfluß, die Meerenge Menai, die ihren Namen bis heute behalten hat, nach der Toteninsel Mona (Anglesey) hinüberfuhr, um dort die Lebenskeime vor der Winterkälte zu bergen und zugleich unter dem Namen Äddon als Totenrichter über die Verstorbenen zu regieren. Wahrscheinlich wurde die Überfahr- und Begräbnis-Ceremonie bildlich an einem Oberdruiden vollzogen. An die Druiden und an ihren Kult des Totengottes richtet der Dichter Lukanus († 65 n. Chr.) ganz ähnliche bewundernde Worte wie diejenigen, mit denen Herodot vom Zalmoxis sprach (Pharsalia I. 439 ff.).

Ihr auch, die ihr die tapfern Geister gefallener Krieger
Durch des Gesanges Preis aussendet in kommende Zeiten,
Konntet nun ruhig, o Barden, ergießen die Fülle der Lieder.

Ihr Druiden erneut den barbarischen Brauch und die grause
Sitte der Opfer, nachdem die feindlichen Waffen entfernt sind.
Euch allein ist Kunde der Götter, der himmlischen Wesen,
Oder Unkunde vertraut. Ihr wohnt in erhabener Haine
Einsamkeit. Nach eurer Versicherung suchen die Schatten
Nicht des Erebus schweigenden Sitz und das schaurige Reich tief
Unter der Erde; der nämliche Hauch beseelt noch die Glieder
Jenseits; lehrt ihr Gewisses, so ist unsterblichen Lebens
Nur Vermittler der Tod. Die nördlichen Völker fürwahr sind
Glücklich in ihrem Wahn, da jener größte der Schrecken
Nicht sie bedrängt, die Furcht des Todes. So stürzen die Männer
Mutig entgegen dem Stahl und sterben mit williger Seele.
Hier heißt feig, wer das Leben schont, das doch wieder zurückkehrt.

Wie schon oben angedeutet, hatte sich eine Verbindung des Totengottes mit agrarischen Kulten angebahnt, die sehr interessant ist, weil wir darin den Keim sehen, aus welchem sich bei den Griechen der Aïdoneus-Kult entwickelte. Der Totengott, der im Norden, wo der Ackerbau gering war, nur seine Helden zur fröhlichen Tafelrunde um sich versammelt, tritt in den Ackerbauländern unter Beistand der Erdmutter zugleich als der Beschützer der im Erdschoße ruhenden Pflanzenkeime und der Haustiere im Winter auf. Auf einem zu Rheims gefundenen, von römischen Künstlern gearbeiteten Altar (Fig. 21) glaube ich im Mittelbilde eine Darstellung dieses Nacht- und Wintergottes zu erkennen, dem der Künstler seinen ursprünglichen Charakter ließ, weil er ihn nicht, wie die beiden, ihm zur Seite stehenden keltischen Gottheiten, in römische Götter (Apoll und Merkur) zu übersetzen wußte. Wir sehen einen mit untergeschlagenen Beinen sitzenden bärtigen Greis mit Geweihsprossen am Haupt, um den Arm einen einfachen und um den Hals einen gewundenen Metallring (sog. Torques-Ring) tragend, wie sie so häufig in Gräbern der Bronzezeit gefunden werden. Er ist deutlich sowohl als unterirdischer Gott, wie als Wintergott charakterisiert; denn die Ratte im Giebelfelde des Altars deutet durch ihre unterirdische Lebensweise, wie schon der Baron von Witte be-



Fig. 21.
In Rheims gefundener Altar. (Nach Duruy, „Histoire des Romains.“

merkt hat, auf jenen von Cäsar als Dis bezeichneten Gott, den die Kelten als ihren Stammvater ansahen, während die Art, wie er aus einem Vorratssack Früchte oder Sämereien (Eicheln, Nüsse, Buchecken oder dergl.) austeilt, den Wintergott charakterisiert, der die Haustiere, wie die Tiere des Waldes (durch Rind und Hirsch am Fuße des Altars bezeichnet) ernährt. So muß die Grundform des römischen Saturn gedacht werden, unter dessen Regierung die Speise-Eichel die Hauptnahrung des Menschen gebildet haben sollte. Aber schon im frühen Altertum trat eine Saatgöttin an seine Seite, die dem natürlichen Gedanken entspricht, daß der Ackerbau vorzugsweise nötig wurde, um die Viehheerden über Winter zu erhalten, weshalb sich viel Agrarisches und von der Viehzucht hergenommene Namen und Symbole diesem Druidenkult einflocht. So galt das Rind als heiliges Tier, die Toteninsel wird „Ochsenstall“ genannt, der Ackermutter erscheinen die Schweine zugeteilt. Ich habe schon oben die keltische Mutter Ceridwen die Urform der Ceres genannt, und man darf hier daran erinnern, daß Ceres gewöhnlich gattenlos erscheint, aber in ältesten Überlieferungen als Gemahlin eines Totengottes erscheint, der später ihrer Tochter vermählt wurde. Dieselbe Auffassung wurde in den druidischen Mysterien ausgebildet. Wie Zeus und Aïdoneus sich um den Besitz einer Jungfrau (Persephone) bemühen, so meldet das keltische Gedicht von „Arthurs Eberjagd,“ daß Gwy-Tyr (Zio, Hu) sich um Creirddylad (gewöhnlich Creirvy, die Tochter der Ceridwen), die Welt in Gestalt eines Eies gedacht, bewirbt. Aber vor der Hochzeit kam Gwyn ap Nudd (d. h. der nächtliche Gott, also Äddon-Aïdoneus, der auch in Griechenland den Beinamen des Nächtlichen, Nycteus, führte) und brachte sie nach der Unterwelt hinab. Daraus entstand ein Kampf, und König Arthur zog nach Norden, dem Unterweltslande, und stiftete Frieden mit der Bedingung: die Jungfrau solle im Hause des Vaters bleiben, die Nebenbuhler (Sommer und Winter, Tag und Nacht) sollten aber bis zum jüngsten Tage an jedem 1. Mai um sie kämpfen und derjenige sie erhalten, welcher zuletzt Sieger bleibe.

In dieser schönen keltischen Sage scheint der Ursprung der über ganz Deutschland und die slavischen Länder verbreiteten Sitte der Frühlingskampfspiele um die Maibraut, welche jedesmal mit der Austreibung des Winters endigen, gegeben zu sein; allein diese Form der Sage beruht auf einem jüngeren Kompromiß; denn es tritt zweifellos hervor, daß in der älteren Sage der Winter- und Totengott auch in den verwandten südlichen Kulten als der Stärkere, als der eigentliche Beherrscher und König der Welt angesehen wurde, womit der Beweis geführt ist, daß auch

der griechisch-römische Jahreszeiten-Kult aus dem nördlichen Europa stammt. Wir wissen, daß Saturn noch in Rom als der Wintergott galt, dessen Fest, die Saturnalien, man zur fröhlichen Erinnerung an diesen milden König der Vorzeit, der nun im Totenreiche herrscht, um Weihnachten feierte, daß man darin die goldene Zeit seiner Regierung durch allerlei Geschenke und Erhöhung der Niederen veranschaulichte. Ganz sinngemäß galt nämlich der unterirdische Gott als der Geber alles Reichtums, da er nicht nur das Gold und die anderen Edelmetalle und -Steine im Erdinnern verwahrt, sondern auch die Pflanzenkeime behütet, die als Saatengold im Sommer emporsteigen. So hatte auch Theopomp, wie Plutarch in seiner Schrift über Isis und Osiris (Kap. 69) berichtet, als Eigentümlichkeit der abendländischen Völker angeführt, daß sie den Winter Kronos, den Frühling aber Persephone nannten, während im Morgenlande diese Anschauung nur auf einige Völker Kleinasiens übergegangen war, die von Thrakien beeinflußt erscheinen. Auch die Phrygier sagten, wie Plutarch ferner anführt, daß Gott im Winter schlafe, im Sommer aber wieder auferstehe, und sie feierten dieserhalb zwei Feste mit bakchischen Gebräuchen, bei dem einen nämlich das zur Ruhe Gehen, beim andern das Erwachen des Gottes. In Paphlagonien glaubte man, daß die Gottheit im Winter gefesselt und eingekerkert sei, im Sommer dagegen wieder in Freiheit und Bewegung versetzt werde.

Das letztere sind offenbar Wandlungen der Zalmoxis-Kronos-Äddon-Auffassung, die erst eine spätere Zeit, in welcher der Ackerbau zur Herrschaft gekommen war, gezeitigt hatte; am Eingange dieser Entwickelung steht aber die Idee des Wintergottes als eines Beherrschers der Welt, der die Natur zum Schlafe zwingt, wenn er freiwillig die Erdoberfläche verläßt, um sich zu seinen geliebten Toten einzuschiffen und ihnen den größeren Teil des Jahres zu widmen. Der Toteninsel Mona mit ihren „furienartig schwarz gekleideten, fackeltragenden Priesterinnen“ standen ähnliche an der Küste der Bretagne und Westfrankreichs zur Seite, von denen Strabon (IV. 4), Mela (III. 6), Dionysios der Perieget und andere Geographen des Altertums erzählen, daß auf denselben von weiblichen Priesterinnen ein nächtlicher Kult begangen werde, demjenigen des thrakischen Dionysos vergleichbar. Auf ihn beziehen sich die Nachrichten des Claudian und Prokop, daß hier die Eingänge in das Schattenreich und die Abfahrstellen nach den „Inseln der Seligen“ zu suchen seien. In seinen im 6. Jahrhundert verfaßten „Gotischen Denkwürdigkeiten,“ erzählt Prokop (IV. 20) von der Küste der Bretagne:

„Am Ufer des Festlandes wohnen unter fränkischer Oberherrschaft, aber von alters her von allen Abgaben befreit, Fischer und Ackerleute, denen das Amt obliegt, die Seelen überzufahren. Das Amt geht nach der Reihe um; die es trifft, legen sich bei einbrechender Dämmerung schlafen. Mitternachts hören sie an ihre Thüre pochen und mit dumpfer Stimme rufen. Augenblicklich erheben sie sich, gehen zum Ufer und erblicken dort leere Nachen. Es sind fremde, nicht ihre eigenen, die sie besteigen, das Ruder ergreifen und fahren. Sie bemerken, daß der Nachen gedrängt voll geladen ist, so daß der Rand kaum fingerbreit über dem Wasser steht, sehen jedoch niemand und landen schon nach einer Stunde in Brittia, während sie sonst mit ihren eigenen Fahrzeugen Nacht und Tag dazu bedürfen. Angelegt entleert der Nachen sich alsogleich und wird so leicht, daß er nur ganz unten die Flut berührt. Weder bei der Fahrt noch beim Aussteigen sehen sie irgend wen, hören aber eine Stimme, die von jedem Ankommenden Namen, Stand und Herkunft, oder bei Frauen von deren Männern aufruft."

Diese Vorstellungen waren auf dem Kontinente noch im 13. Jahrhundert so lebendig, daß Sterben mit „nach Brittia ziehen," oder auch „zum Rheine gehen," wo der Nachen des dahin Abfahrenden harrte, umschrieben wurde, ja in der Bretagne sind sie noch heute lebendig. In der Nähe von Raz liegt eine „Seelenbucht;" in der Gemeinde Plouguel führt man die Leiche nicht auf dem kürzeren Landwege zum Friedhofe, sondern über einen kleinen Meeresarm, Passage de l'enfer genannt. Das Begräbnis im Einbaum oder Schiff hatte wohl im Westen die Bedeutung einer Heimführung nach der Glas- oder Apfelinsel Avalun (Glastonburry), woselbst König Arthur im Reiche der Fee Morgana die Toten bis zu seiner Rückkehr auf die Oberwelt beherrscht; skandinavische Sagen berichten von einem ähnlichen Inselreiche des Königs Gudmund in Gläsisvöll (Glasburg), wo alles schattenhaft zugeht, und zufällig dorthin gelangte Seefahrer (in der Thorsdrapa und in Saxos dänischer Geschichte) gewarnt werden, unter keinen Umständen Speise und Trank dort anzunehmen, weil sie sonst, wie Persephone, die nur einen Granatkern gegessen, auch dort bleiben müßten. Noch im vorigen Jahrhundert fand Macpherson in England die Sage von Flath-Innis, der „Insel der Edlen" lebendig, welche ruhig und grünend in der stürmischen See des Westens liegend gedacht war.

Sehr eng ist der Name eines Apfellandes oder Apfelgarten (Avalun oder Pomona) mit der nordischen Sage von der Insel der Seligen verknüpft, und da der Apfelbaum keine Südfrucht ist (wie Hehn meinte), auch im Süden nicht so wohlschmeckende Früchte liefert, wie in seiner nordischen Heimat, wo er seit Pfahlbauzeiten gezogen wurde, so liegt der Verdacht nahe, daß wir es bei dem Apfelgarten des Königs der Phäaken, sowie bei den Hesperiden-Äpfeln mit Entlehnung einer keltischen Sage zu thun haben. Im Pfahlbau von Wangen hat man so massen-

haft Kerngehäuse kleiner Äpfel und Birnen gefunden, als sei dort Cider daraus bereitet worden, und in Robenhausen trifft man bereits Reste einer größeren, anscheinend veredelten Apfelfrucht. Die Namen sind einheimisch; denn der Baum hieß altkelt. aball, altnord. apaldr, ahd. aphul, lit. abolis, altslav. ablani, und schon Plinius kennt eine Insel Abalus im Bernsteinmeere, welche Pytheas erwähnt haben soll, während Timäos dieselbe Insel als die Königsinsel (Basileia) bezeichnet hatte. Es erscheint mir daher fraglich, ob es richtig ist, Avalon mit Glastonburry (der Glasinsel) gleichzusetzen, obwohl ja das Gläsisval, in welchem König Gudmund wohnt, sehr verführerisch anklingt. Wenn der irische Interpolator des Solin (XXII. 17) die Insel Thyle zu einer fruchtbaren Apfelinsel (Pomona) macht, so beruht das wahrscheinlich auf Verwechselungen mit einer fern im Meere gedachten Apfelinsel (Abalus, Avalun), nach welcher der verwundete König Arthur eingeschifft wurde, um dort im Reiche der Toten bis zu seiner Wiederkunft zu regieren; möglicherweise hat dieser Irrtum zur Benennung der Orkney-Insel Pomona Anlaß gegeben, auf welcher trotz ihres auffallend milden Klimas doch keine Apfelernten gehalten werden. Daß bei dem Apfelgarten des Alkinoos an nordische Sagen zu denken ist, erhält bestimmte Stützen an der später zu behandelnden Sage von der Nachbarschaft der Phäaken- und Kyklopeninsel.

Wir müssen nun der Frage näher treten, wie dieser Winter- oder Totengott, der auf der einsamen Insel des Nordmeeres wohnt, in den ältesten Zeiten genannt worden sei. Der Name Kronos, nach welchem seit länger als zweitausend Jahren das Kronische Meer jenseits der Shetlandsinseln bezeichnet wurde, ist lange Zeit mit Unrecht für ein phönikisches Wort gehalten worden, wogegen schon der alte Zeus-Beiname Kronion bei den Griechen spricht, und es erscheint daher richtiger, den Namen mit Curtius von einer altarischen Wurzel abzuleiten, welche die Begriffe des Aufbauens, Schaffens, Vollendens in sich vereinigt und im sanskr. kar, kri, lat. crea, griech. kran, kraino, lit. kuriu wiederklingt. Von dieser Wurzel leitet Curtius nicht nur die griechischen Bezeichnungen und Namen krator (autokrator), kreion, Kreon, Kronos, d. h. Herrscher, König, sondern auch die altitalienischen Götternamen Ceres, Cerus, Kerus ab, welche schon der römischen Vorzeit angehören. In einem sehr alten Liede der Salier kommt eine Gottheit Cerus manus vor, welche alte Sprachverständige mit creator bonus, der gütige Schöpfer, übersetzten, und auf die auch die alten Worte ceremonia und ähnliche zurückbezogen werden. Die Inschrift einer alten, zu Vulci gefundenen und jetzt im Gregorianischen Museum in Rom aufbewahrten Schale KERI POKULUM

d. h. Schale oder Becher des Kerus erinnert zunächst an den auch Caer genannten Becher der Ceridwen, der als das Schöpfungsgefäß des Äddon im altdruidischen Kultus eine so große Rolle spielte und noch im Mittelalter zum Sagenkreise vom heiligen Graal Veranlassung gab. Es war wohl ein Bild der alle Lebenskeime umschließenden Welt, vergleichbar dem Mischgefäß (Krater) des griechischen Weltschöpfers (Demiurgen) und dem Modios, den Aïdoneus auf dem Haupte trägt, sowie dem dolium Saturni. Vielleicht ist der nordische Göttername Kari (Odin) und Cheru (Namensgott der Cherusker) diesem altitalienischen Kerus gleichwertig; auch der Königsname Karl (lit. Karalius) scheint sich anzuschließen.

Einer anderen Entwickelungsreihe derselben Wurzel möchte Krodo (Chrodo), der Name eines sächsisch-slavischen Gottes, angehören, nach welchem viele Personen- und Ortsnamen, namentlich altfränkische, wie Chrodogang, Chrodhild, Huorodgang, Huorodhild (vielleicht auch Krotolf, Hruodolf, Rudolf) gebildet erscheinen (Grimm, S. 187 u. 227). Gehört aber Chrodogang hierher, so würde sich die andere fränkische Namensreihe Chlodowig—Ludwig kaum ausschließen lassen. Bothes Sassenchronik meldet zum Jahre 780: auf der Hartesborch (Harzburg) habe ein Bild des Saturn, den die Sachsen Krodo nannten, barfuß auf einem Fische gestanden, in der linken Hand ein Rad, in der rechten Hand einen Wassereimer haltend, der bedeute, daß er der Urheber der Kälte sei. Gleichwohl standen in dem Wassergefäß Blumen zur Erinnerung, daß er gleichzeitig der Bewahrer der Feldfrüchte sei, und die Sachsen hätten ihn angefleht, daß der Frost ihren Früchten keinen Schaden thun möchte. Als nun König Karl der Große zu den Ostsachsen gekommen sei und sie gefragt habe, wer ihr Gott sei, habe das Volk gerufen: Krodo, Krodo ist unser Gott. Da habe Karl gesagt, heißt euer Gott Krodo, so heißt das Krodendüwel (Krötenteufel), und daher käme die Gewohnheit, daß die Sachsen alles Böse Kröte schimpften. Obwohl nun Karl das Götzenbild zerstören ließ, hätten sich die Ostsachsen dem Saturn doch wieder zugewandt und erst 1150 das Christentum angenommen. Ungefähr dasselbe erzählt Kranz in seiner Saxonia (1574), wahrscheinlich nach derselben Quelle, und somit könnte der im Dome von Quedlinburg aufbewahrte Krodo-Altar immerhin echt sein, wenn auch seine Arbeit nur auf das elfte Jahrhundert zurückweist.

Über diesen sächsischen Krodo ist viel Anzweifelndes geschrieben worden; allein er entspricht dem keltisch-römischen Saturn (Äddon-Kerus) so genau, daß der Verdacht unbegründet erscheint. Man hat ihn mit dem griechischen Krotos, der Pestpfeile aussandte und nach Eratosthenes im Sternbilde des Schützen verewigt sein soll, oder mit Krotopos, dessen Tod

den Argivern eine Pest zuzog, vergleichen wollen, und an sanskr. krodha Zorn, krodh-apa (krot-opos) Zorngesicht erinnert; aber der Name läßt sich wohl ohne Mühe auf dieselbe Wurzel wie Kerus, Kreon und Kronos zurückführen. Wenigstens leitet Curtius aus derselben auch die Titanennamen Kreios (Macht) und Kratos (Kraft) her, welcher letztere ebenso als Helfer des Zeus erscheint, wie Kratus Beiname des indischen Varuna ist. Bei den Slaven scheint Krodo Kirt geheißen zu haben, doch kommt bei ihnen mehrfach ein Göttername vor, der dem des römischen Saturn ähnlicher ist, und Widukind gedenkt eines ehernen simulacrum Saturni bei den Slaven des zehnten Jahrhunderts, ohne es jedoch näher zu beschreiben.

Der freilich nicht ganz einwandsfreie slavische Altertumsforscher Hanka hat in mehreren altböhmischen Glossen den Götternamen Sitiwrat aufgefunden, der wie eine wörtliche Übersetzung von Saturn erscheint, dergestalt, daß alle Ableitungsversuche des letzteren Namens auch für den ersteren gelten. Man leitet Saturn entweder von sero, säen, oder satur, satt, ab; nun heißt aber auch im Slavischen siti, säen, die Saatengöttin Ceres Sito, und siti, satt. Dazu kommt noch ein anderer Zusammenhang, der sehr merkwürdig ist. Die Inder hatten nämlich Darstellungen des ersten Avatar Vishnus, die lebhaft an das obengeschilderte Bild des Sachsengottes Krodo-Saturn erinnerten, sofern sie den Vishnu unten in einen Fischleib endigend, mit Blumen bekränzt und in der einen Hand das Wurfrad (Shakra) tragend, darstellten.

Dieses Bild bezieht sich auf die Legende, daß Vishnu in Gestalt eines Fisches bei einer großen, von dem bösen Dämon Hajagriwa erzeugten Überschwemmung die Menschheit errettet habe, eine Legende, die, wie man sieht, ziemlich genau der keltischen Kronossage entspricht. Im Anschluß an diese indische Mythe hat man auch den slavischen Sitiwrat als Rückbringer des Lebens (von zitj, Leben, und wrat, Rückkehr) erklären wollen, und wenn dagegen eingewendet worden ist, daß der indische Satyawrata im Bhâgavatam nicht als Vishnu, der Wiederbringer, selbst, sondern als die gerettete Menschheit zu verstehen sei, so muß doch hervorgehoben werden, daß in den Märchen des Somadeva-Bhatta ein Fischerkönig Satyawrata auftritt, der sein Leben hingiebt, um das des indischen Odysseus zu erretten, und viel Ähnlichkeit mit dem germanischen Fischerkönig Eise darbietet, der dem nordischen Eisriesen entspricht. Auch daß Sitiwrat in den altböhmischen Glossen als Vater des Spechts aufgeführt wird, spricht für Echtheit; denn bei den Römern galt Saturn als Vater des Pikus, der den slavischen Unterweltgöttern Peklos und Pikollos und dem auf Kreta begrabenen Zeus Pikos entspricht. Man darf diese slavischen

Gottheiten nicht für so jung ansehen, wie es gewöhnlich geschieht; denn auch die griechische Mythe kannte einen Unterweltsdämon Pikoloos, von dem in dem Kalypso-Kapitel die Rede sein wird.

Andererseits scheint der Name des römischen Wintergottes in einer dem lateinischen Namen noch näherstehenden Form als Sater den Nordvölkern seit alten Zeiten geläufig gewesen zu sein; denn wir dürfen die eigentümliche Thatsache nicht übersehen, daß letztere bei Übernahme der römischen Wochentagsnamen einzig und allein den Namen des Saturntages (Sonnabend) scheinbar unübersetzt ließen. Während die Namen der übrigen Wochentage, die bei den Römern nach Sol, Luna, Mars, Merkur, Jupiter und Venus benannt waren, regelrecht in Sonntag, Mondtag, Zies- oder Ertag, Wodanstag, Donarstag und Freyjatag übertragen wurden, behielt bei Angelsachsen, Engländern, Friesen, Niederländern und Niedersassen der dies Saturni der Römer die Namen Saeteresdäg, Saeternesdäg, Saturday, Saterdach, Satersdag u. s. w., und in einer angelsächsischen Urkunde von Eduard dem Bekenner (Mitte des elften Jahrhunderts) kommt eine Saeteresbyrig (Saturnsburg) vor, die sich der Krodoburg zu Harzburg an die Seite stellt. Während wir die Ausdrücke Säter, Saterland für Weideland finden, so überrascht das agſ. saetere (ahd. sâzari) als Ausdruck für einen heimlichen Nachsteller (insidiator), entspricht aber, ohne daß man Satan zu Hilfe zu rufen braucht, der Übersetzung von Krodo als dem Urheber alles Bösen in alten Schriften.

Nun hat der Gott, der von den Alten stets mit der Sichel in der Hand dargestellt wurde, offenbar den Charakter der Hinterhaltigkeit, des heimlichen Überfalls. Es genügt nicht, auf den Saatengott, der das Getreide mit der Sichel schneidet, und der Erdgöttin Sif ihr goldenes Haar abmäht, hinzuweisen; seine Sichel hatte ihm nach der klassischen Sage den Weg zum Herrscherthron der Welt bahnen müssen, indem er damit seinen Vater Uranos verstümmelte. Da sich uns nun diese ganze Reihe von Wind- und Totengöttern, Zamolxis, Äddon, Aïdoneus, Kronos, Krodo und Saturn als Wintergötter offenbart hat, so kann der Entthronte, d. h. die Urform des Uranos, nur ein Sommergott gewesen sein, wovon wir weder in der griechischen, noch in der indischen Götterlehre erkennbare Spuren treffen. Das kann aber andererseits auch nicht verwundern, da der Mythus von der Entthronung des Sommergottes durch den Wintergott nur ein nordischer sein kann, und deshalb nur hier mit einiger Aussicht auf Erfolg nach den Spuren desselben gesucht werden darf.

12. Ögir, Aukßtis, Okeanos, Ogyges, Uranos, Varuna.

Auf den vorliegenden Seiten dürfte dem aufmerksamen Leser auffällig erschienen sein, daß der König und Beherrscher der Welt nicht eigentlich als der Schöpfer derselben bezeichnet wird, wenngleich der Begriff in seinem Namen lag. Dies kann aber nicht wunderbar erscheinen, wenn wir uns erinnern, daß es sich um einen Nachfolger in der Weltregierung handelt, der seinen Vorgänger entthront hat, und daß er Winter- und Totengott, also ein Widersacher schöpferischer Thätigkeit war. Feuchtigkeit und Wärme, die Gaben des Sommers, sind unzertrennliche Bedingungen für den Gedanken einer Weltbelebung, wie sie als immer wiederkehrendes Schöpfungswunder jeder Sommer dem Bewohner des Nordens vor Augen führt. Dem Bewohner des Südens, der immer auf eine grünende Natur blickt, war diese Auffassung ihres Urgottes Uranos entschwunden, obwohl der Mythus denselben lediglich seiner ununterbrochenen Schöpfungslust wegen entthronen läßt. Immer neue Riesengeschlechter entsprossen der Verbindung von Himmel und Erde und werden in den Schoß derselben hinabgepreßt, da oben nicht Raum war, sich auszudehnen, bis endlich die Erdmutter, der ewigen Umarmung und des ewigen Gebärens müde, ihren Jüngstgeborenen, den Kronos, anstiftet, sich bei ihr versteckt zu halten und der Vermehrung ins Unendliche ein Ziel zu setzen, wozu die Erde eine diamantene Sichel lieferte.

So lautet die ausgearbeitete Fabel der Griechen, die, wie gesagt, in jedem einzelnen Zuge auf einen nordischen Ursprung hinweist, wobei im voraus auf die Wendung aufmerksam gemacht werden muß, daß der Jüngstgeborene, d. h. ein kleiner Knabe, den zum lästigen Ungetüm gewordenen Vater unschädlich macht. Derselbe erinnert sogleich an den kleinen Däumling der deutsch-slavischen Sage, der, von der Frau des alten Menschenfressers freundlich aufgenommen, den Alten blendet oder tötet und die Welt von einem Ungeheuer befreit. Das erkennbarste Urbild dieser Sage giebt sich uns in dem Riesen Aukßtis der litauischen Mythologie zu erkennen, dessen Wesensgleichheit mit Uranos-Varuna auch Veckenstedt (I. S. 22) erkannte, ohne indessen eine nähere Darlegung versucht zu haben. Wir wollen zunächst mit einigen Umstellungen, aber ohne ein Wort hinzuzusetzen, die Schilderung dieses nach älteren Autori-

täten ehemals höchsten Wesens des litauischen Glaubens wiedergeben, wie sie der genannte Mythenforscher 1883 nach eigenen Untersuchungen aus dem Volksmunde der Zamaïten, d. h. der Litauer in der russischen Niederung festgestellt hat.

„Einstmals gab es in der Welt einen gewaltig großen Riesen, welcher Aukßtis hieß. Dieser hatte mitten auf der Stirn ein großes Auge, welches so glühend war, daß, wenn er sich mit dem Gesicht zur Erde niederbückte, dieselbe zu brennen anfing. Ein zweites kleineres Auge hatte er auf dem Hinterhaupt. Wenn er schlafen wollte, so brauchte er nur ein Auge zu schließen. Aukßtis trug stets einen alten grauen Mantel, der so gewaltig groß und faltig war, daß man die ganze Erde mit ihm bedecken konnte. Die Riesen und Zwerge waren Aukßtis unterthan, denn er war ihr König; er war so gewaltig, daß ihn selbst die Teufel fürchteten. Dennoch zog einst ein Riese aus, um ihn zu bekämpfen. Aukßtis aber war zauberkundig und verwandelte den Riesen in einen Stein, zerdrückte denselben mit der Hand und streute die Stücke davon über die ganze Erde. Früher hatte es auf der Erde keine Steine gegeben, seitdem aber finden sich dieselben überall. Nun geschah es einst, daß Aukßtis mit den Riesen, Zwergen und Teufeln einen Aufstand gegen Gott machte. Er wurde aber in diesem Kampfe besiegt. Da wurden die Riesen von Gott in das Innere der Erde verbannt; dort müssen sie an Ketten geschmiedet liegen. Wenn sie an ihren Fesseln zerren, dieselben zu zersprengen, so erbebt die Erde. Auch die Zwerge wurden von Gott in das Innere der Erde verbannt; sie haben dort das Erz zu schmieden. Die Teufel aber wurden in die Hölle hinabgeschleudert und dürfen dieselbe nicht verlassen. Aukßtis ward von Gott seiner Augen beraubt und erhielt mit dem obersten der Teufel, welchen Gott in ein Roß verwandelte, den Auftrag, den Wind einzufangen. Noch heute jagen sie dem Sturmwind nach, und wenn wir den wilden Riesen auf seinem teuflischen Roß dahinsausen sehen, so sagen wir wohl, daß wir den wilden Reiter gesehen haben. (Veckenstedt I. 120—122.)

In dieser durch christliche Anschauungen stark gefärbten Schilderung ist gleichwohl die Personifikation des Himmels (Uranos-Caelus-Varuna) deutlicher als in irgend einer Götterschilderung der Welt enthalten. Man beachte die Riesengestalt, den die gesamte Erde bedeckenden Mantel, das glühende Auge auf der Stirn, als Abbild der Sonne, welches auch dem indischen Varuna zugeschrieben ward, das Mondauge am Hinterkopf, welches abwechselnd mit dem Sonnenauge schläft. Seine Empörung mit den anderen Riesen, die in der griechischen Mythe seine Kinder sind, ist hier nur als Vorwand seiner Bestrafung, sowie der Verbannung der Riesen in die Unterwelt aufzufassen, ähnlich wie Zeus (Il. V. 898) dem Ares droht, wenn er nicht sein Sohn wäre, so läge er für seine Übelthaten bereits tief unter den Uranos-Riesen (Uranionen). Als Grund der Entsetzung liegt aber, wie die Blendung des glutstrahlenden Auges bezeugt, nicht eine Empörung, sondern eine zu starke Wärmewirkung zu

Grunde, und dasselbe besagt die Entmannung des Uranos bei den Griechen wegen zu starker Fruchtbarkeit; es ist der Sommerhimmel, welcher wegen seiner steigenden physischen Glut lästig wird, und einem anderen Regimente weichen muß. Eine andere litauische Sage meldet, er sei darum entsetzt worden, weil er mit Erde und Himmel sein Spiel getrieben, und bald den Himmel dicht auf die Erde, bald die Erde dicht an den Himmel gezogen habe (Veckenstedt I. 124), und dem entspricht eine Wendung der Uranos-Sage, welche erzählt, Uranos habe die Gäa so dicht umschlungen gehalten, daß kein Raum für die Entwickelung der Natur blieb, so daß man auf Trennung der beiden denken mußte.

Aber nur an eine Schwächung, Lähmung und Entsetzung, nicht an eine Tötung, ist ursprünglich gedacht; denn Aukßtis oder Auxtheias Wissagistis, wie die älteren Chronisten schreiben, galt als der oberste Gott des litauischen Heidentums, ebenso wie Uranos der Griechen und Varuna der Inder, und man leitete seinen Namen von lit. augti wachsen, augst hoch und lit. wissas alles her, also der Allerhöchste (Schwenck S. 107). Indessen scheinen andere Ableitungen des Namens ebenso berechtigt, die sich aus seinem weiteren Mythus ergeben werden. Mir scheint, daß man ihn zunächst mit dem indischen Riesen Hirany-Aksha, d. h. dem Riesen mit dem goldenen Auge, vergleichen muß, welcher mehr als einmal der Erde mit dem Untergang drohte und deshalb beständig von Vishnu (Indra und Rudra) bekämpft wurde. Nach den puranischen Traditionen zog Vishnu in Gestalt eines wilden Ebers gegen den Dämon Goldauge aus, als er die Erde mit seinen Gewässern ertränken wollte, tötete ihn mit seinen Hauern und zog die Erde aus den Wassern hervor (Gubernatis S. 344). Diese Erzählung ist, wie man sieht, dieselbe wie die von Hugadran, oder Satyawrata-Saturn, der die Erde aus dem Wasser zieht (vergl. S. 117) und die Menschheit rettet, und so stellt sich ein Zusammenhang der Sintflut-Mythe von Britannien bis Indien her, an welchem Griechenland zunächst nicht teilzunehmen scheint.

Wie kommt aber der Sommergott dazu, die Welt ertränken zu wollen? Bekanntlich endigen die Gewitter mit einer vorübergehenden oder dauernden Abkühlung der vorangegangenen Schwüle; man schrieb diesen Erfolg einem in Ebergestalt heranziehenden Himmelsgotte (Indra, Vishnu) zu, der dem Glutdämon zu Leibe geht, und dessen Hauer man in den Blitzen blinken sieht. Der Himmelsgott aber verteidigt sich mit ungeheuren Regengüssen, die Überschwemmung verursachen. Durch die aufeinanderfolgenden Gewitterkämpfe des Sommers wird endlich der Glutgott soweit geschwächt (entmannt), daß sein Auge nicht mehr in alles verbrennender

Glut strahlt, und so verschmelzen die drei Sagen von der Blendung des Aukßtis, Entmannung des Uranos und Tötung des Hirany Aksha durch den Eberzahn in eine. Wir verstehen nunmehr, warum auch in der Atys- und Adonis-Mythe die Entmannung und Tötung durch den Eber erfolgt; denn auch sie sind Personifikationen des Sommers, wenn auch freilich in anderer Richtung. Die mit der Thätigkeit des litauischen Aukßtis verbundenen Flutsagen werden auf verschiedene Weise erzählt. Veckenstedt hörte und teilt die folgende (I. S. 35—36) mit:

Gott hatte bei seinen Wanderungen auf der Erde gesehen, daß es sehr viel schlechte Menschen gab, und beschloß sie zu vernichten. Er ließ in dem höchsten Berge der Welt von den Engeln Michael, Ugniedokas und Ugniegawas einen Palast aus Gold erbauen. Sodann erhielten die wenigen guten Menschen den Befehl, sich in diesen Palast zu begeben, ebenso ward dieser Befehl je einem Paar von allen Tieren. Kaum befanden sich die Menschen und Tiere dort, so schloß sich die Thür des Palastes und auch der Berg. Darauf sandte Gott den Riesen Aukßtis mit den Engeln und Riesen der Zerstörung aus, und hieß sie alles Lebendige auf Erden vernichten. Die Beauftragten ließen Schwefel, Pech und Feuer auf die Erde herniedertriefen, so daß sie in kurzer Zeit einer ausgebrannten Schuttstätte glich. — — — Dann gab Gott dem Engel Aukßtis den Auftrag, die Erde wieder wohnlich zu machen. Dieser sandte die Riesen des Windes und Wassers (Wejas und Wandu bei Narbutt) aus, daß sie die Erde von dem Brandschutt säuberten. Die Riesen begannen ihre Arbeit. Das Wasser wuchs bald höher und höher, und die aus dem Bergpalast herausgetretenen Menschen und Tiere waren nahe daran, in den Fluten umzukommen. Als der Engel Aukßtis dies sah, warf er eine Nußschale hernieder, in die sich die Menschen und Tiere retteten und der Flut entgingen.

An Stelle dieser bereits stark durch die Bibel beeinflußten Erzählung fand Narbutt vor mehr als fünfzig Jahren eine andere, in welcher der höchste Gott, der die Nußschale herabwirft, Pramzimas heißt und dem einzigen, in Litauen übrig gebliebenen alten Paar den Regenbogen zum Trost sendet, der ihnen den Rat gab, über die Gebeine der Erde zu springen: „neunmal sprangen sie und neun Paare entsprangen, der neun litauischen Stämme Ahnen" (Grimm 545). In dieser Schilderung liegt, von den christlichen Elementen abgesehen, eine Verbindung der persischen Sintflutsage, in welcher das sichernde Heim im Berge gebaut wird, mit der griechischen von Deukalion und Pyrrha. Eine dritte litauische Sagenform (Veckenstedt I. 205—208) verbindet, wie die Edda, Schöpfung und Sintflut, indem sie alles Seiende aus dem Körper eines großen doppeltgeschlechtlichen Riesen (Zestis der Litauer, Ymir der Edda, Gayomard der Perser) hervorgehen ließ, der nun behauptete, von ihm stammten Riesen, Menschen und Zwerge ab, so daß er sich vermaß, er sei auch ihr Gott, und sie müßten ihm alle dienen. „Darüber ward Gott zornig

und schmetterte das Unwesen mit Blitz und Donner nieder. Als es zu Boden stürzte, brach das Blut aus ihm hervor und überschwemmte die Erde, so daß die Riesen, Zwerge und Menschen darin umkamen. Dem Himmel, der Erde und dem Meere nahm aber Gott die lebenschaffende Kraft, denn sie waren die Ursache, daß alles so gekommen war.“ In der Edda sind es Börs Söhne, d. h. Odin und seine Brüder, welche dem zeugenden Ungetüm das Leben nehmen, nur der Riese Bergelmir entkam mit seinem Weibe, indem er ein Boot bestieg, ähnlich wie auch in der hebräischen Flutsage der Riese Og entkommen sein soll. In einem sehr poetischen Nachtrag der litauischen Sage entkommen drei Riesen (Winter, Herbst und Nacht) und drei Zwerge (Sommer, Frühling und Tag), die sich seitdem unausgesetzt um die Erde jagen, wobei echt nordisch Winter, Herbst und Nacht als Riesen, Frühling, Sommer und Tag aber als Zwerge gedacht sind, denn sie erscheinen niemand zu lang.

In der nordischen Sage tritt somit Odin an die Stelle des Saturn, indem er den sich überhebenden, unaufhörlich schöpferisch wirkenden Sommerriesen tötet, aus dessen Hirnschale der Himmel entsteht; Ymir ist also gleich Aukßtis und gleich Hirany=Aksha, der die Erde ertränken wollte. Dem aufmerksamen Betrachter kann nicht entgehen, daß in dem Sommer- und Fruchtbarkeitsgott fortwährend ein Flutgott hindurchschimmert, und thatsächlich ist ja Feuchtigkeit neben Licht und Wärme das hauptsächlichste Fruchtbarkeitselement. Die alten Priester waren daher in einem beständigen Schwanken begriffen, ob sie der mütterlichen Erde zum Gemahl den Himmel, oder die von oben stammende, sie durchdringende und befruchtende Feuchtigkeit, das Meer, geben sollten; und da der Himmel die Erde umgürtet, wie das Meer, und selber ein Luft- und Feuchtigkeits=Meer ist, aus dem große befruchtende Wassermassen zu Zeiten herabstürzen, so fand man das Auskunftsmittel eines Allumfassers, der zugleich Meer- und Himmelsgott war. Örtlich wie zeitlich verschmelzen Himmel und Meer am Horizonte miteinander.

Immerhin ist der Gedanke dieser Verschmelzung von Sommer-, Himmels- und Wassergott kein unmittelbar gegebener, und wenn wir eine solche Verschmelzung bei Aukßtis, Uranos und Varuna wiederkehren sehen, so werden wir auf einen näheren Zusammenhang dieser Göttergestalten gebieterisch hingewiesen. Es könnte nun zunächst auffallen, daß der litauische Riese Aukßtis nicht nur den anderen slavischen Göttersystemen, sondern auch dem germanischen zu fehlen scheint; aber er ist daselbst sogar in mehrfacher Gestalt vorhanden. Am kenntlichsten in dem Riesen Agis, Agez, Agazi und Ecke der deutschen, dem Ogier und Ogre der dänisch-

keltisch-französischen Sage, und dem sehr bezeichnenden Mal-Agis, Maleges, Maugis (d. h. dem bösen Agis oder Augis) der Franzosen und Belgier, denen sich der Teufel Oggewedel anschließt. Die ersteren Gestalten weisen durch den Besitz des Schreckenshelms (Ägishialmr) und anderes deutlich auf den alten nordischen Meergott Ögir (Ägir) zurück, der ursprünglich ein Inbegriff alles Schreckens, in der Edda aber schon zu einem alten ruhigen Meergreise, bei dem das jüngere Asengeschlecht zu Gast geht, geworden ist, wie Uranos bei den Griechen und Varuna bei den Indern. Varuna hat sich völlig auf das alles umgürtende Meer als sein Altenteil zurückgezogen, und für Uranos ist die Schilderung bezeichnend, welche Äschylos im „gefesselten Prometheus“ von dem alten Okeanos giebt, der zeugens- und regierungsmüde auf einem geflügelten Drachen aus weiter Ferne hergeflogen kommt, um seinem leidenden Mitbruder Prometheus zu raten, er möge sich dem neuen Geschlechte, das sie, die alten Titanen, gestürzt habe, fügen.

Dieser Okeanos, den Homer (Ilias XIV. 201; 302; 246) den Zeugegott (Theon genesis), „der Allem Geburt verliehn und Erzeugung“ und zu dem auch die Götter als zu ihrem Urahnen aufblicken, nennt, ist mit dem nordischen Meergott Ögir und dem litauischen Aukßtis aufs nächste verwandt und durch eine reichgliederige Kette von Götternamen verbunden. Die Stammwurzel derselben scheint in sanskr. augha, ogha (Flut) erhalten. Okeanos wird nämlich (bei Pherekydes u. a.) auch Ogen, Ogenos, die Okeaniden Ogeaniden genannt; ein Gott Ogoa, in dessen Tempel zu Mylasa (Karien) das Meer als Quell aufwallte, Ägeus, der Namensgott des Ägeischen Meeres, der hundertarmige Meerriese Ägeon (Briareos), der den schlafenden Saturn bewacht, endlich der bekannte griechische Flutkönig Ogyges, den die Athener und Thebaner gleichzeitig als ihren Urkönig in Anspruch nahmen, in dessen Tagen die große Flut gewesen war, die meergeborene Athene Onkaia (Ogga, Ogka, Ogkaia) und der Apollon Ogkaios (Onkaios), sowie zahlreiche Orts-, Küsten- und Inselnamen gehören derselben Namensgruppe an.

Unter ihnen ist Ogygos oder Ogyges, den Windischman als einen zur Zeit der großen Flut Geborenen erläutern möchte, den aber die sonstigen Sagen als eine und dieselbe Person mit Ogenos (Okeanos) erweisen (Preller I. 26), besonders lehrreich. Wenn anders die Flut, aus der Deukalion und Pyrrha errettet wurden und das Menschengeschlecht aus den Steinen erneuerten, mit der ogygischen Flut zusammenzustellen ist, so hätten wir ein völliges Seitenstück zur Flut des Aukßtis und Errettung des Stammpaares der Litauer aus derselben, und brauchten nicht mit

Müllenhoff auf den Flutriesen Og der Bibel zurückzugreifen und den Ursprung der Namen in semitischen Sprachen zu suchen, während die indogermanischen Quellen so viel ergiebiger fließen. Die deukalionische Flut galt, wie die des Aukßtis, als eine Überschwemmung durch himmlische Wasser, die sich schließlich in ein Loch bei Athen oder im Libanon verliefen. Dem Ogyges stellt sich außerdem der Gigant Gyes oder Gyges und der lydische Urkönig Gyges an die Seite, der einen Zauberring besaß, mittels dessen er sich wie Ögir unsichtbar machen konnte. Nun spielen solche Zauberringe aber auch in den Mythus des litauischen Aukßtis hinein, obwohl die Erinnerung daran sehr dunkel ist und auf die Rolle des Regenbogens in der Flutsage zurückzugehen scheint. Veckenstedt erfuhr darüber folgendes Märchen (I. 239):

„Einst hatten die beiden Riesen des Feuers, Ugniedokas und Ugniegawas, zwei Wunderringe geschmiedet. Sie schenkten dieselben dem Riesen Aukßtis. Da diesem die Riesen des Gewitters und Regens, Perkunas und Lituwanis, vielfach gute Dienste geleistet hatten, so beschloß er, ihnen diese Ringe zum Geschenk zu machen und beauftragte den Riesen der Luft, Algis, sie dem Perkunas und Lituwanis zu überbringen. Allein die Frauen des Aukßtis, die Riesinnen Zemina (Erdgöttin, die der griechischen Chamyne-Persephone entspricht) und Melina (die blaue) versprachen dem Algis ihre Gunst, wenn er ihnen die Ringe schenke. Algis ging darauf ein. Die Riesinnen aber verschenkten die Ringe weiter an Swestiks, den Riesen, welcher die Sonne leitet. Als Perkunas und Lituwanis hinter die Wahrheit gekommen waren, schickten sie sich an, die Riesinnen zu bestrafen; allein der Zemina und Melina kamen in dem Kampfe, welcher sich entspann, Algis und Swestiks zu Hilfe. Das Blut, welches aus den Wunden der Kämpfenden herniederfloß, fing Algiene, die Riesin der Luft, auf und bildete daraus den Regenbogen. Dieser trat zwischen die Kämpfenden und söhnte sie miteinander aus. Darauf gab Swestiks die Ringe an Aukßtis zurück, dieser schenkte sie jedoch dem Regenbogen. Der Regenbogen versöhnt auch heute noch die Riesen Perkunas, Lituwanis und Swestiks, wenn sie in Streit geraten sind."

Die Sage von den Wunderringen des Aukßtis und Gyges beansprucht darum einige Aufmerksamkeit, weil dieselbe in den Polyphemsagen, die über ganz Mittel- und Nordeuropa zerstreut sind und sich unverkennbar auf Aukßtis zurückbeziehen, eine große Rolle spielt. Der nordische, sehr oft mit schwebenden Eisnadeln erfüllte Himmel zeigt so häufig ringförmige Höfe um Sonne und Mond, oder auch neben der Sonne stehende Ringe um an sich kaum sichtbare Nebensonnen, daß einer nordischen Personifikation des Himmelsgewölbes der Besitz von Wunderringen ganz naturgemäß ist und mit den nordischen Riesensagen eng verwachsen erscheint. Die Litauer betrachten z. B. die großen Bronzeringe der Vorzeit, die um Hals, Arme oder Gürtel getragen wurden, als „Fingerringe der

Riesen," und sehen Orte, wo mehrere derselben in Begräbnisstellen gefunden werden, als Kampfplätze der Riesen an, erzählen auch von einem Wunderringe, durch den man alles sehen konnte, was in der Welt geschah. Es ist dies wohl der im Norden nicht selten erscheinende Ring um Sonne oder Mond, die als die beiden Augen des Aukßtis, oder schlechthin die Augen von Gott (Diewas) genannt wurden, und damit ist die Mythe zu vergleichen, daß Aukßtis einst einen Bauern zu seinem Hochsitz emportrug, von wo er, wie Odin von Hlidskialf, die ganze Welt überschauen konnte. (Vergl. Veckenstedt I. 121; II. 7 und 113).

Wenn nun aber der sprachliche Übergang von Aukßtis (der früher Augis geheißen haben kann) zu Ögir, Ägir, Ägeon, Ogen und Ogyges auch ohne Schwierigkeit ist, so scheint die Vermittelung mit den Namen Varuna und Uranos schwieriger zu sein. Allerdings wurde Aukßtis später bei den Preußen und Letten durch eine Form des Perkunas ersetzt, die, dem Zeus Triopas der Griechen entsprechend, mit einem Stirnauge versehen gedacht war und Oko-Pioruna, Okkopirnos, Okkupeernis genannt wurde, was Grimm mit Sturmstirn (S. 603), Hanusch (S. 213) wohl richtiger mit Himmelsauge übersetzt, und von Pioruna oder Perun ließe sich wohl leicht eine Brücke zu Varuna schlagen, dessen Name einfach als der alles bedeckende oder auch beregnende Himmelsgott (von var bedecken, vari Wasser, varsh regnen) gedeutet werden kann. Daran schließt sich nun Uranos unmittelbar an, wie wir noch jetzt durch griech. uron, lat. urina sehen, welches ursprünglich mit sanskr. vari Wasser gleichbedeutend ist, wie denn z. B. urinator der Taucher heißt. Uranos wäre demnach ebenfalls erst aus einem Wasser- und Fruchtbarkeitsgott zu einem Himmelsgotte geworden.

Im Norden trat an die Stelle des alten Meeresgottes Ögir, dessen untermeerischer, von Goldlicht erhellter Palast sich dem des Poseidon im Ägeischen Meere vergleicht, später der Vanengott Niördr, in dessen Wesen sich Sonnen-, Sommer-, Meeres- und Himmelsgottheit ebenso wunderbar mischen, wie in demjenigen von Aukßtis, Varuna und Uranos. Sein Name wäre nach Bergmann (Vielgewandts Sprüche und Groas Zaubergesang, Straßburg 1874) einem slavischen Uranos, d. h. einer Gottheit der sommerlichen Fruchtbarkeit und Schiffahrt — denn auch Schiffahrt ist im Norden Sommergewerbe — entsprungen, welche ursprünglich Urindus, Vrindus (Quell) geheißen habe, weil das dem Erdschoße als Quell entsteigende Wasser als das Hauptsymbol der sommerlichen Fruchtbarkeit betrachtet wurde. Dieser Name Vrindus erhielt sich aber nur bei einzelnen wendischen Stämmen und setzte sich bei anderen in Vnirdus, Nirdu,

Niördr um, dieselbe Wandlung, wie diejenige, durch welche ein altes Wort uriens in sanskr. vâranâsi, griech. nephros und deutsch Niere übergegangen sei.

Sei dem nun, wie ihm wolle, die Richtigkeit unserer Auffassung, daß man bei dem von Kronos entthronten Uranos von einem sommerlichen Feuchtigkeits- und Fruchtbarkeitsgott ausgehen müsse, wird sich am besten aus den Zersetzungsprodukten erweisen lassen, in welche sich die Gestalt desselben aufgelöst hat. Zu diesen Zersetzungsprodukten gehört auch der indische Rudra, der dem wilden Jäger der Nordarier wohl entspricht und schließlich in Çiva überging, der eine vollständige Neubelebung des alten Zeugungs- und Zerstörungsgottes Aukßtis-Uranos-Varuna vorstellt und daher auch wie alle diese Götter mit dem Stirnauge gebildet wird. Es giebt daher auch eine indische Sage, die ihn wie Uranos mit der Hippe verstümmeln läßt. Die Verehrung des Çiva, der auch Mahâdêva, der „große Gott“ genannt wird, hat namentlich in Südindien bedeutende Verbreitung gefunden, weshalb ihn viele Forscher für einen nichtarischen Gott halten; allein er wird durch den vedischen Rudra, der in ihm aufgegangen scheint, mit den nordarischen Göttern vermittelt.

---

13. Entthronte Götter.

Das Vorkommen gestürzter Götter ist allen Religionsgebäuden und allen Völkern gemeinsam, es ist eine Folge des Fortschreitens der Naturerkenntnis und der Entwickelung von Vorstellungen, die in einer Personifikation von Naturgewalten ihre Wurzel haben. Man kann dabei zwei Hauptformen unterscheiden, von denen man die erste einem freiwilligen Abdanken wegen vorgerückten Alters mit Fortdauer der Ehrenbezeigungen, die andere als Absetzung und Sturz bezeichnen kann. Die erstere Form finden wir bei Uranos und Kronos; denn der letztere wurde, ebenso wie er seinen Vater entthront hatte, von Zeus seinerseits abgedankt; aber wenn es dabei auch nicht ganz freundlich zugegangen war, so erfuhren sie als Ahnen des herrschenden Göttergeschlechts doch fortdauernd eine bescheidene Verehrung, ja das Volk knüpfte in schwerer werdenden Zeiten, indem es die „gute alte Zeit“ durch die Verschönerungsbrille der Erinnerung

betrachtete, die Hoffnung einer besseren Zeit an die Wiederkunft dieser alten Götter.

In den häufigeren Fällen einer den Kriegen und Eroberungen folgenden gewaltsamen Kultveränderung wurden die alten Götter in der Regel als die heftigsten Widersacher des Menschenwohls und der neuen Götter hingestellt; die Priester erfanden eine Legende, in welcher die entfernten Gottheiten der schlimmsten Unthaten beschuldigt wurden, und so verwandelten sich die ehemals am höchsten verehrten Götter später in die schlimmsten Dämonen und Teufel. So ist Lucifer, ehemals ein Engel des Lichts, zum obersten der Teufel geworden, Ahriman, ehemals einer der am höchsten verehrten Lichtgötter der Arier, wurde bei den Persern zum Fürsten der Finsternis und beständigem Widersacher des allgütigen Ormuzd. Nicht besser ist es Zeus und Odin ergangen, als die Christen kamen, und besonders hat der ehemals weitverbreitete Feuerkult stark zur Bevölkerung der Hölle beitragen müssen. Die aus dem Himmel gestürzten, hinkenden Feuergötter gaben den späteren Völkern das Urbild der im unterirdischen Vulkanfeuer hausenden, die Oberwelt stets mit Empörung bedrohenden Mächte, und selbst dem nordischen Loki läßt sich ein adliger Stammbaum nachweisen, der auf einen ehemals vielgefeierten Gott des himmlischen Feuers zurückdeutet.

Sehr gewöhnlich wurde dabei eine Karikierung angewendet, indem dem seiner Würden entsetzten Gott eine ungeschlachte, gigantische, mitunter auch zwerghafte, gewöhnlich aber halb tierische Gestalt beigelegt wurde, die wohl ihre Roheit gegenüber der geleckteren Gestalt ihrer Nachfolger charakterisieren sollte; so wurden alte Wind-, Feuer-, Sonnen- und Wassergötter in Kentauren, Faune und Panisken, Kyklopen, Tritonen und Meergreise verwandelt. Nicht selten schaut dabei eine ursprüngliche Gestalt hindurch, welche die der Tierverehrung geneigten Vorfahren der alten Gottheit gegeben haben mögen. Eigentümlich ist die Vervielfältigung der abgesetzten Gottheiten, die nun, was sie als aktive Gottheiten stets unterließen, ihr Geschlecht vermehren und so an die Spitze einer Schar treten, die sich, da sie die neuen Götter nicht anerkennt, durch Gottlosigkeit auszeichnet. Sie rühmen sich, wie Polyphem, weit vortrefflicher zu sein als die neuen Götter und deren Gesetze zu verachten, oder, wie der Kyklop bei Euripides, des Gebetes nicht zu bedürfen, da die Erde willig oder nicht ihre Erzeugnisse hergeben müsse.

Diese religionsgeschichtlichen Vorgänge hatten natürlich eine starke Vermehrung der Götternamen zur Folge; denn sehr selten ist eine ehemals verehrte Gestalt völlig von der Liste gestrichen worden, sie lebte entweder

als Dämon fort oder erhielt ein anderes Amt an zweiter Stelle, vielleicht unter verändertem Namen, zersplitterte sich in mehrere Funktionäre oder trat auch vielleicht in einer neuen Synthese in den Vordergrund des olympischen Theaters. Eine derartige Vervielfältigung können wir sogleich an Uranos und Kronos, den Haupttypen überlebter und abgesetzter Götter, beobachten. Als unthätige, geschwätzige Meergreise haben wir Ögir und Uranos-Okeanos schon kennen gelernt; aber wie dem schlafenden Kronos, indem man an chronos, die Zeit, dachte, und den Namen nun auch zuweilen Chronos schrieb, eine neue Aufgabe zugemessen ward, als Zeitgott die Zeit zu verschlafen, so hat man den Allumfasser in seinem fernen Exil am Ende der Welt zum allumfassenden Raumgott gemacht. Schon dem alten keltischen Hu-Äddon war die Zeitmessung nach Nächten und Wintern zugeteilt, und er berührt sich darin mit dem Mondgotte, dem eigentlichen Zeitmesser der germanischen Stämme, der die Wochen, Monate und Jahre durch seinen Gestaltenwechsel bestimmt. Auch als Totengott tritt er, wie wir später sehen werden, dem Mondgott nahe, und die Insel Mona nebst der Menaistraße deuten auf Mondinsel und Mondmeer. Als Totengott sind ihm Nebenbuhler in Odin, Gudmund, Minos, Rhadamanthys, Alkinoos, Pikos und vielen anderen erwachsen.

Dem niedergeschmetterten Riesen Aukštis begegnen wir in der Edda zunächst in zweierlei Gestalten. Im Grimnir-Liede hören wir, wie der Glutdämon Geirröd verblendet seinen Gönner Odin zwischen zwei Feuern peinigt, und endlich, von Odins Gunst verlassen, in sein Schwert stürzt. Dramatischer ist die andere Erzählungsform der jüngeren Edda, wo sein Nachfolger im Amt, der Sommergott Thor, unbewaffnet mit dem Hammer nach Geirrödsgard kommt, und nun der Kampf mit glühenden Eisenkeilen (den Blitzen), die hin und her geworfen werden, beginnt, bis Geirröd durchbohrt zu Boden sinkt. Der junge Sommergott, der noch nicht im Besitz des Donnerkeils ist, erschlägt den alten mit der eigenen Waffe und wird obendrein dem Riesen gegenüber häufig als Zwerg gedacht. In dem Berichte Saxos von Thorkills Fahrt nach dem Reiche des Geruthus kommt man erst in das Land Gudmunds (Kronos) und dann über eine goldene Brücke in das des Geruthus (Geirröd, Aukštis), der von dem Feuerkeil durchbohrt in einer alten Steinkammer gefunden wird. Noch mehr gehört der Bericht von Thors Reise zu Utgardloki in diesen Kreis, nur daß der Edda-Bericht verstümmelt ist, und den als Zwerg gekennzeichneten Thor nicht zum Siege über den Feuerriesen führt. Hier tritt wieder Saxos Bericht von Thorkills Reise zu Utgartilokus ergänzend ein, denn hier wird der Riese gefesselt in der Unterwelt gefunden. Der Feuerriese hat sich den

ins ferne Nordmeer verbannten Winter- und Sommerriesen angeschlossen; sie wohnen auf benachbarten Inseln jenseits des Klebermeers, wie Phäaken und Kyklopen einst nach der Odyssee im Oberlande (Hypereia) benachbart gewohnt hatten. Dieser Gedanke von den benachbart wohnenden Göttern im Exil muß, obwohl uralt, im Norden heimisch sein; denn wie hätte Saxo und andere mittelalterliche Schriftsteller erkennen sollen, daß Kronos, Alkinoos und Gudmund eine Person seien, und daß die Geruthus- oder Utgartilokus-Insel derjenigen der Kyklopen entspricht, mit denen sie durch Adam von Bremen in seinen Nordmeer-Reisen dann auch bevölkert wurde, und zwar, wie wir später sehen werden, mit begleitenden Zügen, die in der Odyssee, sehr zum Schaden der Dichtung, vergessen worden sind.

Daß die Kyklopen Nachbilder des einäugigen nordischen Himmelsgottes sind, wird uns völlig klar werden, wenn wir erst das Mittelglied der Orionsage betrachtet haben werden; ihr hohes Alter im Norden wird durch die Verwandtschaft des indischen Flutdämon Goldauge (Hirany-Aksha, s. S. 128) mit Aukßtis bezeugt, der nach seiner Ermordung durch den Eber Vishnu gerade so in den Râkshasen — vergl. got. rakja (Recke) — weiterlebt, wie Aukßtis in den stirnäugigen litauischen Riesen, die in der Nacht auf dem Bauche schlafen, um mit dem Mondauge Umschau zu halten (Veckenstedt I. 57) und den Kyklopen. Die spätere epische Sage legt den Râkshasas und Kyklopen ebenso das große Stirnauge bei, wie ihrem Ahnherrn, und genau wie in den deutschen Polyphem-Märchen wittert im Mahabharata der mißgestaltete, rotbärtige Râkshasa Hidimbas das Menschenfleisch schon von weitem und befiehlt seiner Schwester, es herbeizuschaffen. Und wiederum genau wie im deutschen Märchen nimmt sich die Schwester oder Frau des Menschenfressers des seiner Behausung genahten Menschenkindes freundlich an (Fr. Bopp, „Ardschunas Reise zu Indras Himmel," Berlin 1824, S. 16). Hinter dem Rücken des alten Homer reichen sich die germanische und indische Kyklopensage die Hand, während die Odyssee nur unverständliche Bruchstücke davon bewahrt hat. Im Namen der Râkshasen scheint aksha, Auge, wie im preußischen Okko-Pioruna (Himmelsauge) und im Kyklops (Radauge) zu stecken.

Kaum verkennbar erscheint ferner die Verwandtschaft des Aukßtis mit dem phrygischen Agdistis, welcher nach Arnobius (V. 5) „von unbezwinglicher Stärke und unzugänglicher Wildheit, voll unbändiger und rasender Gier, beiderlei Geschlechts angehörig, das gewaltsam Geraubte zu Grunde richtete und nach der ihn treibenden Wildheit vernichtete, weder um Götter und Menschen sich kümmerte und außer sich an nichts Mächtigeres glaubte,

Erde, Himmel und Sterne verachtend.“ Die Götter beratschlagen, wie man des Ungeheuers Herr werden könne; endlich entschließt sich Liber (Bakchos), die Quelle, an welcher der wilde Jäger seinen Durst zu löschen pflegte, mit Wein zu mischen, von dem dann Agdistis in mächtigen Zügen säuft. Betrunken sinkt er in Schlaf, worin ihn Liber so fesselt, daß er sich beim Erwachen selbst entmannen muß. Man erkennt sofort die Verwandtschaft mit der Kyklopen-, Orion- und Uranossage, die von Arnobius mit dem gemeinsamen Urquell, der nordischen Aukßtissage, dadurch noch näher verknüpft wird, daß Agdistis aus dem Felsen Agdus entsteht, demselben, von welchem Deukalion und Pyrrha nach der Aukßtisflut (S. 129) die Brocken brachen, aus denen sie Menschen schufen. Bedenkt man nun, daß der nordische Sommerriese bald geblendet (Aukßtis, Orion, Polyphem), bald von einem Eber ermordet (Hiranya-Akſha), bald verstümmelt wird (Agdistis, Uranos), so erkennt man leicht, wie die Agdistissage das Übergangsglied zur phrygischen Atys- und syrischen Adonissage liefert, in welcher der Sommergott durch den wilden Eber entmannt oder getötet wurde.

Die nordische Sage schwankt zwischen Blendung, Tötung und Fesselung in der Unterwelt, aber sie hat vor allen anderen einen Zug voraus, der nur noch in der griechischen Sage leise nachklingt, das Fortleben des Entsetzten als wilden Jäger, einen spukenden Gott. Wie Menschen, welche gewaltsam ums Leben gekommen sind, wiederkehren und die Überlebenden ängstigen, so erzählt man in russisch Litauen, der wilde Reiter (Pasutis Raitoris) sei früher ein Gott gewesen (Aukßtis), aber nachdem er verflucht worden sei, müsse er rastlos über die Erde dahinstürmen, gewöhnlich auf einem schwarzen, feuerschnaubenden Rosse hoch in den Lüften, über Berge setzend, die Wälder niederbiegend, Bäume entwurzelnd, Häuser umstürzend, und selbst Gehängte vom Galgen reißend. Da er der Augen beraubt ist, kann er hellen Lichtschein nicht vertragen, und schadet oft den Häusern, in denen er noch spät in der Nacht, zur Zeit seines Umzugs, brennendes Licht findet. Die Bauern meiden ihm zu begegnen, sie drücken sich beiseite, wenn sie das Hohngelächter aus der Höhe und das Gebell seiner Meute hören (Veckenstedt I. 131—135).

Der Sommergott, der die Welt nicht mehr erleuchten kann, ist also zu einem wilden Sturmgott geworden, der blind um die Welt rast. Bekanntlich beziehen die deutschen und skandinavischen Mythenforscher den wilden Jäger auf Odin; aber die litauische Auffassung scheint mir älter zu sein, und der geblendete Sommergott entspricht dem gespensterhaften Treiben des wilden Jägers besser, was namentlich aus dem Orionmythus hervorgeht. Es ist richtig, daß in der späteren Sage alle Namen und

Bezüge, selbst die Blindheit und der Ebermord auf Odin übertragen wurden. Ich erkläre mir dies dadurch, daß ich den Odin für eine Synthese aus Winter- und Sommergott ansehe; in seiner Gestalt hat eine Ausgleichung der Gegensätze beider stattgefunden, deren gemeinsamer Erbe er als Jahres-Sonnengott wurde. Diese Auffassung bestätigt sich nicht nur durch sein gelegentliches Wiederauseinanderfallen in einen Sommer- und Wintergott (Odur und Uller), sondern auch durch seine doppelte Natur als Ober- und Unterweltsgott, den Lebenden ein Wunsch- und Sieggott, den Toten ein Schützer und Vater.

Ursprünglich scheint ihm die Wind- und Wellennatur näher gelegen zu haben; denn als Wind- und Wogengott (Vata) ist er nach Indien und Persien gelangt, und lebt er (als Wate) in der germanischen Sage fort. In der litauischen Flutsage sehen wir Wandu und Weja als Wind und Wellen auftreten, bei den Krainern ist Wodan ein Wassergott, womit slav. woda, wuda, sanskr. oda, uda zu vergleichen sind. Wodnyk und Wodna sind bei den Slaven Wassermann und Wasserfrau, und auch in der Edda tritt Odin häufig als Wassergott, Hnikar, Hnikuz und Hnikudr, womit ags. nicor, niederl. nicker und necker zu vergleichen sind. Bei den Slaven ist Wodan kaum aus seiner Rolle als Wassergott herausgetreten; wahrscheinlich war er schon in sehr alten Zeiten als solcher zu ihnen gelangt, nur bei den Wenden erscheint Wodiz als Kriegsgott und Heeresleiter, wie Wuotan bei den Deutschen.

Auch vom alten Winter- und Totengott sind außer den in Gudmund und Odin erhaltenen Spuren noch andere im nördlichen Europa übrig geblieben, die man als Reaktivierungen desselben betrachten kann. Ein in Thätigkeit gesetzter Wintergott muß als Kälte- und Eisriese oder als Nordostwind (Boreas) auftreten, und infolge dieser Auffassung können wir den Reifriesen Hymir, von dessen Blicken alles erstarrt, als aktiven Vertreter des alten Krodo betrachten und den Windriesen Thiassi u. s. w. zu seinem Hofstaate rechnen. Die Auffassung solcher Göttergestalten wird erheblich durch den Kulturzustand der Völker beeinflußt. Solange dieselben nur vom Ertrage der Jagd und Fischerei leben, können dieselben den Wintergott mit verhältnismäßig günstigem Auge betrachten, da er ihren Unterhalt nicht erheblich schmälert und der Jagd und Fischerei sogar manche Vorteile bringt. Aber in dem Maße, wie sich Viehzucht und Ackerbau vermehren, wird der Wintergott mit weniger freundlichem Auge angesehen werden, man nennt ihn den hämischen, hundsweisen Alten, der ertragen werden muß, da er ja in nordischen Regionen ohne Zweifel der mächtigste Regent ist, vor dem alle anderen sich beugen müssen. Auch

blieb man sich bewußt, daß er der Ahne der Asenfamilie sei, und ebenso wie Kronos stets der Vater des Zeus blieb, so rühmt Tyr im Hymir-Liede:

> Der hundweise Hymir an des Himmels Ende
> Mein kraftreicher Vater hat einen Kessel,
> Ein räumig Gefäß, einer Raste tief.

Es ist der uns schon bekannte Kessel des Hu, die Schale des Kerus, das Faß des Kronos, der Eimer des Krodo, der Scheffel des Aïdoneus, ein Bild des Erdschoßes, oder wenn man will, des Himmelsgewölbes, und Tyr und Thor, wie sie hinkommen, ihn zu holen, werden von der weißbrauigen Alten, ihrer Ahnenmutter freundlich aufgenommen. Der Vater aber heißt Atli, der Alte, und es dünkt mich nicht unmöglich, daß aus ihm der am Ende der Welt wohnende übelgesinnte Titane Atlas, „des Kronos Bruder," hervorgegangen sein könnte. In ähnlicher Weise scheint der in seinem Kessel nach der Toteninsel hinübersteuernde Äddon durch Kerus (Kari), Cheru zu Charu und Charon, den Totenschiffern der alten Etrusker und Griechen, hinüber zu leiten. Mitunter erscheint im Norden Odin als berittener Totenführer, und dem möchte ein berittener Charon der Neugriechen entsprechen, über welchen Furtwängler eine Abhandlung veröffentlicht hat.

Endlich muß noch einer Auferstehung der alten entthronten Götter in verklärter Form gedacht werden, die bei Kronos in dem wiederkehrenden Gott der Zukunft, des goldenen Zeitalters liegt. Der nordische Sommer- und Schöpfungsgott wurde dagegen in leibhaftiger Gestalt wiedergeboren und zwar ebensowohl im Freyr des Nordens, im Pater Liber der Römer und Dionysos der Griechen. Elemente aus der Natur der alten Feuergötter haben sich beigesellt, Sonnenkraft, Wärme und Feuchtigkeit sind auch in ihrem Wesen verbunden, und der Hauptunterschied besteht darin, daß nicht mehr von der Urschöpfung, sondern nur noch von der beständigen Verjüngung der Natur in ihrem Wirken die Rede ist.

14. Wanderungen und Wandlungen der Göttergestalten.

Vielleicht nicht ganz so absichtlich, wie dies scheinen mag, sind die germanischen Völker in Gestaltung ihrer Göttervorstellungen zurückhaltend gewesen, was ihnen Tacitus (Germania Kap. 9) hoch anrechnet,

obwohl er zuviel sagt, wenn er ihnen Götterbilder überhaupt abspricht. Plutarch erzählt uns im Leben des Cajus Marius, daß die Kimbern und Teutonen auf ihrem Einfall in Italien ein ehernes Götterbild in Gestalt eines Stieres mit sich führten, bei welchem sie die gefangenen Römer vor ihrer Entlassung schwören ließen. Das Fehlen der Zeiten überdauernder Götterbilder in Stein und Erz ist wohl mehr auf ihren Mangel an geübten Künstlern, dergleichen in Stein und Erz zu bilden, zurückzuführen. Aus den erhaltenen Dichtungen sehen wir, daß sich ihre Göttervorstellungen sehr oft in bestimmten Gestalten bewegten, und daß dabei, wie bei allen alten Völkern, das Tierbild eine wichtige Rolle gespielt hat.

Die Kuh Audhumla der Edda lehrt uns, daß man die Erde, wie bei allen indogermanischen Völkern, in Gestalt einer nährenden Kuh verehrte; das griech. Ge und Gaea, sanskr. gav, gau, got. gavi (gavja) bedeutet sowohl Erde (Gau) als Kuh, und der Erdkuh trat dann ein Himmelstier notwendig gegenüber. Wir finden in dem persischen Urstier Gayomard, aus dessen Leibe die Menschen, Fravashis und Metalle hervorgehen, ein abgeschwächtes Bild des nordischen Ymir, und der Namen unseres Sommergottes Thor ist wahrscheinlich auf ved. sturas, got. stiur, altn. thior, griech. tauros, lat. taurus, lit. tauras, umbr. und slav. turu zurückzuführen. Das dem Thor gewidmete Frühlingsfest hieß bei den Slaven Turice, von der feierlichen Umherführung eines Stiers bei demselben. So wurde auch der dem Thor so außerordentlich ähnliche Indra in den Veden gewöhnlich als der kraftvolle Stier dargestellt, und selbst Zeus gestattet sich noch Europa als Stier zu entführen. Der Gewittergott erscheint nicht selten als Hirsch, weil die zackigen Geweihe an den Zickzack des Blitzes erinnern, Kampfgötter im allgemeinen in Gestalt des todeswütigen Ebers, den germanische Krieger sehr gewöhnlich als Kampfesabzeichen auf dem Helm trugen, was bei Odysseus als Ausnahme hervorgehoben wird. Den Wassergöttern boten Pferde ein vielbenütztes Bild der dahineilenden Meereswellen, doch galten weiße Rosse als dem Sonnengotte heilig. Odin wird wohl, wie andere Windgötter, zuweilen in Vogelgestalt gedacht; er heißt gelegentlich Arnhöfdi (der Adlershäuptige) und enteilt in Adlersgestalt der Verfolgung des Suttungr, der ihm in gleicher Gestalt folgt; doch sind solche gelegentliche Verwandlungen der Götter in Tiergestalt nicht maßgebend für ihre allgemeine Auffassung.

Im allgemeinen darf man in der That den Nordariern nachrühmen, daß sie in dieser Beziehung Maß gehalten haben und immer das menschlich gedachte Bild der Gottheit durchschimmern ließen, sich weder zu einem

barbarischen Tierdienst, wie die alten Ägypter, noch zu einer Verunstaltung des menschlichen Körpers durch willkürliche Vermehrung der Arme und Köpfe, wie die alten Inder, noch zu den Mischgestalten der Assyrer hinreißen ließen. Nur sehr wenige Ausnahmen, wie der zwölfarmige Riese Starkad, die vielhäuptige Mutter Hymirs, einer Art von Teufels Großmutter, und verschiedene Unterweltswesen würden sich als Ausnahmen aufführen lassen. In der Regel waren die Götter einfach in menschlicher Gestalt, jung oder alt gedacht, zuweilen als Invaliden, wie deren in der kriegerischen Vorzeit häufig angetroffen wurden, z. B. Tyr einhändig, und Odin einäugig, um bestimmte Auffassungen und Vorgänge zu versinnlichen.

Anders war es bei den Slaven, von deren Götterbildern auf Rügen, in Rethra und Stettin wir genaue Beschreibungen durch zuverlässige Historiker, namentlich von Saxo besitzen. Da begegnen wir einem vierhäuptigen Lichtgott Swantewit, dessen Gesichter nach allen vier Himmelsgegenden blickten, einem siebenhäuptigen Kriegsgott (Rugewit) mit acht Schwertern, einem fünfhäuptigen Porewit und Porenut, einem dreiköpfigen Triglaf, den man der griechischen Hekate verglichen hat, und andern. Diese Gestalten erinnern lebhaft an die indischen Götterbilder, und da nun auch viele Götternamen und Feste Gemeinsames darbieten, so tauchte bald nach der Entdeckung der Verwandtschaft der alten indischen Sprache und Götterlehre mit den europäischen Sprachen und Religionen die Meinung auf, daß die slavischen Kultgestaltungen gleichsam die frischesten Erinnerungen an das indische Heimatsland wiederspiegelten. Schon Dobrowsky (Slowanka 1814—15) lieh dieser Auffassung Worte, die dann in Ritters Vorhalle (1820), in Schafariks Geschichte der slavischen Sprache und Litteratur (1826) und besonders von J. Kollar (1839) und Hanusch (1842) weiter ausgeführt wurde. Nicht nur Brahma, Vishnu und Çiva wurden unter den slavischen Göttergestalten entdeckt, sondern Kollar glaubte sogar die einzelnen Inkarnationen Vishnus noch bei den Slaven nachweisen zu können, Triglav galt als Nachbild der indischen Trimurti, und selbst Buddha hatte auch hier seine Fußtapfen erkennbar zurückgelassen.

In diesen Übereinstimmungen ist sicherlich viel Beachtenswertes; allein dem vergleichenden Mythologen offenbart sich eine viel allgemeinere Verwandtschaft mit den germanischen Göttervorstellungen. Der alte Dyu der Inder gleicht dem germanischen Zio oder Tiu, Indra dem Thor viel mehr als dem im Wesen sonst nahe verwandten Perkunas, und vor allem ist die altgermanische Vorstellung eines Mondgottes und einer Sonnengöttin,

welche die Slaven ebensowenig angenommen haben, als andere europäische Völker, erst wieder in Altindien zu finden. Unter der obigen Voraussetzung wäre dieses Verhalten völlig unverständlich, es erklärt sich aber sehr leicht, wenn wir uns erinnern, daß die germanischen Sprachen und Religionsvorstellungen, als sie sich nach Süden und Osten ausdehnten, einen breiten Wall von slavischen und keltischen Völkerschaften durchbrechen mußten, und da diese Durchdringung eine allmähliche war, eine Menge Wortfügungen, Eigentümlichkeiten der Aussprache und Kultvorstellungen aufnahmen und mit sich trugen nach Italien, Griechenland, Kleinasien, Persien und Indien. Wir wissen nicht genau, wie die Gruppierung der slavischen Stämme im hohen Altertum gewesen ist, aber so viel scheint mir aus allen Umbildungen hervorzugehen, daß der slavische Stamm, dem die heutigen Litauer und Preußen, vielleicht auch die Polen angehören, hauptsächlich auf dem Wege der arischen Wanderer nach Griechenland und Kleinasien gesessen haben muß, während die später mehr südlich angesessenen österreichischen Slaven früher westlicher gewohnt haben müssen, da ihr Geist sich mehr in altpersischen und indischen Vorstellungen spiegelt.

So scheint die Licht- und Sonnen-Religion mit ihrem Dualismus zwischen dem Gotte des Lichtes und dem der Finsternis früh bei den Slaven entwickelt gewesen zu sein; ihr Belbog oder Bielbog, d. h. der weiße Gott, entspricht ebenso dem persischen Ormuzd, wie ihr Czernybog, der schwarze Gott, dem Ahriman gleicht. Bog (Gott) soll dem persischen baga entsprechen; dew bedeutet bei den Slaven schon einen bösen Dämon, wie bei den Persern, während die Wurzel bei den alten Germanen, Griechen und Indern einen guten Gott bezeichnete. Belbog, dessen Name mit dem keltisch-germanischen Sonnengott Belenos-Biel zusammenhängt, entspricht dem häufiger Swantewit, auch Swaistix genannten Gotte, dessen Namen Ritter in einer himmlischen Wiedergeburt des Buddha auf Ceylon (Santu-Sitte) wiedergefunden haben wollte. Allein auf solche manchmal zufällige Namensanklänge ist weniger zu geben, als auf die Gleichheit der Auffassung und der Kultgebräuche, die in einzelnen Fällen ziemlich groß ist. Die wissenschaftliche Behandlung der slavischen Mythologie läßt leider noch immer viel zu wünschen übrig, so daß hier große Zurückhaltung geboten scheint.

Sicherlich hatten die Slaven, bevor sie sich näher mit germanischen Stämmen durchdrangen und berührten, ihre eigenen Göttervorstellungen, vor allem einen eigenen Licht- und Feuerkult, der sich besonders nahe mit agrarischen Kulten verband. Ich bin geneigt, zu glauben, daß hier

manches zu germanischen Stämmen übergegangen ist; aber wer will bei solchen, seit Jahrtausenden benachbarten Stämmen sicher entscheiden, was der eine hergegeben, der andere entlehnt und bloß in seine Sprache übersetzt hat! Die oft große Ungleichheit der Namen derselben Gottheit selbst bei den einzelnen germanischen Stämmen hinderte nicht die Übereinstimmung der Auffassung: der bayrische Er entspricht dem sächsischen Heru und nordischen Tyr, wie sich Irmin der Deutschen, Thor der Skandinavier und Perkunas der Slaven bis auf leichte Schattierungen des Wesens vertreten. Eine allgemeine Ausgleichung der Kultvorstellungen hat also, bei aller Verschiedenheit der Namen, ebenso im nördlichen Europa stattgefunden, wie unter Römern, Griechen und anderen Anwohnern des Mittelmeeres. Sie war sogar im Norden wegen der Beweglichkeit der Völker wahrscheinlich ungleich größer. Wir wissen daher bei manchen Göttergestalten des Nordens durchaus nicht mit Bestimmtheit, ob sie slavischen oder germanischen Ursprungs sind.

Man nimmt an, daß Niördr und seine Kinder Freyr und Freyja slavischen Ursprungs seien, und bestätigt dies mit dem Vorwurf, den Loki im Liede von Ögirs Gastmahl wider Niördr schleudert, er sei mit seiner Schwester (Nerthus) vermählt gewesen. Die Geschwisterehe sei wohl bei den Slaven, nicht aber bei den Germanen gebräuchlich und erlaubt gewesen. Auch das Verhältnis zwischen Freyr und Freyja selber erweckt solche Vorstellungen und ebenso dasjenige zwischen Apoll und Artemis. Nun entspricht zwar Freyr seiner gesamten Natur nach mehr dem griechischen Dionysos, welcher ein Vorgänger Apolls zu Delphi war, als diesem letzteren, und das Paar Freyr und Freyja könnte dem römischen Liber und Libera fast in jeder Beziehung verglichen werden; denn Sonnengott und Mondgöttin scheint bei den Slaven ehemals ebenso ein Paar gebildet zu haben, wie bei den Germanen und Indern umgekehrt Mondgott und Sonnengöttin. Als dieses letztere Paar nun durch slavische Gebiete nach Griechenland und Indien vordrang, fand teilweise eine Umkehr des Verhältnisses statt: aus der Sonnengöttin wurde ein Sonnengott, aus dem Mondgott eine Mondgöttin. Sie wollten sich aber nunmehr nicht wieder zu einem Ehepaar vereinigen und blieben als Geschwisterpaar stehen.

Bei der Vielseitigkeit der Wandlungen wandernder Göttergestalten giebt es für Naturgötter solcher Völker, denen frühe Aufzeichnungen und Denkmäler ganz abgehen, immer noch ein Mittel, ihre ursprüngliche Heimat festzustellen, und das besteht in der Vergleichung ihres ursprünglichen Wesens, soweit es sich ermitteln läßt, mit der Natur der Länder, in

denen sie auftreten. Wir werden diese Methode im nächsten Kapitel entwickeln, und zeigen, daß sie in manchen Fällen zu wertvollen Ergebnissen führt, wenn gewisse Vorsichtsmaßregeln dabei nicht außer acht gelassen werden.

15. Die Heimatsbestimmung von Sagen im allgemeinen und der Riesensagen im besondern.

Schon im Altertum hatten sich die Mythenforscher in zwei Hauptlager geteilt, von denen das eine, die Partei des Euhemeros behauptete, die Götter seien ehemalige Fürsten und Wohlthäter des Menschen, die man nach ihrem Tode vergöttert habe, die anderen, sie seien Vermenschlichungen von Naturmächten und Naturvorgängen, und daher physikalisch zu deuten. Wenn es z. B. heiße, Here lege den Schönheitsgürtel an, um Zeus würdig zu empfangen, so beziehe sich das auf die Reinigung der Luft durch das Gewitter, denn Here sei die Luft und Zeus der Blitz. Die physikalische Schule gewann im Altertum der historischen den Vorsprung ab, und das geschah mit Recht; denn wenn auch die übernatürlichen Mächte, die der Mensch verehrte, nach der gesamten Grundlage seines Denkens Menschengestalt und Menschenwesen annehmen mußten, um für den Natursohn gegenständlich und vorstellbar zu werden, so sind doch nichts als die äußere Maske und die Kultusformen, die Opfer, Anrufungen u. s. w. dem Manendienst entnommen. Man muß auf alles genauere Studium der Mythen verzichtet haben, wenn man mit Lippert und anderen Neuerern den Euhemerismus in unseren Tagen wieder beleben will.

Natürlich muß ebenso unglücklich der platte Realismus enden, der an so ausgearbeiteten Gestalten, wie die der griechischen Götterlehre, die Anforderung stellen will, sich einfach als eine bestimmte Naturkraft zu enthüllen, die im Gegenteil ehemals den Kern eines langen Krystallisationsprozesses gebildet hat. Denn oftmals ist im Laufe der Jahrtausende aus einer wohlumschriebenen Göttergestalt etwas ganz anderes geworden, als sie ehemals vorstellte, und wenn jemand sagen wollte, Hermes sei der Wind, Herakles die Kraft, Mars die Tapferkeit u. s. w., so müßte

man ihn auslachen. Viel einfacher liegen die Verhältnisse im Norden, wo sich jeder überzeugen kann, daß das große Naturdrama im Kreislauf des Jahres nächst dem eigenen Schicksal das Sinnen des Menschen beständig ausfüllte. Wenn wir die Edda aufschlagen, so begegnen wir auf Schritt und Tritt Personennamen, die sich, wenn wir sie im isländischen Wörterbuch nachschlagen, sofort als heimatliche Naturerscheinungen kundgeben. Nehmen wir z. B. das Fiölsvinnsmal (Vielgewandts Reden) überschriebene Gedicht, so sehen wir zu dem von der Waberlohe umhüllt schlafenden Göttermädchen (unser Dornröschen) einen Fremdling Einlaß begehren, der sich als Swipdagr, d. h. der Verfrüher der Tage, d. h. der Frühling entpuppt. In ähnlicher Weise heißt Odin auch Widrir (der Wettermacher) oder Bölwerkr (der Nebelwirker). In der Thors-Drapa wird eine Geschlechtstafel mitgeteilt, nach welcher Kari (Odin) König der Winde, einen Sohn Frosti oder Jökul hatte, den Vater des Königs Snär, dessen Kinder Thorri, Fönn, Drifa und Miöll genannt werden. Nehmen wir das Wörterbuch zu Hilfe, so vergleicht sich Kari, unbeschadet etwaiger Verwandtschaft mit Kerus (S. 123) mit lat. caurus, Nordwestwind, Frosti heißt der Frost, Jökull der Eisberg, Snär oder Snior der Schnee, Fönn der dichte Schnee, Drîfa das Schneegestöber, Miöll der feinste, glänzendste Schnee.

Ebenso geben sich die Riesen in den nordischen Dichtungen noch viel unverhüllter als in den griechischen als Naturgewalten zu erkennen, unter denen natürlich die Frost- und Winterriesen Thrym, Gymir, Hymir, (vergl. S. 140) die Windriesen, Meeres- und Felsriesen eine bedeutendere Rolle einnahmen, als die Vulkan- und Erdbebenriesen, die Erdbeweger, die wieder im Süden mehr in den Vordergrund treten. Denn die Bekanntschaft der nordischen Völker mit den Vulkanen auf Island war eine so späte, daß sie erst auf bestimmte Edda-Stücke noch Einfluß üben, aber nicht mehr den Grundbau des Mythengebäudes beeinflussen konnte. Nur auf die Loki- und Götterdämmerungs-Vorstellungen scheint die Bekanntschaft mit unterirdischen Feuergewalten noch später Einfluß gewonnen zu haben. Gerade so, wie die Erdbebenriesen und der Glutwindriese Typhon Geburten der Mittelmeerländer sind, so war eine Götter-Dynastie, an deren Spitze auch später ein ausgesprochener Wind- und Wettergott (Odin) stand, eben eine Schöpfung des Nordens, und wenn wir im Süden einem Eisriesen Alkyoneus begegnen, so werden wir ihn ruhig als Entlehnung betrachten dürfen.

Dahin wollte ich kommen, um zunächst darauf hinzudeuten, daß man unter den Mythen zwei Klassen aufstellen kann, nämlich: 1. heimatslose

oder überall heimatsberechtigte und 2. solche, die nur in einem begrenzten Himmelsstrich, in einem ganz bestimmten Klima oder Lande entstehen konnten. Diese Unterscheidung wird wichtig, wenn es darauf ankommt, die Heimat eines bestimmten Mythenkreises festzustellen. Zu den überall heimischen Mythen rechne ich beispielsweise alle auf Tod, Leben und das allgemeine Menschenschicksal bezüglichen, sowie den ganzen Kreis der vornehmlich aus dem Traumleben abgeleiteten Sagen über das Fortleben der Seelen nach dem Tode, Seelenwanderung, Totenreich und Jenseits, Vorstellungen, die überall entstehen konnten und entstehen mußten, wo Menschen über ihr Geschick nachsannen und ihre Erfahrungen aus dem Traumleben ergänzten. Eine solche Allerweltsmythe ist auch die von der großen Flut, die einst die höchsten Berge bedeckt und das gesamte Menschengeschlecht vertilgt habe; denn eine solche Sage mußte naturnotwendig in allen Ländern entstehen, wo sich Reste versteinerter Seetiere in die Erdschichten hoher Gebirge eingeschlossen finden, und das ist ein in aller Welt häufiges Vorkommen, welches beinahe überall zu denselben bestimmten Schlüssen führte.

Diese Klasse von Mythen ist besonders für den Psychologen von Interesse, während die Naturmythen, d. h. diejenigen, die sich auf die äußere Natur beziehen, im besondern den Prähistoriker unter den Mythologen fesseln müssen, da sie ihm Aufschluß über die Heimat der Mythen geben. Es giebt Mythen genug, die gleich den Pflanzen und Tieren eine manchmal ziemlich eng umschriebene Heimat besitzen, in der sie allein entstehen und aufwachsen konnten. Wir werden dies in den folgenden Kapiteln namentlich an den Sonnenmythen verfolgen, die naturgemäß ganz verschieden ausfallen mußten, je nachdem sie im Norden oder Süden entstanden sind. Denn Sonnenlauf und Sonnenwirkung stellen sich je nach der Breitenlage der Länder als so außerordentlich verschiedene Dinge dar, daß sie naturgemäß zu ebenso unähnlichen Mythenbildungen führen mußten. Der kurze Tageslauf der Wintersonne im Norden beweist den nordischen Ursprung zahlreicher Sonnensagen, deren Heimat man bisher fälschlich im Oriente gesucht hat. Denn während in Assyrien, Indien, Ägypten und ähnlichen südlichen Ländern die Unterschiede des Sonnenlaufs im Sommer und Winter kaum in das allgemeine Bewußtsein fallen, handelt es sich im Norden um eine solche Ungleichheit des Sonnenstandes, daß Sagen von Krankheit und Tod der Wintersonne entstehen mußten, die im Süden, wo sie auftreten, nur eingewandert sein können. Ebenso sind Mythen, die sich an den Aufgang bestimmter Sternbilder in bestimmten Jahreszeiten knüpften, oder ihre Bewegung am Himmel betreffen, leicht auf begrenzte Zonen zu-

rückzuführen. So z. B. könnte die Sage, daß die beleidigte Here den alten Okeanos gebeten habe, der in das Bärengestirn verwandelten Kallisto, der vormaligen Geliebten ihres Gatten, für alle Zeiten ein reinigendes Bad im Meere zu verwehren (Ovid, Metam. II. 508—530), nur diesseits, nicht jenseits des Mittelmeeres entstanden sein, denn den drüben Wohnenden taucht die Bärin allnächtlich im Winter zur Flut.

Die Anwendung dieser Grundsätze führt zu wichtigen Schlüssen, die aber dadurch erschwert werden, daß wandernde Sagen sich in der neuen Heimat anpassen und acclimatisieren. In solchen Fällen muß dann untersucht werden, wo ihre nächsten Verwandten zu Hause sind, und es muß die ganze Sippschaft abgefragt werden, um die rechte Heimatszuständigkeit zu ermitteln. Oftmals ist es hierbei namentlich die Färbung, Verkettung und der organische Zusammenhang, in welchem sie als wesentliche Glieder mit einem großen nationalen Mythenkreise verwachsen sind, wodurch wir zur Entdeckung ihres ursprünglichen Auswanderungslandes geführt werden.

Ein zweiter wichtiger Prüfstein der Mythen ist der kulturhistorische, der aus dem geistigen Gehalt ihr Alter zu bestimmen sucht, und dies ist der Punkt, den ich namentlich an den Riesensagen erörtern wollte. Wir sehen in den nordischen Mythen die Götter in einem beständigen Kampfe mit den Naturmächten liegen, die als den Menschen feindliche Riesen gedacht werden. Vieles ist im Norden dem Menschendasein feindlich, was im Süden nicht als solches empfunden wird: der lange Winter mit Schnee und Eis, die Nebel, Stürme, kurzen Tage, der felsige, unfruchtbare Boden des nordischen Gebirges. Darum stehen dem Sohne des Nordens zahlreiche, das Leben erschwerende Riesengewalten entgegen, und er schafft sich Götter, die ihm im schweren Kampfe ums Dasein beistehen sollen. Weniger um ihm den Sieg gegen menschliche Feinde zu verleihen, denn mit denen dachte er selber fertig zu werden, sondern eben gegen jene Gewalten, wo Menschenkraft vergeblich ist. Dieses wird auch durch die Bedeutung der Worte Asen und Jötune bestätigt, von denen man Asen als die Stützer (von dem got. anseis, Stützen) und Jotnen als Fresser (vom altn. ithanai) übersetzt und ableitet. So wurde denn der nordische Himmelsgott in erster Linie ein Kämpfer gegen die feindlichen Mächte, welche die Gestirne bedrohen, die dem Menschen freundlich sind, und gegen ihre unheilvolle Thätigkeit auf Erden. Thor aber beschirmt vor allem die Erde und ihre Bewohner selbst, indem er mit den rohen und wilden Elementargewalten, den Riesen, in einem nie rastenden Kampfe liegt, um ihnen das karge Stück fruchtbarer Erde abzugewinnen, welches seine Kinder bebauen können, die Eisriesen in ihre nordöstlichen Schlupfwinkel zurück-

zudrängen, die wilden Meeresgötter, welche die Ufer verheeren und das fruchtbare Ackerland versanden, zurückzutreiben und den Donnerhammer wieder zu erlangen, der im Winter seiner Hand entsunken und von den Riesen versteckt worden war, um im Gewitter das Land zu segnen und die Menschenfeinde in Ehrfurcht zu erhalten. Mit seinem Hammer zerschmettert er den harten Schädel der Jötunen, und alle, selbst Loki, haben vor ihm Respekt, denn er ist der thatkräftige Gott, der nicht bloß droht, sondern auch zuschlägt. Endlich kämpft er mit dem unheimlichen, in der Tiefe der Erde und des Meeres hausenden Gewürm. Darum wird er im Eddaliede von Hymir der „Freund der Menschenstämme, der die Geschlechter schirmt, der Riesen Widersacher, der Schlange Alleintöter, Zerschmetterer der Felsbewohner, Thursentodwalter, Riesenweibsbetrüber“ u. s. w. genannt, und im „Harbardsliede“ erzählt er selbst: „Ich war im Osten und schlug der Jötune schadenkluge Bräute, die zum Berge gingen; groß würde der Jötune Geschlecht, wenn alle am Leben blieben; aus wär's mit den Menschen unter Midgard.“

Diese Kämpfe und Züge Thors wiederholen sich jeden Sommer, wenn seine Kraft zu- und diejenige der Riesen abnimmt; immer wieder hört man ihn fahren und donnern, kaum gerufen ist er zur Stelle und hilft, wo es nötig ist. Wir gewahren darin einen bemerkenswerten Unterschied dem Gigantenkampf der griechischen Mythologie gegenüber. Thors Kampf dauert beständig fort, der letztere ist ein- für allemal ausgekämpft, so daß nun lichte Ordnung in der Natur und weises Regiment herrschen, höchstens noch Aufrührer gegen die gesetzte Ordnung, wie Äskulap und Phaëton, auftreten und bestraft werden. Daraus läßt sich deutlich erkennen, daß die germanischen Götterkämpfe einen ersten Akt des mythologischen Dramas darstellen, dessen Schlußapotheose — mehr lebendes Bild als Handlung — der griechische Olymp mit den niedergeworfenen Giganten darstellt. Zwar hat die griechische Mythe die Gestalt des nordischen Riesen- und Drachenbekämpfers in Herakles festgehalten, der ursprünglich ein semitischer Sonnengott von ganz anderem Zuschnitt war und seine hauptsächlichsten volkstümlichen Züge erst durch seine Arisierung empfangen hat. Die nordischen Asen waren Kinder und Nachfolger der alten Riesengötter im Erdregiment, weshalb sie zu ihnen auch, wie z. B. Odin zu Mimir, wie zu allweisen Urmächten aufblickten. So wird im Hymirliede Tyr als Sohn des Hymir begrüßt, und die drei Söhne des Bör (Boreas), nämlich Odin, Vili und Ve, wurden als Riesen von sechs Ellen Länge gedacht. Im fortgesetzten Kampfe mit ihren riesigen Vorfahren mußten sie selber zu Riesen von übermenschlicher Größe und Kraft heranwachsen, und wir

sehen, wie Thor, dessen Größe an seinem Durchschreiten der Ströme und Meere anschaulich gemacht wird, auf seinen Zügen zu Hymir, Geirröd, Utgardloki u. s. w. dann selbst die Riesen durch seine Kräfte in Schrecken setzt. Mit anderen Worten, den menschenfeindlichen Riesengewalten der nordischen Natur wurden die Asen als ein anderes Riesengeschlecht von menschenfreundlicher Gesinnung gegenübergestellt, während die griechische Mythe, mit einer einzigen Ausnahme, mit der wir uns sofort näher beschäftigen werden, von ihren Göttergestalten alle jene rohen, riesischen Züge abgestreift hat, da sie ja nicht mehr mit den Giganten und Titanen, die ein- für allemal niedergeworfen sind, zu kämpfen brauchen. Sie sind als Idealgestalten in eine lichtere Höhe emporgestiegen, aber die tiefere und ältere Grundlage, aus der sie sich emporrangen, war die der nordischen Götterwelt von ausgesprochen borealem Gepräge.

16. Thor und Herakles.

Da die griechischen Götter nun keine Riesen mehr waren, so schien der Gedanke, daß sie die Giganten besiegen sollten, etwas kühn, und Apollodor sagt, die Götter hätten einen Orakelspruch empfangen, daß keiner von ihnen einen Giganten bezwingen würde, es sei denn, daß ein Sterblicher seine Hilfe leihe. Pallas mußte deshalb einen Halbgott, den Herakles, zu Hilfe rufen, ohne dessen Mitwirkung die Niederwerfung der den Göttern an Muskelkraft überlegen gedachten Giganten nicht gelungen wäre. Wir sehen daher Herakles im Süden völlig in die Fußtapfen des nordischen Riesenbezwingers Thor treten, zumal ja auch dieser nicht bloß gegen Riesen allein, sondern auch gegen die Midgardsschlange, gegen das Meerungeheuer Grendel — denn Beovulf ist nur eine Wiedergeburt Thors — und andere menschenfeindliche Wesen kämpft. Daher ist denn auch Herakles in seiner Riesengestalt und Körperkraft, Bekleidung mit Fellen, Bewaffnung mit Bogen und Keule, in seinen weiten Zügen gegen die an die Weltgrenzen zurückgedrängten Riesen und in seinem ganzen Wesen und Benehmen ein völliges Ebenbild Thors. Oder Thor ein Ebenbild des Herakles, denn hier kommt wieder die Frage: wer von beiden war der ältere?

Der österreichische Generalkonsul J. G. v. Hahn hatte diese Ähnlichkeiten seit lange verfolgt und in seinen „Sagwissenschaftlichen Studien“ (S. 182—200) ausführlich auseinandergesetzt. Er leitete die Gemeinsamkeit von der Urverwandtschaft der germanischen und griechischen Stämme ab, so aber, daß er den Griechen oft einen Vortritt einräumte und zum Beispiel meinte, die Geryonsage, in der Herakles eine große Rolle spielt, sei nach Norden gewandert und dort zur Geirröd-Sage geworden (Hahn, S. 198). Wir verteidigen hier die umgekehrte Auffassung, daß die Thorsagen nach Süden gewandert seien, oder daß Herakles eine erst in Griechenland arisierte, semitische Sonnen-Gottheit war. Unsere Ansicht wird sich alsbald durch die Prüfung einiger der hauptsächlichsten Heraklessagen auf ihre Heimatszugehörigkeit bestätigen lassen.

Thors Unternehmungen, wie sie uns die Edda und nordische Götterlieder schildern, sind der Mehrzahl nach gegen Winter- und Kälteriesen gerichtet, die im äußersten Nordosten wohnend gedacht, von da Ausfälle gegen die Mittelwelt (Midgard), in der die Menschen daheim sind, machen, um ihnen und den menschenfreundlichen Asen die wärmende Sonne und den leuchtenden Mond, die Göttinnen der Naturverjüngung (Iduna) und Liebe (Freyja), das Feuer (Loki), den Blitz (Thors Hammer), die Wolkenkühe (Helios Rinder), den Begeisterungstrank und alle guten Dinge, welche die Welt schön, fruchtbar und wohnlich machen, zu entführen. Es ist der Kampf des guten und bösen Prinzips, der ordnenden Gewalten und der Mächte des Chaos, der sich im Norden naturgemäß zwischen den Personifikationen des Sommers und Winters abspielt, denn im Norden bedeutet der Winter Not und bei längerer Ausdehnung Ausrottung des Menschengewürms. Darum haben im zum Ackerbau gelangten Norden alle Asen etwas Sonnenliebhaberei in ihrer Natur, sie sind mehr oder weniger alle Sonnenbeschützer und Sonnenkämpfer, während der Mond gleichgültiger behandelt wird, Verhältnisse, die sich im Süden, wo die Sonne feindlich auftreten kann, nahezu umkehren. Im besonderen spielt das große Natur- und Jahreszeiten-Drama des Nordens in allen Thorsagen eine Hauptrolle; der Gott wird geradezu durch Bekämpfung der Wintermächte zu einem Sommer- und Ackerbauer-Gott, während Odin als Licht-, Wolken-, Sturm-, Krieger- und Jäger-Gott sich mit den kleineren Sorgen des Menschen nicht beschäftigt; er ist zu sehr noch selber Winterriese, obschon er das Amt des Sonnengottes später mit übernommen hatte.

Es ist etwas von Riesen-Natur in dem Sohne des Boreas geblieben, wenn er geschildert wird, wie er in den nordischen Eisreichen auf Schlittschuhen dahingleitet, in Tierfelle gehüllt Bären und Eber jagt, und so

nimmt er auch dem Winterriesen die Zauberrute aus der Hand, um die Brunhild in Schlaf zu versenken, ein Bild der erstorbenen Natur, welche der Sommerheld wach küßt. Wohl keine andere Götterlehre weist eine so erhabene Schilderung des alles Leben bezwingenden, zwischen den Gletschern und Eisgebirgen des Nordens wohnenden Winterriesen auf, wie das Gedicht von Odins Rabenzauber:

Da hebt sich von Osten aus den Eliwagar
Des reifkalten Riesen dornige Rute,
Mit der er in Schlaf die Völker schlägt,
Die Midgard bewohnen vor Mitternacht.

Eine andere majestätische Schilderung desselben steinharten, aber Steine und Gletscher sprengenden Winters erhalten wir in dem Eddaliede von Hymir, zu dem die riesenverwandten Götter Thor und Tyr auf weiten Wegen kamen, um den großen Braukessel (S. 140) zu leihen. Mit „gefrorenem Kinnwald" kehrt er von der Jagd heim, sein Schritt ist so schwer, daß die Gletscher dröhnen, sein Gesicht so scharf, daß die Steinsäule zerspringt, die er nur ansieht, sein Schädel so hart, daß es nur an demselben glückt, einen Pokal zu zerschmettern. Man erinnert sich dabei, daß das Zerspringen eines Gefäßes durch Frost in Griechenland ein so seltenes Phänomen war, daß man einen durch die Kälte gesprengten Wassertopf als Wunderding in den Äskulapstempel zu Pantikapäum stiftete, wie Strabon (II. 1) erzählt. Ebenso sind Thrym, der Hammer-Räuber, der für die Rückgabe die Freyja verlangt, Thiassi, welcher Iduna, die Göttin des Sommers, geraubt, Hrungnir u. s. w. mehr oder weniger deutlich Personifikationen des Winterwindes und der Winterkälte, mit denen Thor zu kämpfen hat.

Wir finden dieses Verhältnis bei Thor ganz naturgemäß, dagegen können wir uns nicht einiger Verwunderung enthalten, wenn wir bemerken, daß Herakles im sonnigen Süden es ebenfalls vorzugsweise mit Winter- und Eisriesen zu thun hat, während doch die übrigen, im eigentlichen Götterkampfe auftretenden Giganten durch ihre Schlangenfüße andeuten, daß sie Personifikationen des unterirdischen Feuers vorstellen. Geryon, der „Brüller" zum Beispiel, welcher dem Apoll seine Heerden, d. h. die Wolken, davongeführt hat, welche Herakles zurückholt, ist deutlichst ebenfalls eine Personifikation des Winters, und das Bild bezieht sich darauf, daß von dem Winterhimmel sowohl die scharfbegrenzten großen Gewitterwolken (Rinderwolken) als die kleinen „Schäfchenwolken" zu verschwinden pflegen, vielmehr vorwiegend heller Himmel oder gleichmäßiger Nebeldunst herrscht. Daß Geryoneus eine Personifikation des Winters ist, wurde

denn auch von Preller, Schömann und anderen Mythologen unzweifelhaft nachgewiesen; es geht dies besonders aus dem Umstande hervor, daß der Mythos von dem Raube der Heerden des leuchtenden Gottes und ihrer Zurückführung durch Herakles ganz in derselben Weise auch von dem Riesen Alkyoneus, dessen Name und gesamter Mythus auf Frost, Eis und die Zeit der kürzesten Tage hinweisen, erzählt wird. Ebenso wird auch dem Wintergott Thrym in der nordischen Mythe ein großer Heerdenreichtum beigelegt, und Thor, als er zu ihm nach Riesenheim kommt, um seinen Hammer zurückzuholen, sieht: „Heimkehren mit goldenen Hörnern die Kühe, — Rabenschwarze Rinder dem Riesen zur Lust.“ Die dunklen Regenwolken scheinen hier mit den von der Abendsonne vergoldeten in einem Bilde zusammengestellt.

In der indischen Mythe werden die weggetriebenen Wolkenkühe von dem Räuber in einer Höhle verborgen, aus der sie Indra befreit, und diesen Zug haben wir auch in der griechischen Mythe, woraus dann die im Norden heimische Vermischung des Winterriesen mit dem Gotte der Unterwelt Pluto oder Aïdes (Kronos) entstand, der die Wolkenkühe mit in die Unterwelt hinabnimmt, wohin ihm die Sonne folgt. Daher legten die Griechen später das Lokal dieses Zuges gegen den Winterriesen nach dem äußersten Westen, wo die Sonne und alle Gestirne zur Ruhe gehen, z. B. nach Tartessus in Spanien, und das ist eine jener Anpassungen an die neue Heimat einer wandernden Sage, durch die sie, wie oben angedeutet, oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden. Denn einen Winterriesen im Westen wohnen zu lassen, muß als eine naturwidrige Entstellung bezeichnet werden, da auch in Griechenland Nord- und Nordostwinde die Kälte, West- und Südwestwinde die Wärme bringen.

Freilich verschmelzen auch schon in der nordischen Heimat Nacht, Winter und Unterwelt mit ihren Schrecken, wie besonders aus der Mythe von Iduna, der Göttin der Naturverjüngung und des grünen Sommers, hervorgeht, die nach dem einen Mythos in die Unterwelt sank, nach dem anderen von Thiassi, dem Winterriesen, der in Thrymheim wohnt, und dessen Tochter die Schneegöttin Skadi war, entführt wird. Es ist der Keim des griechischen Mythos von der Entführung der Proserpina durch Hades und von der Heimholung der Iduna als Pflanzenkeim, wobei Thor wieder die Hauptsache verrichtet, indem er den Winter- und Unterweltsriesen Thiassi tötet. Die Sage von der Zurückholung der Gattin Admets aus der Unterwelt durch Herakles, wie sie Euripides in seiner Alkeste bearbeitete, hat große Ähnlichkeit mit dem nordischen Mythus, näher steht demselben freilich noch der später zu betrachtende Sagenkreis

der Athene Itonia, in welcher sogar der Name der nordischen Ithunn erhalten ist. Auch wenn Thor auf dem Zuge zu dem Riesen Hymir mit der Midgardsschlange kämpft, oder bei Utgardloki mit der großen Katze, so sind das Kämpfe mit Unterweltswesen, die sich denen des Herakles mit Kerberos und dem Riesen Antäos an die Seite stellen.

In den Zügen des Thor und Herakles spiegelt sich die Verschiedenheit des Weltbildes der Germanen und Griechen, der ungleiche geographische Horizont der beiden Völker aufs deutlichste. Beiden war die Vorstellung der vom Meeresstrome umgürteten Erdscheibe gemeinsam; aber da in der Phantasie des Nordländers mehr mit Kälteriesen, in der des Südländers mehr mit Unterwelts- und Nachtriesen gekämpft wurde, so lag das Riesenland (Jötunheim oder Thursenland) im Nordosten, woher die Winterstürme kommen, die Heimat des Geryon, Alkyoneus und Atlas, zu denen Herakles zog, im fernen Westen. Da nun im Nordosten, wohin sich Thors Züge richteten, zunächst zusammenhängendes Land vorhanden war, so konnte Jötunheim, das Land der Kälte- und Bergriesen, abgesehen von einigen zu durchschreitenden Wasser- und Eisströmen (Eliwagar) zu Fuße erreicht werden; erst hinter Jötunheim kam dann der Meeresstrom, den Thor durchmessen mußte, als er zu Utgardloki, dem Außenweltsriesen, fuhr. An letzteren ist also zu denken, wenn Odin dem klugen Jotunen Wafthrudnir in dem nach ihm benannten Eddaliede auf seine Frage, wie der Strom heißt, der Götter- und Riesenland trennt, erwidert:

Der Strom heißt Ifing, der den Söhnen der Riesen
Den Grund teilt und den Göttern.
Durch alle Zeiten zieht er offen,
Nie wird Eis ihn engen.

Loki rät Thor in seinen gegen alle Götter geschleuderten Schmähreden, sich seiner Ostfahrten nicht allzu sehr zu rühmen, und da wir Grund für die Annahme haben, daß diese Mythen von den Fahrten gegen die nordöstlichen Winterriesen namentlich in Skandinavien ausgebildet worden sind, so würden wir im skandinavischen Gebirge jenen im Hrungnir-Mythus geschilderten Grenzwall gegen das Jötunenreich suchen müssen, und hier an der Grenze der Welt stand nach Gylfaginning 27 die Himmelsburg (Himinbiörg), in welcher Heimdall, der Wächter der Götter, wohnt, um die Brücke Bifröst „vor den Bergriesen zu bewahren." Also auch im Norden wollten sie den Himmel von den in ihn hineinreichenden Gebirgen stürmen, wie sie im Süden den Ossa auf den Pelion türmten, und dieser jedenfalls uralte Zug der Sage findet sich auch im Avesta, wo Serosch im fernen Osten bei der Himmelsbrücke Chinvad wohnt, und wie Heimdall,

ohne zu schlafen, die Welt gegen die bösen Devs mit erhobener Waffe schützt. Hier war auch die Weltesche Yggdrasil gedacht, die den Himmel trägt, denn Heimdall wird auch von ihrem Gipfel spähend geschildert.

Wir finden hier im fernen Nordosten alle Grundlagen des Atlas-Mythus gegeben, den die Griechen wie alle die ererbten Riesensagen an das westlichste Ende der Welt verlegten. Denn es kann kaum bezweifelt werden, daß Thors Ostfahrt zu Hymir und Herakles Wanderung zum Atlas auf ein und dieselbe Sage zurückgehen, und zum Überfluß findet sich bei Äschylos, Pherekydes und Apollodor die nachdenkliche Abweichung, daß Atlas und die Hesperidengärten nicht nach der gewöhnlichen Sage im Westen, sondern im Hyperboreer-Lande am Nordpole zu suchen seien. Daher weist der an den Kaukasus geschmiedete Prometheus den Herakles an, nördlich durch das Skythenland zu ziehen und dann das nordische Bernsteingewässer (den Eridanos) zu durchkreuzen, worauf er von seinem Zuge zum Atlas die hyperboreïsche Jungfrau mitbringt, die später Rom gründete.

Herakles soll die goldenen Äpfel holen, die von den Töchtern des Atlas bewacht werden und zur Hochzeitsfeier des Zeus gewachsen waren, Thor den gewaltigen Braukessel des Riesen Hymir, der zum großen Feste beim Meergott Ögir gebraucht wurde. Der Anlaß scheint sehr verschieden, aber das Ziel ist doch wieder ähnlich, wenn man bedenkt, daß die goldenen Äpfel, die Idun an der Weltesche Yggdrasil bewahrt, wohl die goldenen Sterne bedeuten, der Braukessel aber, der auf der Steinsäule im Saale Hymirs hing, das Himmelsgewölbe selbst vorstellt. Beide Aufträge waren gleich bedenklicher Art; denn den Atlas nennt Homer einen übelgesinnten Titanen, den Hymir die Edda einen hundsweisen Riesen. Atlas hatte einen hundertköpfigen Drachen als Hilfswächter, und Tyr mit Thor fanden in Hymirs Haus die Ahne, die sie ungern sahen, „denn sie hatte der Häupter neunmal hundert.“ Auch wären sie beide beinahe an ihrem Auftrage zu Grunde gegangen; denn Atlas packte dem Herakles das Himmelsgewölbe auf sein Haupt, ohne die Absicht zu haben, ihm dasselbe wieder abzunehmen, und Thor sah sich von dem Himmelskessel — im späteren Volksmärchen ist es die im „Glock- und Hammerspiel“ fortlebende Glocke, die der „starke Hermel“ trägt — beinahe erdrückt, so daß er unter der gewaltigen Last den steinernen Estrich durchtritt, d. h. im gepflasterten Boden tief einsinkt.

Verweilen wir bei dieser Episode einen Augenblick, so müssen wir sagen, daß der über der Säule hängende Riesenkessel ein anschaulicheres Bild des Himmelsgewölbes giebt, als der Globus, den man dem Atlas

gewöhnlich auf das Haupt setzt. Die ganze Anschauung scheint entstanden zu sein, indem man unter dem Polarstern, um den sich der ganze nördliche Himmel dreht, eine stützende Säule annahm. So läßt Äschylos im gefesselten Prometheus (V. 413 ff.) den Atlas mit gewaltiger Kraft den Himmelspol stützen, Aristoteles erörtert (de anim. mot. c. 3) die Ansicht derjenigen, welche den Atlas zur Weltachse machten und die Himmelsumwälzungen um den Pol seiner Kraft zuschrieben, und Vergil (Aen. VI. 795) läßt den Himmelsträger (coelifer Atlas) die mit glühenden Sternen besetzte Achse auf seiner Schulter drehen. Durch ein seltsames Mißverständnis, welches Pausanias (IX. 20, 3) berichtet, versetzten die Tanagräer den Atlas statt an den Nordpol an einen bei Tanagra gelegenen Ort „Polos."

Merkwürdig genug haben die Alten zuweilen das auf dem Haupte des Atlas lastende Himmelsgewölbe als Kessel (wie in der Eddasage) dargestellt, z. B. in dem hier wiedergegebenen Bilde einer in Ruvo gefundenen Vase, bei welchem man bei der starken Abplattung des Bodens doch schwerlich an einen Abschnitt des Himmelsglobus, vielmehr an den Riesenkessel des Kronos, der ja als Bruder des Atlas galt, denken muß. Auch darin, daß man dem ans Ende der Welt verbannten Atlas die Kenntnis der Meerestiefen und der Schiffahrt zuschrieb, gleicht er dem Winterriesen Saturn-Satyavrata, von dem wir später zu sprechen haben werden. Wenn nun Thor oder Herakles die Himmelslast auf sich nehmen, so ist das mehr als bloße Kraftprobe, eine zeitweise Ablösung des Winterriesen durch den Sommerriesen.

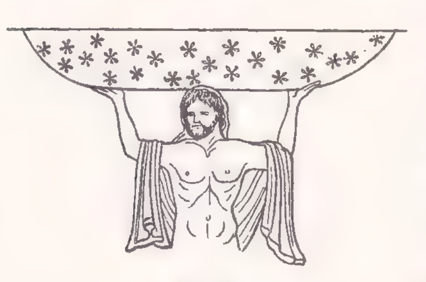


Fig. 22.
Atlas. Etruskisches Vasenbild
(nach J. Wetter „Der Mythus vom Atlas").

Zur Unterhaltung der für solche Aufgaben erforderlichen Riesenkräfte gehört nun vor allem ein von guter Verdauung gestützter Riesenhunger und Riesendurst, und die werden dann im reichsten Maße dem nordischen, wie dem südlichen Riesenbezwinger beigelegt. Im Hymirliede heißt es: „Sifs Gemahl, eh' er schlafen ging, zwei Ochsen Hymirs verzehrt er allein." Selbst dem Riesen Thrym deuchte Thors Appetit übermäßig, als dieser, um seinen Hammer wiederzugewinnen, als Freyja verkleidet, zu dem verliebten Winterriesen kam, einen ganzen Ochsen, acht Lachse dazu, verschlang und drei Kufen Meths darüber goß. Entsetzt ruft der Riese:

Wer sah je Bräute gieriger schlingen?
Nie sah ich Bräute so gierig schlingen,
Nie mehr des Meths ein Mädchen trinken.

Herakles ist als Südländer etwas mäßiger, aber auch er verzehrt auf der dem Hymirliede entsprechenden Fahrt zum Atlas gelegentlich einen ganzen Ochsen, den er ohne weiteres einem Bauern aus dem Pfluge spannt. Das war seine gewöhnliche Frühstücksmahlzeit, und als Ochsenfresser (Herakles Buphagos) und ebenbürtiger Trinker spielte er demgemäß in der griechischen Komödie eine auf den oberen Reihen des Theaters gewiß besonders beliebte Rolle. Er trank mit den Kentauren um die Wette, wie Thor von Utgardloki für seinen Durst belobt wurde, denn er hatte ein gut Teil des Weltmeeres ausgetrunken. Eine der schlagendsten Übereinstimmungen bieten die Wettkämpfe, die Thor auf seiner Fahrt zu Utgardloki und Herakles mit dem Kaukonenkönig Lepreos bestehen, wobei auch ein Wettkampf im Ochsenverzehren vorkommt. In der Edda heißt es, Logi (das ist das heilige Blitzfeuer d. h. Thor) kämpft mit Loki (dem gewöhnlichen Feuer), wer am schnellsten das Fleisch verzehre. „Da ward ein Trog genommen und auf den Boden der Halle gesetzt und mit Fleisch gefüllt. Loki setzte sich an das eine Ende und Logi an das andere, und aß jeder auf das hurtigste, bis sie sich in der Mitte des Trogs begegneten. Da hatte Loki alles Fleisch von den Knochen abgegessen, aber Logi hatte alles Fleisch mitsamt den Knochen verzehrt und den Trog dazu. Alle bedeucht es nun, daß Loki das Spiel verloren hat." (Gylfaginning 46.) Dieser nordische Mythus besitzt einen tieferen Sinn, sofern er erläutert, daß das himmlische Feuer (der Blitz), weil es durch und durch schlägt, tiefer frißt, als das gewöhnliche Feuer. Sehen wir nun, wie der Sinn in der neuen Heimat bewahrt ist. Lepreos, heißt es, stritt mit Herakles, erst im Diskuswerfen, dann im Wasserschöpfen, schließlich wer zuerst einen Ochsen verzehren könnte. Jeder briet einen Ochsen und verzehrte ihn, aber Herakles fraß noch, wie Ion in seiner Omphale erzählt, das Holz und die glühenden Kohlen hinterdrein. Dann wetteiferten sie im Trinken von ungemischtem Wein, und als der in jedem Wettgange überwundene Lepreos noch nicht genug hatte und in seiner Trunkenheit den Herakles zum Zweikampf herausforderte, mußte er es mit dem Leben büßen. Es mag hierbei erinnert werden, daß im Norden große Fertigkeit im Essen und Trinken ehemals, wie noch heute, für keinen Fehler galten, wohl aber im Süden, wo sich ein Makel daran heftete, weshalb auch der Fresser und Säufer Herakles in Satyrsgestalt auf die Bühne gebracht wurde. „Wenn du ihn essen sähest," schrieb Epicharmos in seinem Busiris, „würdest du

vor Schrecken sterben! Sein Schlund erschallt von Gebrüll, seine Kinnladen bewegen sich mit Gekrach. Er läßt seine Backenzähne knacken und grinst mit den Hundszähnen. Der Atem fährt pfeifend aus seinen Nüstern, und die Ohren bewegt er wie ein Vierfüßler."

Soll ich nun sagen, wie ich mir die Übertragung der Thaten und Eigenschaften des Thor auf Herakles denke, so möchte ich glauben, daß Thor zunächst in eigener Gestalt als Thoros Buphagos in Griechenland erschienen sei. Pausanias gedenkt mehrfach (VIII. 14, 26 u. 27) eines Heros „Ochsenfresser" (Buphagos), den er bestimmt vom Herakles unterscheidet, beispielsweise mit seiner Frau Promne den Iphikles pflegen läßt. Ein Ort Buphagion und ein Fluß Buphagos sollten nach ihm benannt sein. Als der Vater dieses älteren Buphagos wird Japetos der „Schleuderer," als seine Mutter Thornax genannt. Zu dieser andeutenden Namensähnlichkeit von Thor und Thornax kommt als fernerer Fingerzeig ein Bildwerk auf dem Throne des amykläischen Apoll, welches Herakles darstellte, wie er mit dem sonst gar nicht weiter bekannten Riesen Thurios kämpfte. Solche Kampfsagen sind aber oftmals die letzte Erinnerung an die Thatsache, daß der Überwinder ehemals an die Stelle des Besiegten, der jüngere Herakles an die eines älteren Thurios getreten ist, wie wir bald ein entsprechendes Beispiel in der Sage vom Streite des jüngeren Apoll mit dem Gott Herakles betrachten werden, wobei diesmal Herakles das Feld räumt. Der von Herakles besiegte Riese Thurios muß um so verdächtiger erscheinen, als Herakles auf seinem Zuge nach dem Hyperboreerlande auch den Kyknos überwindet, der auf den nordischen Kampfgott Tyr hindeutet, und in der That scheint Herakles, wie wir später klarer erkennen werden, als Erbe in den gemeinsamen Sagenkreis von Tyr und Thor, der in der Hymir- oder Atlassage zusammen ausziehenden Riesenbekämpfer des Nordens, eingetreten zu sein.

17. Orion.

In Anbetracht all des Schönen und Guten, was uns Griechenland geschenkt, und der daraus entspringenden Hochwertung des griechischen Schrifttums, würde mein Nachweis, daß die Sagen von den Winterriesen und vom Ebermorde des Sommergottes nur im nördlichen Europa ent-

stehen konnten, so zwingend er erscheint, an verschlossene Herzen pochen, wenn ich nicht die Sterne selbst als Zeugen für diese Behauptung anrufen könnte. Ich hoffe, es wird nicht mir allein, sondern auch manchem meiner Leser als eine wundersame und nachdenkliche Thatsache erscheinen, daß der älteste (vorhomerische) Sagenkreis, den die Griechen an ein Sternbild geknüpft haben, mit all seinen Wurzeln nicht in der griechischen, noch in der semitischen oder ägyptisch-babylonischen, sondern in der germanischen Ursage haftet. Es handelt sich um Orion, das schönste und glanzvollste Sternbild der gesamten Himmelskugel, dessen in Griechenland niemals völlig heimisch gewordener Mythenkreis gleichwohl bereits den beiden Urvätern der griechischen Poesie, Homer und Hesiod, bekannt war, während sie noch mit keiner Silbe der nach jüngeren orientalischen Sagen benannten Sternbilder des Perseus, Herkules, Kepheus, der Andromeda und Kassiopeja gedenken.

Also aus einer uralten, vorhomerischen Zeit stammt der Sagenkreis dieses riesenhaften Himmelsjägers, und Goethe braucht im zweiten Teile des Faust einmal den Ausdruck „Orions Amme,“ um gleichsam eine Person zu bezeichnen, die vor allen anderen dagewesen ist. Den Eindruck eines Wesens der ältesten Vorzeit, von dem den Dichter nur noch ganz dunkle, lückenhafte Erinnerungen erreicht hatten, empfangen wir allerdings, wenn wir in der Odyssee (XI. 571 ff.) lesen, wie Orion ein so leidenschaftlicher Jäger gewesen, daß er selbst in der Unterwelt noch das Wild vor sich hertreibt, etwa wie Hackelberg bis zum jüngsten Tage jagen sollte oder wollte. Orions gesamte Gestirn-Umgebung scheint in diese Leidenschaft hineinbezogen. Von ihm verfolgt, flattern die Plejaden, ein Zug wilder Tauben ins Meer; der Hase liegt geduckt zu seinen Füßen; der Sirius, „welchen die Menschen den Hund Orions nennen“ (Ilias XXII. 29) folgt seinen Schritten, und selbst der „große Bär“ scheint sich, wie das Sternbild seit alten Zeiten auf den Himmelsgloben gezeichnet wurde, furchtsam nach dem gewaltigen Jäger umzuschauen:

Auch die Bärin, die sonst der Himmelswagen genannt wird,
Dreht am Himmel sich rings, Orion immer erspähend,
Sie, die allein niemals in Okeanos Fluten sich badet.

(Odyssee V. 27 ff.)

So dachte man sich also einen großen Teil des nördlichen Sternhimmels zu einem gigantischen Jagdstück umgestaltet, und das konnte um so leichter geschehen, weil eben die meisten Sternbilder ursprünglich Tiernamen empfangen hatten. Buttmann hat in den Schriften der Berliner Akademie von 1826 zu zeigen gesucht, daß die alten Hirtenvölker und

Seefahrer, die wegen der Zeit- und Ortsbestimmung genötigt waren, dem Sternhimmel eine größere Aufmerksamkeit zu widmen, als wir es thun, die wir Kalender, Boussolen und genaue Seekarten haben, den auffälligsten Gestirngruppen allgemein verständliche Namen beilegten, um ihrem Gedächtnis nachzuhelfen und die Wiedererkennung der für Zeitrechnung und Schiffahrt wichtigsten Sterngruppen zu erleichtern. Indem sie versuchten, die Umrisse der Gestirnbilder mit Dingen ihres täglichen Umgangs zu vergleichen, wurden dann ebenso, als wenn wir die Wolken-

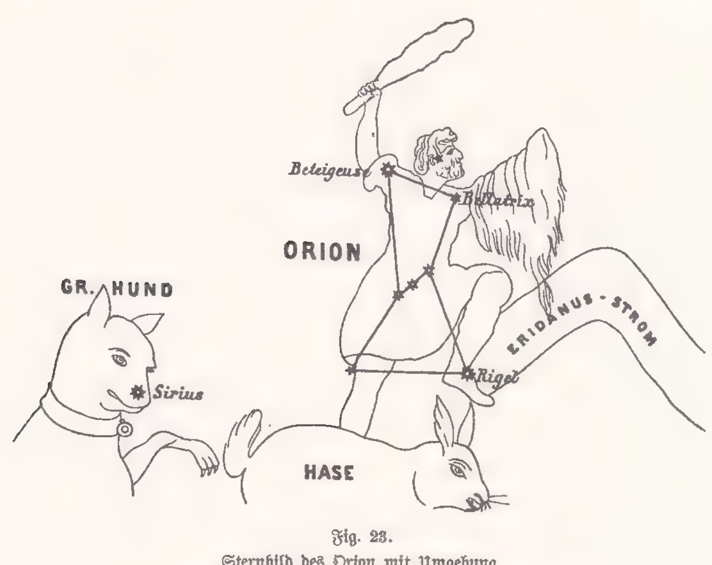


Fig. 23.
Sternbild des Orion mit Umgebung.

formen prüfen, am leichtesten Tierähnlichkeiten wahrgenommen. Buttmann zeigte unter andern, wie der „Hase des Orion“ thatsächlich einem im Lager zusammengeduckten Hasen mit aufgerichteten Löffeln, der „Hund des Orion“ einem springenden Jagdhunde, das Siebengestirn einem Zuge wilder Tauben (Peleiades), der „große Bär“ einem Tier mit zurückgewandtem Kopfe gleicht, und ebenso in vielen anderen Fällen. Die Gruppe des Orion steigt im Beginn des Winters am Abendhimmel als ein aufgerichtetes Rechteck aus vier hellleuchtenden Sternen empor, welches sich leicht zur Gestalt eines mächtigen Riesen fügt, weil drei helle, in gerader Linie inmitten dieses Rechtecks stehende Sterne den Blick verleiten, der Figur dort eine Einschnürung zu geben, so daß sie den „Gürtel des Orion“ bilden.

Wen aber dieser am Himmel jagende Riese eigentlich vorstellt, und woher er gekommen, das hat uns weder Buttmann, noch, soviel mir bekannt, irgend einer der vielen Philologen, die sich mit diesem himmlischen Rätsel beschäftigt haben, zu sagen gewußt. Denn die von vielen späteren griechischen Schriftstellern gewährte Auskunft, daß er ein zu Hyria unweit Aulis heimischer Fürsten- oder Göttersohn gewesen, hat, wie wir zur Ehre der Archäologen bemerken dürfen, niemals den Glauben und Beifall irgend eines gewiegten Altertumsforschers gefunden. Es lag natürlich am nächsten, an Nimrod, den großen, auch der Bibel bekannten Jäger zu denken, und nach der Mythe der Perser war Orion, wie Movers (Religion der Phönizier S. 472) bemerkt, der an den Himmel versetzte Nimrod. Die Inder hätten ebensogut Indra in ihm sehen können; von den Assyriologen meinten einige, Orion weise auf den akkadischen Amar-Utuki, den Merodach oder Murduk von Babylon zurück, dessen Name das „Licht der Sonne" bedeuten soll, und der ein großer Jäger gewesen. Lenormant sagt, ein Fragment der himmlischen Planisphäre, welche einen Teil der neueren Erwerbungen des britischen Museums ausmacht, beweise, daß die Assyro-Chaldäer den Orion Dumuzi oder Tamuz (Adonis) genannt hätten. Ägyptologen haben die Gestalt ebenso auf Osiris oder Horus bezogen und sich darauf berufen, daß Plutarch („Isis und Osiris" 21, 22) Orion und Horus für gleichbedeutend ausgiebt.

Auch die Sprachvergleichung und Versuche, aus dem Namen die Heimatsangehörigkeit zu erkennen, ließen im Stiche. Nach Movers bedeutet Or Feuer (hebräisch Licht), und Robert Kirke meinte, das babylonische Ur-ana gebe die Grundform des Namens. Der Ägyptologe Uhlemann hielt das ägyptische hor (Licht) für die Wurzel, weil das Sternbild diesen Namen in dem von Lepsius herausgegebenen Turiner Totenbuche führt. Buttmann ging von einer älteren, bei Pindar und anderen frühen Poeten vorkommenden Namensform Oarion aus und hat daher einen Zusammenhang mit dem Kriegsgotte Ares vermutet. In der That klingt die Ableitung von einer Wurzel ar oder svar strahlen, glänzen, so daß der Name den Strahlenden bezeichnen würde, an sich nicht unwahrscheinlich, aber die böotische Namensform Urion scheint noch bessere Anknüpfungen zu gewähren. Wir werden sehen, daß der Orion-Mythus nur bei den Ariern vollständig vorhanden ist; aber da er bis in die äußerste Urzeit zurückgeht, so ist es sehr wohl möglich, daß ihn sowohl die Babylonier wie die Ägypter von Ariern empfangen haben; denn die Zusammenstellung von Nimrod und Orion kommt zuerst bei Persern vor, und Plutarch spricht in der eben angeführten Schrift (Kap. 12) von

einem älteren Horus, der mit Apoll identisch und Arueris genannt worden sei.

Als die beste Untersuchung über den Sagenkreis des Orion galt sonst diejenige, welche Karl Otfried Müller 1834 veröffentlicht hat. Es ist eine Arbeit voll der tiefsten Kenntnis des griechischen Altertums und der Himmelserscheinungen, die wegen des Vorrückens der Nachtgleichen vor dreitausend Jahren wesentlich verschieden waren von den heutigen; die aber den ausgezeichneten Forscher durchaus nicht befriedigte, und die er am treffendsten selbst kritisiert hat. Nachdem er nämlich die damals noch im vollen Glanze strahlende Theorie von Dupuis, nach welcher die Mythen der Alten mehr oder weniger sämtlich astronomischen Ursprungs sein sollten, bildliche Umschreibungen der Gestirn-Aufgänge und Begegnungen im Kreislauf des Jahres, gebührend zurückgewiesen hat, versucht er nichtsdestoweniger den gesamten Mythenkreis des Orion aus dem kalendarischen Wandel des Gestirns, namentlich aus den Auf- und Untergangszeiten desselben im Laufe der Monate abzuleiten. Weil das Sternbild nach seinem ersten Aufgange am Firmamente von Tag zu Tag höher steigt, sei der Mythus von dem im Bergwalde emporklimmenden Jäger entstanden, weil es auf der anderen Himmelsseite im Ocean versinkt und nach dem letzten Versinken für längere Zeit unsichtbar bleibt, das Bild des durch das Meer wandelnden Riesen, wie es Vergil in der Äneide (X. 764 ff.) zeichnet:

— — — — — Wie die Riesengestalt des Orion,
Wann er zu Fuß heimwandelt, durch Nereus' tiefesten Abgrund
Bahn sich macht und die Schulter ihm über die Wogen hervorragt,
Oder bejahrete Eschen herab von dem Scheitel des Bergs trägt,
Unten den Boden berührend, das Haupt gehüllet in Wolken.

Weil die Sterne des Orion im Frühjahr mehrere Wochen hindurch im Morgenrot verschwinden, habe man ihn zum Geliebten der Eos gemacht; weil er sich im Herbst zur Zeit der Weinlese über den Horizont erhebt, zu einem Weintrinker, der später vornüber geneigt, gleichsam vor Trunkenheit taumelnd, untergeht, und endlich habe Artemis für seine Mörderin gegolten, weil er häufig vor den Strahlen des Vollmonds erbleicht! Man muß das alles bei Müller selbst lesen, um zu sehen, wie genau sich alle Einzelheiten des Orion-Mythus in solcher Weise aus seinem Wandel am Himmel erklären lassen, und das hat denn auch fast alle seine Fachgenossen völlig beruhigt. Es ist nur der kleine Umstand daran auszusetzen, daß diese selbige Deutung beinahe auf alle Sternbilder des griechischen Himmels, die Bärin, wie Homer so treffend sagt, allein

ausgenommen, passen würde. Denn fast alle, nicht etwa bloß der Orion allein, steigen am Osthimmel empor und sinken am Westhimmel wieder in die Flut hinab, um dann für längere Zeit abwesend zu bleiben, verschwinden gelegentlich im Morgenrot und Mondenschein, neigen sich vorn oder hinten über; kurz, sie hätten insgesamt den Anspruch gehabt, soweit sie als menschliche Figuren gedacht wurden, einem ähnlichen Mythus das Leben zu schenken, wenn man so deuten dürfte, wie Müller gethan. Allein er verwirft, wie schon angedeutet, am Schlusse seine Folgerungen selber, indem er hinzufügt: „Es muß aber nach meiner Meinung überhaupt anerkannt werden, daß der Name und die Vorstellung von dem Riesen Orion nicht zuerst am Himmel ihren Platz hatte. Eine solche Person muß gewiß schon in der Phantasie vorhanden sein, ehe sie das Auge am Himmel erblicken kann. Orion möchte ein uralter Gott in Böotien gewesen sein, Zeiten angehörig, vor denen, in welchen das System der Olympischen Götter sich ausbildete und entwickelte.“

Mit dieser Schlußwendung können wir uns im allgemeinen einverstanden erklären, wenn wir auch nicht gerade an einen in Böotien einheimischen Gott denken möchten, der in Griechenland doch nicht so gänzlich in Vergessenheit sinken konnte, wie es augenscheinlich mit Orion geschehen war, da weder Homer noch Hesiod mehr etwas Genaueres von ihm wußten. Es ist das vielmehr ein Kennzeichen, daß der Orion-Mythus nicht in Griechenland einheimisch gewesen, sondern von anderswo dort hingelangt ist. Ohne Zweifel würde Müller zu einem besseren Verständnis der Orionsage durchgedrungen sein, wenn er den Rat des großen Germanisten, der in Göttingen sein Kollege war, befolgt hätte. „Mein verehrter Freund W. Grimm,“ setzt er in einer Anmerkung hinzu, „macht mich auf eine Menge auffallender Vergleichungspunkte des Orion mit dem wilden Jäger aufmerksam, die wohl zu der Untersuchung anregen könnten, ob beiden Sagen wirklich eine gemeinsame Grundlage zukomme.“ Müller hat diesem vortrefflichen Rate leider keine Folge gegeben, während Jakob Grimm einen Anlauf nahm, die Parallele weiter durchzuführen. Er wies darauf hin, daß Orion gerade so sturmerregend am griechischen Herbsthimmel auftritt, wie der wilde Jäger der deutschen Sage; daß Orion auf die Eberjagd zieht und schließlich geblendet wird, während der wilde Jäger einäugig oder ohne Kopf dargestellt wurde; daß Orion endlich durch den Stich eines Skorpions getötet wird, ähnlich wie jener durch den Hieb der Hauer eines sterbenden Ebers in den Fuß endet. Nur ein Umstand machte Grimm stutzig, nämlich daß in den griechischen Sagen Artemis so häufig als Jagdgenossin, ja als Geliebte des wilden Jägers aufgeführt

wird, während die ihr im deutschen Mythus entsprechende Göttin Holda auf eigene Faust jage. „Orions Verhältnis zu Artemis,“ schrieb Grimm (S. 902), „gleicht dem des Wuotan zu Holda nicht, da beide, Wuotan und Holda, nie zusammen im Heer auftreten.“ Allein dieser einzige Einwurf, den Grimm einer Vergleichung der vier Göttergestalten entgegenzuhalten wußte, beruht auf einem entschiedenen Irrtum, wie dies bereits Felix Liebrecht in der gehaltvollen Abhandlung über die wilde Jagd (la mesnie furieuse), die er seiner Ausgabe des „Gervasius von Tilbury“ (1856) anhing, nachgewiesen hat. Die Ähnlichkeiten sind später noch weiter von R. Suchier in einem Schulprogramm über „Orion den Jäger“ (1859) und von Simrock in seiner Mythologie dargelegt worden.

Allem Anscheine nach drang die Sage vom wilden Jäger bereits in doppelter Gestalt zu den vorhomerischen Griechen oder wurde von den arischen Einwanderern mitgebracht, aber es scheint bisher wenig Aufmerksamkeit erregt zu haben, daß der in der Ilias als ein Doppelgänger des Achill hingestellte Meleager außerdem ein Doppelgänger des Odin-Orion ist. In der Orionsage veranstaltet König Önopion, der Weintrinker und Dionysos-Sohn, die berühmte Eberjagd auf Chios, in der Meleagersage heißt der Veranstalter König Öneus, der Weinpflanzer und Dionysos-Freund! Dieser Umstand beweist, daß die nordische Sage bei einem Weinbau treibenden Volke, vermutlich den Thrakern, zunächst heimisch wurde und sich dort in zwei Formen spaltete. In beiden Umdichtungen sendet Artemis, die anfangs befreundete, aber später durch Versäumnis erzürnte Göttin der Jagd, das wilde Tier, welches den beiden Helden zum Verderben gereichte. König Öneus hatte vergessen, der Landesgöttin Artemis bei der Weinlese zu opfern, darum sandte sie den alle Weinberge und Fluren verwüstenden Eber, zu dessen Bezwingung sein Sohn Meleager die Helden von nah und fern aufbietet. Er erlegt den kalydonischen Eber mit eigener Hand, aber der Streit um die Haut des Tieres, welche er der Atalante zu Füßen gelegt, brachte ihm den Tod.

Ebenso wird auch in der Orionsage der Eber nur mittelbar die Ursache zum Tode des Helden, gerade so, wie auch Odin dem toten Eber unterlag, weil es nicht würdig erscheinen mochte, daß ein lebendes Tier den Gott tötete. Auch Orion reinigt das Land des Weinkönigs Önopion auf Chios von wilden Tieren und legt die Jagdbeute dessen Tochter Merope, deren Hand er begehrte, zu Füßen. Da aber Önopion die Vermählung immer von neuem verschob, brach der liebes- und weintrunkene Orion eines Abends in die Kammer der Jungfrau, worauf Önopion ihn unter Beistand des Dionysos und seiner Satyrn, d. h. der Geister des Weines,

in einen tiefen Schlummer versetzte, dann wie Odysseus den Kyklopen blendete und ans Ufer warf. Durch ein Orakel belehrt, daß er sein Augenlicht wiedererhalten werde, wenn er nach Osten wandere und sein Gesicht den Strahlen der Morgensonne in größter Nähe aussetze, ging Orion, dem Schalle der hämmernden Kyklopen folgend, zuerst nach Lemnos, wo ihm Hephästos seinen Gesellen Kedalion zum Führer gab. Diesen Feuerdämon, dessen Namen den Feuerbrand bedeutet, trug der Riese als seinen Führer nach Osten durch das Meer, worauf er sein Gesicht wiedererhielt und eiligst nach Chios zurückkehrte, um den Önopion zu strafen. Diesen aber fand er nicht mehr, weil ihn seine Angehörigen unter der Erde verborgen hatten, eine Wendung, die Müller auf die Bergung der Weinfässer im Keller bezogen hat.

Hierauf ging Orion nach Kreta, um mit der Artemis zu jagen, und hier habe er seinen Tod gefunden, sei es durch ein Versehen der Göttin beim Diskuswerfen, oder von ihren durch den Bruder irregelenkten Pfeilen, oder weil er, wie Apollodor sagt, „der Opis, einer von den Jungfrauen, welche (mit der Artemis) aus den Gegenden jenseits des Boreas mitgekommen waren, Gewalt angethan hatte." Opis aber fällt mit Artemis selbst zusammen, und die gebräuchlichste Sage erzählt deshalb, letztere habe zu ihrem Schutze einen großen Skorpion erschaffen, der „aus den Hügeln" hervorkam und den Orion durch einen Stich in die Knöchel tötete. Die letztere Wendung der Erzählung scheint nicht sehr alt zu sein, astronomischen Ursprungs und auf der Wahrnehmung zu beruhen, daß, wenn der Skorpion auf der einen Seite des Himmels aufgeht, Orion auf der anderen versinkt. In dieser Weise schildert Aratos in seinem Gedicht über „Sternzeichen und Wettererscheinungen" den Tod des Riesen:

Artemis sei uns hold! rief einst, wer erzählte, wie frech sie
Ward an dem Mantel gezerrt, als alles Gewild er in Chios
Traf, Orion der Held, mit stämmiger Keule zerschmetternd,
Der willfährig zur Jagd sich jenem Önopion darbot.
Doch ihm hatte sie plötzlich erregt ein andres Waldtier,
Da voneinander sie riß die zerberstenden Hügel des Eilands,
Siehe den Skorpion, der ihn stach, und erlegte den großen,
Größer er selbst an Gestalt; denn Artemis hat er beleidigt.
Darum sagen sie auch, wenn jenseits komme der Riesen-
Skorpion, wie Orion entflieh an den äußersten Erdrand.

Aratos Sternerscheinungen übersetzt von J. H. Voß, 635—644.

Diese Sage, der sich die Tötung des Mithras durch einen Skorpion und der Angriff des Seekrebses auf den die Hydra bekämpfenden Herakles an die Seite stellen, entstammt erst dem dritten Jahrhundert vor unserer

Zeitrechnung, wenn auch einige bereits den Pherekydes (ums Jahr 450) als Gewährsmann dafür anführen. Wahrscheinlich trug das Sternbild, welches Aratos das „große Tier“ (Megatherion) nannte, weil es den Raum zweier Sternbilder ausfüllte, früher einen ganz anderen Namen und ist erst dieser Fabelei zuliebe umgetauft worden. Die Häufung der Ebermordsagen, die auf dasselbe Urbild zurückgingen (Adonis, Osiris, Atys, Orion, Meleager), war allmählich so groß geworden, daß man der Eintönigkeit vorbeugen mußte. Denn den innerlichst verwandten Orion- und Meleagersagen war im Ankäos, dem Weinpflanzer von Samos, ein dritter Genosse erwachsen, welchen, weil er wie Hackelberg der Wahrsagung gespottet, ein Eber „zwischen Lipp' und Kelchesrand“ dahinraffte. Daß man an die Stelle des mächtigen Ebers den kleinen Skorpion setzte — bei Nikander ist es der gewöhnliche, nicht der bergegroße des Aratos — würde im Sinne ganz der deutschen Sage entsprechen, in welcher der riesenstarke Mann einer unbedeutenden Hautwunde erliegt.

Es wäre nun eine wichtige Frage zu wissen, ob vielleicht auch die alten Germanen in diesem in den Wintermonaten hochsteigenden Sternbilde ihren wilden Jäger sahen, d. h. den vormaligen Sommergott, der im Herbst in den nächtlichen Winterreichen zu pürschen beginnt. In angelsächsischen Glossen wird dasselbe auch Eburdring oder Ebirdring genannt, was Grimm als Eberhaufe deuten möchte, und in Indien hieß es bald Rudra, bald der „rote Eber.“ Nun entspricht der indische Sturmgott Rudra vollständig dem germanischen wilden Jäger (vergl. 134), und da nun der Riese in den älteren Bildern in der einen Hand eine Keule, in der anderen eine Tierhaut trägt, so wird man fragen dürfen, ob diese vielleicht die Eberhaut vorstellt, die in der Meleagersage eine so große Rolle spielte, und ob Eburdring möglicherweise den Ebertöter bedeuten könnte? Die Araber nannten das Gestirn einfach den „Riesen“ (El Dschebbar), was an den von Homer und Hesiod wiederholt angewandten Ausdruck „Kraft des Orion“ als Bezeichnung des Riesen aller Riesen erinnert.

Das wichtigste Kennzeichen für die Entnahme des Orion-Mythus aus dem nordarischen Sagenkreise bietet aber nicht sein allgemeiner Charakter, sondern jene Episode, die ihn den kleinen Kedalion auf der Schulter durch das Meer tragen läßt. Dieser Zug gehört zu den älteren Bestandteilen des Orion-Mythus; denn schon frühe Dichter wie Pindar († 422 v. Chr.) gedenken desselben mit allerlei Nebenumständen, und Sophokles dichtete ein besonderes, aber leider verlorenes Satyrstück „Kedalion,“ in welchem der plumpe nordische Riese mit dem Feuergnom auf der Schulter wahr-

scheinlich eine komische Rolle spielte. Kedalion wird von Eustathios, dem gelehrtesten Kommentator des Homer, als der Lehrmeister des Hephästos, also ebenfalls in die vorhomerische Mythengeschichte hinaufgerückt, lauter bedeutungsvolle Hinweise, daß ein ganzer, von den Griechen kaum mehr verstandener Mythenkreis an dieses Sternbild geknüpft wurde. Man könnte nun glauben, daß der rotglühende Stern erster Größe an der östlichen Schulter des Orion, welchen die Araber Beteigeuze (s. Fig. 23) nannten, den Kedalion-Mythos erzeugt habe; aber wir werden gleich sehen, daß dies unstatthaft ist, wenn es auch zur Vereinigung des nordischen Mythos mit dem Sternbilde beigetragen haben kann.

Denn dieser Zug von dem erblindeten und wieder sehend gewordenen Sonnengott kehrt nicht nur in der indischen Chavana-Mythe, sondern in wenigstens drei verschiedenen Formen auch in der germanischen, dänischen und isländischen Göttersage wieder und scheint aus dem höchsten Altertum, aus einer Zeit zu stammen, in welcher die Germanen noch nicht einmal das Pferd kannten. Die ähnlichste Form enthält die allerdings spät aufgezeichnete Wilkina- oder Thidrek-Saga, in der es (Kap. 20 der von der Hagenschen Übersetzung) heißt: „Da nahm der Riese Wade seinen Sohn Wieland, ... setzte ihn sich auf die Achsel und watete durch den Gränasund; derselbe war aber neun Ellen tief.“ Wade oder Wate als Sohn eines Meerweibes hat die Gabe, durch das Meer zu waten, ähnlich wie Orion (bei Apollodor) von seinem Vater Neptun die Gabe empfing, auf dem Meere zu wandeln; ersterer aber ist offenbar der alte Wuotan (Vata), der seinen Sohn Wieland, den nordischen Schmiedgott, über das Meer zu seinen Lehrmeistern trägt. Der Gränasund ist der heutige Grönsund zwischen Falster, Moen und Seeland. An demselben lag die Ortschaft Grönning, die Geburtsstadt des nordischen Meleager-Nornagest, so daß sich hier doppelte Bezüge zur Orionsage in diesem alten Bruchstück erhalten haben.

Ein ähnliches Alter mögen die Sagen von Thor haben, der bald den Feuergott Loki, bald den Örvandil durch Meere und Gletscherströme heimträgt. In letzterem Falle besteht die weitere Ähnlichkeit mit der Orionsage darin, daß Thor bei seinem Kampf mit Hrungnir einen Steinwurf ins Gesicht erhalten hat, weshalb wir ihn vielleicht, wie Orion des Gesichts beraubt, und den Orendel als seinen Wegweiser ansehen dürfen. Die jüngste Form der nordischen Sage erscheint in der von Saxo mitgeteilten dänischen Haddingsage, in der es heißt, ein einäugiger oder blinder Reiter (Odin) habe den von Feinden bedrohten Hadding mit auf seinen Schimmel genommen, um ihn heimzuführen. „Damals als Hadding aus

Neugier durch die Spalten des Mantels, mit welchem ihn der Greis umhüllte, hervorblickte, bemerkte er, daß das Roß über des Meeres Wogen dahintrabte."

Es ist also im wesentlichen dasselbe Abenteuer, wie das des jungen Wieland, den Wate über das Meer trug, um so mehr, da Hadding seinen Stammbaum ebenfalls auf Odin zurückführte. Dazu kommt ein weiteres Kennzeichen. Hadding hatte in seinem Kampfe mit Asmund, dem Sohne Swipdagrs (Freyrs), von dem Sterbenden eine Wunde am Beine erhalten, die ihn für sein Leben lähmte; der von Thor heimgetragene Orendel ist lahm, weil er sich die Zehe erfroren hat; Loki und Wieland sind lahm, und ebenso ohne Zweifel auch Kedalion, der Meister des lahmen Hephäst; denn die Feuergötter und Schmiede wurden immer lahm dargestellt. Wir haben also hier in vier- bis fünffacher Parallele die alte Fabel von dem Blinden und dem Lahmen, die in einer der mannigfachen Formen, in der sie schon in der griechischen Anthologie vorkommt, mit folgenden Versen anhebt:

Einen schwachfüßigen Mann trug einst ein schwachäugiger auf dem
Rücken, ihm leihend die Füß', ihm der die Augen ihm lieh,
Beide zwar Krüppel und Bettler, doch der am Gesichte verkrüppelt,
Jener am Beine, doch Herr jeder des andern und Knecht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Was hier zu einem anmutigen Antithesenspiel geworden und in der Orionsage bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist, war einst im Norden eine tiefsinnige Sage, welche die Zurückführung der in der Gefangenschaft der Winterriesen zu einem kleinen Feuer zusammengeschmolzenen, hinkenden und halb erblindeten Sonne, ihre Neubelebung und Augenstärkung durch Priesterkünste zu einem allegorischen Märchen ausgesponnen. Wir können die näheren Anhaltspunkte hierzu erst später liefern, wenn wir den Feuerkultus der nordischen Völker betrachten; hier mag nur noch an den echt nordischen Charakter des Bildes erinnert werden, wie Thor, der Sonnenkämpfer, die halbtote, nur noch ein schwaches Feuer darstellende Wintersonne über Gletscher und Sunde heimträgt.

Der bare Gewinn dieser Vergleichung liegt in der Thatsache, daß die Sage vom wilden Jäger schon vor den Tagen Homers in einer Form und Verbindung mit Sonnensagen vorhanden war, wie sie sich fast einzig in der Götter- und Heldensage der germanischen Stämme vorfinden. Allerdings sind sie mit diesen auch nach Südasien gewandert, aber in einer ähnlichen Entstellung, wie wir sie bei den Griechen und Kleinasiaten finden, so daß uns, wenn wir eine Wiederherstellung der Sage versuchen, alle Fäden noch Norden zurückweisen, wo wir demnach nicht nur das letzte Aufbewahrungsland, sondern auch ihre Heimat mit höchster Wahrscheinlich-

keit zu suchen haben. Wenn die Vergleichung des Orion mit dem wilden Jäger, wie sie die Gebrüder Grimm, Liebrecht, Suchier und Simrock durchgeführt haben, und wie ich sie ganz unabhängig von deren Ausführungen wieder auffand, einen ungelösten Rest von Nichtübereinstimmung in dem Blendungsabenteuer ließ, so lag dies daran, daß jene Forscher die ältere Form des Sagenkreises vom wilden Jäger, die wir oben (S. 138) in der Aukßtis-Sage auffanden, nicht gekannt haben. Orion ist der geblendete Riese, der in der litauischen Sage die Welt ertränken wollte, der Riese Eruniaksha der Inder, dem Vishnu als Eber den Bauch aufschlitzte (S. 128), und der nun als Sturmgott durch die Welt jagt, das Zwischenglied zwischen Aukßtis und dem weintrunkenen Kyklopen der Odyssee, und er ist wahrscheinlich aus jenem slavischen Urindus entstanden, dem wir als vermittelnde Form der Aukßtis- und Uranos-Mythe (S. 133) begegneten. Dadurch würden mit einem Schlage auch alle jene unappetitlichen Sagen ihre Erklärung finden, welche die Verwandtschaft des Riesennamen mit dem Produkt der Nieren erläutern sollten, und ihn als den Gott der Erdüberschwemmung deuteten, wie z. B. Isidor: Urion dictus ab urina, id est ab inundatione aquarum (vergl. Preller G. M. I. S. 354). Sein Name sollte in Böotien Urion, sein Vater Urieus oder Hyrieus geheißen haben, und schon Pindar kannte diese Sagen, welche auf eine gleiche Quelle für den Namen Urion und Uranos hindeuten.

Nun hatte aber Orion gerade so, wie der nach Bergmann aus demselben Urindus hervorgegangene Niördr und wie Odin den naheliegenden Schritt vom Sommer- zum Sonnengott durchgemacht, wie sein Verhältnis zur Eos, Unterweltsgöttin und Artemis zweifellos beweisen. Artemis steht zu Orion in demselben unklaren Verhältnis, wie Freyja zu Odin, Odur und Freyr, es schimmert noch die altslavische Geliebte des Sonnengottes hindurch, die dann in der neugermanischen wie in der jüngeren griechischen Auffassung in eine Schwester des Sonnengottes verwandelt wurde. Nur unter der Berücksichtigung dieser schon oben (S. 144) berührten Wandlung der Auffassung kann das Verhältnis zwischen Orion und Artemis richtig verstanden werden, und wir erhalten in der Orionsage ein höchst wichtiges frühes Datum für diese Wandlungen, sofern dieselben schon vor den Tagen der Homeriden beendet waren. Dazu werden sich noch weitere Belege bei unserer Untersuchung über die Quellen der Odyssee ergeben.

18. Sankt Christophorus.

Es bedarf kaum eines besonderen Hinweises auf die Ähnlichkeit der Legende des obengenannten christlichen Heiligen mit der Orion-, Thor- und Odinsage, aber es ist für unsere Zwecke wichtig, diesen Zusammenhang etwas genauer ins Auge zu fassen. Nach der Kirchenlegende handelt es sich um einen deutschen Heiden von zwölf Fuß Länge, der den Namen Offerus getragen und sich vorgenommen hatte, nur dem größten Herrn auf Erden, vor dem alle anderen Furcht hätten, zu dienen. Da man ihm sagte, der römische Kaiser sei der Mächtigste, so ging er über die Alpen und diente ihm, bis er sah, daß derselbe vor dem Teufel Furcht habe, und jedesmal ein Kreuz schlug, wenn man des Teufels erwähnte. Offerus zog darum weiter und suchte den Herrn Satan auf, bei dem er blieb, bis er merkte, daß derselbe jedesmal am ganzen Leibe zitterte, wenn er bei einem Kruzifix vorüberkam und lieber einen weiten Umweg machte. Erkennend, daß der Teufel sich auch noch vor einem Größeren fürchte, verließ er ihn und kam nach Syrien zu einem alten christlichen Einsiedler, den er frug, wo er den großen Herrn finden könne, vor dem sich selbst der Teufel fürchte; denn diesem und keinem anderen wolle er dienen. Der Einsiedler sagte ihm, das könne gerade wo er jetzt sei am besten geschehen, denn hier sei ein reißender Fluß, über den die Pilger hinüber müßten, die nach dem heiligen Lande wollten. Wenn er sich dort ein Hüttlein baue und die Pilger bei Tag und Nacht hinübertrüge, so sei das der Dienst, für welchen er bei seiner Größe und mit seinen Körperkräften wie geschaffen sei, und womit er dem Herrn der Welt am besten dienen könne. Nachdem er dieses in dem brückenlosen Lande verdienstliche Amt Jahr und Tag um Gottes willen ausgeübt, hört er in einer Nacht wiederholt eine Stimme, die da ruft: „Lieber langer Offere, hol' über!“ Endlich entdeckt er am jenseitigen Ufer ein kleines Kind, welches er federleicht auf den Rücken hebt, bis es inmitten des Stromes so schwer wird, daß er kaum weiter kann und zusammenzubrechen fürchtet. Zitternd schaut er empor und sagt: „Ei, liebes Kind, wie schwer bist du! Mir ist, als trüge ich die ganze Welt auf meinen Schultern.“ Da sprach das Kind: „Nicht die Welt allein, du trägst auch den, der Himmel und Erde geschaffen hat.“ Und es drückt dreimal sein Haupt unters Wasser und tauft

ihn auf den Namen Christophorus, weil er den Heiland der Welt getragen.

Diese im Volke weiter gedichtete und offenbar durch vieler Meister Kunst verschönerte Sage zeigt nun mit den Thorssagen, wie sie die Edda enthält, Ähnlichkeiten, wie sie nicht ohne unmittelbare Berührung zu entstehen pflegen. Denn nicht allein, daß wir den Thor dort sahen, wie er das Himmelsgewölbe auf dem Haupte trägt und unter seiner Last fast zusammenbrach (S. 155), sondern Simrock (S. 270) gedenkt auch einer Form der Sage, in welcher St. Christoph einen Futterkorb mit Fischen und Brot trägt, mit dem wir Thor in der Edda zweimal ausgerüstet sehen, das eine Mal, wie er Orendel in diesem Korbe über das Wasser trägt, das andere Mal, als er selber einen Fährmann im Harbardsliede anruft. Wie sollen wir uns diesen Zusammenhang erklären, da wir andererseits mit ziemlicher Sicherheit verfolgen können, daß die Christophorus-Legende aus Ägypten zu uns gekommen ist. Denn nach Didron und Durand (Manuel d'Iconographie chretienne Paris 1845 S. 325) lassen sich die ältesten bildlichen Darstellungen unserer Legende im Sinai-Kloster und in anderen griechischen Klöstern des sechsten Jahrhunderts nachweisen.

Das Vorbild hatten offenbar Bilder des Gottes Anubis geliefert, der nach einer ägyptischen Legende den verjüngten Sonnengott Horus, der bekanntlich als kleines Kind dargestellt wurde, durch den Nil trägt. Der durch das Wasser getragene Osiris-Sohn mit dem Strahlenkranze wurde dann offenbar von ägyptischen Christen für den Weltheiland angesehen; denn dieser Zusammenhang geht daraus hervor, daß nach den ebengenannten Autoren der h. Christoph auf einigen der ältesten christlichen Bilder noch mit dem Hundskopf des Anubis dargestellt wurde. Nach Deutschland scheint die Legende dann auf zwei verschiedenen Wegen in den Zeiten der Kreuzzüge zurückgelangt zu sein, nämlich einerseits über Spanien nach den Rheinlanden und von da nach Thüringen, Hessen, Braunschweig und Sachsen, und andererseits über Italien nach der Schweiz, Krain, Kärnten, Salzburg, Bayern und dem übrigen Süddeutschland. Eine Menge Kirchen und Kapellen, Klöster und Einsiedeleien, wurde nach ihm benannt, und obwohl die noch vorhandene 1179 gegründete Christophs-kirche zu Lüttich eine der ältesten ist, finden wir doch wenige hundert Jahre darauf eine große Menge von Kirchen und Kapellen, ja selbst von Privathäusern mit riesigen Wandgemälden und Kolossalstatuen des neuen Heiligen geschmückt. Der älteste mit einer Jahreszahl bezeichnete Holzschnitt, den man kennt, zeigt den h. Christoph in seiner Bestimmung mit

der Unterschrift, daß niemand an demselben Tage, wo er dies Bild angeschaut, sterben werde, und stammt vom Jahre 1423.

Eine so rapide Eroberung des deutschen Gemütes durch eine aus Ägypten kommende Christuslegende können wir wohl nur dadurch verstehen, daß mit ihr eine in deutschen Landen seit Urzeiten heimische Kultusgestalt, ein echter deutscher Heide, wie ihn die Legende richtig bezeichnet, in die Gemeinschaft der Christenheit aufgenommen wurde, und nun verstehen wir auch sogleich die vollendende Ausschmückung mit den besonderen Zügen der Thorsdichtung, von der soeben die Rede war. Schwieriger dagegen ist es zu erkennen, wie der fromme Heide erstmals aus dem Norden nach Ägyptenland gelangt ist; denn so nahe der Gedanke liegt, daß der Orion-Mythus das Mittelglied gebildet haben könnte, ebenso wie er zwischen Odin und Odysseus vermittelt, so liegt doch die größere Wahrscheinlichkeit in der Richtung, daß die Übertragung hinter dem Rücken Griechenlands über Kleinasien und Syrien geschehen sei, ähnlich wie wir dies beim Adonis-Mythus finden werden. Denn Orion hatte schon bald nach seiner ersten Aufnahme in den griechischen Mythus seine Beziehungen zur Sonnensage so verloren, daß diese nur noch in der Kedalion-Sage und in den Erzählungen von seinen Liebschaften zur Göttin der Morgenröte, des Mondes und der in der Unterwelt wohnenden Side hervortreten.

Die allverbreitete Ehrfurcht vor dem hohen Altertum der ägyptischen Götterlehre wird nun natürlich viele verführen, lieber den Orion als einen Nachkömmling des Horus, mit dem er ja identifiziert wurde, und den deutschen Wate mit Wieland, oder Thor mit Loki als Nachfolger des Orion mit Kedalion anzusehen. Das geht aber schon darum nicht an, weil die Orion-Sage viel älter ist als die Horus-Sage; denn die letztere scheint erst aus den Zeiten zu stammen, in denen die griechische Wissenschaft und Götterlehre von Alexandrien aus in Ägypten festen Fuß gefaßt hatte. Selbst Herodot hat den Namen Horus in Ägypten noch nicht vernommen, obwohl er von einem Sohne des Osiris hörte; die älteste Erwähnung des Namens scheint bei Eratosthenes ums Jahr 280 v. Chr. vorzukommen, nachdem also der nordische Riese mit dem Licht- oder Feuergotte auf seiner Schulter längst durch Sophokles auf die griechische Komödienbühne gebracht worden war. Allerdings suchten die Priester dann nach bekannter Manier den neuen Gott zurückzudatieren, indem sie sagten, Horus sei nur ein neuer Name für ihren alten Gott Arueris, allein sie machen die Sache für den Tieferblickenden dadurch nur um so verdächtiger.

Merkwürdigerweise vollzog sich eine ähnliche Metamorphose der alt-

arischen Sage auch in Indien, und zwar in solcher Übereinstimmung mit der Christophorussage, daß man an eine sehr späte Interpolation des Mahabharata zu denken versucht ist. König Kansa wird durch eine Himmelsstimme gewarnt, daß aus Yadus Stamme sein Mörder geboren werden wird, und er gebot, wie König Herodes, alle Knaben zu töten. Im Gefängnis gebiert darauf Vasudevas Gattin den Krishna, dessen Legende so viele Ähnlichkeiten mit der Geschichte Christi zeigt, der aber von den Indern als achte Wiedergeburt Vishnus, des alten Sonnengottes der Veden, betrachtet wird. Da springen die Pforten des Gefängnisses auf, der Vater rettet das Kind, indem er es durch den angeschwollenen Yumna-Fluß trägt und gegen ein Mädchen tauscht, welches er, bevor die Kerkerpforten sich wieder von selbst schließen, zurückbringt. Die Episode lautet in den von Becker übersetzten Bruchstücken des Mahabharata (Berlin 1888):

Da nahm der frohe Vater das Kind, das Vishnu gleich
Erschien an allen Zeichen der Gotteskräfte reich, —
In einem Erntekorbe trug er's hinaus zum Fluß,
Und sucht ihn zu durchschreiten, doch war vom Regenguß
Die Yumna hoch geschwollen; bis an die Nüstern reicht
Das Wasser bald dem Träger des Korbs, und ihm entweicht
Der Mut; schon fürchtet schwankend er seinen Untergang;
Da stieß mit Zehenspitzen das Kind die Flut; sie sank! —
Das Wasser wurde gangbar, und Vasudeva schritt
In sichrer Ruhe weiter, ihm zur Begleitung mit
Schwamm Vishnus Shesha-Schlange, mit ihrem Schirmhut deckt
Das Kind sie, als mit Regen die Wetterwolke neckt.

Diese indische Form ist trotz ihrer möglicherweise nachweisbaren Beeinflussung durch die Christophorus-Legende lehrreich, weil in der Rettung des als Kind wiederkehrenden und in einem Erntekorbe gebetteten Sonnengottes Anklänge an die nordgermanischen Ingvi-, Sceaf- und Lohengrin-Sagen durchschimmern, auf die wir später zurückkommen. Der ägyptischen Wandlung der Orendel-Sage ging es übrigens nicht besser, als es der griechischen auf der attischen Bühne geschehen war, sie wurde im Abendlande zum Satyrspiel herabgewürdigt. Im Jahre 1760 grub man zu Gragnano unweit Pompeji ein Freskogemälde (Fig. 24) aus, welches die Flucht des Äneas, wie er seinen Vater Anchises auf der Schulter aus Troja trägt und den kleinen Askanius an der Hand nachschleift, in freier Kopie des ägyptischen Anubis mit dem Horuskinde darstellt. Champfleury und andere Altertumsforscher haben darin bisher nur eine auf Vergil (als Affen des Homer) gemünzte Karikatur gesehen, weil alle drei Gestalten mit Affenköpfen und Schwänzen versehen sind; aber da der Satiriker

den Äneas vollständig als Anubis mit menschlichem Körper, und den Anchises auf seiner Schulter als Kind dargestellt hat, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Maler eines jener ägyptischen Bilder in Gedanken hatte, aus dem auch die Christophorus-Sage entstand.



Fig. 24.
Äneas, Anchises und Askanius
(aus Champfleury, «histoire de la Caricature antique»).

Drittes Buch.

Licht= und Sonnen=Götter.

19. Griechische Sagen über die Herkunft ihrer Lichtreligion.

Eine Anzahl der ältesten griechischen Dichter, unter denen sich, was besonders zu beachten ist, mehrere Apollopriester befanden, namentlich der unbekannte Verfasser des uralten, häufig dem Homer zugeschriebenen Epigonen=Epos, ferner Hesiod, Olenos, Aristeas u. a. berichteten, Apoll nebst seiner Schwester Artemis und ihrer Mutter Latona seien ursprünglich keine griechischen Gottheiten, sondern erst aus dem fernen Lande der Hyperboreer nach Griechenland gekommen, zunächst nach Delos, welches als Kolonie der Hyperboreer bezeichnet wurde, und die Erinnerung an das Mutterland, wie wir sogleich sehen werden, sehr lange pflegte. Ebenso wurde der Apollotempel in Delphi, sowie derjenige zu Metapont, und der Zeustempel von Dodona als Gründungen der Hyperboreer bezeichnet, so daß, wie wir sehen, die Griechen sämtliche Hauptträger ihrer Lichtreligion aus dem nördlichen Europa herleiteten. Denn das Land, in welchem die „frommen Hyperboreer" wohnten, wird uns durch Herodot auf Grund von Berichten, die er am Schwarzen Meere von den Skythen, die unterrichtet sein konnten, eingezogen hatte, als ein solches geschildert, in welchem die Luft manchmal so dicht von Schneeflocken erfüllt wäre, als sei sie voller fliegender Federn. Diodor hat die Ansichten der Griechen von dem Volke des Nordens, dem sie ihren Lichtkultus verdankten,

in seiner Geschichtsbibliothek (II. 47) zusammengefaßt und darin vor allem die Mitteilungen des Hekatäos von Abdera, der zur Zeit Alexanders des Großen lebte und ein besonderes Buch über die Hyperboreer geschrieben hatte, wiedergegeben.

„Dem Keltenlande gegenüber," sagt er, „liegt in dem jenseitigen Ocean gegen Norden eine Insel, nicht kleiner als Sizilien. Die Bewohner derselben heißen Hyperboreer (Übernördliche), weil sie über das Gebiet des Nordwindes hinausliegen. Der Boden ist so gut und fruchtbar und der Himmelsstrich so günstig, daß man zweimal im Jahre ernten kann. Nach der Fabel ist Latona auf dieser Insel geboren, darum wird auch Apoll daselbst eifriger als alle andern Götter verehrt. Die Einwohner sind eigentlich allesamt als Apollopriester zu betrachten, da sie diesen Gott jeden Tag durch immerwährende Lobgesänge preisen und auf alle Art verherrlichen. Es ist auf dieser Insel ein prächtiger, dem Apoll geweihter Hain und ein merkwürdiger Tempel von kreisrunder Form, mit vielen Weihgeschenken geschmückt. Auch eine Stadt ist diesem Gotte geheiligt, deren Einwohner größtenteils Zitherspieler sind; sie singen immerfort Lieder zu seiner Ehre mit Begleitung der Zither und rühmen seine herrlichen Thaten. Die Hyperboreer haben eine eigene Sprache. Übrigens leben sie mit den Griechen ganz vertraut, und besonders mit den Athenern und Deliern; und diese Zuneigung schreibt sich aus alten Zeiten her. Es gab auch Griechen, welche, wie die Fabel sagt, zu den Hyperboreern reisten und kostbare Weihgeschenke mit griechischen Inschriften zurückließen. Ebenso kam nach Griechenland ein Hyperboreer Abaris, der die alte Bekanntschaft mit den Deliern als seinen Verwandten erneuerte."

Wir erhalten hier den in ideale Verklärung gerückten Bericht von einem sprach- und stammverwandten Volke des Nordens, denen die Griechen ihren Apollokult verdanken wollten. Von sehr zahlreichen älteren und neueren Altertumsforschern ist diese Nachricht auf den berühmten „Druiden-Tempel" Stonehenge auf der Ebene von Salisbury (Fig. 25 und 26) oder auf die noch größere Anlage von Avebury bezogen, und es ist durchaus kein Grund vorhanden, zu leugnen, daß ihr eine durch die Sage verschönerte Erinnerung an diese Denkmale zu Grunde liegen mag, die noch heute in ihren Resten auf alle Beschauer den tiefsten Eindruck zu machen pflegen. „Keine Beschreibung," sagt Nilsson, der Stonehenge 1864 besuchte, „vermöchte den Eindruck wiederzugeben, den diese kolossalen Steinmassen auf den Beschauer machen. Man weiß und sieht, daß man ein Werk von Menschenhand vor sich hat, aber man vermag den Zusammenhang nicht zu fassen, man fühlt nur, daß der kolossale Bau in unsere gegenwärtigen Verhältnisse nicht hineinpaßt, sondern von Geschlechtern stammt, welche längst vom Erdboden verschwunden sind." Das Volk nennt es darum auch den Riesentanz (Giants dance), und Giraldus von Cambray, ein Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, erzählte, Aurelius

Ambrosius, König von England, habe die Steine durch den Zauberer Merlin von Irland nach England schaffen lassen, um den britischen Edelleuten, die



Fig. 25.
Stonehenge im gegenwärtigen Zustande.
Nach einer Zeichnung von Griset für Lubbocks „Entstehung der Civilisation."

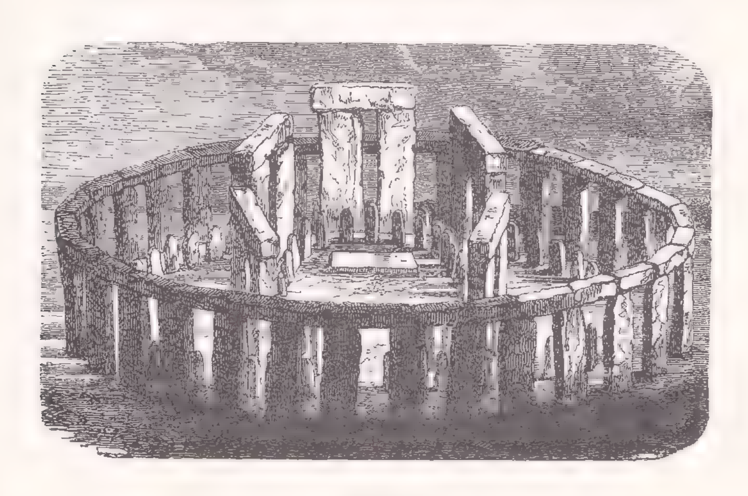


Fig. 26.
Stonehenge, restauriert.
Nach Baer und Hellwald „der vorgeschichtliche Mensch."

450 bei einem Gastmahl des Vortiger der Hinterlist des Angelsachsen Hengist zum Opfer fielen, ein Denkmal zu stiften. Dieses Märchen ist offenbar aus dem Namen Stonehenge entstanden, welcher nach Lubbock nicht die „hängenden Steine,“ sondern das Steinfeld (Stone-ing) von dem angelsächsischen Worte ing das Feld bedeutet.

Der schon durch die Größe des Denkmals veranlaßte Schluß, daß es sich hier um ein in vorgeschichtlichen Zeiten errichtetes National-Heiligtum handeln müsse, wird durch den Umstand unterstützt, daß man rings am Horizonte des ehemals von einem Wassergraben umgebenen Denkmals einen Kreis hoch aufgeworfener Grabhügel entdeckt, etwa dreihundert Tumuli, alle in gleicher Entfernung (ca. drei engl. Meilen) vom Denkmal. Hoare, der eine große Anzahl davon geöffnet hat, fand, daß fast alle der englischen Bronzezeit angehören, nur in zweien, welche die Spuren einer nochmaligen Benützung aus späterer Zeit zeigten, fanden sich eiserne Waffen. In dem einen lagen Bruchstücke von den blauen, sonst nicht in der Umgegend vorkommenden Steinen des innersten und ältesten Kreises, die man vielleicht für besondere Heiligtümer ansah. Nach alledem ist nicht daran zu zweifeln, daß der Bau der englischen Bronzezeit angehört.

Verschiedene englische Antiquare und Baumeister, namentlich Inigo Jones, Stukeley, Smith und Webb haben in den letzten Jahrhunderten, teils nach dem damaligen Befunde und teils nach noch älteren Ansichten und Aufnahmen Restaurationen versucht, aus denen wir folgendes Bild (Fig. 26) empfangen: Der äußere Kreis wurde von dreißig roh behauenen Steinpfeilern von 4,4 Meter Höhe gebildet, die durch Decksteine zu einem geschlossenen Kreise vereinigt wurden. Innerhalb dieses Ringes stand ein zweiter, aus unregelmäßigen 1,5—1,8 Meter hohen Steinen, der seinerseits 5—6 Trilithe aus sorgfältig behauenen, 4,8—5,1 und 6,6 Meter hohen Steinen mit eingezapftem Deckstein einschloß. Innerhalb dieser Trilithe befindet sich der teilweise noch erhaltene Ring aus den erwähnten blauen Steinen von kegelförmiger Gestalt, der wahrscheinlich den ältesten Teil des Denkmals bildete und eine flach auf der Erde liegende „Altarplatte“ einschließt.

Fast alle Antiquare, die dieses großartige Bauwerk untersucht haben, haben die Überzeugung mitgenommen, daß es sich um einen Sonnentempel handele, der genau so orientiert sei, daß man danach bestimmte Zeitmessungen nach den Sonnen-Auf- und Untergängen machen könne. Thurnam, der zur Zeit der Sommer-Sonnenwende einen Morgenspaziergang nach dem Denkmal gemacht, sah, vor dem Altarsteine stehend, den strahlenden Ball genau über dem sogenannten, ca. drei Meter hohen

„astronomischen Stein“ aufgehen, welcher sich in einer Entfernung von ca. zweihundert Schritt vor dem Haupteingange erhebt. Man nimmt an, daß dort im Augenblick des Sonnenaufgangs ein feierliches Opfer gebracht worden sei, und es darf als hinlänglich beglaubigt angesehen werden, daß die Alten die Tage der Sonnenwenden durch solche Anlagen fixierten. Auch das sogleich zu erwähnende Heiligtum zu Avebury ermangelte des „astronomischen Steines“ nicht. Macrobius (Saturnal. I. 18) berichtet etwas Ähnliches von der Wintersonnenwendfeier der Ägypter und setzt hinzu, daß sich auf dem Berge Zilmissus in Thrakien ein dem Gotte Sabazius geweiheter, kreisrunder, oben offener Sonnentempel befunden habe, in dem mit großer Pracht Sonnenfeste begangen wurden, ähnlich wie sie Hekatäos in dem kreisrunden englischen Tempel feiern ließ.

Nahe bei Stonehenge in Wiltshire befand sich auch das viel größere

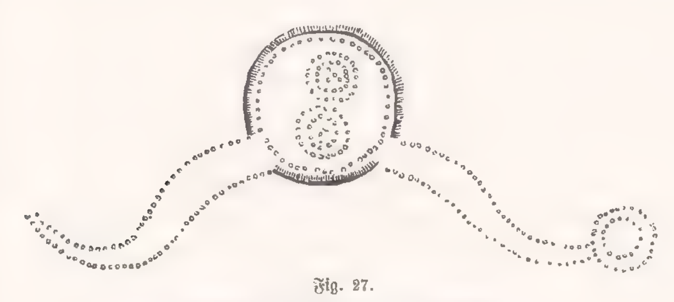


Fig. 27.
Grundriß der Steinsetzungen von Avebury.
(Nach Baer und Hellwald „der vorgeschichtliche Mensch.“)

und wahrscheinlich ältere Heiligtum von Avebury (Abury), in dessen Bereich sich das gleichnamige Dorf eingenistet hat; es bestand nach den Untersuchungen Hoares ehemals aus 650 großen Steinen, von denen heute nur noch ca. zwanzig übrig sind. Nach der Meinung des alten Aubrey, der das Denkmal vor bald zweihundert Jahren gewiß noch in besserer Erhaltung vorfand, überragte es dasjenige von Stonehenge ebenso sehr, „wie ein Dom eine Dorfkirche.“ Es bestand ehemals aus einem kreisförmigen Graben und Walle, mit großem Steinkreis, der $28^1/_2$ Morgen Landes (!) bedeckte, innerhalb dessen sich zwei kleinere Kreise aus doppelten Reihen kleinerer Steine befanden. Von dem Außenwall führten zwei lange gewundene Stein-Alleen, die eine in der Richtung nach Beckhampton, die andere fast bis nach Kennet, wo sie in einem ansehnlichen doppelten Steinkreis endigt. (Fig. 27). In der Mitte der beiden Alleen

erhebt sich der Silbury-Hügel, ein fünfundfünfzig Meter hoher, künstlicher Berg, in welchem man bisher vergeblich nach einem Grabe gesucht hat.

Diese mächtige megalithische Anlage war sicherlich die größte in der Welt, von der wir irgendwo Spuren haben, und wenn die Römer, deren Heerstraße gerade auf dieselbe zuführte und dann den Silbury-Hügel umging, ihrer nicht erwähnen, so scheint das darauf hinzudeuten, daß sie damals schon im Verfall war. Ein solches Bauwerk, von dem die in ihren Resten imponierende Ruine von Stonehenge nur ein kleines Abbild war, mußte sicherlich auf alle, die es in seiner Vollendung und mit festlichem Gepränge erfüllt erblickten, einen unverlöschlichen Eindruck hervorrufen, und es wäre im Gegenteil erstaunlich, wenn sich, da die Phöniker und Marseiller England früh besucht haben, davon nicht irgend ein Nachhall in den Schriften der Alten befinden würde. Alles deutet auf Sonnenkultus in diesen Anlagen hin, und wenn man dem Fingerzeige des Makrobius von dem ähnlichen Sabaziostempel in Thrakien nachgehen darf, würde der Umstand Rücksicht erheischen, daß die Slaven ihr Sommersonnenwend-Fest Sobotka nannten, und die Schlesier einen Gott Sabothus oder Sobothus verehrten, von denen der Zobten seinen Namen erhalten haben soll (Hanusch, S. 204 und 209). Der Sabus- oder Sabaziosdienst verbreitete sich von Thrakien bis Phrygien, und es sind hier vielleicht Anknüpfungen an Zabios, den König der Hyperboreer, den Schwiegervater des Apoll und Ahnherrn der Galeoten in Attika und Sizilien, und den Sabus, Stammgott der Sabiner vorhanden, die wir hier nicht weiter untersuchen wollen. Nur darauf sei noch hingewiesen, daß in den Sabazien der Zeus Sabazios dargestellt wurde, wie er in Schlangengestalt in die Unterwelt schlüpft und dort Vater des Zagreus wird, eine Sage, die im nordischen Odinskult wieder erscheint und in dem Denkmal von Avebury verewigt sein könnte, welches nach Stukeley das Bild einer großen Schlange wiedergiebt, die durch einen heiligen Kreis schlüpft (vergl. Fig. 27).

Wie es sich aber auch damit verhalten möge, jedenfalls war die Sage von den hyperboreïschen Apollverehrern im Altertum außerordentlich verbreitet und auch in jeder Beziehung, wie wir bald des weiteren sehen werden, wohl begründet. Denn ganz naturgemäß hat der Sonnengott im Norden die wärmste Verehrung erfahren. Als Nachbarn jener ältesten Apollverehrer der Nordinsel, ja nach einigen alten Gelehrten als desselben Stammes mit ihnen, wurden die blonden Arimaspen bezeichnet, und wenn Apoll selbst ausnahmslos als blondhaarig geschildert wurde, so darf man darin wohl etwas mehr als eine bloße Hindeutung auf seinen Lichtcharakter, ein Herkunftsmerkmal erkennen.

Hieran knüpft sich die von **Herodot** ausführlich berichtete Sage, daß Hyperboreer und Arimaspen ihrem nach Süden gezogenen Gotte noch lange ein in ein Ährenbündel gehülltes Jahresopfer gesandt hätten, welches die Zwischenvölker von Landesgrenze zu Landesgrenze beförderten, bis es zu Dodona zuerst auf griechischem Boden anlangte und allmählich Delos erreichte. Die Delier fügten hinzu, daß in den ältesten Zeiten alljährlich zwei hyperboreïsche Jungfrauen, von fünf auserwählten jungen Männern (Perpheren) begleitet, ankamen, um das Opfer zu überbringen und mit außerordentlichen Ehren in Delos empfangen wurden. Herodot macht dabei besonders auf die Eigentümlichkeit aufmerksam, der Artemis auf Delos ein Getreidebündel zu opfern, denn dieselbe Sitte beobachteten auch die Frauen in Thrakien und Päonien. Nun habe es sich mehrmals wiederholt, daß es den Abgesandten auf Delos besser gefallen habe, als in ihrer Heimat, und daß sie deshalb als blonde Priester und Priesterinnen in den Dienst des Tempels von Delos traten und nicht in ihre Heimat zurückkehrten. So wäre es schon mit Opis und Arge geschehen, welche das Götterpaar zuerst nach Delos gebracht hätten, und als dann Hyperoche und Laodike nebst ihren fünf Perpheren ebenfalls nicht wiederkamen, habe man beschlossen, künftig das Ährenbündel nur in der oben geschilderten Weise von Land zu Land zu senden. Die zu Delos verbliebenen blonden Jungfrauen und Jünglinge aber wurden von **Kallimachos** in seinem schwungvollen „Hymnus auf Delos“ gefeiert.

Dies nun brachten zuerst von den Arimaspen, den blonden,
Upis und Loxo Dir dar, und die selige Magd Hekaërge,
Boreas' Töchter gesamt, und von Jünglingen, welche die besten
Waren zur Zeit. Nicht aber gelangten sie wieder nach Hause;
Sondern sie wurden beseligt, und ruhmlos werden sie nimmer.

Noch lange zeigte man die Gräber dieser hyperboreïschen Jünglinge und Jungfrauen, die, wie Kallimachos in demselben Hymnus sagt, „dem ältesten Blut unter allen Völkern“ entstammt waren, hinter dem altehrwürdigen Delischen Tempel, und es knüpfte sich daran ein aus alten Zeiten stammender Kult, indem die griechischen Jünglinge und Jungfrauen hier ihren ersten Haarschmuck opferten. „Die Mädchen,“ sagt **Herodot**, „erfüllen diese Pflicht vor ihrer Verheiratung. Sie nehmen eine Locke ihres Haares, wickeln sie um eine Spindel und legen sie auf dem Grabmal dieser Jungfrauen, welches sich im Heiligtum der Artemis zur linken Hand vom Eingange befindet. Man erblickt auf diesem Grabe einen von selbst entsprossenen Olivenbaum. Die jungen Delier rollen ihr Haar um den Stengel eines gewissen Krautes und legen es ebenfalls auf dem Grabe

der Hyperboreerinnen nieder. Solches sind die Ehren, welche die Einwohner von Delos diesen Jungfrauen erweisen.“ (Herodot IV. 34.) Der alte Chronist Stryjkowski meldet noch 1580, daß es slavische Sitte sei, das erstgeschorene Haar der Kinder, in ihrem siebenten Lebensjahre, wenn sie den Namen empfingen, ihrer Gottheit zu opfern, wie die Griechen auch in Delphi thaten, und Hanusch (S. 341) hält dieses Haaropfer an den Sonnengott für allgemeine slavische Sitte.

Eine zweite Feierlichkeit bezeugte die in den Apollotempeln nicht erloschene Erinnerung an den nordischen Ursprung ihres Kultus. Auf Delos wie zu Milet, in Delphi wie zu Metapont in Italien, d. h. an den vier ältesten Kultusstätten des nordischen Gottes im Süden, beging man zu Beginn der kalten Jahreszeit das Fest des nach seinem nordischen Heimatslande zurückreisenden und im Frühling das Fest des wiederkehrenden Apoll mit feierlichen Abschieds- und Begrüßungsgesängen, die von den ersten Meistern der älteren griechischen Lyrik (namentlich von Alkäos) gedichtet waren. Es wurde darin geschildert, wie Zeus den Apoll bei seiner Geburt mit einer goldenen Mitra, der goldenen Leyer und dem von Singschwänen gezogenen Nachen begabt habe, damit ihn die letzteren von sechs zu sechs Monaten abwechselnd zum neuen südlichen Wohnort und zur nordischen Heimat hinzögen. Dort in unendlicher Ferne leuchte er seinem Volke, den seligen Hyperboreern, dann ununterbrochen Tag und Nacht, um sie dafür zu entschädigen, daß er im folgenden Halbjahr im Süden seinen Wohnsitz aufschlage. Wir begegnen hier wieder jener schon oben (S. 37) erwähnten Kenntnis der lichten Nächte des nordischen Sommers, nur daß sie der südlichen Sage gemäß irrtümlich auf den Winteraufenthalt des hyperboreïschen Apoll bezogen werden mußten, um der Sage festeres Gefüge zu geben.

Eine merkwürdige Sage setzt hinzu, Apoll schiffe auf seinem Schwanennachen darum alljährlich nach den nördlichen Meeren, um dort Zähren der Wehmut um den Tod seines Sohnes Asklepios zu vergießen, den Zeus, weil er alle Menschen heilte und niemand mehr sterben ließ (wie auch den Phaëthon) mit dem Blitze erschlagen, weshalb Apoll den Kyklopen, welcher das Blitzgeschoß geschmiedet, mit seinem Pfeile erlegt habe. Aber im Norden sei ihm die Reue über diese vorschnelle, gegen die Beschlüsse des Zeus gerichtete Selbstrache gekommen, und er ließ deshalb Pfeil und Bogen bei den Hyperboreern zurück, um sich ihrer nie wieder zu bedienen und mit der Leier zu begnügen. Etwas anders, aber in den Grundzügen übereinstimmend, schilderten die Kelten diese Sage, wenn man nämlich den bezüglichen Angaben des Apollonios von Rhodos in seiner Argonautenfahrt Gewicht beimessen darf:

— — — — — — Auch meldet die keltische Sage,
Daß das Elektron entquoll, von Fluten getragen, Apollons
Thränen, des Letoiden, die einst er zahllos vergossen,
Als er zum heiligen Volk der Hyperboreer gelangte,
Nach dem Gebote des Vaters den strahlenden Himmel verlassend,
Zürnend um seinen Erzeugten, den ihm Koronis die Holde,
In Lakereia, dem reichen, gebar an Amyros Mündung.
So ist die Sage verbreitet, daselbst bei den Männern des Landes.
(IV. 611—618.)

Obwohl auch diese Berufung auf keltische Überlieferung und die Verknüpfung des hyperboreïschen Apolls mit der baltischen Handelswaare zu den nordischen Ursprungszeugnissen gezählt werden müssen, ist der gesamte Sagenkreis von den nordischen Sonnenverehrern bisher von den Fachleuten mit unverdienter Geringschätzung betrachtet worden. Allein, wenn auch die dichterische Einkleidung offen zu Tage liegt, so hat er doch einen tiefern Gehalt als man zugestehen mochte, sofern ihm Nachrichten zu Grunde liegen, die sich nur hinter den Mauern der Apollotempel selbst erhalten hatten; er scheint unmittelbar aus priesterlicher Überlieferung geschöpft. Zunächst wissen wir, daß nicht nur ein dem Apoll und der Artemis durchaus vergleichbares Götterpaar in ganz Nordeuropa verehrt wurde, sondern man hat auch eine ihrer Mutter Leto oder Latona entsprechende germanische Göttin Hludana noch in Inschriften aus den Römerzeiten vorgefunden. Unweit Cleve am Niederrhein wurde nämlich ein zunächst in dieser Stadt, dann in Xanten und jetzt in Bonn aufbewahrter Votivstein aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung aufgefunden, welcher die Inschrift trägt: DEAE HLUDANAE SACRUM C. TIBERIUS VERUS, dem sich später ein in derselben Gegend gefundener Stein mit der Aufschrift: DEAE HLUDENAE GEN. an die Seite stellt.

Es geht daraus hervor, daß die Römer hier den Kultus einer Göttin Hludana oder Hludena vorfanden, und Sk. Thorlacius wies 1782 nach, daß dies dieselbe im Norden hochverehrte Göttin ist, die in der Edda und in anderen nordischen Schriften unter verschiedenen Namen: Hlodyn, Hlodine, Hliod, Loduna und Ludana vorkommt. Hlod bedeutet in der altnordischen Sprache eine Feuerstätte; es war also eine Göttin des häuslichen Herdes und des Erdschoßes, die sich mit Nerthus, Niordus, Jördh und Gerda enge berührt. In der Edda heißt im besondern Odins erste Gattin und Mutter Thors Hlodyn, auch ein Sohn Hlodide wird erwähnt. Vielleicht ist damit Thor gemeint, der öfter Hlodyns Sohn genannt wird. Man darf mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß sich ihr früher eine in der Edda erwähnte männliche Gottheit Hlodur (Lodur, der Glüher) als

Gatte an die Seite stellte, vielleicht hat sogar der Beiname Thors, Hlorridi, wie Grimm (S. 236) vermutet, ursprünglich Hlodridi gelautet. Schon Thorlacius verglich die Hludana mit der Latona und Leto der Griechen, und diese Ähnlichkeit tritt besonders in der Völsungasage hervor, in welcher Hliod dem Wolfsmann Volsung Zwillingskinder gebiert, einen Sohn Sigmund und eine Tochter Signy, die sich nachher vermählen und den Sonnensohn Sinfiötle-Sigurd erzeugen.

Die letztere Wendung deutet auf slavische Sage, und merkwürdigerweise findet sich bei den slavischen Völkern eine der nordischen Hludana entsprechende Erd- und Liebesgöttin Lado oder Lada, welche die griechischen Göttinnen Latona, Leto und Leda vollkommen zu vereinigen scheint. Sie ist nämlich die Mutter eines Zwillingspaars, welches auf der einen Seite ebenso deutlich an Apoll und Artemis, wie auf der anderen an Kastor und Pollux erinnert. Zunächst fiel die letztere Verwandtschaft auf, denn Stryjkowski schrieb (1580) in seiner Kronika polska, litewska etc., den Berichten Bielskys († 1575) folgend, über die Slaven: „Von den römischen Gottheiten verehrten sie Kastor und Pollux, die sie Lelus und Polelus nannten, welche Namen man auch heutigen Tages noch bei den Polen und Masuren öffentlich hören kann, denn bei Gelagen rufen sie, wenn sie getrunken haben: Lelum po Lelum. Sie verehren auch die Mutter des Lel und Polel: Leda. Sie rufen Lado, Lado und meine Lado (Lado i Lado moja!), indem sie dies zum Andenken Ledas oder Ladonas singen, der Mutter des Kastor und Pollux, obschon das gemeine Volk nicht weiß, woher dies seinen Ursprung hat.“

Was hier der alte slavische Chronist, nach seiner Anschauung gefärbt, vorträgt, trifft in mancher Beziehung noch heute zu, denn noch immer rufen slavische Völkerschaften (Serben, Polen, Litauer und Russen) in ihren alten Volksliedern Lado und ihre Zwillingskinder an, namentlich wenn es gilt, das Mißgeschick unglücklicher Liebe zu klagen, und obwohl diese Namen für sie zu unverständlichen Ausrufungsworten geworden sind. Eins der von Talvj mitgeteilten serbischen Lieder erinnert lebhaft an das germanisch-slavische Märchen, daß Sonne und Mond einander eigentlich nicht heiraten durften, weil sie Zwillingsgeschwister waren. (Vergl. oben S. 144):

Liebte von klein an ein Mädchen, Lado, Lado!
Sie von klein an, bis sie groß war, Lado, Lado!
Als sie mein nun werden sollte, Lado, Lado!
Fand sich's, daß sie mir verwandt war, Lado, Lado!

(Talvj, Volkslieder II. 53.)

Obwohl die Ansicht Stryjkowskis, daß in Lel und Polel Kastor

und Pollux stecken, einen Keim von Wahrheit enthielt, so hat doch Narbutt das Richtigere gesehen, als er in seiner litauischen Mythologie (Mitologia litewska 1835 S. 20) Lelus und Lela auf Sonne und Mond deutete. Er erzählt nach Hanusch (S. 355 ff.):

„Nach der gemeinen Ansicht der Litauer ist die Sonne nicht allein die Quelle des Lichts, Feuers und Lebens, sondern auch der Erleichterung jeglichen Übels. Die gesamte Zaubermedizin der Litauer stand unter dem Schutze der Sonne, welche in dieser Hinsicht unter dem Namen Lelus angerufen wurde. Nach dem Genius der litauischen Sprache bedeutet der Ausdruck Lelus (lett. Leels), wenn er als Beiwort einer Person vorkommt, den Hellen, Vorzüglichen, jedoch das Große, wenn von einer Sache die Rede ist. Aus einem Gesange habe ich entnommen, daß die Ärzte und Arzneien unter dem Schutze des Lelus stehen. Aus der Forschung über den litauischen Mythus läßt sich folgern, daß Lelus und Lela Zwillinge, Bruder und Schwester, Kinder einer Göttin, deren Name wahrscheinlich Lado ist, waren, welche der griechischen Latona und ihre Kinder ebenso dem Apoll und der Diana, wie dem Lel und Polel der Slaven entsprechen. Auf die Zwillinge Ledas, Kastor und Pollux, hat aber diese Mythe keinen Bezug. Diese irrige Meinung veranlaßte der Chronikenschreiber Bielsky, dem bei der Lada, der Mutter von Lel und Polel, die Leda einfiel. Auf ähnliche Weise geschah es, daß man Lada der Venus oder Isis und ihre Kinder dem Kupido und Hymen gleichsetzte. Darum ist es erklärlich, weshalb Lelus und Lela oder die slavischen Lelum Polelum den gemeinschaftlichen Namen Leliwa führen und den Letoiden gleichgesetzt wurden. Auf alten litauischen Siegeln finden sich die Leliwa dargestellt, ein sechsstrahliger Stern steht über einem Halbmonde, dessen Hörner in die Höhe gestreckt sind.“

Trotz aller erwähnten Entstellungen ist in diesen Vorstellungen das hohe Altertum nicht zu verkennen. Schon Narbutt (S. 45—47) bemerkte, daß die indisch-litauische Maja-Laima gleich der slavischen Lada zugleich Welt- und Erdmutter, Liebes- und Mondgöttin war. Ein als doppeltgeschlechtlich gedachtes Urwesen zerfiel in eine männliche und weibliche Hälfte, den Feuer- oder Himmelsgott und die Erdmutter Maja, und wir finden dieses Urpaar als Vulkan (Coelus) und Maja (Majesta) auch in der römischen, als Zeus und Maja in der griechischen und als Hlodur und Hlodyn in der germanischen Ursage. In der Edda heißen die Zwillingskinder dieses Urwesens Sol und Mani (Sonne und Mond) und gingen unter den Namen Saule und Menai auch in die litauische Sage über. Nun sahen die Slaven aber den Mond nicht als männliche, sondern als weibliche, die Geburten begünstigende Göttin an und nannten sie Lela, die Leuchtende, und das hohe Altertum dieser Auffassung wird dadurch bezeugt, daß bei den Etruskern die Mondgöttin ebenfalls Lala heißt, welcher Name häufig auf altetruskischen Spiegeln vorkommt (Preller, R. M. S. 72 und 289) und erst allmählich in Losna, Louna und Luna über-

ging. Und zwar geschah dies, indem sich bei den Slaven der männliche Mondgott Mani oder Menai der Germanen mit ihrer weiblichen Mondgöttin Lela vermischte und bei den Litauern eine Menelia, d. h. Menai-Lela (Narbutt S. 47), bei den Serben eine Lelemene, d. h. Lela-Menai (Talvj I. S. 272 und II. S. 316), bei den Römern eine Selene und Luna erzeugte. Noch kürzer verfuhr man, indem man dem männlichen Menai eine litauisch-römische Mena unterschob, die auch Pindar in einem Siegesgesang (Olympiac. III.) nennt, woselbst er zugleich die Donauländer als Heimat von Leto und Artemis bezeichnet.

Bei den Etruskern erscheint die Mondgöttin Lala (eine weibliche Form des Mani, daher Laren und Manen) einem Sonnengotte Aplu, dessen Name wie eine Urform von Apoll klingt, verbunden, freilich zugleich auch dem Pollux, so daß die Verwechselung der Letoïden und Ledaïden schon in jene graue, vielleicht um tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung liegende Zeit zurückreicht, in der jene Namen aufgezeichnet wurden (Preller, R. M. S. 289). Vielleicht war selbst der Name des Apoll, für den sich keine befriedigende griechische Ableitung gefunden hat, nordischen Ursprungs. Wir wissen, daß durch den gesamten Norden von Kelten, Germanen und Slaven gleichmäßig ein Lichtgott verehrt wurde, dessen Name zwischen Beal, Bäldäg, Bel, Biel schwankt, und den die Römer kurzweg als Apollo Belenus übersetzten. Der angelsächsische Bäldäg (d. h. der lichte Tag) scheint in den nordischen Baldur und den germanischen Phol überzugehen, und am zweiten Mai wurde am Rhein der Pfultag und von den Kelten das Bealtine gefeiert (vergl. Simrock S. 303 und 560). Dies Fest war bei den Kelten so angesehen, daß, wie T. W. Shore vor kurzem im Journal of the Anthropological Society (1890) nachgewiesen hat, die meisten alten Kirchen im Hampshire und anderen altkeltischen Ländern genau in der Richtung orientiert sind, in welcher am Bealtine die Sonne aufgeht (about 20° north of east). Er konnte mehr als siebzig so orientierte alte Kirchen nachweisen. Am Harze knüpft sich eine Menge Sagen und Ortsnamen an den Götzen Biel, dessen Bilder der h. Bonifazius dort zerstört haben soll, und der mit dem guten lichten Gott (Belbog) der Slaven wohl unmittelbar zusammenhängt. Ob sich hier der gallische Abellion anreihen läßt, von dem ein Bild mit Unterschrift (Fig. 28) zu Rheims gefunden wurde, kann nur insofern fraglich erscheinen, als der Ursprung dieses Bildes nicht über

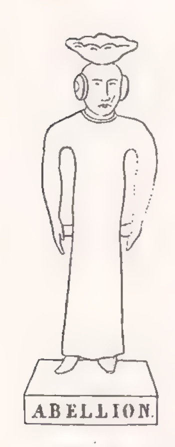


Fig. 28.
Gallisches Götzenbild nach Vollmer.

allen Zweifel erhaben ist. Für eine Nachahmung eines griechischen Apoll, der auch Abelios, auf Kreta Safelios genannt wurde, kann es jedenfalls nicht gehalten werden. Auch die mancherlei Städte Thrakiens und Makedoniens, die sich Apollonia nannten (z. B. das jetzige Polonia in Illyrien, eine am Schwarzen Meere und das jetzige Polina südlich vom See Bolbe), deuten auf alten Apollokult in diesen Gegenden. Es waren zum Teil ansehnliche Orte, von denen die illyrischen Apollonier sogar dem König Philipp von Makedonien zu widerstehen wagten.

Weitere Fäden scheinen sich an den Hinweis des Herodot (IV. 34) zu knüpfen, daß der königlichen Artemis bei den Päonen und Thrakern mit genau denselben Gebräuchen geopfert worden sei, wie dem Lichtgötterpaar auf Delos, eine Parallele zu dem Haaropfer an den Sonnengott bei den Deliern und Slaven (S. 181 ff.). Die Päonen, welche im Norden des alten Makedonien saßen, nannten sich nach einem Urkönig Päon, Sohn von Endymion und Selene oder Poseidon und Helle. In beiden Fällen käme dem Päon ein Ursprung von den Lichtgottheiten zu, und man wird kaum irre gehen, wenn man ihn mit Päeon, einem Beinamen des Apoll als göttlichen Arzt, zusammenhält. Das war wohl auch die Meinung des Herodot, als er die Geschichte von den Päonen erzählte (V. 1), die aus dem apollinischen Siegesgesang (Päan) der Gegner ihren Namen heraushörten, und diejenigen, die vorzeitig den Päan angestimmt hatten, in Stücke zerhieben, wie es ihnen Vater Apoll angeraten hatte.



Fig. 29.
Apoll und Artemis bekämpfen den pythischen Drachen.
(Nach Gerhards „Etruskischen Spiegeln." IV. Taf. 291a.)

Nach der Sage der Alten hätte Apoll jenen Siegesgesang oder Päan, der nachher bei allen seinen Festen gesungen wurde, zum erstenmal bei dem Siege über den Drachen Python angestimmt, d. h. bei der Niederwerfung des Drachen von Delphi, welcher das Zwillingspaar schon auf den Armen der Mutter verfolgte, wie es unter anderen ein von Gerhard mitgeteilter etruskischer Spiegel (Fig. 29) zeigt. Das Bild erinnert an die Sage von seinem Vorgänger in Delphi, Herakles, der schon als Kind in der Wiege die Schlangen

erwürgte, und dieser wieder an den Gott Thor, von dem es in der Edda (Völuspa 56) heißt:

Da schreitet der schöne Sohn Hlodyns
Der Natter näher, der neidgeschwollenen.
Mutig trifft sie Midgards Segner.

So weisen alle Elemente der Sage von der Latona und ihren beiden Zwillingskindern, wie wir weiterhin noch im besondern an ihrer Wolfsgestalt erkennen werden, nach Norden, zunächst natürlich nach Makedonien und Päonien, wo Apoll (wie in Litauen) zugleich als Lichtgott und Arzt verehrt wurde, und wo nach ihm ein besonderer Monat Apellaion — erinnernd an den ebenerwähnten Keltengott Abellion — benannt war, der dem Monat Hyperberetaios folgte und gleichsam den Sieg über den Winter versinnlichte, welcher nach Buttmann und Schwartz dem Sieger selbst seinen Namen gab. Wichtiger als diese Namens-Anklänge bleibt natürlich die weitere Übereinstimmung mit nordischen Gottheiten und Sagen von ihren Schicksalen. Die Sage von dem langen Umherirren der Latona, bevor sie auf der wüsten Insel Delos ein Plätzchen fand, um die beiden Lichtgötter zum Lichte zu gebären, haben schon ältere Mythologen auf die Schwierigkeiten gedeutet, die dem nordischen Lichtkulte bereitet wurden, als er versuchte, zuerst auf griechischem Boden Fuß zu fassen. Eine besondere Insel mußte geschaffen werden, um der fremden Göttin ein Asyl zu gewähren.

Sehen wir uns nunmehr die Gewährsmänner genauer an, die zuerst von dem nordischen Ursprunge des Apollokultus gesungen und erzählt haben, so finden wir als ältesten den Olenos, einen mythischen Sänger, der lange vor Homer, ja nach Pausanias (IX. 27) sogar noch vor Orpheus gelebt haben soll. Er war ein Tempeldiener des lykischen Apoll gewesen, kam aus Lykien nach Delos, und von ihm sollten nach Herodot noch alle die Tempelhymnen herrühren, die man in Delos sang. Es handelt sich also in der Sage vom hyperboreïschen Apoll nicht um eine späte Dichtung, sondern um eine der ältesten Überlieferungen, welche die Griechen überhaupt besaßen. Wir müssen uns erinnern, daß die Arier zu einer Zeit in Griechenland einrückten, als dieselben noch keine Schrift besaßen und gewöhnt waren, alle ihre Erinnerungen in Liedern festzuhalten, wie dies ehemals überall der Fall war (vergl. S. 116). So haben die Polynesier in endlosen Gedichten ihre ausführlichen Stammes- und Wanderungssagen bewahrt, bis sie niedergeschrieben werden konnten. Das Versmaß und der Reim, mag es sich nun um Stab- oder Endreime handeln, wahrt den Inhalt vor Entstellung und dient den schriftlosen Völkern zugleich als mnemotechnisches Hilfsmittel für das Gedächtnis.

Man thut demnach sehr unrecht, den von Olen bewahrten Überlieferungen der lykischen Apollotempel jenes Mißtrauen entgegenzutragen, mit dem sie bisher ohne Unterbrechung zu kämpfen hatten. Sie würden ja freilich nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen, wenn ihnen nicht im Norden Überlieferungen gegenüber ständen, die wir deutlich als die Quellen der südlichen erkennen können, und die den ältesten griechischen Nachrichten besser entsprechen, als allen späteren. Wir werden ohnehin bald von der merkwürdigen, aber wohlverständlichen Thatsache Notiz nehmen müssen, daß bei den Griechen die Kunde von der Beschaffenheit und den Erzeugnissen des Nordens, also z. B. des Bernsteins, mit den fortschreitenden Jahrhunderten nicht zu-, sondern abnahm, und daß sie bereits in den Tagen des Herodot auf äußerst geringe Reste gesunken war, die dann von der Poesie verherrlicht und entstellt wurden.

Hierher gehört nun auch die phantastisch ausgeschmückte Geschichte, welche Herodot (IV. 13—15) von der Gründung des ältesten Apollotempels auf der Apenninen-Halbinsel erzählt, und zwar unter Benützung eines Berichtes des Apollo-Priesters Aristeas von Prokonnesos, der heutigen Marmara-Insel des gleichnamigen Meeres. Herodot bemühte sich auf der Heimatsinsel sowohl, wie in der benachbarten Stadt Kyzikos am Festlande Nachrichten über den sagenhaften Mann einzuziehen, der sich gerühmt hatte, von Apoll inspiriert zu sein, ja in einem früheren Dasein sein beständiger Begleiter, in der Form des Raben, gewesen zu sein, der dem Apoll (wie dem Odin) Nachrichten aus aller Welt zutrug. Herodot erfuhr, daß er der Sohn eines angesehenen Mannes der Insel, Namens Kaystrobios, gewesen und dort im Laden eines Walkers verstorben sei. Der Walker schloß seinen Laden, um die Angehörigen von dem plötzlichen Todesfall in Kenntnis zu setzen; aber als man dorthin kam, war der Tote verschwunden und man hatte ihn zu derselben Zeit in dem benachbarten Kyzikos umherwandeln sehen. In der That sei er nach sieben Jahren wieder auf der Heimatsinsel erschienen und habe dort auf Eingebung des Apoll sein Epos über die Arimaspen verfertigt, welches von dem blonden Volke des Nordens handelt, das neben den Hyperboreern wohnte, und gleich ihnen, wie wir oben aus den Versen des Kallimachos erfuhren, aus Apollverehrern bestand. Millin (Monum. ined. I. 46) erwähnt eines antiken Vasengemäldes, auf welchem Apollon Daphnephoros von einem Hyperboreer in Arimaspentracht begleitet wird.

Von dem Arimaspen-Epos des Aristeas besitzen wir leider nur ein paar Verse, und das ist sehr zu beklagen; denn der Verfasser, der zur Zeit des Cyrus lebte, hatte Reisen im nördlichen Europa gemacht und

unter anderem berichtet, daß die dort wohnenden Völker mit Ausnahme der Hyperboreer sehr kriegerischen Sinnes seien und beständig miteinander im Streite lägen. Als Herodot nach Metapont in Italien kam, erzählte man ihm, daß Aristeas von Prokonnes 340 Jahre nachdem er zum zweitenmal in seiner Heimat verschwunden war, in Metapont erschienen sei und den Einwohnern befohlen habe, dem Apoll einen Altar und daneben ihm (dem Aristeas) eine Statue zu errichten; denn Metapont sei der einzige Ort Italiens, den Apoll jemals besucht habe, und er (Aristeas) könne dies bezeugen, denn er habe den Gott als sein Rabe begleitet. Nachdem er dies angeordnet, sei er verschwunden; die Metaponter aber hätten seine Befehle ausgeführt, nachdem sie noch vorher in Delphi angefragt und dort die Weisung erhalten hatten, dem Befehle des Geistes zu gehorsamen. Herodot sah selbst in einem Lorbeerhaine die Bildsäulen des Apoll und des Aristeas. Die wunderliche Sage ist wahrscheinlich so zu erklären, daß dieser Aristeas mit dem griechischen Aristäos, dem Bienenvater, der zu dem Meth-Odin vortrefflich paßt, als eine Person zu betrachten ist, nämlich als eine Art vergöttlichter Odinspriester aus patriarchalischer Zeit. Man beachte auch die Ähnlichkeit mit der Zalmoxissage.

Noch bis zu den Tagen des Pausanias drang das Gerücht, daß auch die Gründung des Apollotempels von Delphi durch die Hyperboreer erfolgt sei. Eine Sibylle Böo hatte ein altes Lied auf Delphi gedichtet, in dem sie mitteilte, mehrere aus dem Hyperboreer-Lande gekommene Fremde und unter ihnen der mehrgenannte uralte Olen hätten dem Apollo das Manteum gestiftet. Sie nannte sogar die Namen der nordischen Gäste, und Pausanias citiert die alten Verse:

Hier haben den Sitz des alten Orakels gestiftet
Hyperboreersöhne Pagasos und der göttliche Agyieus
. . . .
Olenos, der des Phöbos uraltester Priester gewesen
Und erstmals einen Gesang in älteste Verse gefasset.

Darum erschienen der Sage nach, als die Gallier den Tempel stürmen wollten, plötzlich die Hyperboreer Hyperochos und Amadokos als Schützer (Schutzgeister?) des delphischen Tempels (Pausanias I. 4 und X. 5). Daher wurden auch von späteren Schriftstellern, wie Mnaseas und Eusebius, sowohl die Delier als die Delphier kurzweg als Hyperboreer bezeichnet. Agyieus war sonst ein Beiname des in Gestalt einer Steinsäule (Herme) verehrten Hermes-Apoll, dessen Kult wir in Alt-Britannien stark verbreitet finden werden.

20. Die blonden Arimaspen.

Es ist so sehr leicht, alle diese Sagen der ältesten griechischen Zeit als Unsinn zu bezeichnen und mit Achselzucken darüber zur Tagesordnung überzugehen. Aber wir können uns dem Eindrucke nicht entziehen, daß diese Traditionen der vier ältesten Apollo-Heiligtümer im Süden, nämlich derjenigen in Lykien, Delos, Delphi und Metapont, nach denen Apoll aus dem Lande der blonden Arimaspen und Hyperboreer gekommen sein und noch später regelmäßig Abgesandte von dort empfangen haben soll, doch irgend einen historischen Hintergrund haben müssen. Natürlich gehört das, was die Griechen der späteren Zeit von den Hyperboreern und Arimaspen erzählten, in das Gebiet freier Phantasieschöpfung, allein es giebt darin gewisse Punkte, die sich einzig und allein aus nordischen Sagen befriedigend erklären lassen. Von den Arimaspen weiß die spätere Sage nichts weiter, als daß sie ihr Gold den Greifen abnähmen, die dasselbe bewachten. Die Greifen betrachtete die spätere Sage als unterirdisch lebende, drachenartige Tiere, für deren Krallen die nicht selten in nördlichen Ländern ausgegrabenen Stoßzähne des Mammuts galten, die später häufig zu kirchlichen Reliquienbehältern verarbeitet wurden. Es scheint nun eine der im Norden verbreitetsten Sagen gewesen zu sein, daß der Wintergott allen Reichtum der Natur in die Unterwelt entführt, und daß die in die Erde dringenden Strahlen der Sonne das Gold erzeugen, wie sie im Meere zu Bernstein werden, daß diese Goldmassen in der Erde von Greifen oder Lindwürmern gesammelt und ihnen dann durch den Sommer-Sonnengott oder dessen Stellvertreter wieder weggenommen werden.

So besitzt der spätere Sommer-Sonnengott Fro oder Freyr der Edda eine Mühle, auf der er sich Gold mahlen läßt, ein Bild der Sonne selbst, die wie ein flammendes Rad erscheint, welches sein Gold über die Länder streut. Die alten Sagen vom goldspendenden Sonnengott des Nordens sind von dem dänischen Geschichtsschreiber Saxo in diejenigen von vier bis fünf mythischen Königen des Namens Frodi zerlegt worden, in denen das Arimaspen-Motiv immer von neuem durchleuchtet. Er teilt ein altes Lied mit, in welchem ein Landmann dem Könige Frodi I. rät, der Leere seines Schatzes durch die Tötung eines Lindwurmes aufzuhelfen,

der auf einer kleinen Meeresinsel einen mächtigen Goldschatz bewache, und der, am Bauche verwundbar, leicht zu erlegen sei. Mit dem so gewonnenen Golde beherrscht er dann die Welt. Nachdem er die Friesen und Rheinländer besiegt, geht er nach England und rettet sich vor den Briten und Schotten, die ihn gemeinsam angreifen, indem er das Schlachtfeld mit purem Golde bestreut und die Habgier der Feinde anreizt. Bei seinen Gastmählern ruht er auf einem über und über mit Gold bestreuten Polster. Frodi den Zweiten schildert Saxo, wie er, vom Fuß bis zur Helmspitze in Gold gekleidet, einen Nordlandskönig besiegt. Gold glänzt von seiner Brünne, seinem Schwertgriff und Helm, so daß er wie der Sonnengott erscheint, der den Frostriesen im Zweikampf überwindet. Bei Frodi IV. wiederholt sich die Geschichte von dem die Goldschätze auf einsamer Insel bewachenden Lindwurm, den er erlegt, und sich nunmehr, da er das Gold mit voller Hand ausstreuen kann, den Beinamen: der Freigebige erwirbt. Die Siegfriedsage von der Erwerbung des Rheingoldes ist nur ein Nachklang dieser altnordischen Arimaspensagen, in denen Frodi und Siegfried nur an die Stelle früherer Sonnenkämpfer eingetreten sind. In der isländischen Sage von Herraud und Bosi, aus der unter anderem die Huons- und Oberonsage entlehnt scheint, kommt dann auch wirklich ein Gold bewachender Greif vor, der im Tempel des finnischen Gottes Jomala von den beiden Pflegebrüdern erlegt wird. Greifendarstellungen finden wir in Europa schon in der Hallstattzeit. (Vergl. Fig. 16, S. 85.)

In der Ragnar Lodbroksaga schenkt Herraud eines der mitgenommenen Jungen dieses Greifen seiner Tochter Thora, und hier stellt sich heraus, daß das Junge des Greifs ein Lindwurm war. „Dieser Wurm gefiel ihr,“ heißt es nun weiter, „sie setzte ihn deshalb in ihre Truhe und legte Gold unter ihn. Nicht lange war er darin, da wuchs er mächtig und ebenso das Gold unter ihm.“ Endlich umwindet er das ganze Haus, bis Ragnar Lodbrok kommt, den Drachen erschlägt und Gold nebst Jungfrau gewinnt. Wir werden diese Sage, die außer in der deutschen namentlich in persischen und griechischen Sagen frappante Seitenstücke hat, später genauer verstehen lernen; für jetzt genügt es, den Ursprung der griechischen Arimaspen- und Greifensage angedeutet zu haben.

Wichtiger ist die Personalbeschreibung der Arimaspen, in der sie als einäugige blonde Leute geschildert werden. Herodot hat sich dieser Sage gegenüber sehr besonnen benommen, denn er sagt: „Es scheint, daß es im Norden Europas eine große Menge Goldes giebt, aber ich kann nicht mit Sicherheit sagen, wie man dazu gelangt, es sich zu verschaffen. Man sagt jedoch, daß die Arimaspen dieses Gold den Greifen wegnehmen,

und daß diese Arimaspen nur ein Auge besitzen. Aber daß es Menschen geben sollte, die nur mit einem Auge zur Welt kämen und doch sonst vollständig anderen Menschen glichen, das ist eins von den Dingen, die ich nicht begreifen kann.“ (III. 116.) Andere haben es auch nicht begriffen, und auf einer antiken Darstellung der mit Greifen kämpfenden Arimaspen, die Millin in seiner mythologischen Galerie (Tf. CXXXVII) wiedergiebt, sind sie als zweiäugige Barbaren mit Streitaxt und Speer wiedergegeben, wobei die (wie bei allen altgermanischen Darstellungen) mit Hosen bekleideten Beine die nordische Heimat andeuten. Herodot erzählt, daß die Sage von den einäugigen Arimaspen den Griechen von den Skythen mitgeteilt worden sei, mit denen sie am Schwarzen Meere häufiger in Berührung kamen. Auch der Name sei skythisch, denn arima bedeute in ihrer Sprache ein und spu Auge. (IV. 27.) Dieselbe Erklärung wiederholt Lykosthenes in seinem Buche über Wunderzeichen, aber es ist ebenso wenig darauf zu geben, wie auf Völckers Vermutung, daß die arischen Maspier, von denen Herodot spricht, oder die heutigen Tscheremissen, wie andere geglaubt haben, dahinterstecken, oder daß der Name, wie Neumann gemeint hat, mongolisch sei und Bergbewohner bedeute.

Näher der Wahrheit scheint mir nach Völcker (Myth. Geographie I. 194—196) der griechische Epiker Pherenikos gekommen zu sein, welcher mit Antimachos und anderen der Meinung gewesen ist, daß Arimaspen und Hyperboreer ein und dasselbe Volk seien und ersteren Namen daher bekommen hätten, weil ihr König Arimaspus geheißen. Im Munde der Skythen, von denen die Griechen diese Nachrichten hatten, würde dieser Königsname der Hyperboreer mithin einen Einäugigen bedeutet haben, und wenn wir nun annehmen, daß unter diesem einäugigen König der einäugige Himmelsgott der Hyperboreer, der später König Odin genannt wurde, zu verstehen sei, so hätten wir die einfache Lösung eines Mythos, über dessen Bedeutung ganze Bände voll Unsinn geschrieben sind. Wir werden sogleich die engen Beziehungen zwischen Apoll und Odin näher betrachten; zunächst soll nur daran erinnert werden, daß dieser einäugige Himmelsgott der Hyperboreer in Griechenland auch als der urväterliche Zeus (Zeus Patroos) verehrt wurde. Pausanias (II. 24) erzählt uns, daß das uralte Schnitzbild desselben, an welchem Priamos ermordet wurde, nach der Zerstörung Trojas auf der Burg Larissa bei Argos aufgestellt worden sei, und daß es mitten auf der Stirn ein Auge, wie die Kyklopen, neben den beiden anderen Augen zeigte. Er versucht eine weitläufige Erklärung, warum man den ältesten Zeus mit drei Augen gebildet; allein es kann kein Zweifel sein, daß die beiden Seitenaugen nur eine Täuschung

waren, veranlaßt durch die landläufigen Künstlerdarstellungen, bei denen auch die Kyklopen stets drei Augen zu haben scheinen, weil man die beiden Augenhöhlen nicht wegzubringen wußte, womit Zeus Triopas, Poseidon oder Helios Triops und Apollon Triopion zu vergleichen sind, die deutlich auf Aukßtis-Uranos (S. 133) zurückweisen.

Dieser einäugige König Arimaspus, der nach Pherenikos die Hyperboreer in ihre nördlichen Wohnsitze geführt haben sollte, erinnert also an den einäugigen, allen arischen Stämmen gemeinsamen Himmelsgott, dessen Namen zwischen Ariaman, Ahriman, Irmin und ähnlichen Formen schwanken, demselben, nach welchem im besondern die Könige der Ostgoten, Heruler und Sueben Ermanarich (got. Airmanareiks), die Longobarden (Arimanni) und die alten Ostpreußen oder Ermländer (Hermini, Warmienses und Jarmenses in mittelalterlichen Urkunden) benannt waren. Es ist ein beklagenswerter Verlust, daß gerade die beiden einzigen Werke des höheren Altertums, die von diesen Völkern handelten, das des Hekatäos über die Hyperboreer und das des Aristeas über die Arimaspen verloren sind. Aus den Nachrichten des Herodot und des freilich viel späteren Strabon können wir erfahren, daß nach der Ansicht der Alten im Norden der am Schwarzen Meere wohnenden Skythen im besondern drei Völkerstämme wohnhaft sein sollten, die Issedonen, Sauromaten und Arimaspen, jenseits der letzteren werden die ihnen stammverwandten und nach anderen identischen Hyperboreer angesetzt. Wenn wir die Sauromaten im südlichen Rußland suchen, so ist es vielleicht nicht zu kühn, die Hyperboreer in Skandinavien und die Arimaspen im Ermland zu vermuten, zumal sich im Bezirke von Insterburg bis in geschichtliche Zeiten die Sage von einem Volke von Einäugigen erhalten hat, welches die Einäugigkeit als ein Zeichen der Gunst ihrer (gleich Odin oder Okkoperun einäugigen) Gottheit betrachtete (vergl. Schwenck S. 102—103), doch ist auf solche Feststellungen ein besonderes Gewicht nicht zu legen. Die von Völcker (a. a. O. I. S. 194) zusammengestellten Nachrichten weisen alle nach einer nördlich vom Schwarzen Meere gelegenen Heimat der Arimaspen, also mit Berücksichtigung der damaligen Unsicherheit nach Rußland, Polen, Ostpreußen oder Skandinavien. Die späteren Schriftsteller Ennius, Longinus, Lukanus, Dionysios der Perieget, Diodor und Ammianus Marcellinus geben einfach den Norden als ihre Heimat an. Die neuerlich hervorgetretene Neigung, die blonden Arimaspen in Sibirien zu suchen, ist also historisch wie ethnologisch gleich unberechtigt.

21. Die nordischen Tiere des Apoll.

Wir haben eben erfahren, daß Apoll gewisse Beziehungen zu Odin darbietet, denn beide galten als Gottheiten der Sonne, der Dichtkunst, Weisheit und Voraussicht; auch als Kampfgott steht Apoll dem nordischen Gegenbilde nicht so sehr nach, wenn wir ihn betrachten, wie er seine Verehrer in der Ilias zum Siege führt, ihnen wie der Sieggott Odin voranschreitet. Wollte doch Schwartz (de antiquissima Apollinis natura, Berlin 1843 S. 34) seinen Namen von Apellon der Vorsichhertreiber, Dränger, Sieger ableiten. In der Richtung auf unser Ziel, den nordischen Ursprung des griechischen Lichtkultus nachzuweisen, ist es nun vor allem wichtig, die seltsame Thatsache ins Auge zu fassen, daß dem Apoll genau dieselben Tiere heilig waren, wie dem Odin, Tiere, die den letzteren ganz im besondern als nordischen Wintergott zu charakterisieren scheinen, nämlich der Singschwan, der Wolf und der Rabe. Wir wissen, daß Odin beständig in Gesellschaft von Schwanjungfrauen gedacht wurde, daß ihm als Jäger Wölfe statt der Hunde beigesellt waren, daß zwei Raben, Hugin und Munin, auf seinen Schultern saßen und Nachrichten brachten, und daß dies bei Apoll ganz ebenso stattfand, namentlich auch in Bezug auf die Nachrichtsvögel. Der Rabe sei, so spann man die Fabel in Griechenland weiter aus, früher ein weißer Vogel gewesen, wie der Schwan, und wie es sich für den Lichtgott gezieme, aber seit er dem Apoll die Unglücksnachricht von der Untreue der Koronis brachte, sei er in das schwarze Tier verwandelt worden, als welches Aristeas den Apoll aus dem Hyperboreerlande nach dem Süden begleitete.

Während der Rabe aber mit der Apollogestalt nur wie ein altes unnützes Erbstück verbunden erscheint, tritt er neben Odin wie ein notwendiges Zubehör seines Wesens auf. In dem Eddastück von „Gylfis Verblendung" wird Odin kurzweg der „Rabengott" genannt, weil er seine Raben allmorgendlich aussendet, alle Welten zu umfliegen und ihm Zeitung zu bringen, und als Hugin eines Tages nicht mehr heimkehrte, begannen die Asen das Nahen des Weltuntergangs zu fürchten. Aber der Rabe sieht nicht nur alles, er weiß auch alles Vergangene und Zukünftige, wie aus vielen Eddastellen hervorgeht, z. B. im ersten Helgiliede, wo „Rabe zum Raben sprach: ich weiß etwas." Es ist natürlich, daß die

Nordlandsleute dem Raben Kundschaftsweisheit beilegten, denn sie scheinen bis in die Normannenzeiten die Gewohnheit befolgt zu haben, wie Noah Raben auffliegen zu lassen, um auf weiter Seefahrt zu erkunden, ob Land in der Nähe sei. So soll noch Floki Island durch spähende Raben entdeckt haben. Drum sendet auch Kaiser Rotbart, der nach der Meinung aller Germanisten gleich König Arthur von England die Züge Odins übernommen, Raben als Kundschafter aus seinem Berg, und Arthur soll selbst in Rabengestalt umfliegen, weshalb man nach britischer Sage keinen Raben töten darf. Dieser Zug erinnert an die Verwandlung des Aristeas, den wir schon als Wiedergeburt des Apoll erkannt haben, in den Raben, und ebenso verwandelte sich der indische Brahma in die Krähe Kragbossum und flog als solche ein ganzes Weltalter hindurch umher, bis er in den Dichtern Valmicki, Vyasa und Kalidasa wiedergeboren wurde, wie Odin-Apoll in Gestalt des Dichters Aristeas (Menzel, Odin S. 243). Ja, der Name dieses Dichters würde, falls man einen Zusammenhang mit arista (Ähre) annehmen dürfte, eine wörtliche Übersetzung des als Schwanenritter (skeaf=Ährengarbe) wiederkehrenden germanischen Apoll sein.

Die Schwäne scheinen dem Apoll vorzüglich zu Gesicht zu stehen, denn es sind glänzend weiße, singende, mutige und anmutige Tiere, denen schon die Alten eine Vorahnungsgabe zuschrieben, wie denn Platon den Sokrates im Phädon sagen läßt: „Der Schwan singt zwar auch zu anderer Zeit, am meisten und schönsten aber, wenn er die Annäherung des Todes fühlt. Denn dann freut er sich, weil er zu dem Gotte gehen soll, dessen Diener er ist.“ Wir haben schon oben von den Singschwänen gesprochen, die Zeus (nach Alkäos) dem Apoll gleich bei seiner Geburt als Bootsführer zueignete, aber noch schöner hat diese Huldigung des neugeborenen Gottes durch die Schwäne Kallimachos in seinem Hymnus auf Delos geschildert:

— — — — Die Schwäne, des Gotts hellstimmige Sänger,
Kreisten gezogen daher vom Paktolos-Strome in sieben
Windungen rings um die Insel, und laut auf zu der Entbindung
Sangen die Vögel der Musen, die tönendsten alles Geflügels.
Drum auch spannte der Saiten hernach so viel auf die Leyer
Phöbos, wie vielmal zu den Geburtswehn sangen die Schwäne.

Aber wie wir wissen, handelte es sich nach altgriechischer Tempelüberlieferung nicht um die Geburt des hyperboreïschen Gottes auf Delos, sondern nur um eine Wiedergeburt desselben, und die Schwäne, die ihn zu begrüßen kamen, waren nur seine altnordischen Vertrauten und Freunde. Die Schwäne sind im eigentlichsten Sinne des Wortes Polartiere und

bringen neun Monate vom Jahre im höheren Norden zu, wo sie brüten und Junge ziehen, und manchmal erst im Dezember, wenn alle Gewässer Skandinaviens zugefroren sind, ziehen sie für kurze Zeit nach dem Süden, freilich nicht zur Begleitung des Apoll, der im Frühling nach Süden kam und im Herbst nach Norden zurückkehrte. Nach Diodor wäre dieser Heimatsbesuch nur alle neunzehn Jahre einmal erfolgt, wenn nämlich nach Ablauf von etwas über achtzehn Jahren (dem sogenannten „großen Jahr“ der Alten) Sonne und Mond wieder zu den vorigen Plätzen am Himmel zurückkehrten, von wo sie ausgezogen waren. Aber die letztere Erklärung schmeckt nach alexandrinischer Gelehrsamkeit, und der Bericht des Hekatäos über den Empfang des Gottes durch die Schwäne seiner Heimat, den uns Älian aufbewahrt hat, war sicherlich auf den alljährlichen Heimatsbesuch im Winter berechnet.

Wenn die drei Söhne des Boreas, erzählt Älian (Tiergeschichten XI. 1), zur gewohnten Zeit den hergebrachten Opferdienst verrichten, kommen aus den bei ihnen sogenannten Rhipäischen Gebirgen ganze Wolken von Schwänen herabgeflogen, und nachdem sie um den Tempel herumgeflogen sind und ihn durch ihren Flug gleichsam gereinigt haben, lassen sie sich in den Umfang des durch Größe und Schönheit höchst ausgezeichneten Tempels nieder. Wenn nun die Sänger mit ihrem Liede den Gott begrüßen und auch die Zitherschläger eine harmonische Melodie zu dem Chore anschlagen, dann singen auch die Schwäne einstimmig mit und nie hört man von ihnen irgend einen Mißton; sondern als wenn ihnen von dem Chorleiter der Grundton angegeben wäre, singen sie mit den einheimischen Kunstsängern im Einklang die heiligen Weisen. Wenn dann der Hymnus vollendet ist, entfernen sich die erwähnten geflügelten Choristen, nachdem sie dem Gotte bei der ihm gebührenden Ehrenbezeigung gedient, andere erfreut und zugleich angehört haben.

Die Mär von den singenden Schwänen erschien schon im Altertum manchen Forschern so bedenklich, daß sie dieselbe mitsamt der ganzen Hyperboreersage für eine sinn- und grundlose Dichtung erklärten. Sie hatten eben nur den gewöhnlichen Höckerschwan (Cygnus olor) unserer Ziergewässer vor Augen, der thatsächlich stumm ist, und wollten nichts von den Mythologen hören, welche die eigentliche Heimat des Singschwanes ganz richtig in die nördlichen Meeresländer und auf den Eridanos versetzten. Auch neueren Forschern, die ihr Wissen, wie es so oft geschieht, nur aus den Werken der Alten schöpften, ging es so, und Völcker in seiner „Mythischen Geographie der Griechen und Römer“ fertigt (I. S. 158) einen Reisenden des Altertums, der selbst den Gesang der Schwäne vernommen haben wollte, mit den ärgerlichen Worten ab: „Koläus konnte die Schwäne nicht singen hören, da sie nicht singen können. Man thut unrecht, wenn man glaubt, der Schwan sei als Singvogel dem Apollon gegeben worden, wel-

ches so wenig der Fall ist, als daß ihm der Rabe als Singvogel zukam.“ Sie seien ihm vielmehr als Symbole von Tag und Nacht, Freude und Trauer gegeben worden.

Auch Müllenhoff scheint es ähnlich ergangen zu sein; denn als im Herbst 1852 Groths Quickborn erschien, überraschte es ihn nicht wenig, „darin mehr als einmal den Gesang der Schwäne als etwas an unserer Nordseeküste ganz Gewöhnliches erwähnt zu finden.“ Er schrieb an den Dichter, und dieser antwortete: „Hier auf der Insel (Femarn) kennt ihn jedermann, es ist ein wunderbar melancholischer Klang, ähnlich fernem Geläute oder tönenden Ambossen, mitunter so stark, daß wer nicht daran gewöhnt ist, nachts im Schlafe dadurch gestört wird.“ Diesem Briefwechsel verdanken wir die ebenso seltsame als liebliche Thatsache, daß die großangelegte, leider Ruine gebliebene „Deutsche Altertumskunde“ des berufensten Forschers mit einem Kapitel über den Schwanengesang eröffnet wird. Denn der Schwanengesang gehört zur deutschen Dichtung. Müllenhoff erwähnt, wie schon die älteste Poesie der Germanen, „die ihre Anschauungen und Wahrnehmungen nur aus der Natur gewann,“ den Schwanengesang kannte, wie nach einem uralten angelsächsischen Gedicht der Schiffer, der einsam über das winterliche Meer dahinfuhr, über dem Brausen der Wogen „der Schwanin Gesang“ vernahm, wie sich in der Edda der norwegische Schiffergott Niörd, als er gezwungen war, kurze Zeit im Gebirge zu wohnen, nach der Schwäne Gesang sehnte, wie die Walküre Kara als singender Schwan über ihrem geliebten Helden schwebt, wie dem dänischen Friedleif (bei Saxo) drei vorüberfliegende Schwäne durch ihr Lied Kunde von der Entführung des Königssohns geben, und daß eigentlich der Name Singschwan, den wir dem nordischen Wildschwan geben, eine Tautologie enthält, denn unser Wort Schwan, agſ. svan, altnord. svanr, ahd. suuan sei buchstäblich dasselbe Wort wie sanskr. svanas, lat. sonus der Klang, lit. zwánas die Glocke.

Müllenhoff schloß aber daraus keineswegs, daß die Sagen von Apoll und seinen Singschwänen aus dem Norden stammen, denn die letzteren kehren oft genug im Winter auch auf griechischen Gewässern ein; er neigte überhaupt nicht zu der Annahme irgend eines Zusammenhanges auch der ähnlichsten germanischen und griechischen Sagen; — aber zugegeben, daß die Griechen den Singschwan aus eigener Anschauung kannten, wie kamen sie dazu, die Heimat dieses Vogels, der thatsächlich nur im hohen Norden, auf Lappland oder Spitzbergen brütet, bei den Hyperboreern anzusetzen und mit einer nordischen Gottheit zu verbinden, mit der wir ihn thatsächlich auf das engste verbunden finden werden?

Und daß wir hier nicht mit einem vereinzelten, zufälligen Zusammentreffen zu thun haben, lehrt uns noch deutlicher und unverkennbarer das dritte apollinische Tier, der Wolf. Dies hat besonders gut der Berliner Mythenforscher F. W. Schwartz dargethan, der, soviel mir bekannt, der erste war, welcher 1843 in seiner Doktordissertation (De antiquissima Apollinis natura) auf die Ähnlichkeiten zwischen Odin und Apoll aufmerksam machte, ohne allerdings weitergehende Schlüsse daraus zu ziehen. Der Wolf ist nun ganz im besondern wichtig, weil er den Odin nicht so sehr als Orakel-, Dichter- oder Sonnengott, sondern als Siegvater und Schlachtlenker charakterisiert. Die Edda schildert Odin, wie er in Walhalla sitzt, aber den Braten des ihm verhaßten Eber Sährimnir, von dem die zu ihm eingegangenen Helden speisen, nicht berührt, sich statt der Speise mit Trank begnügt und den ihm vom Mahle zukommenden Teil den zu seinen Füßen sitzenden Wölfen Geri und Freki reicht:

Geri und Freki füttert der krieggewohnte
Herrliche Heervater,
Da nur vom Wein der waffenhehre
Odin ewig lebt.

Dem Lichtgotte sind auch im Norden eigentlich die nächtlichen Wölfe feindliche Tiere, denn der Wolf Sköll fährt hinter der Sonne, und der Wolf Hati hinter dem Monde her, um sie zu verschlingen, ja am Ende der Dinge wird Fenrir, der fürchterlichste aller Wölfe, selbst den Siegvater Odin verschlingen; die Verbindung des Lichtgottes mit dem Wolfe erklärt sich daher nur dadurch, daß zeitweise bei den urarischen Völkern Sonnen- und Sieggott in einer Person vereinigt waren. Daß der Schlachtengott den Raben und Wölfen Speise giebt, ist ein so natürlicher Gedanke, daß er fast wie ein Gemeinplatz aussieht; wenn man sich aber zugleich erinnert, daß Odin im besondern als Wintergott galt, so giebt die Verbindung mit den Schwänen, die voranfliegend seinen Schlachtruf verkünden, und den seinen Spuren folgenden Raben und Wölfen ein erhabenes, echt nordisches Gemälde wie aus einem Gusse. Es kommt hinzu, daß, wie Grimm erinnert, das Wolfsgeheul in der Edda als siegverkündendes Zeichen gilt, und dieser Glaube hielt sich bei den Deutschen lange, denn noch Götz von Berlichingen nimmt es in seiner Lebensbeschreibung für ein siegverheißendes Zeichen, als er mit seinen Gesellen sah, wie Wölfe eine Schafheerde anfielen.

Dagegen wußten sich die Griechen ihren Apoll mit den Wölfen gar nicht mehr zusammenzureimen und erfanden die gewagtesten Erzählungen,

um die ihnen unnatürlich dünkende Vereinigung zu erklären. Und doch ist nichts gewisser, als daß Apoll als Wolfsgott nach Griechenland gekommen; denn gerade an seinen ältesten Kultstätten, namentlich in Kleinasien, erscheint er als Wolfs-Apoll (Apollon Lykios) oder als Wolfssohn (Lykegenes), ja Lykien scheint seinen Namen davon erhalten zu haben. Als Wölfin, erzählte Aristoteles, soll Leto von den Hyperboreern nach Delos gekommen sein, Wölfe führen sie an den Strom Xanthos in Lykien, dem Gebrüll der Wölfe folgend, bauen die der Flut entronnenen Deukalioniden auf der Höhe des Parnaß die Stadt Lykoreia, die nach anderen nach dem Sohne des Apollon Lykoros benannt war. In der Ilias sehen wir „den glänzenden Sohn des Lykaon, Pandaros, dem einst Apollon selber den Bogen verliehen,“ als Anführer der Lykier vor Troja, und immer von neuem wird erwähnt, wie er seinem Schutzgott, „dem lykischen Bogenberühmten,“ eine Dankhekatombe von Lämmern gelobt, wenn er ihm den Sieg schenken wolle. Auch noch bei Äschylos und Sophokles wird der Wolfs-Apoll als Sieggott angerufen. Auf Lemnos, in Athen, Argos, Sikyon, Trözene, Theben und Delphi, überall treffen wir den Kult des Wolfs-Apoll und Wolfheiligtümer (Lykeia).

Die Philosophen sagten, die Wolfsfreundschaft beruhe auf einem Mißverständnis, die Beinamen Lykios, Lykegenes u. s. w. seien von lyx Licht abzuleiten, andere gaben zu, daß der Wolf nicht wegzuleugnen sei, aber er stehe hier nur als das Tier der Nacht und der Finsternis, die das Licht gebiert, und daher sei Apolls Mutter, Leto, die Nacht, eben als Wölfin gedacht worden. Noch andere sagten, Apoll heiße so, weil er die Wölfe vertilge, und ihm gebühre vielmehr der Name eines Wolfstöters (Lykoktonos), oder weil er den Wolfswahnsinn, die Lykanthropie, heile. In den Zeiten der Fremdenführer wurden die Erklärungen noch gewaltsamer; das uralte Schnitzbild des Wolfs-Apollo zu Argos, welches Danaos gestiftet haben sollte, hätte diesen Namen erhalten, weil dort bei der Ankunft des Danaos ein Wolf den Ochsen der Kuhheerde getötet habe, und weil Apoll den Wolf gesandt, und Danaos, der bisher nicht unter Menschen gelebt, dem einsam streifenden Wolf zu vergleichen sei! Das erinnert beinahe an die Lichtfackeln über der Thür eines Universitätsgebäudes, die ein Fremdenführer für das Symbol der Fakultäten erklärt haben soll. Den ehernen Wolf am großen Altare des Apoll zu Delphi erklärt Pausanias ähnlich als „Ehrendenkmal“ für einen Wolf, der einst einen Tempelräuber im Schlafe zerrissen und dem Apoll seine Weihgaben wieder verschafft hätte. (Pausanias II. 19 und X. 14). Gerade diese Ohnmacht der griechischen Erklärer dem Wolfssymbol gegenüber weist deutlich auf einen Larven-

zustand des Apoll, aus welchem ihm dieser unbequeme Gefährte blieb, welcher wie die rudimentären Organe der Entwickelungsgeschichte unverkennbar auf frühere Zustände seines Werdens hindeutet, die uns in der Folge immer klarer vor Augen treten werden.

22. Boreas und Chione.

Aus den Bruchstücken, die uns Älian und Diodor von dem Buche des Hekatäos über die Hyperboreer aufbewahrt haben, erfahren wir noch einige recht merkwürdige Einzelheiten. Der erstere sagt, die Priester des nordischen Apoll seien die Söhne des Boreas und der Chione gewesen, „drei an der Zahl und Brüder von sechs Ellen Länge.“ Diodor sagt ähnlich: „Die Könige des Orts und zugleich die Aufseher des heiligen Haines heißen Boreaden, als Abkömmlinge des Boreas, und die Regierung erbt sich in diesem Geschlechte immer fort.“ Das Merkwürdige ist nun, daß die Edda ebenfalls drei Brüder nennt, welche Söhne des Bör waren, darunter Odin, von dem sich alle nordischen Könige ableiteten. Die Vergleichung des Bör mit dem Boreas scheint bei den Hyperboreern nicht allzu gewagt, zumal der Name der Bora, des gefürchteten Nordostwindes im österreichischen Karst dazwischensteht, und ein germanischer Volksstamm der Boranen oder Boraden noch im vierten Jahrhundert in Illyrien auftritt und einen Raubzug nach Trapezunt unternimmt. Aber obwohl auch die blonden Thraker sich Boreaden nannten und einen Boreassohn als ihren König verehrten, und obwohl der Sturmgott Odin ein rechter Sohn des Boreas heißen könnte, wäre hierauf kein besonderes Gewicht zu legen, wenn die Übereinstimmungen der Sage nicht noch viel weiter und tiefer gingen.

Die geläufigere und sinngemäßere griechische Sage erzählt uns, daß Boreas unablässig eine Jungfrau verfolgte, die Oreithyia, (d. h. in wörtlicher Übersetzung den feuchten Nebel, der sich im wehenden Luftstrom an den Bergen verdichtet, dort eine Wolke bildet) und, wenn er der richtige Boreas ist, mit ihr ein Kind erzeugt, den frischen Bergschnee (Chione), der also nicht so gut als die Gemahlin, wie als Tochter des Boreas zu bezeichnen sein würde. Die Vorstellung, daß der Sturmgott in der Ver-

folgung eines schönen Mädchens begriffen sein müsse (weil er es so eilig hat), ist sicherlich nirgends älter als in Deutschland, wo wir sogar davon das Wort „Windsbraut“ haben; und ebenso wie Odin verfolgt auch Apoll eine Sturmnymphe, die Thyia, der auch zu Delphi ein Heiligtum errichtet wurde.

Das Schneekind des Boreas, die Chione, wurde dann bei den Alten ein Lieblingsgeschöpf der erotischen und allegorisierenden Dichter. Alles warb um sie; aber sie war eifersüchtig auf ihre Schönheit und Reinheit bedacht, hinsichtlich deren sie sich sogar über Artemis und andere Göttinnen überhob, und zog sich vor den Angriffen der sie umwerbenden Sonne, des schmeichelnden Windes und des hinwegschmelzenden Regens zu den höchsten Gipfeln des Gebirges zurück, wo sie als ewiger Schnee ihre Jungfräulichkeit zu bewahren hoffte. Allein ihr Hochmut kam zu Fall; Hermes, der Windgott, wußte sie einzuschläfern, und nicht nur er, auch Apoll und Poseidon gewannen ihre Gunst, sie gebar dem Hermes den arglistigen Autolykos, dem Apoll den sangeskundigen Philammon und dem Poseidon den Eumolpos, nachmals König von Thrakien. Der Schnee der Berge war den Strahlen der Sonne, der himmlischen Feuchtigkeit und den fressenden Winden erlegen.

Es ist das ein schönes Beispiel für die Lehre der Alexandriner, daß alle Göttersagen ursprünglich aus Naturvergötterung entsprungen wären. Aber das gilt viel weniger für die griechischen Mythen, die schon zu sehr abgeleitet und entstellt waren, als für die nordischen, wo in der Edda mitunter ganze Reihen von Götternamen unmittelbare Bezeichnungen von Naturdingen und Naturvorgängen darstellen (S. 146). Wie schon Menzel in seinem „Odin“ (1855) erkannt hat, entspricht die Chionesage in sehr auffallender Weise dem Eddamythus von der Skadi, der Tochter des Sturmriesen Thiassi. Auch sie war auffallend spröde und zog sich in die einsamsten Gebirge zurück, um keinem Manne anzugehören, bis ihr zur Sühne für den an ihrem Vater begangenen Mord ein Gatte aus der Asenfamilie zugesagt wird. Sie soll selbst wählen, aber nur die Füße sehen, vielleicht weil die Füße sich dem Schnee zunächst einprägen. Sie wählt nun den Asen mit den weißesten Füßen, weil sie denkt, daß das Baldur sein müßte. Aber es war Niördr, der nordische Poseidon, der mit ihr im Hochgebirge nicht leben mochte und sich wieder von ihr schied. Nachher bekam sie den Odin oder seinen winterlichen Vertreter, den Uller, zum Gatten; der Schlittschuhgott (Öndur-As) vermählte sich der Skadi, die auch Öndurdis genannt wird, und so hatte sie gerade wie die griechische Chione mit dem Sonnen-, Wasser- und Windgott gebuhlt. Olassen er-

zählt, daß man in den isländischen Eisbergen eine schöne, auch in dem Schnee der Alpen häufige Steinbrechart (Saxifraga oppositifolia) für eine verwandelte Riesentochter ausgäbe, die sich, um ihre Reinheit zu bewahren, in die unzugänglichen Schneegebirge zurückgezogen habe.

Skadi heißt im Nordischen die Elster, der Vogel, der nach dem „Morolf" genau ebenso viele weiße Federn wie schwarze in seinem Kleide haben sollte, in dem sich Licht und Dunkelheit, Schwarz und Weiß die Wage halten, ebenso wie der Sohn der Chione, Autolykos, der Großvater des Odysseus, Schwarz in Weiß und Weiß in Schwarz verwandeln konnte. Die Beziehung kann nicht zufällig sein; denn wir haben eine Menge indogermanischer Parallelsagen, in denen aus einer Vermischung des lichten Sonnengottes mit der dunklen Erd- oder Riesentochter der Sonnensohn hervorgeht, von dem des Landes Könige abstammen. So giebt Saxo in der dänischen Stammsage von der Vermählung des Sonnensohnes Hadding mit der Riesentochter Ragnhild ein bis in Einzelheiten übereinstimmendes Seitenstück zur Skadisage und, wie wir später sehen werden, zur Odyssee. In der litauischen Stammsage verliebt sich der schöne Sonnensohn Litwo in die letzte noch lebende Tochter der alten Riesen Ragaina. Sie sträuben sich dagegen, daß ihre Tochter einen ihrer Überwinder heiraten sollte, wie Skadi den Mörder ihres Vaters nahm, und erheben sich gemeinschaftlich aus ihren Gräbern, um sie in ihr dunkles Reich hinabzuziehen. Aber die Liebe ist stärker als die Bande der Verwandtschaft, Ragaina ergiebt sich dem Litwo und wird so Stammmutter der Litauer.

Aber die merkwürdigste Übereinstimmung dieses Sagenkreises hat Menzel nicht gefunden, es ist die der Skadi- mit der Koronissage, die dann weitere Gegenbilder in der germanischen und indischen Sage findet. Wie der Jäger Odin in eine Elster, so verliebt sich der ausnahmsweise auf der Jagd befindliche Apoll in eine Krähe (Koronis), die er am waldreichen Pelion traf. Aber die Krähe ist ungetreu wie die Elster, und als sein Rabe die Nachricht davon bringt, eilt die auf den Ruf ihres Bruders eifersüchtige Artemis sie zu töten, ebenso wie sie die ungetreue Chione getötet hatte. (Ovid, Met. XI. 290.) Fast zu spät erinnert sich Apoll, daß Koronis ein Kind von ihm unter dem Herzen trägt; er eilt hin und schneidet dem schon auf dem brennenden Scheiterhaufen befindlichen Leichnam seinen Sohn Asklepios aus dem Leibe, weshalb dieser den Beruf seines Vaters, den Kranken in ihrer höchsten Not beizuspringen, erwählte und Arzt wurde.

Die letztere von den alten Mythologen angewendete Deutung erscheint gesucht, und die bessere Erklärung liefert die nordische Wölsungensage, in

deren Beginn auffallenderweise wieder ein Mann erscheint, der Skade (Elster) heißt und sich mit dem Gebirgsschnee zu thun macht. König Reri von Hunenland bittet seinen Großvater Odin, ihm einen Sohn zu schenken, und Odin wählt eine Wunschmaid, Hliod genannt, die Tochter des Riesen Hrimni, um der Gattin des Enkels einen fruchtbar machenden Apfel zu senden. Die Riesenmaid verwandelt sich in eine Krähe und überbringt das Göttergeschenk dem Könige, der es seiner Frau giebt und stirbt. Kaum hat sie von dem Apfel genossen, da fühlt sie die Götterkraft in sich wirken, aber so übergewaltig, daß sie „sechs Winter" liegt, ohne gebären zu können. „Da erkannte sie, daß sie nicht lange mehr leben werde und gebot, daß man ihr das Kind ausschneiden sollte, und es geschah, wie sie gebot. Das Kind war ein Knabe, und dieser Knabe, als er hervorkam, war groß von Wuchse, wie zu erwarten stand. Und es heißt, daß der Knabe seine Mutter geküßt habe, ehe sie denn starb." (Volsungasaga, Kap. 1 u. 2.)

Man müßte blind sein, wenn man hier nicht die Leto erkennen wollte, die verzweifelt umherirrt, ohne gebären zu können, und endlich den Lichtsohn gebiert, der gleich nach seiner Geburt die Mutter verteidigt und einen sie bedräuenden Riesen und Drachen erschlägt. Der nordische Sonnensohn rühmt sich, ein ungeborener Mensch zu sein und wird Volsung (Wolfssohn) genannt, wie Apoll der Sohn der Wölfin war. Und dieser Wolfssohn heiratet dann die Krähe Hliod (Hludana, Latona), und sie gebar das Zwillingspaar Sigmund und Signy, welches schon oben (S. 184) den Letoiden Apoll und Artemis verglichen wurde. Zu der Auffassung der Hludana-Latona als Wölfin wird uns ein Kindermärchen den Schlüssel liefern.

23. Rotkäppchen.

Es bedarf vielleicht in den Augen der Verehrer des klassischen Altertums der Entschuldigung, wenn ich hier die Betrachtung auf ein deutsches Kindermärchen lenke; aber die Geschichte vom Rotkäppchen, welches vom Wolf verschlungen und von einem Jäger wieder aus dem Leibe desselben herausgeschnitten wird, ist viel älter als die Wölsungen- und Siegfriedsage, älter als der Apolls-, Asklepios- und Odin-Mythus. Ich schätze sein Alter beiläufig auf mindestens fünftausend Jahre; denn es war schon

vorhanden, bevor die Arier nach Indien aufbrachen, und das letztere wiederum geschah lange bevor die Hyperboreer ihren Wolfsgott nach Delos brachten. Es ist eine bildliche Umschreibung des für alle Naturvölker im höchsten Grade aufregenden Vorgangs der Sonnen- und Mond-Verfinsterung, wie die Edda besonders klar erkennen läßt. In dem Stücke der jüngeren Edda, welches „Gylfis Verblendung" überschrieben ist, fragt Gangleri:

„Die Sonne fährt schnell, fast, als wenn ihr bange wäre; sie könnte ihren Gang nicht mehr beschleunigen, wenn sie für ihr Leben fürchtete." „„Das ist nicht zu verwundern, daß sie so schnell fährt,"" antwortet Har, „„denn ihr Verfolger ist nah, und sie kann sich nicht anders fristen, als indem sie ihre Fahrt beschleunigt."" Da fragte Gangleri: „Wer ist es, der sie so in Angst setzt?" Har antwortete: „„Das sind zwei Wölfe; der eine, der sie verfolgt, heißt Sköll; sie fürchtet, daß er sie greifen möchte; der andere heißt Hati, der läuft vor ihr her und will den Mond packen, was auch geschehen wird."" Beim Herannahen der Götterdämmerung nämlich werden diese beiden Abkömmlinge des einstweilen in der Unterwelt gefesselt liegenden Fenrirwolfes die beiden Gestirne verschlingen und das Blut wird, wie in der Völuspa verkündet wird, weit über Himmel und Erde spritzen.

Dieser Mythus von den durch Wölfe, Hunde oder Drachen verfolgten und bei Finsternissen verschlungenen Gestirnen ist ziemlich über die ganze Welt verbreitet, und überall glaubt man den bedrängten Gestirnen durch großen Lärm, Schießen und Trommeln (um die Ungetüme zu verscheuchen) Beistand leisten zu müssen. Allein den abgeleiteten Gedanken, daß die Lichtgestirne überhaupt Wolfskinder sind und nach der Verfinsterung immer aus dem Wolfsleibe wieder neu geboren werden, findet man nur bei arischen Völkern. Payne Knight hat eine Münze von Kartha auf der Insel Keos veröffentlicht, auf welcher man einen Wolf sieht, dessen Vorderkörper mit Strahlen umgeben erscheint, ein Seitenstück zu den argivischen Münzen, auf denen man den Wolf neben dem Apollon Lykeios erblickt. Wir haben also auf der ersteren wahrscheinlich die Wölfin (Latona) zu sehen, welche die Sonne noch nicht geboren hat, obwohl ihr das innerliche Feuer schon durch die Haut und namentlich aus den glühenden Augen leuchtet. In ähnlichem Sinne nannten die Griechen nach Makrobius das Jahr auch die Wolfsbahn (Lykabas), und diese bildlichen Darstellungen waren in späteren Zeiten bis nach Ägypten gedrungen, aber mit Mißverständnissen, sofern dort erzählt wurde, Osiris sei in Wolfsgestalt dem bedrängten Horus zu Hilfe geeilt. Im arischen Mythus war eben der Wolf selber der Bedränger und Verschlinger.

Die alten Heidenbekehrer, wie z. B. der h. Eligius, welcher das Evangelium nach Flandern brachte, beklagten sich, daß man dem verfinsterten

Monde aus vollen Kräften zurief: Vince Luna! und die französische Redensart Dieu garde la lune des loups (der liebe Gott bewahre den Mond vor den Wölfen) erinnert an die lange Fortdauer jenes alten arischen Glaubens von der beständigen Verfolgung der beiden Gestirne durch Wölfe, die auch in der Geschichte von Gargantua, der fleißig aufpaßte, „daß die Wölfe den Mond nicht fräßen," einen drolligen Ausdruck fand. Die Veden haben uns das alte Himmelsdrama am getreuesten aufbewahrt, indem sie uns erzählen, wie Indra mit dem bösen Dämon Rahu verfährt, der die Sonne verschlungen hatte. Dieser Dämon hatte sich nämlich heimlicherweise in den Himmel geschlichen und vom Himmelstranke Amrita genascht. Vishnu, der ihn dabei ertappte, hieb ihm das schwarzhaarige Haupt ab, welches nun hinter der Sonne herfährt, um sie zu verschlingen, während der rote Körper in der gleichen Absicht hinter dem Monde hergaloppiert. Daher sieht die verfinsterte Sonne schwarz, der bei seiner Verfinsterung noch vom Erdlichte beleuchtete Mond aber rötlich aus, weil erstere vom schwarzhaarigen Kopfe, dieser vom roten Leibe verschlungen wird. Der Himmelsgott Indra aber, welcher als Schützer von Sonne, Mond und Sternen betrachtet wird, eilt den schon verschlungenen Gestirnen in der höchsten Gefahr zu Hilfe und schlitzt dem Ungeheuer seinen Wanst auf, so daß die leuchtenden Himmelskörper wie durch einen Kaiserschnitt von neuem geboren werden.

Denselben Mythus bewahrte das alte Märchen von Rotkäppchen und zwar in seiner allerältesten Form, die Sonne nämlich als Mädchen, der Verfolger als Wolf, der befreiende Himmelsgott als Jäger geschildert. Auch die litauische Sage kennt den Mythus, und in entstellter Gestalt ist er zu den Mongolen und selbst schon zu den alten Chaldäern gedrungen. Die nordische Sage von der Geburt des Stammvaters der Wölsungen ist ein späterer Nachklang aus einer Zeit, welche die Sonne nicht mehr als Jungfrau, sondern als männlichen Gott betrachtete; aber in dem Apfel, den die Mutter verzehrt, erkennen wir deutlich das Bild der verschlungenen Sonne und ihres nachher durch den Kaiserschnitt geretteten Wolfsohns, der dann die Krähe, die den Apfel gebracht, heiratet. In der griechischen Fassung könnte der Umstand befremden, daß hier die Wölfin schlechthin als Mutter der beiden Lichtgötter erscheint; es ist das eine abgeleitete Form, in der die Nacht, welche die Sonne am Abend verschlingt und am Morgen neu gebiert, als Person gefaßt wird.

24. Auschlavis-Asklepios.

Schon wiederholt haben wir auf die merkwürdige Übereinstimmung der Asklepiossage mit der nordischen Sonnensage hingedeutet. In seiner Geburt durch den Schnitt aus dem Leibe der sterbenden Mutter (S. 204) gleicht er dem nordischen Wölsung, in seinem Tode durch den Blitzstrahl des Zeus, der ihn niederschmetterte, weil er alle Menschen gesund machte, dem Phaëthon, auch darin, daß um seinen Tod Bernsteinzähren vergossen werden. So klingt also die Erzählung von Geburt und Tod des Asklepios in Sagen wieder, die mir am Baltischen Meere heimisch oder ortsangehörig scheinen. Die Schicksalsgenossenschaft mit Phaëthon war eine gegebene, denn Asklepios ist ebenso wie Phaëthon der Sonnengott selber; galt doch Apoll unter dem Namen Paeon (Paieon) als der oberste Heilgott, während andererseits Asklepios die rein Apollinischen Beinamen Aiglaër (der Glanzhelle), Aigletes (der Strahlende), Aglaopes (der Gott mit den strahlenden Augen) führte. Mit einem Worte: Asklepios ist der als Heilgott gedachte Sonnengott selber, die Personifikation der uns so natürlich erscheinenden Verbindung: Licht und Leben, Licht und Gesundheit. Alle Mythenforscher stimmen in dieser Verschmelzung von Apoll und Asklepios überein.

Aber eine andere Frage ist es, ob eine solche Ideen-Verknüpfung von Sonne und Heilkraft auf griechischem Boden jemals entstehen konnte; denn wir finden jene entgegengesetzte und verbreitete Mythe viel natürlicher, die den Apoll zum Todesgott macht, der mit seinen Pfeilen die Menschen jählings niederstreckt und den Griechen vor Troja, die seinen Priester beleidigt, eine Pest ins Lager sendet. Die Zeit, in welcher Apollo in höchster Machtfülle strahlt, der Sommer, ist in Griechenland eine Zeit der Seuchen und des Sterbens, so daß die Griechen sicherlich niemals auf den Gedanken gekommen wären, den Sonnengott zum Heilgotte zu erheben; sie müßten denn von der Verehrung eines bösen Glutdämons ausgegangen sein, der ihnen die Krankheiten sendete und den man durch Opfer zu versöhnen suchte! Davon findet sich aber nicht die geringste Spur im Charakter des Apoll, den man durchaus als einen wohlwollenden auffaßte.

Allein dieselbe Eigenschaft, welche am griechischen Sonnengott befremdend wirkt, paßt um so vorzüglicher für den hyperboreïschen Sonnengott, der in Griechenland eine neue Heimstätte gefunden. Selbst für den

heutigen Nordlandsmenschen ist die Jahreszeit, in welcher der Sonnengott die Welt beherrscht, die Sommerzeit, die Zeit der Gesundung, d. h. diejenige, in welcher wir im Freien Kräftigung unserer im Winter angegriffenen Gesundheit suchen. Vergleichen wir aber damit die Lebensverhältnisse unserer Vorfahren aus der mythenbildenden Zeit, so erhält der Schluß, den wir hier notwendig machen müssen, noch eine ganz andere Kraft. In engen Höhlen, Pfahlbauten und wahrscheinlich halb unterirdischen Wohnungen, dicht um das Herdfeuer gepreßt, am Tage halb geräuchert, und die Nacht in ungesunden Schlafräumen verbringend, hatten sie den Winter zu überstehen; krank und durch Seuchen decimiert, erlöste sie das Frühjahr aus der ungesunden Haft, und sie begrüßten sicherlich mit Recht die wieder steigende Sonne als den Heilgott, der sie wieder gesund machte. Aachen und viele andere Bäder und Heilquellen Westdeutschlands, Frankreichs und Englands fanden die Römer einem einheimischen Sonnengott (oder einer Sonnengöttin) gewidmet, dessen Namen man mit Apollo Grannus übersetzte und die Quellen, z. B. die altberühmten von Bath in England, Aquas Solis (Sonnenquellen) nannte.

Nun finden wir bei einem kleinen nordischen Volksstamme, der mehr als jeder andere Zweig der großen indogermanischen Sprachenfamilie Altertümlichkeit der Sprach- und Mythenformen bewahrt hat, bei den Litauern, noch heutigen Tages Spuren einer gemeinsamen Verehrung der Sonne als Licht- und Heilmacht, und zwar nicht bloß unter dem Namen Lelus oder Polelus, wie Narbutt fand (vergl. S. 185), sondern unter einem Namen, der eine ebenso unverkennbare Ähnlichkeit mit Asklepios, wie Polelus mit Apoll darbietet.

Die Litauer und die benachbarten Preußen, Esthen, Polen und andere slavischen Stämme beteten sowohl um gute Ernten, als um Gesundheit und Heilung zu einem Sonnengotte, dem sie zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden einen in der Wurzel zwar gleichen, aber in den Endungen sehr wechselnden Namen beilegten, von welchem unter anderen folgende Formen aufgezeichnet sind: Auschwe, Auschweit, Auschweiz, Uzweikinas, Aißweite, Auschlavis, Ausceut, Auscut und andere. Bei Völkern, die eine Schriftsprache spät erhalten, ist es das natürliche Schicksal von Eigennamen, daß sie in sehr wechselnder Form wiedergegeben werden, je nachdem Aussprache und Mundart verschieden sind, auch wohl Mißverständnis darauf einwirkt. Ich richte zunächst die Aufmerksamkeit auf die Namensform Auschlavis, welche bereits Stryjkowski, der mehrgenannte Chronist (1580), dem litauischen Sonnen- und Heilgotte beilegt, also in einer Zeit, in welcher von der nahen Verwandtschaft der litauischen, altindischen und grie-

chischen Sprache noch keine Ahnung vorhanden war. Spricht man diesen Namen auf westfälische oder griechische Weise aus, so erhält man aus Auschlavis die Namensform Ausklavis, die wohl nahe genug an Asklepios anklingt, und daß das k hier völlig berechtigt ist, beweisen ja die ebenfalls alten Nebenformen Ausceut oder Auskut, die ebenso zu der lateinischen Namensform Äskulap hinüberleiten, wie Ausklavis auf Asklepios. Daß Stryjkowski den Namen willkürlich dem des Asklepios angenähert habe, ist nicht anzunehmen, denn sonst hätte er es deutlicher gemacht.

Ein oberflächlicher Forscher würde hier nun sogleich mit der Erklärung bei der Hand sein, daß die Namensform Asklepios in uralten Zeiten zu diesen Erzbarbaren gewandert und dort zu Auschlavis entstellt worden sein möge; aber es giebt dabei neben den vorausgeschickten Vernunftgründen von der Undenkbarkeit eines griechischen Sonnenheilgottes noch eine Anzahl sprachlicher Schwierigkeiten, die für die meisten noch beweiskräftiger sein müssen. Daß Asklepios kein in Griechenland gebildetes Wort ist, ergiebt sich nämlich daraus, daß man keine vernünftige griechische Herleitung machen kann, und zu solchen etymologischen Luftsprüngen seine Zuflucht genommen hat, als hänge der Name mit askein, bereiten, und lipa, Öl, Salbe, oder mit kleptein, stehlen, zusammen und bezeichne gleichsam denjenigen, der das Licht oder die Gesundheit aus den Himmelsräumen gestohlen und auf die Erde herabgebracht hat, wofür er wie Prometheus von Zeus bestraft wurde. Im Gegensatz zu dieser Isolierung des Asklepiosnamens in der griechischen Sprache finden wir die litauischen Namensformen mit sehr zahlreichen altnordischen, lateinischen, griechischen, slavischen und indischen Wortformen, die alle auf die Wurzel us (uro) brennen, leuchten, zurückführen, eng verbunden.

Die Litauer nannten die Göttin der Morgenröte, welche bei den Germanen der Sonnengottheit selbst entsprach, gewöhnlich Ausra, aber häufig schon in alten Zeiten, wie nach Veckenstedt (1883) noch heute Auska, und das ist dasselbe Wort, wie der Sanskritname Ushas für dieselbe Göttin, und entspricht dem altrömischen Namen Ausosa (später Aurora), dem griechischen Eos und den altsabinischen und etruskischen Namen des Sonnengottes Auselius (später Aurelius) und Usil (Ozeul). Die litauischen Worte auszta oder auszo, tagen, die altnordischen austur, Ostara, ostan schließen sich an. Wir haben hier eine große, uralte Wortfamilie, die sich durchweg mehr oder weniger auf die Sonne bezieht und welcher sich der Name des Sonnenheilgottes unmittelbar anreiht, denn von Ausca zu Ausceut oder Auscut und von Ushas zu Auschlavis ist nur ein kleiner Schritt. Darüber, wie das w in einen Teil dieser Namen gekommen ist, nur eine kleine

Vermutung. Die Slaven denken an eine Verbindung mit swesa, Licht, böhmisch oswetiti (gemeinslavisch awsetiti) erleuchten, und Oswieciel, der Erleuchter, was allerdings mit Auschweit nahe zusammenzuhängen scheint. Wahrscheinlich lag aber der eigentliche Grund in einem ursprünglich vorhandenen u oder v, wie in Svalin (Sonnenschild der Edda), Svelios (Helios), Svelena (Helena), welches bald in w und bald in l überging. Auschweit zu Auschlavis würde sich dann verhalten, wie das altnordische svefn (sanskr. svapnas) zu unserem Schlaf (vergl. svefndorn, Schlafdorn). Im übrigen würde ich auf sprachliche Anklänge kein Gewicht legen, wenn ihnen nicht die Gleichwertigkeit der Gestalten Hinterhalt liehe. Hier muß nun freilich zunächst zugestanden werden, daß der Äskulap des litauischen Bauernmärchen mehr Ähnlichkeit mit dem Dr. Eisenbart der deutschen Schwänke, als mit der erhabenen Gestalt des griechischen Helfers der späteren Zeit darbietet, allein auch diesem sagte man nach, daß er ursprünglich hauptsächlich durch Besprechen und Träume kuriert habe. E. Veckenstedt hat noch in neuerer Zeit eine Anzahl dieser Sagen bei den Zamaïten, d. h. den Litauern der russischen Niederung gesammelt und 1883 veröffentlicht, wovon die bezeichnendsten im folgenden kurz wiedergegeben werden sollen:

„In alten Zeiten ging ein Mann Namens Uzweikinas (für welchen Namen Veckenstedt auch Aißweite antraf) von Dorf zu Dorf und heilte die Kranken oft auf wunderbare Weise. Litt jemand an Brustschmerzen, so öffnete er die Brust und brachte in derselben alles in Ordnung; darauf schloß er die Brust wieder und dann war der Kranke gesund. Einst hatte sich ein Bauer beim Mähen einen Finger abgeschnitten, da kam Uzweikinas, schnitt von einem Baum in der Nähe ein Stückchen Holz ab, welches so lang wie der Finger war, und hielt ihm dasselbe an Stelle des abgeschnittenen Fingers an die Hand. Alsobald wuchs das Holz fest und ward zu Fleisch, so daß der Bauer statt des abgeschnittenen Fingers einen anderen hatte.

Nachdem Uzweikinas auf diese Weise als ein wunderbarer Arzt bekannt geworden war, gesellte sich eine Schar von Jünglingen zu ihm, welche ihren Meister auf seinen Wanderungen begleitete, um die Kunst des Heilens zu erlernen. Nun geschah es einmal, daß eines Tages ein Bauer zu Uzweikinas kam und über heftige Magenschmerzen klagte. Uzweikinas schnitt dem Kranken den Bauch auf und übergab den Magen einigen Jünglingen, damit sie ihn im nahen Flusse reinigten. Die jungen Leute gingen mit dem Magen zum Wasser; da erblickten sie plötzlich im Flusse einen großen schönen Fisch; sofort wandelte sie die Lust an, den Fisch zu besitzen. Sie ließen den Magen am Ufer liegen und gingen auf den Fischfang. Kaum hatten sie sich entfernt, so kam ein Hund und fraß den Magen auf. Als die jungen Leute zurückgekehrt waren und den Magen nicht mehr fanden, schlachteten sie ein Schwein, nahmen den Magen und brachten diesen, nachdem sie ihn gereinigt hatten, zu Uzweikinas. Dieser, nichts Böses vermutend, setzte den Magen, ohne ihn näher anzusehen, dem Bauer ein. Aber schon nach einigen Tagen erschien der Bauer

wieder bei Uzweikinas und klagte diesem, daß er nur noch Hunger auf Unrat aller Art habe. Da merkte Uzweikinas, daß ihn seine jungen Leute betrogen hatten, und ruhte nicht eher, als bis er die ganze Wahrheit wußte. Darauf schnitt er dem jungen Mann, welcher ihm den Magen des Schweines gebracht hatte, dessen eigenen Magen aus und vertauschte diesen mit dem Magen, welchen er dem Bauern eingesetzt hatte. Fortan begehrte der Bauer wieder nach menschlicher Speise, der junge Mann aber verzehrte nur noch Unrat aller Art." (Beckenstedt I. S. 245—247.)

Die Organverwechselungen bilden ein beliebtes Stück der Volkssage und kommen ähnlich im deutschen Märchen von den drei Feldscherern (Gebr. Grimm, Nr. 118) sowie in der deutschen Ausgabe der Gesta Romanorum von 1489, bei Hans Sachs u. a. vor. Es handelt sich demnach um eine altnordische Sage von einem Gott, der auch die einander fremdesten Glieder und Organe zusammenheilen konnte.

Nach Hanusch feierte man dem Auschwe ein sommerliches Trinkfest; denn man betrachtete nur den sommerlichen Sonnengott als Heilgott, der als solcher auch den Beinamen Sotuar (der Beleber) trug, womit Apollon Soter (der Retter) zu vergleichen wäre. Merkwürdig ist noch, daß ihm in Litauen wie in Griechenland eine weibliche Göttin, die Personifikation der Gesundheit, zur Seite trat. Sie heißt bei den Litauern Sweikata, von sweikas, gesund, welcher Name wieder mit einem andern litauischen Licht- und Feuergott Sweistix zusammenhängt, als dessen Sendbotin sie galt. Man schrieb ihr die Hervorlockung von Heilquellen zu und stellte sie als ein rot- oder weißgekleidetes, rings mit Augen bedecktes Mädchen dar. Manchmal aber erscheint sie auch als einäugiges, vierfüßiges, sehr langsam herankriechendes Geschöpf, die Personifikation der sehr langsamen Genesung nach schwerer Krankheit.

Wir können demnach nicht daran zweifeln, daß die Idee jener Vereinigung von Sonnen- und Heilkraft eine echt nordische ist; denn allen nordischen Sonnengöttern (Odin, Apollo Grannus, Sulis, Sirona, Lelus, Sweistix und Auschwe oder Auschlavis) schrieben Germanen und Slaven seit den ältesten Zeiten die Heilkunst zu, wie wir dies in betreff der beiden weiblichen Sonnengottheiten Sulis-Sirona, aus denen die Minerva medica der Römer entstand, noch später sehen werden. Vor allem aber ist es wichtig zu betonen, daß der Mythus von der wunderbaren Geburt des Asklepios wie des Apoll im deutschen Märchen vom Rotkäppchen die älteste Form bewahrt hat, die wir nachweisen können; denn in ihm sind Wolfsgeburt und Kaiserschnitt, die getrennt auf Apoll und seinen Sohn, sowie in die indische Sage übergingen, noch in ihrem natürlichen Zusammenhange erhalten.

25. Apoll und Herakles.

In Griechenland war eine merkwürdige alte Sage vorhanden, die auf unzähligen alten Vasenbildern und Heiligtümern dargestellt ist, nach welcher Apoll und Herakles einst zu Delphi darum gekämpft hätten, wem eigentlich Platz und Wahrsageramt gebühre. Dieser Streit war auch zu Delphi selbst, wie Pausanias schildert, in einer großen plastischen Gruppe dargestellt, in welcher die Kämpfer beiderseits die Hand an den Dreifuß legen, während Mutter und Schwester (Latona und Artemis) den Apoll, Athene aber den Herakles zu besänftigen versuchen. Der Streit erscheint um so unbegreiflicher, als beide Sonnenkämpfer waren, die immer für dieselben Ziele eintraten, so daß der Streit, ebenso wie derjenige zwischen Thurios und Herakles (S. 158) nur als ein Prioritätsstreit zu verstehen ist, und dies erkannten auch bereits viele ältere Forscher. Pausanias legt die Lösung des Rätsels der Pythia in den Mund, indem er sie dem jungen griechischen Heros aus Tiryns zurufen läßt: „Der Herakles von Tiryns ist ein ganz anderer als der kanobische.“ Dieser besitze allerdings ältere Rechte als Apoll an den Dreifuß, denn er sei lange vor Apoll nach Delphi gekommen. Darauf habe sich der junge Held besänftigt und den Dreifuß zurückgegeben, um fortan der treueste Mitkämpfer Apolls zu werden.

Dieser Mythos giebt im allegorischen Gewande die Schilderung einer religionsgeschichtlichen Thatsache, den Ersatz einer alten semitischen Sonnengottheit, welche Herakles hieß, durch zwei arische Gestalten, einen Sonnengott, Apoll oder Helios, und einen Sonnenkämpfer, der den Namen des semitischen Gottes fortführte, aber mehr den Charakter des für die altarische Sonnengöttin streitenden Tyr, Thor oder Siegfried annahm, wovon auch seine beständige Verbindung mit der Göttin Athene herrührt. Schon die alten Archäologen kannten diesen Zwiespalt der Heraklesnatur und warnten um Himmels willen, den alten tyrischen oder kanobischen Gott nicht mit dem jungen argivischen Heros zu verwechseln; aber diese Verwechselung läuft noch fort und fort in den besten mythologischen Handbüchern, weil die alten Fabulanten das ihrige gethan haben, die Sagenkreise der beiden von Grund aus verschiedenen Gestalten auf das untrennbarste zu verfilzen. Nur indem man auf den Naturkern der Gestalten eingeht, gelingt es, ihre ursprüngliche Verschiedenheit überzeugend darzuthun.

Diese Verschiedenheit ist in der ungleichen Erscheinungsform des Sonnenlaufes im Norden und Süden gegeben, welche verschiedenartige Mythenkreise erzeugen mußte. Wir haben dabei die tägliche Bewegung der Sonne von derjenigen im Laufe des Jahres zu unterscheiden. Die tägliche Wanderung von Osten nach Westen bleibt im wesentlichen in allen hier in Betracht kommenden Strichen der alten Welt dieselbe, und führte deshalb zu dem heimatlosen Mythus von der allnächtlichen Rückfahrt der Sonne durch das erdumgürtende Meer, oder die im Erdinnern gedachte Unterwelt von Westen nach Osten, wo die Ställe des Helios gedacht waren. Bei den Griechen erwähnen Stesichoros, Äschylos und Mimnermos einer goldenen Schale, die Hephästos dem Sonnengott geschmiedet hatte, und in der er blitzschnell, nachdem er auf der Hesperideninsel im Westen ausgeschlafen oder noch weiterschlafend nach dem Osten zurückfährt. „Es trägt ihn," dichtete Mimnermos, „durch die Wogen das wunderschöne Lager, das hohle, beflügelte, welches Hephästos aus kostbarem Golde geschmiedet. Über die Fläche des Wassers führt es ihn schlafend in reißender Schnelle von der Stätte der Hesperiden hin zu dem Lande der Äthiopen, wo der schnelle Wagen und seine Rosse stehen, wenn die frühgeborene Eos naht. Dort besteigt darauf Hyperions Sohn den Wagen." Dieser goldenen Schale bedient sich auch bisweilen Herakles, z. B. um die von dem Winterriesen dem Sonnengotte entführten Rinder zurückzuführen, und wir finden im Norden ein ähnliches, von den Zwergen für Freyr geschmiedetes Schiff (Skidbladnir).

Um zu verstehen, warum sich der Sonnengott bei Tage eines Wagens, zur nächtlichen Rückfahrt einer Barke bediente (was, glaube ich, nur für die Arier zutrifft), müssen wir uns in den Horizont der vorgeschichtlichen Europäer zurückzuversetzen suchen. Sie dachten sich die Erde, wie noch Homer, als rings vom Meere umgürtete Scheibe und ließen daher die Sonne im Osten aus dem Meere auf-, im Westen in dasselbe niedertauchen. Da man nichts von der Kugelgestalt der Erde, von ihrer Bewegung und dem freien Schweben im Raume ahnte, so mußte man sich das der unmittelbaren Wahrnehmung entzogene Stück des nächtlichen Sonnenweges so ergänzen, daß man annahm, die Sonne lege denselben von Westen nach Osten, in einer Bogenlinie fortschreitend, unter dem Gesichtskreise auf dem Nordmeere zurück, und zwar nunmehr, da sie nicht mehr zu steigen brauchte, auch nicht mehr zu Wagen, sondern zu Schiffe. Da das Licht aber während dieses Teiles der Rundfahrt verschwand, so konnte man entweder denken, daß der Sonnengott inzwischen ausruhe und das leuchtende Auge schlösse, oder aber, daß dieser Teil seiner Fahrt, ein

Stück abschneidend, durch die Unterwelt gehe, die deshalb im Norden und mit westlichem Haupteingang gedacht wurde. Das letztere aber ist ein Gedanke, der eigentlich nur im Norden rechte Nahrung und Ausbildung finden konnte, und dort zur Verschmelzung der Ansichten von Winterriesen und Unterweltsbeherrschern führte. (Vergl. S. 153.)

Neben dieser alltäglichen Wanderung von Osten nach Westen zeigt die Sonne aber bekanntlich eine Jahreswanderung durch die zwölf Sternbilder des Tierkreises, indem sie während jedes Monates in einem folgenden Zeichen auf- und untergeht und also in einem gewissen Sinne den gesamten Sternenhimmel durchwandert. Diese Wanderung der Sonne durch den Tierkreis bildet aber nur in den dem Äquator näheren Ländern eine auffälligere Erscheinung, einesteils, weil dort der Horizont viel gleichmäßiger klar zu sein pflegt als in den Polarländern mit ihrer vorherrschenden Bewölkung, anderenteils, weil die in den letzteren verlängerte Dämmerung zu bemerken erschwert, welches Gestirn da stand, wo nunmehr die Sonne aufgeht, bezw. an dem Orte erscheint, wo sie untergegangen ist. Der fast plötzliche Übergang von Tag in Nacht und von Nacht zum Tage erleichtert mit anderen Worten im Süden die Beobachtung einer astronomischen Thatsache, die dem Bewohner des Nordens kaum zum Bewußtsein kommt, das Zusammentreffen der Sonne mit immer neuen Sternbildern im Laufe des Jahres, worauf die Wanderung von neuem beginnt.

Da diese Sternbilder früh nach gewissen oberflächlichen Ähnlichkeiten ihrer Gruppierung, um das Wiedererkennen zu erleichtern (und zwar, wie es scheint, zuerst in Assyrien), die bekannten, meist der Tierwelt entlehnten Namen: Widder, Stier, Zwillinge u. s. w. erhalten hatten, so entstand daraus der aus Babylon nach Syrien, Palästina, Phönikien und Griechenland gewanderte Mythus von den zwölf Thaten des Sonnengottes Herakles, der in seinem Ursprunge nach jetzt allgemein anerkannter Auffassung als eine mythische Umschreibung des Zusammentreffens der Sonnengottheit mit den zwölf Tierbildern des Zodiakus zu betrachten ist. Um die Feststellung dieses Zusammenhanges hat sich im besondern der französische Akademiker Dupuis verdient gemacht, wenn er auch in seiner Abhandlung „über den Ursprung der Sternbilder und über die Erklärung der Mythen durch die Astronomie“ (1781), sowie in seinem großen Werke über den „Ursprung aller Kulte“ (1795) viel zu weit gegangen ist, indem er nicht allein den Sagenkreis des Herakles, sondern auch den des Dionysos und vieler anderen Kulte, ja selbst den der Christuslegende rein astronomisch zu erklären versuchte.

In Bezug auf Herakles ist diese Deutung nicht anzufechten, und schon

die Alten erkannten sie an, indem sie dem Jahresgott fünfzig den Wochen entsprechende Söhne und dreihundertundsechzig den Tagen entsprechende Gefährten gaben, die mit ihm gegen die Molioniden gezogen und eines rühmlichen Todes gestorben wären. Die neueren Ausgrabungen bei Ninive haben dort Bruchstücke eines Heldengedichtes zu Tage gefördert, welches die zwölf Thaten und Wanderungen des Sonnenhelden Izdubar feiert und sich noch genauer an den Tierkreis anzuschließen scheint, als die späteren griechischen Herakles-Epen. Unter anderen bildet der Sintflutbericht, welcher dem biblischen so außerordentlich ähnlich ist, eine an das Tierkreiszeichen des Wassermanns geknüpfte Episode dieses Gedichtes. Aus Assyrien kam dieser Tierkreis-Mythos nach Kleinasien, wo der betreffende Sonnengott als Sandon besonders in Lydien einen ausgedehnten Kultus erfuhr, andererseits nach Syrien und Palästina, wo sich die Simsonlegende anschließt, nach Phönikien, wo der Sonnengott wohl auch als König Melkarth verehrt wurde, und endlich nach Ägypten und Griechenland. Bei der späteren, namentlich durch Herodot begünstigten Neigung der Griechen, ihre Götter- und Heldensagen aus Ägypten herzuleiten, kam der ägyptische Herakles zu Rufe, derselbe ist aber ebenso wie der griechische aus dem assyrisch-phönikischen Gotte abzuleiten.

Dies beweist schon der Umstand, daß mehrere der griechischen Heraklessagen, namentlich die von der Selbstverbrennung auf dem Öta, auf jenen Kultus des assyrischen Sardanapal oder lydischen Sandon zurückgehen, bei welchem die Erneuerung der Sonne am Ende des Jahres durch eine Selbstverbrennung des Gottes, der im Prachtgewande den Scheiterhaufen bestieg, gefeiert wurde. Auch der Name des griechischen Sonnenheros scheint semitischen Ursprungs zu sein, wenigstens erinnert die schon von Pindar versuchte Ableitung von Hera und kleos (Ruhm), weil ihn Hera durch ihren Haß zu immer neuen Thaten veranlaßt und dadurch zu ewigem Ruhm verholfen habe, an die bedenklichsten Leistungen der Etymologen, während die Herleitungen von dem phönikischen Worte Haraggel oder anderen semitischen Wörtern, die den Wanderer (d. h. durch den Tierkreis) oder die wandernde Gotteskraft bezeichnen, wie sie Münter und Sickler gegeben haben, dem Sinne des auch bei den Griechen noch überall durchscheinenden Symbols gut entsprechen würden. Allerdings fehlt es auch nicht an Ableitungsversuchen aus nordischen Sprachen.

Im alten Babylon, aus welchem dieser Kultus stammt, stand der Sonnengott ursprünglich in zweiter Reihe. Weil die Sonne und alle Gestirne aus dem Schoße der Erde emporzusteigen und in denselben niederzusinken scheinen, so galten dort Sonne, Mond und Gestirne als Kinder

der großen Erdmutter, die Sonne natürlich als ihr größtes, ihr Liebling, manchmal als ihr Geliebter. Davon ging jener Tamuz-, Adonis- und Atyskultus aus, der in Kleinasien, Syrien und Palästina so große Verbreitung fand und auch auf Ägypten und Griechenland ausstrahlte. Es kam dadurch etwas Weibisches in den Heraklesdienst, der in den lydischen Tempeln zeitweise in weibliche Kleider gesteckt wurde, woraus sich die jüdische Delilasage und die griechische Omphaledichtung entwickelte. Aber der in arischem Geiste wiedergeborene Heros Herakles schüttelte die weiblichen Bande stürmischer von sich ab, als irgend ein anderer Gott der neuen Ordnung, und Nachwirkungen dieser aus dem Norden gekommenen Umwälzung des Sonnenkultus scheinen bis nach Assyrien gedrungen zu sein; denn man findet in dem Izdubar-Epos, welches die Tierkreisfahrt des Sonnenjägers schildert, eine Episode, in welcher die alte babylonische Erd- und Liebesgöttin Istar, nachdem sie sich von dem neuen Sonnengotte besiegt und ihre Herrschaft niedergeworfen findet, ihm ihr Herz und den Thron des Landes an ihrer Seite anträgt. Aber seiner Mission getreu, die auch den Freyr und Apoll unvermählt bleiben ließ, weist er ihren Antrag mit höhnischen Worten zurück:

Herrin, dich kenn' ich aus alter Erfahrung!
Düster und traurig ist deine Wohnstatt,
Krankheit und Hunger wächst auf deinem Pfad,
Falsch und verräterisch ist deine göttliche Krone,
Arm und wertlos ist dein Königstum!
— — — — — — — — —
Wehklagen hast du angestellt
Um Dumuzi, deinen Gemahl,
Und hattest doch mit deinem Becher ihn vergiftet!
Einen prächtigen Adler hattest du lieb
Und schlugst ihn doch und brachst seine Schwingen,
Und er stand in den Wald gebannt, um die Flügel flehend.
Einen Löwen hattest du lieb, einen kraftreichen,
Dem brachst du die Zähne aus, sieben auf einmal.
— — — — — — — — — — — —
Noch hab' ich nicht alles gesagt, viel mehr noch hätt' ich zu sagen,
Herrin, so würdest du **mich** lieben, wie du geliebt die andern!

Das ist nicht mehr der semitische Herakles, der sich von Istar, Delila oder Omphale in Bande schmieden läßt, es ist der apollogleiche arische Sonnenkämpfer und Vertreter des Männerregiments, von dem **Diodor** sagt: „Herakles, der sich vorgenommen, das ganze menschliche Geschlecht ohne Ausnahme zu beglücken, hielt es für unrecht, einige Völkerschaften unter der verächtlichen Weiberherrschaft zu belassen.“ Daher seine Kämpfe

gegen die Amazonenstaaten, in denen er sich mit Theseus und anderen Sonnenhelden berührt, und daher jener Haß der griechischen und römischen Weiber gegen ihn, von dem wir oben (S. 104) gesprochen, und der soweit ging, daß die Frauen niemals einen Heraklestempel betraten.

26. Dienstbarkeit und Gefangenschaft des Sonnengottes.

Nach dem Mitgeteilten kann wohl niemand daran zweifeln, daß der Sagenkreis von der Wanderung des Herakles durch die zwölf Tierkreiszeichen und von den daran geknüpften zwölf Heldenthaten nur im Süden entstehen konnte. In Nordeuropa wäre dies einfach unmöglich gewesen, weil hier die Beobachtung der Beziehung des Sonnenstandes zu den Tierkreisbildern so sehr erschwert ist, wie sie auch, obwohl in jedem Kalender verzeichnet, bei uns im Norden niemals so volkstümlich geworden sind, wie in Griechenland oder Italien. Dafür tritt aber dem eben skizzierten Sonnenmythus der semitischen Kulturvölker des Südens eine ganz eigentlich nordische Sonnensage von mehr dramatischer Prägung gegenüber, die Dichtung von dem bekämpften und erst nach manchen Niederlagen siegreichen Sonnengott, der zeitweise in die Gefangenschaft, Abhängigkeit und Dienstbarkeit jener Mächte der Finsternis und Kälte gerät, welche in der Unterwelt hausend gedacht wurden, oder von dem im Kampfe mit mächtigen Riesen oder wilden Tieren verwundeten Sonnengott, der sich siechen Leibes nur mühsam für wenige Stunden am Winterhimmel emporzuschleppen vermag, zu schwach, um den Menschen hinlänglich wärmende Strahlen zu spenden. Nur sehr allmählich gewinnt er die alte Kraft wieder, besiegt die im Norden lauernden feindlichen Mächte der Finsternis und Kälte und steigt strahlend am Sommerhimmel empor.

In einer den Naturerscheinungen gegenüber rührenden Unbefangenheit haben viele vergleichenden Mythologen, welche die altägyptische Religion für die älteste halten, und alle übrigen Religionssysteme der alten Welt mehr oder weniger als Sprößlinge und Ausläufer derselben betrachten möchten, sich eingebildet, die älteste Form des weitverbreiteten Dramas vom Sonnenkampfe sei im Mythus von Osiris enthalten, der vom bösen Typhon angefallen, besiegt und zerstückelt wird, bis er in seinem siegreichen

Sohne Horus neu aufersteht. Der Sagenkreis vom syrischen und assyrischen Adonis und Tamuz sei der nächste Abkömmling davon, und wenn er sich dann im griechischen Dionysos wiederholt und bis in den nordischen Odin- und Balder-Mythus eindringt, so müsse man etwa denken, die Phöniker hätten das geistige Gut der Ägypter und Assyrer erst nach Griechenland und später bis an die Gestade der nördlichen Meere verfrachtet.

Halten wir solchen gänzlich unhaltbaren Annahmen die wirkliche Sachlage gegenüber, so müssen wir zunächst bemerken, daß der Winter, die Zeit des niedrigsten Sonnenstandes, für Ägypten die angenehmste Zeit des Jahres darstellt. Von einem Ersterben der Natur um die Weihnachtszeit ist dort keine Rede, die Sonne lacht in ansehnlicher Höhe vom Himmel hernieder, in den Gärten grünt und blüht es, und das Tierleben befindet sich infolge der Einkehr zahlreicher Wintergäste aus dem Norden Europas in lustigster Entfaltung. Selbst im nördlichen Ägypten währt der kürzeste Tag noch über zehn Stunden, während der längste noch nicht ganz vierzehn Stunden erreicht. Es findet also im Verlaufe eines ganzen Jahres ein Steigen und Sinken über die Ausdehnung des am Äquator immerfort herrschenden Normaltages von zwölf Stunden statt, welches noch nicht zwei volle Stunden erreicht. Der in einem halben Jahre sich vollziehende Unterschied der Tageslänge und Mittagssonnenhöhe ist mithin schon in Kairo und noch viel mehr in Mittelägypten, woselbst man die eigentliche Heimat der altägyptischen Religion zu suchen pflegt, ein so geringfügiger, daß die Völker der mythenbildenden Epoche, die mit genaueren Zeitmessern noch nicht versehen waren, diesen Unterschied in der Tageslänge kaum wahrgenommen haben dürften. Sie konnten daher auch zu keiner Sage von einer Besiegung oder Ermordung des Sonnengottes um die Weihnachtszeit, oder von einer winterlichen Gefangenschaft oder Dienstbarkeit desselben in der Unterwelt gelangen, und ziemlich dasselbe gilt von den alten Indern, Assyrern und Persern, kurz von den Bewohnern aller jener alten Kulturländer, aus denen man doch alle einschlägigen Mythen bis jetzt herzuleiten gewöhnt war. Sie alle werden in ihrem mittleren oder nördlichen Teile von dem dreißigsten Grade nördlicher Breite durchschnitten, unter welchem Kairo liegt, und auf welchen die obigen Zeitangaben passen.

Wenden wir nunmehr den Blick nach dem uns so wohl bekannten Weihnachtsbilde der nördlichen Zonen, so finden wir schon in der Breite von Berlin und Hannover die Wirkung der nur wenig am Südhimmel emporkommenden Mittagssonne kaum spürsam. Ihre Kraft scheint erloschen; die ganze Natur ist erstorben; die Tageslänge auf sieben Stunden herabgesunken, während die Finsternis siebzehn Stunden beherrscht, und wenn

wir noch ein Stückchen weiter nördlich, nur bis zum südlichen Schweden, nach Stockholm gehen, so treffen wir dort einen Weihnachtstag von $5\frac{1}{2}$ Stunden Länge, mit dem eine mehr als dreimal so lange Nacht von $18\frac{1}{2}$ Stunden abwechselt. Während sich also die Tages- und Nachtlänge im Laufe von sechs Monaten selbst im nördlichen Ägypten (Kairo) nur um etwa $3\frac{3}{4}$ Stunden verschiebt, beträgt hier der Unterschied volle dreizehn, in Norddeutschland zehn Stunden, und das sind Maße, die selbst dem rohesten Naturmenschen auffällig werden und ihn früh zum Nachdenken über die einem solchen Wechsel zu Grunde liegenden Ursachen zwingen mußten, ganz abgesehen von der mit Augen, Ohren, Nase und Händen zu greifenden Erfahrung, daß die Sonne ihre wärmende und belebende Kraft im Winter so gut wie völlig einbüßt. So ist denn uns Nordbewohnern noch heute eine Sympathie mit der sinkenden und steigenden Jahressonne angeboren und unauslöschlich ins Herz gepflanzt; denn obwohl wir wissen, daß kein Fürst der Unterwelt die Sonne um Weihnachten in Banden hält, die Bisse keines wilden Tieres ihr Siechtum verursachen, atmen wir dennoch erst erleichtert auf, wenn wir wissen, daß endlich die Zeit der tiefsten Erniedrigung des Sonnenbogens überwunden ist; einer erinnert den anderen an die erfreuliche Thatsache, daß die Sonne nun wieder im langsamen Steigen begriffen ist, und die Tage, wenn auch zunächst nur unmerklich, wieder zunehmen.

Von allen diesen Sorgen und Freuden wußten weder die alten Ägypter, noch die Syrer, Assyrer und Inder etwas; sie hatten keine Ursache, den spärlichen Wintersonnenschein zu beklagen, noch der wiedererstarkenden Sonne ein Julfest zu widmen, noch im Hochsommer ein nächtliches Freudenfest zu begehen; denn alle diese Sonnenlauffeste sind naturgemäß erst in weiteren Abständen vom Äquator berechtigt und wurden erst von dorther nach Persien, Kleinasien, Syrien und Ägypten eingeführt, ohne daß sie übrigens dort jemals recht heimisch werden konnten, wie denn das Weihnachtsfest bekanntlich noch heute in keinem Lande der Welt mit gleicher Innigkeit gefeiert wird, wie bei germanischen Völkern. Schon in den Mittelmeerländern haben die Jahreszeitenfeste keinen rechten Boden mehr. Wie kann man den Frühling mit Inbrunst begrüßen, wo der Winter nur ein paar Monate dauert, wo immergrüne Gesträuche und Bäume kaum einen Verlust der Vegetation im Winter merken lassen, und höchstens einige Frühlingsblumen daran erinnern, daß für die Pflanzenwelt ein neuer Abschnitt beginnt. Feste, wie unser ehemals durch ganz Mittel- und Nordeuropa gefeiertes „Winter- und Todaustreiben,“ die Maifeste und nun gar das Mittsommerfest entbehren im Süden alles natürlichen

Anhalts, da hier die Jahreszeiten ohne schroffe Gegensätze ineinander übergehen, und der stärkste Trennungsstrich nicht wie im Norden durch den Winter, sondern eher durch den Hochsommer hervorgerufen wird.

Finden wir dennoch in den alten südlichen Kulturländern Sonnen- und Jahreszeitensagen, die auf eine zeitweise Schwächung und Bedrückung der Sonne hindeuten, so wird der begründete Verdacht entstehen, daß sie in vorhistorischen Zeiten aus Ländern eingewandert sind, wo solche Perioden verminderter Sonnenkraft den Bewohnern außerordentlich fühlbar wurden. Hierher gehören zunächst die Sagen von der Dienstbarkeit des Apoll und Herakles bei Admet, Laomedon und Eurystheus. Die Erklärungen für diesen besonderen Zug der südlichen Sonnensagen sind äußerst bezeichnend. Die Dienstbarkeit des Apoll wird auf seine Unbotmäßigkeit dem Willen des Zeus gegenüber zurückgeführt. Weil er sich an dem Kyklopen gerächt habe, der dem Zeus die Blitze schmiedete, mit denen er seinen Sohn Asklepios (oder Phaëthon) niederschmetterte, sei er zur Strafe für eine Zeit lang dem Könige Admet überliefert worden, um dessen Heerden zu hüten, oder er sei zu den Hyperboreern verbannt worden, um dort Bernstein zu weinen (S. 183), zwei Parallelsagen, die sich wohl dahin verschmelzen lassen, daß der Dienstherr des Apoll eben im Norden zu suchen ist. Beim Herakles wird die Ursache, daß er zur gemeinsten Stallarbeit bei Eurystheus und Augias verurteilt wurde, in dem Zorn der Here gegen den Zeussohn gesucht, ein Grund, der auch für den Apoll ausgereicht hätte; denn bekanntlich widersetzte sich Here ebenso der Geburt des Apoll, wie der des Herakles und bereitete der Leto wie der Alkmene die böswilligsten Qualen, bis in beiden Fällen Überlistung das ans Lichttreten der beiden Lichtgestalten, die eines Ursprungs waren, ermöglichte.

Diese im Süden so unverständliche Sage von der Gefangenschaft und Dienstbarkeit der Sonnen- und Sommergottheiten ist im Norden, wo sie monatelang machtlos sind und in harten Banden zu liegen scheinen, ein wohlbegründeter und darum häufig wiederkehrender Zug der Sage. Von den nordischen Winter- und Kälteriesen werden abwechselnd die Sonnengottheit selbst, oder die Sommergöttin Iduna, oder die sommerliche Wärme in der Gestalt Lokis, oder die Gewitterkraft Thors (in Gestalt seines Hammers) in Gefangenschaft genommen; sie sind beständig darauf aus, Sonne, Mond und Freyja in ihre Gewalt zu bringen. Das vollständigste Gegenstück zur Gefangenschaft Apolls enthielt wahrscheinlich die nur bruchstückweise erhaltene Örvandilsage; denn aus der mittelalterlichen Umdichtung erfahren wir, daß Örvandil bei einem Meister Ise in Dienste trat, welchen Dienstherrn Müllenhoff und andere längst auf den Eisriesen

Hymir zurückgeführt haben, und in der Edda finden wir die Ergänzung dazu, daß Thor ihn nach langer Abwesenheit über die Eisströme in einem eisernen Korbe heimgetragen habe. Der eiserne Korb (jarn-meis der Edda) erinnert an den eisernen Käfig, in welchem der Nordriese Geirröd den aus Fürwitz in Falkengestalt bei ihm eingekehrten Loki gefangen hielt, bis ihn ebenfalls Thor befreite, und nicht weniger lebhaft an die schon dem Homer bekannte Sage von der ähnlichen Gefangenschaft des Ares bei den Winterriesen und Befreiung durch Hermes:

Ares trug's mit Geduld, da die Riesenbrut des Aloëus,
Otos samt Ephialtes ihn hart in Banden gefesselt.
Dreizehn der Monate lag, umschränkt von ehernem Kerker,
Und er verschmachtete schier, der unersättliche Krieger,
Wenn nicht der Brut Stiefmutter, die reizende Eëriböa,
Solches dem Hermes vertraut: der entführete heimlich den Ares,
Dem schon fehlte die Kraft, denn die grausame Fessel bezwang ihn.

Ilias V. 385—391.

Letztere, fast nur in dieser einzigen Stelle erhaltene Erinnerung ist überaus wichtig; denn sie beweist uns das hohe Alter der beiden Eddasagen von Örvandil und Geirröd. Ares werden wir später als altgermanischen Sonnengott kennen lernen, und er erscheint daher mit Örvandil identisch; denn beide gehen, wie vom Ares bereits Grimm ahnte, auf den nordischen Sonnenkämpfer Eor, Er oder Ear zurück; sowohl der homerische Hymnus (Nr. 8), wie altrömische Gebete feiern Ares-Mars als Sonnengott. Wenn ihn aber Homer dreizehn Monate im ehernen Käfig hungern läßt, so ist dies ein Mißverständnis, welches daher entstand, weil der griechische Dichter den altnordischen Mythus nicht mehr verstand; der schließlich von Apoll niedergestreckte Sonnenfeind Ephialtes wird ihn nur drei Wintermonate gefangen gehalten haben, wie Geirröd mit Loki verfuhr.

Wie entstand aber die Sage, daß die nordischen Sonnengötter in die Gefangenschaft der Winterriesen gelangten? Einfach aus der Auffassung der Alten, daß der Sonnengott im Winter seinen Weg weiter nach Norden verlegt und dadurch in das Reich der Winterriesen kommt. Diese Auffassung, die wir (S. 152) auch bei den Griechen fanden, erscheint auf den ersten Anblick sehr seltsam; denn scheinbar weicht doch die Wintersonne, sowohl in ihrem Auf- und Untergangsorte, wie in ihrem Mittagsstande, immer weiter nach Süden zurück, und dieser Erscheinung trugen einige Sagenforscher darin Rechnung, daß sie den delischen Gott im Herbst nicht (der gewöhnlicheren Sage entsprechend) zu den Hyperboreern, sondern vielmehr nach Lykien ziehen ließen, wo der Kult des nordischen Apoll noch früher als auf Delos Wurzel gefaßt zu haben scheint. Die wohl schon

aus der Heimat der Arier mitgebrachte Sage von der Nordwanderung hat aber tieferen Grund, und sie beruht auf der schon oben (S. 213) erörterten Vorstellung, daß die Sonne ihren nächtlichen Heimweg im weiten Bogen durch die Eisfelder des Nordens nähme, und man suchte nun nach einer Erklärung, warum sie dort immer länger verweile und, wie es in höheren Breiten der Fall ist, auf Wochen und Monate ganz vom Himmel verschwinde.

Die nächstliegende Erklärung für eine hauptsächlich von dem Ertrage der Jagd und Fischzucht lebende Bevölkerung mußte darin bestehen, daß der ohnehin als Jäger mit Pfeil und Bogen gedachte Sonnengott im Winter einen großen Jagdzug in weite Fernen unternähme, wobei die verlassene Gattin heiße Thränen um den die Heimkehr versäumenden Gatten vergießt. So weint Frigga um den anscheinend gar nicht wiederkommenden Odin, Freyja vergießt goldene Thränen um Odur, Groa verliert fast vor Freude den Verstand, als sie erfährt, der verloren geglaubte Örvandil werde nun doch noch heimkehren. Wir werden später sehen, daß aus diesen nordischen Sonnensagen die Odyssee entstanden ist. Im Vorübergehen möchte ich hier darauf hindeuten, wie die endlosen nordischen Winterabende als eine die Mythen-Ausspinnung vorzugsweise begünstigende Gelegenheitsursache mit in Rechnung gezogen werden müssen, und daß es nur als ein natürliches Ergebnis dieser langen, am Herd- und Spanfeuer gesellig verbrachten Winterabende erscheinen kann, wenn die nordische Dichtung an düsteren Götter- und Heldensagen reicher geworden ist, als die irgend welcher anderer Länder. Allein, da sich diese Dichtungen der Winterabende nur von Mund zu Mund vererbten, so ist davon nur das erhalten, was durch einen glücklichen Umstand im fernen Norden bewahrt wurde, oder (und dann meist entstellt) in den Niederschriften und Gedanken schriftbegabter Völker festgelegt wurde, mit denen diese nordischen Zugvögel in frühe Berührung gelangten. Wie gewaltig aber dieser nur im Gedächtnis der Barden und Skalden bewahrte Sagenschatz der nordischen Stämme einst gewesen sein muß, ergiebt sich aus der bedeutenden Ausdehnung der trotz der Nichtachtung des schriftbringenden Christentums noch im Norden geretteten Überreste, von deren Umfang selbst die Gebildeten unseres Volkes meist keine Ahnung haben, und dazu sind dann noch die Gedankenkeime zu rechnen, die in der indischen, persischen, griechischen und römischen Mythologie erhalten sind, ohne daß wir ihre nordische Heimatsangehörigkeit überall mit Sicherheit zu beweisen im stande wären.

27. Odins Bergfahrt.

Hier knüpft sich nun eine weitverbreitete Episode des Sonnen-Epos an, die von einem Besuche des Sonnengottes in der Unterwelt und von einem unbillig langen Verweilen in derselben handelt. Es soll nicht behauptet werden, daß diese Dichtung nur in Breiten entstehen konnte, wo die Sonne im Winter ganz vom Firmamente verschwindet; jedenfalls wird sie dort ihre natürlichste Heimat haben, wo der Sonnenstand im Hochwinter so niedrig bleibt, daß sie sich kaum über die Dünste des Horizonts erhebt. Für das Zeitalter, welches die Erde als flache Scheibe sich vorstellte, gehörte, um die Erscheinungen von Tag und Nacht zu erklären, wie eine natürliche Ergänzung des Weltbildes die Folgerung, daß sich im Norden der Welt ein breiter Kegelberg erhebe, hinter dessen Rücken die Sonne verschwindet, wenn es Nacht wird, um bei anbrechendem Morgen auf der anderen Seite wieder hervorzukommen. Noch im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird uns diese alte naive Anschauung in dem Weltbilde des Indienfahrers Kosmas (Fig. 30) vorgeführt, und es folgte daraus, daß der Berggipfel, wenn die Sonne im Sommer höher steigt, ihren Lauf nur für wenige Stunden verdecken kann, während die tiefer dahinziehende Sonne des Winters längere Zeit brauchen wird, um hinter dem breitgelagerten Fuß des Nordberges wieder hervorzukommen. Natürlich blieb es für die ursprüngliche Erklärung der Beleuchtungserscheinungen dasselbe und sogar das Sinngemäßere, die Sonne durch den Nordberg mitten hindurchgehen zu lassen, weil ihr Licht völlig aus der Oberwelt schwindet, wenn sie im Innern des Berges dem Totenreiche

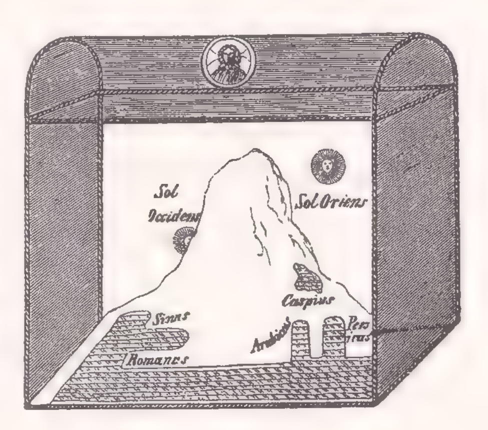


Fig. 30.
Weltbild des Kosmas
(aus F. Löwenbergs „Geschichte der Geograph. Entdeckungsreisen").

strahlt, oder vielleicht den unterirdischen Palast einer schönen Bergfee erleuchtet.

In dieser und ähnlichen Vorstellungen liegt offenbar die Wurzel der weitverzweigten, aber kaum über die Grenzen der eigentlichen germanischen Länder hinausgehenden Sagen von dem Einfahren des Sonnengottes in die Unterwelt und seines Verweilens im Schoße der Berge. In den mannigfachsten Gegenden Deutschlands findet man solche Odens- oder Wodansberge, die für die südlich davon wohnenden Nachbarn den Nordberg bezeichnen mochten, in und hinter welchem die Wintersonne für lange Zeit verschwand, und dementsprechend sind ganz Deutschland und die nordischen Länder mit Sagen erfüllt, welche, an die alte Kronossage (S. 144) anknüpfend, Odin, den wilden Jäger, Rodenberger oder Tannhäuser, Karl den Großen, Kaiser Barbarossa, König Arthur oder andere Vertreter Odins, in dem Innern eines meist alleinstehenden Berges schlafen oder in Gesellschaft einer Frau Venus weilen lassen, bis sie einst wiederkehren und ihr Volk zur Freiheit führen werden. Wir können beispielsweise die Barbarossasage ganz unmittelbar aus dem Odinsmythus herleiten; denn in mittelalterlichen Urkunden, z. B. in einem Vergleich der Äbte des Stifts Walkenried vom Jahre 1277, welcher im Urkundenbuche des geschichtlichen Vereins für Niedersachsen (Heft II. 1852) abgedruckt wurde, heißt das Kyffhäusergebirge noch Wodansberg, und die um seinen Gipfel fliegenden Kundschaftsraben haben wir schon oben (S. 196) als Odins Kundschaftsvögel erkannt.

In der Edda finden wir eine andere Sage von Odins Bergfahrt, welche geschah, um an den Trank der Dichtkunst zu gelangen, welchen die Riesen der Obhut einer ihrer Töchter, der Gunnlöd, übergeben hatten, die ihn im Berginnern bewachte. Odin begiebt sich unter dem Namen Bölwerkr erst in die Dienstbarkeit des Riesen Baugi und verrichtet dort Neunmännerarbeit für das Versprechen, daß dieser ihm mit dem Bohrer Rati einen Stollen mitten durch den Berg treibe. Der Riese aber dachte ihn im Berge gefangen zu bewahren und bohrte nur bis zur Mitte; doch Odin blies hinein und erkannte an dem Zurückfliegen der Bohrspäne, daß der Stollen noch nicht gänzlich hindurchführe, weshalb er erst die Vollendung des Bohrloches verlangte und nicht eher zufrieden war, bis er aus dem Herausfliegen der Bohrspäne auf der anderen Seite des Berges erkannte, daß er nunmehr freien Weg habe. Er schlüpfte alsbald in Schlangengestalt bis zum Suttungssaal, wo die Riesentochter den Hort der Dichtkunst verwahrte, berückte die Jungfrau durch seine Liebe und trank den Meth aus, wie es im „hohen Liede“ (Havamal) der Edda heißt:

Ratamund ließ ich den Weg mir räumen
Und den Berg durchbohren;
In der Mitte schritt ich zwischen Riesensteigen
Und bot mein Haupt der Gefahr dar.

Gunnlöd schenkte mir auf goldnem Sessel
Einen Trunk des teuren Methes.
Übel vergolten hab' ich gleichwohl
Ihrem heiligen Herzen,
Ihrer glühenden Gunst.

Diese Erzählung besitzt in ihrer Roheit, der Annahme der Tiergestalt u. s. w. alle Kennzeichen eines hohen Altertums und eines Hinaufsteigens in kulturhistorisch sehr tiefe Schichten. Es knüpfen sich hier in der That Sagen an, die sich schon in den Veden wiederholen und, wie wir später sehen werden, in den geringfügigigsten Einzelheiten mit dem Eddabericht übereinstimmen, ferner die Sabaziossage (S. 180), wie Zeus in Schlangengestalt die Demeter umarmt, wie er als goldener Regen ins unterirdische Gemach der Danaë eindringt und den Sonnensohn Perseus erzeugt, wie Izdubar die Istar besucht und Odysseus bei Kalypso und Kirke, Herakles in den Armen der Omphale und Simson in denen der Delila schmachten. Ja, selbst in Amerika fand der Abbé Brasseur de Bourbourg in dem heiligen Buche der Quiché-Indianer von Guatemala dieselbe Sage, und sie ist wahrscheinlich mit anderen ebenso zweifellos erkennbaren Eddasagen durch vom Sturm verschlagene Wikinger dorthin gebracht worden. Der amerikanische Wuotan, der bei den Quiché Votan hieß, erzählt dort, „daß man ihn durch einen unterirdischen Weg gehen ließ, der zuerst durch die Erde führte und an der Wurzel des Himmels endigte; dieser Weg sei ein Schlangenloch gewesen, durch welches Votan schlüpfen konnte, weil er selber ein Schlangensohn war.“ (Popol-Vuh. Paris 1862. Einleitung.) Es wird hinzugefügt, daß dieser unterirdische Gang nach dem fernen Votanslande führte, und daß Votan inmitten einer Nachahmung desselben einen Schatz niederlegte, den er in Obhut einer Frau und einiger Tapiane zurückließ. Ich habe schon oben in der Erläuterung der Arimaspensage angedeutet, daß das unterirdische Gold von den Germanen wahrscheinlich von den in der Erde verdichteten Sonnenstrahlen abgeleitet wurde, die darin zurückblieben, als der Wintersonnengott dort hindurchschlüpfte. Wie wir noch jetzt von dem Golde der Abendsonne sprechen, so entstand daraus die Sage von goldenen Sonnenstädten und Palästen im Osten und Westen, in denen der Sonnengott ausruhte, die leicht mit den durch die tiefstehende Sonne vergoldeten Berggipfeln zu er-

klären sind. Aber dieses Sonnengold dringt auch (wie Zeus als goldener Regen zur Danaë) tief in Meer und Erde ein, verdichtet sich da zu Bernstein und Goldkörnern, ja es wird daselbst weiterleuchtend gedacht, wie bei „Ögirs Trinkgelag," wo leuchtendes Gold statt brennender Lichter die Halle erhellte. Wie es von einer durch die Erde schlüpfenden Schlange herrührte, wurde es auch von solchen bewacht und darum „Wurmbettfeuer" genannt, worauf es die jüngeren Sonnenhelden den Drachen abgewinnen und wieder zu Tage fördern.

Auch die Sage von Niördr, der neun Monate bei der Riesentochter Skadi in den Bergen weilen sollte, schließt sich hier an, und sein Mythus würde auf ein hochnordisches Land deuten, wo der Sommer nur drei Monate dauert. Deutsche Sagen setzen die Abwesenheit des Sonnengottes auf sieben Monate fest, was ihrem Ursprungslande ebenso entspricht. Im Süden haben diese Sagen starke Wandlungen erfahren, wie wir namentlich bei der Betrachtung der Odyssee sehen werden, die mit dem Odinsmythus nähere Verwandtschaft zeigt als mit irgend einem anderen Sagenkreise und darum den nordischen Ursprung in keiner Weise verleugnen kann.

28. Der Sagenkreis vom verwundeten, ermordeten und wiedererstandenen Sonnengotte.

Nicht alle Sagen melden von einer heilen Heimkehr aus dem Kampfe mit den sonnenfeindlichen Mächten, Tyr und Savitar büßen im Kampfe mit dem Gegner, der die Sonne verschlingen will, ihre rechte Hand ein, Thor kehrt aus dem Kampfe mit Hrungnir mit einem Schleuderstein im Kopfe zurück, den er nicht mehr loswerden kann; die Sonnenhelden Siegfried, Achill, Karna, Jason, Herakles u. s. w. sinken in ein frühes Grab; andere, deren Sonnennatur nicht mehr unvermischt ist und sich vielmehr mit dem Leben und Sterben der Natur verknüpft, wie Osiris, Adonis, Atys, Balder u. a. werden wiedergeboren, sei es in eigener Gestalt, oder in der eines rächenden Sohnes oder Bruders. Kann nun als Urform in diesen Sagen und an den Jahreszeitenwechsel anknüpfenden Kulten ein Mythus von einem wirklichen Sterben des Sonnengottes

nachgewiesen werden, so könnte derselbe nur aus dem Norden stammen, denn nur dort verschwindet der Sonnengott im Winter auf Wochen und Monate ganz vom Firmamente, nachdem er schon vorher alle wärmende Kraft eingebüßt hat. Im Süden müßte eine Erzählung vom Tode des Sonnengottes geradezu komisch klingen, denn an ein Sterben ist dort nicht zu denken, man ist im Gegenteil äußerst froh und atmet auf, wenn er seine Kraft zeitweise etwas mäßigt.

Nun findet sich im Norden eine Anzahl von Sagen, die von dem Tode Odins durch einen Eberbiß berichten, und die gerade dadurch sehr lehrreich sind, daß diese Sagen nur im Volke fortlebten und nicht ins eigentliche nordische Schrifttum, welches nur die spätere Priesterlehre festlegte, eingedrungen sind. Olaf Rudbeck, der gelehrte Vorgänger Linnés auf dem Lehrstuhle zu Upsala, berichtete (Atlantis II. 5) von einer schwedischen Sage, nach welcher Odin zur Zeit der Wintersonnenwende auf der Jagd im Walde ermüdet eingeschlafen und während des Schlafes von einem Eber zerrissen worden sei, worauf aus seinem Blute Blumen entstanden seien. Diese Sage hat eine so verzweifelte Ähnlichkeit mit der alten Adonissage, nach welcher im besondern die Windblumen (Anemonen) aus dem Blute des von einem Eber ermordeten Jägers Adonis entsprossen sein sollten, daß Jakob Grimm die Echtheit der schwedischen Sage bezweifelte. Allein, wie er selbst zugeben muß, kehrt dieselbe Sage durch ganz Deutschland und England wieder und wird überall auf den wilden Jäger bezogen, der von allen Mythologen für Odin erklärt wird, obwohl er auf eine ältere Gestalt zurückgeht (S. 138).

Der wilde Jäger heißt in Deutschland gewöhnlich Hackelberg, Hackelbörendt oder Hackelbernd, im Norden Heklumadr, und dieser Name führt auf seinen weiten Mantel (hekla) zurück, dem Bilde der dunklen Nebel oder Wolken, hinter denen sich die Sonne so oft verbirgt. Daher heißt er auch kurzweg der Mantelgott, und der Berg Hekla soll seinen Namen von dem Schneemantel haben, mit dem er stets bekleidet erscheint. Der breite Hut Odins, den er sich ins Gesicht drückt, um seine Einäugigkeit zu verbergen, scheint ein ähnliches Natursymbol zu sein, und damit dürfte der Name Hutbert, Hubert zusammenhängen, den der zum Christentum bekehrte wilde Jäger erhielt, als er von der Verfolgung des Hirsches, zwischen dessen Geweih ihm ein Kruzifix erschienen war, abließ. Der zweite Teil dieser Namen (Hackelbernd) scheint auf Dietrich von Bern oder Berndietrich zurückzuführen, d. h. auf Theodorich, den berühmten Ostgotenkönig, dem in der longobardischen Sage, ebenso wie später Karl dem Großen, Barbarossa, Arthur u. s. w. in der deutschen und englischen die Züge Odins beigelegt

wurden. Diese Übertragung auf einen Fürsten des fünften Jahrhunderts hat sehr weite Ausdehnung gewonnen; denn im Orlagau heißt der wilde Jäger Berndietrich, bei den Wenden Dyterbernot oder Dieterbernada, in Graubünden Ritter von Bernegg, in Holstein Diederich Blohm, in Geldern (nach Blommaert) Dirk met den bur, d. h. Dietrich mit dem Eber, weil er in der Christnacht als wilder Jäger einen Eber jagt (Menzel, Odin S. 207). Der Mythus ist bis nach dem alten Bern (Verona, Theodorichs Residenz) gelangt, wo man auf einem aus dem Jahre 1139 stammenden Bildwerk am Portale von St. Zeno den Fürsten als wilden Jäger dargestellt sieht, den der Sonnenhirsch, von dem bald die Rede sein wird, in die Unterwelt lockt (Fig. 31), wozu die Beischrift in lateinischen Versen klagt:

> O des thörichten Königs, er heischt Tribut von der Hölle,
> Bald ist ein Roß bereit, das ein feindlicher Dämon ihm sendet,
> Sattellos taucht's aus dem Wasser und trägt ihn auf ewig zur Hölle.
> Renner, Hirsch und Hund erhält er: so spendet die Hölle.



Fig. 31.
Dietrich von Bern als wilder Jäger.
(Nach L. Stackes „Deutscher Geschichte" Bd. I.)

Nach der deutschen Volkssage träumte Hackelberg oder Förster Bärens einst, er werde von einem wilden Eber besiegt. Bald darauf sah er den nämlichen Eber im Walde, erlegte ihn und rief, indem er ihn verächtlich mit dem Fuße fortstieß: der thut mir nichts mehr. Aber der scharfe Hauer des toten Ebers drang ihm durch den Stiefel und riß ihm eine Wunde, an der er starb. In den Nibelungen träumt Chriemhild, ein wilder Eber werde den Siegfried auf der Jagd zerreißen, weshalb sie ihn nicht ziehen lassen will. Ebenso erliegen im Süden Atys, Adonis und Osiris, ja sogar nach Creuzer (Symbolik II. 98) der hinterindische Sonnenjäger Somona

Codden dem Eberzahne, und in einer von Herodot berichteten Atyssage fehlen auch die der Eberjagd vorhergegangenen bösen Träume nicht. Sie hatte auch im Norden manche entferntere Varianten, z. B. in der Örvarodd-saga, in welcher Odur (das sommerliche Gegenstück des Odin), der mit drei Pfeilen zur Jagd zieht, die immer in seine Hand zurückkehren, eine Völa durch seinen Übermut reizt, ihm zu sagen, er werde durch eben den Pferdekopf sterben, den er in seiner Hand halte. Er begrub deshalb den Kopf in der Erde und lebte zweihundert Jahre in vollem Glücke, indem er weit in der Welt umherzog. Erneuter Übermut trieb ihn zu dem Orte, wo er ehemals den Pferdekopf verscharrt hatte, und sobald er darauf trat, fuhr eine Schlange, die in dem hohlen Schädel eine Schlupfstätte gefunden, heraus und brachte ihm eine tödliche Beinwunde bei. Damit vergleiche ich die lehrreiche Form, die Diodor (IV. 22) aus der Gegend von Poseidonia (Pästum) erzählt: „Es war unter den Eingeborenen ein berühmter Jäger, der seinen Mut auf der Jagd schon oft erprobt hatte. Er war bisher gewohnt, die Köpfe und die Füße der erlegten Tiere der Artemis zu weihen und an Bäumen aufzuhängen. Da er aber einmal einen sehr großen Eber gejagt, fragte er nicht nach der Göttin, sondern sagte, der Kopf dieses Tieres sollte ihm selbst geweiht sein; in diesem Sinne hängte er ihn dann an einen Baum auf. Es war gerade in der heißen Jahreszeit, und er schlief um Mittag ein. Währenddessen ging das Band los, der Kopf fiel von selbst auf den Schlafenden herab und erschlug ihn."

Diese fast in gleicher Gestalt und mit demselben Merkmal einer Überhebung über Götter und Schicksalsmächte auch von dem Forstmeister Bärens zu Büdingen (Hessen), — wo man noch jetzt den verhängnisvollen Eberkopf am Rathause erblickt — und von Forstleuten der Mark und Ukermark z. B. zu Köpnik erzählte Sagform leitet zu der von Orion und Meleager über, die beide dem Zorne der Artemis erliegen, nachdem sie den von ihr gesandten Eber erlegt haben, und zwar Orion (wie der persische Sonnenjäger Mithras) durch einen von Artemis gesandten Skorpion, der ihm in den Fuß sticht, Meleager, den man stets mit dem Eberkopf dargestellt sieht, den Folgen des um die Haut des erlegten Tieres entbrannten Streites. Es reiht sich Odysseus an, der auf der Eberjagd die Fußwunde erhielt, an der ihn die Pflegerin seiner Jugend trotz der langen Abwesenheit wieder erkennt, lauter Überreste einer alten Sage vom Sommergotte, der einem heimlichen Gegner zum Opfer fiel. In der Adonissage wird geradezu gesagt, daß Ares aus Eifersucht gegen den von Aphrodite begünstigten Jäger die Gestalt eines Ebers angenommen, um ihn zu er-

morden; ebenso sollte in Ägypten Typhon sich in einen Eber verwandelt haben, um den Osiris anzufallen und ihn nachher zu zerstückeln.

Diejenigen, welche alle religiösen Ideen aus Ägypten beziehen, zögern natürlich nicht, auch den Adonis-Mythus aus Ägypten herzuleiten und von da nach Syrien und Palästina, später nach Kleinasien und Griechenland, endlich nach Deutschland, England und Skandinavien wandern zu lassen. Allein dieses Vorgehen hat mehr als ein Bedenken; denn erstlich scheint es nach den Untersuchungen von Max Schmidt über ägyptische Haustiere (Monatsschrift Kosmos Bd. XIII. S. 29) im alten Ägypten gar keine Wildschweine gegeben zu haben, denn sie fänden sich niemals auf altägyptischen Jagdbildern, während auch Typhon auf älteren Bildern nicht als Eber, sondern als Nilpferd dargestellt worden war. Und in demselben Sinne deutet der ägyptische Osiris-Mythos, indem er die Überreste des Gottes nach Byblos in Syrien, wo ein uraltes Adonis-Heiligtum stand, hinschwimmen läßt, selber an, daß er erst von dort nach Ägypten gekommen sei (H. Brugsch, „Adonisklage“ S. 12), und wir sehen aus mehreren Stellen der Bibel, wie sehr der Adonis- oder Tamuzdienst auch die Juden in Jerusalem ergriffen hatte. Von da war er andererseits nach Cypern und Griechenland gekommen und mit dem Aphrodite-Kult verbunden worden. Auch der Name Adonis scheint semitisch zu sein und dem in den Trauergesängen häufig wiederkehrenden Ausrufen adonai oder adoni, mein Herr! mein Gebieter! zu entsprechen.

Diese Trauergesänge um den von dem Eber hingerafften Jäger, in welchen die um eine bildliche Darstellung des jungen Gottes versammelten Weiber ihrem Schmerze Luft machten, überraschten den Reisenden Herodot durch ihre Laut-Ähnlichkeit; er meinte, das ägyptische um Osiris gesungene Maneroslied sei der griechischen Adonisklage, die man dem alten Apollosänger Linos zuschrieb, ganz entsprechend gewesen. Brugsch meint, es sei in dem syrischen Liede der Klageruf ai lenu (wehe uns!) und in dem ägyptischen die Aufforderung mâânehra (kehre wieder) mehrfach wiederholt worden, und daraus hätten Herodot und andere Unkundige geschlossen, diese oft wiederholten Worte seien Eigennamen gewesen, und es in Griechenland Linos-, in Ägypten Maneroslied genannt. Sei dem nun, wie ihm wolle, der Schmerz ging nach echt orientalischer Art bald in Lust über, sobald der Hoffnung, daß der Ermordete bald wiedererscheinen werde, Unterpfänder im Kultus gegeben wurden.

In Griechenland feierte man das Fest im Mai, wenn die Sonne höher zu steigen begann, die Ernte zu reifen und die grüne Flur zu versengen anfing; man sah also im Adonis die von der Sommersonne ermordete,

dahinschwindende grüne Natur, und stellte als Symbol der Naturerneuerung sogenannte Adonisgärten auf, in denen schnellkeimende Samen bei guter Bewässerung einen vergänglichen grünen Flor erzeugten. Das war nun aber eine Anbequemung des ursprünglichen Kultus an griechische Verhältnisse; denn in Syrien feierte man das Eberfest gerade so wie in Nordeuropa im Spätherbste. Ein Fluß, so erzählt Lukian (De Dea Syria Kap. 8), der im Libanon entspringt — es ist der heutige Nahr Ibrahim — führe den Namen Adonis, weil er von der roten Erde, welche die Herbstregen hineinschwemmen, blutrot gefärbt, bei Byblos ins Meer ströme, und wenn dies geschähe, so sage man, er sei vom Blute des durch den Eber im Gebirge ermordeten Adonis gefärbt und beginne das Trauerfest, welches dauere, bis das ägyptische Schiff anlange.

Hier war also das Eberfest ein Winterfest, gerade so wie in Nordeuropa, und das ist sehr merkwürdig, da diese orientalischen Opfer der Eberjagd, Tamuz, Atys, Adonis, Osiris, im übrigen durchaus Vegetationsgötter sind, die dem als Eber personifizierten Glutstrahl des Sommers erliegen, während das Urbild des wilden Jägers, Aukßtis (S. 128) dem Winter-Eber zum Opfer fällt, so daß man vor der Frage steht, handelt es sich hier um zwei völlig voneinander unabhängige Sagenkreise, oder ist der eine die einer neuen Heimat angepaßte Abänderung des andern? Der Gedanke, daß die Phöniker ihren Adonis-Kultus ebenso wie nach Ägypten, Griechenland und Italien auch nach den Nordseeufern verfrachtet haben könnten, bietet sich zwar als der nächstliegende, andererseits werden wir aber den Weihnachtseber so mit dem nordischen Kultus verflochten finden, daß wir nimmermehr glauben können, einige wenige zur Nordsee gelangte Phöniker könnten ihn dort angepflanzt haben. Wir müssen vielmehr in Hinblick auf die nordischen Scharen, die sich im zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung in Kleinasien, Syrien und Palästina angesiedelt hatten (vergl. S. 75), den umgekehrten Weg für wahrscheinlicher halten und sowohl den Attis (Atys, Agdistis) Kleinasiens, wie schon oben (S. 173) geschehen, als auch den Adonis Syriens und Palästinas für Nachbilder des nordischen wilden Jägers (Aukßtis-Odin) ansehen, zumal wir im vorhomerischen Orion ein Zwischenglied fanden und alle Fäden dieses Sagenkreises nach Norden zusammenlaufen sahen.

29. Eber-Opfer und Eber-Gelübde am nordischen Julfeste.

Ueber einen großen Teil des nördlichen Europas bis tief nach Frankreich und Süddeutschland scheint ehemals die Sitte verbreitet gewesen zu sein, das Zimmer, in welchem das Weihnachtsfeuer brannte und die Festgenossen sich zu einem fröhlichen Schmause versammelten, mit Mistelzweigen auszuschmücken und die Festtafel mit einem feierlich bekränzten Eberkopf zu besetzen. Der letztere war natürlich nicht für alle Familien zu haben; aber daß man ihn wie etwas zur Julfeier Notwendiges betrachtete, geht daraus hervor, daß man ihn an vielen Orten Skandinaviens, Dänemarks, Holsteins, Frieslands, ja bis nach Bayern und Frankreich hin, bis vor wenigen Jahrzehnten durch ein Gebäck aus Brot-, Kuchen- oder Pfefferkuchenteig ersetzte, welches Julagalt genannt wurde, und entweder in Gestalt eines Ebers oder Eberkopfes hergestellt oder wenigstens mit einer entsprechenden Druckform gestempelt wurde. Die Haushaltungen und die Bäcker begannen schon wochenlang vor Weihnachten das unumgängliche Ebergebäck, aus dem unsere „Weihnachtsstollen" hervorgegangen sein mögen, herzustellen, damit jeder davon erhalten konnte. In Frankreich war nach Cochelins (Denkschriften der keltischen Akademie, IV. 429) die Sitte, sich mit Ebergebäck und Mistelzweigen zu beschenken, hier und da von Weihnachten auf Neujahr übertragen.

Dagegen hat sich in dem nach solchen Richtungen höchst konservativen England die Weihnachts-Ausschmückung mit Mistelzweigen bis heute erhalten, ganze Wagenladungen werden nach London geschafft, und in den Herrenhäusern prangt, wenn's angeht, auch wohl das Eberhaupt noch heute auf der Tafel. Dies fand nach Warton noch 1840 im Queens-College von Oxford statt, und wurde dazu dasselbe Weihnachtslied gesungen, welches man schon im Jahre 1170 bei der Krönungsfeier Heinrichs II. sang. Dieses in einer von Wynkin de Worde 1521 veranstalteten Sammlung englischer Weihnachtslieder (Christmas Carols) mitgeteilte alte Lied, welches man angeblich noch jetzt in Oxford singt, lautete:

The bores heede in hand bringe I
With garlans gay and rosemary;
I pray you all synge merely,
Qui estis in convivio:
Caput apri defero
Reddens laudes Domino.

The bores heede I understande,
Is the chefe servyce in this lande,
Loke where ever it be fande
Servite cum cantico
Caput apri defero
Reddens laudes Domino.

Be gladde, lordes bothe more and lasse,
To chere you all this Christmasse
For this hath ordeyned our stewarde,
The bores heede with mustarde,
Caput apri defero
Reddens laudes Domino.

„Des Ebers Haupt trage ich in der Hand, mit frischen Guirlanden und Rosmarin; Ich bitte euch alle lustig mitzusingen, die ihr hier beim Schmause seid: Darbringe ich des Ebers Haupt und lobe Gott den Herrn. — Des Ebers Haupt, soviel ich versteh', die vornehmste Schüssel des Landes ist, Seht zu, wo's immer zu finden ist, Begrüßet es mit Gesang u. s. w. — Seid fröhlich ihr Herren niedrig und hoch, Und schmauset zu dieser Weihnachtszeit, Denn so hat's unser Meister befohlen, des Ebers Haupt mit Senf u. s. w."

Wie die eingestreuten lateinischen Verse wahrscheinlich machen, ist dieses Lied aus einem alten Mönchsliede entstanden. Merry old England scheint seinen Beinamen allerdings verdient zu haben; denn aus einem anderen, von Chappel mitgeteilten Weihnachtsliede aus dem fünfzehnten Jahrhundert ersieht man, daß diese Schmausereien und Gelage während der zwölf heiligen Nächte fortgesetzt wurden, in denen nach deutschem Glauben sowohl Odin mit seiner wilden Jagd als die übrigen Götter im Lande umherzogen; der Dreikönigstag heißt daher auch bei den Engländern der zwölfte Tag (twelfth tide). Jenes alte Lied lautet in einer Übersetzung von Neumann-Hofer:

Jetzt wollen wir einmal lustig sein
Und Lieder singen zur Weihnachtszeit,
Aus vollem Halse laßt uns schrei'n,
Und überall heilige Zweige streut.
Am warmen Feuer schmausen, saufen
Und tanzen, lachen, lärmen aus voller Brust,
Und laßt nur jede Arbeit laufen,
Zwölf Tage feiern wir aus Herzens Lust.

So speisen auch in Walhalla die Helden alle Tage von dem Eber Sährimnir, den nur Odin nicht anrührt (S. 199), und der Säuhirt des Odysseus muß auf die Tafel der Freier so viele von diesen Tieren liefern

(360), als das Jahr Tage hat. Auf das Eberhaupt aber wurden Gelübde abgelegt, indem der Schwörende dasselbe mit der Hand berührte. Diese Sitte scheint darauf zurückzugehen, daß bei Kelten, Germanen und Slaven ein Eberbild als Kampfesabzeichen getragen wurde, wie außer vielen alten Münzen (z. B. Fig. 32) und Dichterstellen die römischen Darstellungen auf dem Triumphbogen von Orange bezeugen. Auf dieses Kampftier beim Schwur die Hand zu legen, war naturgemäß, und so heißt es in der Hrolfssage bei Saxo Grammatikus:



Fig. 32. Silbermünze der Äduer mit dem Eberzeichen. Nach Duruy „Röm. Gesch.“

Leisten wir nun das Gelöbnis mutig,
Das auf Ebers Haupt wir angelobten,
Bei Ull und Thor, Odin und Bragi
Und bei allen den Asensöhnen.

Am heiligsten scheint das Gelübde beim Juleber gewesen zu sein, welches sich auf bestimmte Heldenthaten oder Racheakte bezog, die zu vollenden seien, „bevor die Sonne ihren Kreislauf wieder vollendet habe.“ An diesen Gedanken gemahnt die Scene in der Frithjofssage, in welcher der greise König Ring sich erhebt, die Stirne des Ebers berührt und gelobt:

Ich schwör's Frithjof zu fangen, wie hoch er streb' empor,
So helf' mir Frey und Odin, dabei der starke Thor.

Jakob Grimm war geneigt, den Juleber einfach auf den Gott Freyr zu beziehen, dem der Zwerg Sindri im Wettstreit mit Loki einen goldenen Eber, der schnell lief, wie ein Pferd, und dessen Borsten leuchteten, geschmiedet hatte, welcher seinen Wagen zog. Man sieht darin ein Bild der Sonne, und ein ähnlicher Eber mit in der Nacht leuchtenden Borsten war auch das heilige Tier seiner Schwester, der Göttin Freyja, die auf demselben reitend dargestellt wird. Diese Zueignung scheint alt zu sein; denn wir sahen, daß auch die Schwester des griechischen Sonnengottes den Eber als ihr Rachewerkzeug sendet, um die Fluren ihrer Feinde zu verwüsten. Schon Tacitus (Germania, Kap. 45) erzählt, daß die am Bernsteinmeere wohnenden Ästuer (Esthen?), die in der Sprache den Britannen verwandt seien und die Mutter der Götter verehrten, als des Aberglaubens Wahrzeichen Eberbilder trügen, von denen sie Schutz gegen ihre Feinde erwarteten. Solcher goldenen Eber — die Ahnen unserer „Glücksschweinchen,“ als schützendes Helmzeichen — finden wir namentlich in der angelsächsischen Poesie häufiger erwähnt (Grimm, S. 195), auch im Beovulf erscheint der Eberkopf als solches, und so war auch der von seinem Großvater Autolykos ererbte Helm des Odysseus ausnahmsweise mit Eberzähnen geschmückt.

Trotz alledem muß ich gestehen, daß es mir nicht einleuchten will, der Juleber sei ein dem Freyr und der Freyja dargebrachtes Opfer gewesen. Man opfert einem Gotte nicht sein Lieblingstier, dem Zeus nicht den Adler oder dem Apoll seinen Wolf. Man hat zwar die Freyja der Venus verglichen und erwähnt, daß man letzterer ebenfalls den Eber opferte; aber hier geschah es zur Sühne, weil er den Adonis getötet, ähnlich wie man dem Dionysos den Ziegenbock opferte, weil er die Reben benagt. Das scheint Lippert eingesehen zu haben, als er in seinem Buche: „Christentum, Volksglaube und Volksbrauch“ (1882) zu der verzweifelten Auskunft griff, nach einer wirtschaftlichen Grundlage der kuriosen Sitte zu suchen, und den Juleber als den zur Weihnachtszeit notwendig abzuschaffenden Zuchteber der altheidnischen Schweinezucht zu deuten. „So war,“ sagt er (S. 678) „der Festbraten von selbst gegeben. Ein hoher Adel konnte allerdings den sportmäßig erlegten Wildeber vorziehen.“

Natürlich werden wir uns bei einer so prosaischen Deutung nicht beruhigen. Wir müssen zur rechten Deutung den ganzen Charakter des Festes zusammenfassen, beachten, daß die Zimmer mit der Pflanze geschmückt werden, die Balders Tod bewirkte, daß man den Kopf des Tieres, welches Odins Tod verschuldet, mit Rosmarinzweigen — dem hergebrachten Leichenschmuck des Nordens — bekränzte, daß das Fest in der Nacht stattfand, wo nach geldrischen Glauben Derk (Dietrich) den Beer (Eber) jagt, daß es über die ganze Zeit ausgedehnt wurde, in welcher die wilde Jagd tobt, daß Odin in Walhalla von dem Eber nicht mitspeist, und daß in dem oben von Saxo mitgeteilten Eberschwur wohl Uller und Thor, Odin und Bragi, nicht aber Freyr angerufen wurde, was doch sicher geschehen mußte, wenn das Eberopfer ihm im besondern gegolten hätte. Wir werden daher schwerlich fehlgreifen, wenn wir den Juleber im Gegenteil als Sühnopfer für den Tod des Sonnengottes ansehen. Daß eine solche Sage, wie die vom Tode des wilden Jägers im Norden wirklich vorhanden gewesen, kann nicht im mindesten bezweifelt werden (aber freilich handelt es sich dabei ursprünglich um den Tod des Aukztis-Eruniakhsa-Orion), und man zeigte in Deutschland sogar an vielen Orten das Grab des wilden Jägers, worüber die ausführlichen Abhandlungen über die wilde Jagd von Menzel, Schwartz, Liebrecht u. a. nachgelesen werden können. Schon deshalb verschwand die Sage vom Tode Odins im spätern Glauben, weil seine Regentschaft als Sonnengottheit eine vorübergehende gewesen ist und durch den Freyrkultus in den Hintergrund gedrängt wurde. Wir wissen aus der Edda, daß Freyr und Freyja als spätere Eindringlinge in die nordische Asenfamilie betrachtet wurden, und ersehen aus dem Geschichts-

werk des Saxo, daß die Sagen von Kämpfen zwischen Odin- und Freyr-Verehrern noch in christlicher Zeit einen Widerhall fanden.

Alle diese Widersprüche lösen sich auf, wenn wir uns erinnern, daß Odin als wilder Jäger in die Rolle des Sommer-Sonnengottes Aukßtis eingerückt ist, der dem Eberbisse erlag (S. 128) und in Orion, Meleager, Adonis, Hirany-Aksha u. s. w. fortlebte; das Sonnenregiment war in seine Hand gekommen, Sommer- und Wintersonne in seiner Natur vereinigt, und daher mußte sich auch der Vorgang der Sonnenschwäche und des Sonnentodes um Weihnachten in seinen Sagenkreis einfügen. Wahrscheinlich fand man den Ausweg, die Schwäche des Sonnengottes von dem Eberangriff herzuleiten, aber durch Künste der Feuerpriester ihm seine Kraft (resp. das Leben) wiederzugeben, wobei ihm dann der Angreifer geopfert wurde. So wurde noch Apollon Agreus (der Jäger) und seine Schwester Agrotera (die Jägerin) genannt, gerade so wie im Norden Odin und Holda an der wilden Jagd teilnehmen, und zu Lykosura, der ältesten Stadt Arkadiens, wo man dem Wolfszeus und Wolfsapollo, die beide so viele Ähnlichkeit mit dem wilden Jäger haben, an dieser ihrer gemeinsamen Kultstätte, dem lykäischen Berge, Heiligtümer errichtet hatte, brachte man auch dem Apoll an seinem Jahresfeste einen Eber zum Opfer. Derselbe wurde auf dem Marktplatz getötet, darauf in Prozession mit Flötenmusik zum Tempel getragen und teils verbrannt, teils verzehrt. (Pausanias VIII. 38.) Ja sogar dem Osiris wurden Schweine — auch hier von den ärmeren Leuten aus Teig gebackene — zum Andenken an seine Ermordung durch den in einen Eber verwandelten Typhon geopfert. (Herodot II. 47.)

Aber, so muß man fragen, wie kommt es, daß das einem älteren Sonnengotte verhängnisvoll gewordene Tier von seinem Nachfolger und Ersatzmann (Freyr) als Attribut und Siegeszeichen aufgenommen wurde? Wenn wir uns erinnern, daß die wilde Jagd regelmäßig in den Zeiten der Sonnenwende zu Weihnachten wie zu Johannis tobt, und daß man in Süddeutschland den wilden Jäger geradezu als „Sonnenwendmann" bezeichnet, so wird man darin die Versinnlichung einer durch einen Zweikampf eingeleiteten und entschiedenen Ablösung des sommerlichen und des winterlichen Sonnengottes vermuten dürfen, wobei der Angreifer jedesmal als Eber gedacht war, weil ein Eber den ursprünglichen Sonnenjäger gefällt haben sollte. Für eine solche Auffassung spricht, daß Odin selbst von späteren Anhängern, und vielleicht um dem aufblühenden Freyrkultus ein Paroli zu biegen, in eine winterliche Hälfte, den Nordost- und Schlittschuh-Asen Uller, der dem eigentlichen Odin am besten entspricht, und in

eine sommerliche Hälfte, den Westwind-Gott Odur zerlegt wurde, der dem Freyr ähnlicher war und daher auch der Freyja als Gatte zugesellt wurde. Doch sind diese Gestalten nicht so tief ins Volksbewußtsein eingedrungen, weil ihr Kult wahrscheinlich nur ein vorübergehender war und bald der Erkenntnis wich, daß die Sonne des Winters und Sommers eine und dieselbe ist, die nur im Winter weiter fortzieht und im Sommer wiederkehrt, ein Gedanke, der sich im Odur- und Ingvi-Freyrkult versinnlichte.

Dieser besondere Gedanke, daß die Jahreszeiten-Götter einander abwechselnd in Ebergestalt angreifen, tönt auch in der indischen Mythe nach, wo Indra gleich nach seiner Geburt in Ebergestalt auftritt, ebenso aber auch Vishnu und Rudra, welcher letztere dem wilden Jäger noch mehr gleicht. Da nun die Sommersonne ebenso als Sohn und Nachfolger der alt gewordenen Wintersonne aufgefaßt werden konnte, wie der Wintergott Kronos als der des von ihm entthronten Sommergottes Uranos, so entstand daraus die Dichtung vom Sohne, der den Vater tötet, wobei gewöhnlich das Nichterkennen des nach langer Abwesenheit Wiederkehrenden als mildernder Zug eingeschoben wird. So in der Dichtung von Hildebrand und Hadubrand, Odysseus und Telegonos, während in anderen Fällen Eifersucht (Ares und Adonis) oder ein übler Zufall (Apoll und Hyacinth) als Grund vorgeschoben wird. Wenn Apoll seinen Liebling, der selber Apoll ist, tötet, wird dem Winde Schuld gegeben, der die Wurfscheibe abgelenkt; Adrast zielt nach einem Eber und trifft den Atys, der sonst direkt von dem Eber getötet wird (Herodot I. Kap. 34—44). Den verbreitetsten Ersatz lieferte allerdings die Sage von dem kleinen Däumling (der jungen und schwachen Neujahrssonne), die den alten Riesen oder Kyklopen (d. h. die schwach gewordene alte Sonne) entsetzt und ersetzt, wovon im nächsten Buche die Rede sein wird.

Viertes Buch.

Kampf- und Gewitter-Götter.

30. Zio, Zeus, Tyr, Dyaus, Jupiter.

Unsere Orion-Studie hat uns zu der recht auffallenden Bemerkung geführt, daß die in Griechenland bis in die Tage des Sophokles und Pindar zurückverfolgbare Kedalion- oder Christophorus-Legende im Norden mit mehrfachen Varianten von zwei so verschiedenen Gottheiten wie Wate und Thor erzählt wurde. Wenn man aber zwei Kinder trifft, die auch sonst ähnlich, genau dasselbe „Muttermal" aufweisen, so wird man schließen, daß sie dasselbe von einem und demselben Vater oder derselben Mutter geerbt haben, daß mit anderen Worten das Merkmal in ihrer Ahnenreihe aufwärts deutet. Wenn wir nun genauer hinschauen und wahrnehmen, daß Orion überhaupt in recht merkwürdiger Mischung den Charakter des Sonnengottes und wilden Jägers mit dem des plumpen Riesen vereinigt, so könnte man wohl einen Augenblick auf die Idee kommen, Orion sei der gemeinsame Vater, von dem Thor und Wate die Christophorus-Geschichte ererbt hätten, und diese Vorstellung wäre immerhin nicht ganz falsch, weil Orion dem gemeinsamen Vater von Thor und Wate jedenfalls ähnlicher war, als jedem seiner Söhne für sich allein.

Odin und Thor sind in der Form, wie sie in der Edda fortleben, keine Gestalten, deren Alter sich dem des Orion vergleichen läßt; nur die

nordische Volkssage vom wilden Jäger hat eine Erinnerung festgehalten, die noch über Orion, der grauesten Gestalt der griechischen Götterlehre, in die Vorzeit hinaufreicht, die Schöpfung eines arischen Urvolkes, dessen Gesittung noch nicht über den Kulturzustand des Jägers hinausgelangt war, und die sich daher ihren höchsten Gott, wie die Indianer Nordamerikas, als wilden Jäger vorstellten. Der nordische Zio, der vedische Indra und der griechische Orion besaßen diesen Charakter, den der griechische Zeus, der Abkömmling Zios, schon vor seiner Geburt vollständig abgestreift hatte. Die spätere nordische Dichtung machte zwar den Tyr zu einem Sohne Odins, aber es ist bereits von den verschiedensten Seiten eingesehen und ausführlich dargethan worden, daß in Wahrheit die Sache umgekehrt liegt, daß vielmehr Tyr dem älteren und früher am höchsten verehrten Himmelsgott der Arier entspricht.

Dies geht, wie Grimm (S. 178) betonte, schon daraus hervor, daß Tyrs Name zu dem allgemeinen Nennwort für den Gottesbegriff des Nordens geworden war, so daß Odin beispielsweise auch Sig-Tyr (Sieggott), Hropta-Tyr (Rufgott), Hanga-Tyr (Hängegott), Farma-Tyr (Fährmannsgott), Wera-Tyr (Wehrmannsgott), Geir-Tyr (Speergott), Her-Tyr (Gott der Heere), Bödvar-Tyr (Schlachtengott), und Thor Reidi-Tyr, Rheda-Tyr, der Wagengott, genannt wurde. In allen diesen dichterischen Ausdrücken hat also der Name einer älteren Gottheit bereits jenen allgemeineren Sinn gewonnen, der ihn zur Benennung später emporgestiegener Kultgestalten geeignet machte. Es sind in der That auch bestimmte Anzeichen vorhanden, daß dieser Gott in demselben Verhältnisse zum keltisch-germanischen Wintergotte stand, d. h. aus ihm hervorgegangen ist, wie Zeus als Sohn des Kronos galt (vergl. S. 140).

Auf die ursprüngliche Bedeutung des Namens und somit auf das ältere, später stark getrübte Wesen dieser Gottheit führt uns die vergleichende Sprachforschung hin. Sie hat nachgewiesen, daß die Götternamen Zio der Schwaben, Zeus der Griechen, Tyr der Edda, Tiv oder Tiu der Angelsachsen, Tius der Goten und Dyaus der Inder, vielleicht auch der Teutanus der Kelten, ein und dasselbe Wesen bezeichnen, nämlich den als Person gedachten Himmel, und daß sich alle diese Namen von der alten, im Sanskrit erhaltenen Wurzel div oder dyu strahlen, glänzen, herleiten. Schon in den ältesten Teilen der indischen Veden, nämlich im Rigveda kommen Anrufungen vor, in denen der Himmelsvater (Dyaus-pitar) an der Spitze der arischen Götter genannt wird, und ebenso wie in Indien schloß sich auch in Alteuropa, z. B. in den altumbrischen und römischen Namen Dispater und Diespater (gleichsam „Vater des Tages“)

der Begriff des Finsternishasses und des väterlichen Charakters der Weltregierung zusammen. Wie in uralten Dokumenten liegt schon in diesen Namen der grundverschiedene Charakter der lichtfreundlichen Kultusformen des Nordens, gegen die des Südens, die eine im Dunkeln waltende Erdmutter über alle Götter stellten. Auch hierin hat sich Sinn und Begriff der arischen Religion in Europa viel lebendiger erhalten als in Indien, wo Dyaus sich bald vor seinem Sohne Indra beugte und im Dunkel verschwand. So entsprach der etruskische Name für den Himmelsgott Tina oder Dina und die römische Diana dem litauischen diena (Tag), und aus dem angelsächsischen Tiu (Tius) geht durch die Mittelform Dju, Djus die erste Silbe des Namens Jupiter (=Jus pater) hervor, wobei die alten, von Varro bewahrten umbrischen Namensformen Diovis und Dijovis vermittelnd dazwischen treten und in den Abwandlungsformen (Jovis, Jovi u. s. w.) alsbald wieder zum Vorschein kommen. Der Sinn blieb so gut erhalten, daß die Römer noch in späteren Zeiten sagen konnten sub divo oder sub Jove für „unter freiem Himmel."

Wir haben nun ganz bestimmte Beweise dafür, daß dieser Gott bei den germanischen Stämmen Kennzeichen höheren Alters an sich trug, als irgendwo sonst. Nach ihm war nämlich ein altes Runenzeichen (↑) benannt, welches in älterer Zeit nicht als Buchstabe, sondern als ein magisches Symbol im Gebrauche war und den Namen des Himmelsgottes (altn. Tyr, agſ. Tiu, ahd. Ziu) führte. Man benutzte dieses leicht einzuschneidende Zeichen, um bestimmte Dinge, vor allem Waffen, diesem Gotte zu heiligen; denn er galt als ein Kämpfer für Licht, Wahrheit und Recht, für das Wohl der Menschen im allgemeinen und für den vornehmsten Bekämpfer aller Werke der Finsternis im besondern, so daß den mit seinem Zeichen versehenen Waffen keine Zauberei zu schaden vermöchte. So rät Sigurdrifa (Brunhild) in dem nach ihr benannten Eddaliede dem Sigurd (Siegfried):

Siegrunen schneide, wenn du Sieg willst haben;
Grabe sie auf des Schwertes Griff,
Auf die Seiten einige, andre auf das Stichblatt,
Und rufe zweimal Tyr.

Die nordischen Museen in Kopenhagen, Christiania und anderen Orten bergen mancherlei von derartigen mit Runenzeichen versehenen Waffen aus Stein und Metall, und wahrscheinlich gehören die in mehreren nordischen Sagas, z. B. der Wilkinasage erwähnten „Siegsteine" hierher, welche der Krieger in der Stunde der Gefahr bei sich tragen mußte. Das in Fig. 33 abgebildete Stück stammt aus Upsala und seine Runen werden auf die vier

Hauptgötter des Nordens bezogen. Der Gebrauch an sich hat sich sehr lange lebendig erhalten, und noch im Parzival heißt es, „das Schwert bedürfe eines Segenswortes." Daher kam es, daß Ziu später wohl kurzweg als Sachsnôt oder Saxneat, d. h. der Schwertgott bezeichnet und von den römischen Schriftstellern, die zuerst über germanische Stämme berichteten, unwandelbar als der Mars der Barbaren bezeichnet wurde, während man Odin ebenso regelmäßig mit Merkur und Thor mit Jupiter verschmolz. Die Verbreitung des Kultus dieses Schwertgottes war im Norden zu Beginn der geschichtlichen Zeiten eine außerordentliche, Herodot berichtet von den in arische Länder eingerückten „Skythen," daß sie den Ares unter dem Bilde eines alten, in einen Reisighaufen aufrecht eingepflanzten Schwertes verehrt hätten, und dasselbe erzählt Ammianus Marcellinus von den Alanen, den Vorgängern der heutigen Osseten am Kaukasus, die sich noch immer nach einem arischen Schwertgotte nennen.



Fig. 33.
Steinaxt (Streithammer) aus Upsala.
(Nach E. Cartailhac, „l'age de pierre.")

Auch in der Benennung der Wochentage bei den germanischen Stämmen des Nordens drückt sich diese Gleichsetzung von Ziu und Mars, die im Grunde auf einer Begriffsverwechselung beruhte, durchweg aus; der dritte Tag der Woche, den die Römer dies Martis (Tag des Mars) nannten, hieß ahd. Ziestac, agf. Tivesdäg, altn. Tysdagr, woraus unser Dienstag, im Schwarzwalde Zischtig (= Zius Tag), entstanden ist. Da wir wissen, daß der deutsche Ziu seinem innersten Wesen nach mehr dem griechischen Zeus als dem Ares entspricht, so haben wir hier mit Veränderungen der Auffassung dieser Gottheiten in vorgriechischen und vorrömischen Zeiten zu rechnen, die uns erkennen lassen, daß allerdings sowohl Zeus als Ares aus dieser altarischen Gottheit hervorgegangen sind. Den Beweis dafür soll uns sein geheimnisvolles Runenzeichen liefern.

Zu meiner Verwunderung haben alle Mythologen, von denen ich ausdrückliche Äußerungen darüber gefunden habe, die Rune (↑) für ein Symbol des Schwertgottes, für das Zeichen eines Schwerts erklärt, und Grimm wie Simrock berufen sich dabei ausdrücklich auf die Ähnlichkeit mit dem später eingeführten Planetenzeichen des Mars (♂), welches dann auch das Symbol für das Schwertmetall Eisen wurde. Nun haben aber beide Runen weder mit einem Schwerte die geringste Ähnlichkeit, noch war Eisen

das älteste Schwertmetall, noch kannte die älteste Zeit überhaupt das Schwert als Waffe. Das Zeitalter Tyrs reicht aber in eine Zeit hinauf, deren Waffen (Pfeile, Speerspitzen u. s. w.) aus Stein bestanden. Tyrs Waffen waren ursprünglich Bogen und Keule, allenfalls der Wurfspeer, seine Rune giebt offenbar das Bild eines Pfeiles wieder. Dies wird um so klarer, wenn man es mit dem Zeichen des Mars vergleicht, welches eine vereinfachte Zeichnung des Bogens wiedergiebt, von dem man eben einen Pfeil abschießt. Noch deutlicher giebt dieses Bild von Pfeil und Bogen die letzte Rune des Streithammers (Fig. 33). Mit Pfeilen sind zuerst die Lichtstrahlen verglichen worden, die von der Sonne hervorschießen, sobald sie über den Horizont sich emporhebt, und die über den ganzen Himmel fliegend noch die Wolken des Westens treffen und Blutmale hinterlassen. Daher ist der Tagesgott seit den ältesten Zeiten und bei allen Völkern mit Pfeil und Bogen bewaffnet gemalt worden, und als die Rune Tyrs (↑) später zum Buchstabenzeichen erhoben wurde, da las man sie nicht Schwert, sondern tac (Tag), weil sie nie ein Schwert bedeutet hat.

So haben wir also in Tyr die älteste arische Auffassung des Bogengottes zu suchen, der in Odin, Orion, Apoll, Herakles und Indra fortlebte, und wir sehen seine ganze Thätigkeit darauf gerichtet, die den Himmel, die Gestirne und den Menschen bedrohenden feindlichen Mächte zu bekämpfen, eine Aufgabe, in der ihn später in Europa Thor und Herakles, in Indien Indra ablösten. Er bekämpft die Riesen, die den Himmel erklettern, um sich der regenspendenden Wolken und der leuchtenden Sonne zu bemächtigen; er tötet mit dem Blitzstrahl die schlangenartigen Unterweltsdrachen, Feuerwesen und Finsternisdämonen, oder hält sie wenigstens in ihren Höhlen und dunklen Wohnungen gebannt. Im besondern aber gilt seine stete Fürsorge der Sonne, welche sich die arischen Völker der ältesten Zeit als eine strahlende Jungfrau dachten, deren Schönheit die Dämonen immer von neuem zu Angriffen und Entführungsversuchen reizte. Harris hat im vorigen Jahrhundert die Behauptung aufgestellt, daß alle Völker der Welt die Sonne durch einen männlichen Namen und den Mond mit einem weiblichen bezeichneten, oder daß wenigstens den Sonnengöttern überall Mondgöttinnen gegenübergestellt worden wären. Diese Regel erfährt aber einige Ausnahmen, von denen unser bis heute der Sprache treugebliebene Gebrauch, die Sonne als Frau und den Mond als Mann zu behandeln, am auffallendsten ist. Schon der alte Gesner in seinem „Mithridat" wunderte sich über die Absonderlichkeit der Deutschen, den Mond als männlichen Gott vorzustellen, und er meint, daß aus ihrer Anrede Her-mon der Hermen-(Merkur-) Kult entstanden sei. Das

spätere germanische Heidentum hatte die Sonnenjungfrau bereits vergessen, aber an einigen ehemals von germanischen Stämmen besetzten Orten Englands, der Rheingegenden und Galliens trafen noch die Römer den Kultus einer Sonnengöttin Namens Sulis (sol, soleil) oder Sirona. Es ist offenbar dieselbe, die auch im ältesten Indien unter dem Namen Surya als Sonnengöttin verehrt wurde.

Bei allen Gelegenheiten nun, in denen das Licht der Sonne mehr oder weniger plötzlich abnahm, also namentlich bei Finsternissen (vergl. S. 205) und bei Gewittern dachten die Sonnenfreunde des germanischen Nordens an einen erneuten Entführungsversuch der in Tiergestalt gedachten Dämonen, und das Gewitter mit seinen Blitzen, Donnerschlägen und Regenfluten galt ihnen als solcher Kampf des Ziu gegen die Dämonen, der jedesmal sieghaft endigte, sofern am Ende des Kampfes die Sonne wieder strahlend aus der Umarmung des schwarzen Ungeheuers, der Gewitterwolke, hervorstieg. Nur manchmal (in den Finsternissen) gelang es dem Wolfe, sich unvermerkt heranzuschleichen und die Jungfrau zu verschlingen, die dann Ziu oder Indra aus seinem Bauche herausschneiden mußten (vergl. S. 206). Alle sogenannten „Sonnenkämpfer“ der Arier, Siegfried, Perseus, Herakles, St. Michael, St. Georg und wie sie sonst heißen mögen, sind daher, soweit ihre That in der Befreiung einer Jungfrau aus der Gewalt eines Drachen besteht, Nachbilder des alten Drachenkämpfers Zio, wenn sie auch manchmal mehr die Züge seiner Nachfolger Odin und Thor zu tragen scheinen. Gerade diese Fürsorge für die Sonne kennzeichnet aber den nordischen Ursprung dieser Gestalt, die in Indien daher ziemlich unverständlich wurde, weshalb dort auch mehr Gewicht auf die Befreiung der fortgetriebenen segenspendenden Wolken oder Himmelskühe gelegt wurde.

In dem Kampfe mit dem größten Feinde der Sonne und der lichten Welt überhaupt büßte Tyr denn auch die rechte Hand ein. Fenrir, der bis zur Götterdämmerung gefesselte Wolf, biß sie ihm bei der Fesselung bis zum „Wolfsgliede,“ d. h. der Handwurzel, ab. Daher heißt Tyr der einhändige Gott, und noch in der altnordischen Runenerklärung heißt es vom Buchstaben T, er bedeute Tyr, den „einhändigen Asen.“ Über diese abgefressene Hand des Himmelsgottes hat man seit alten Zeiten allerlei Mutmaßungen aufgestellt, von denen eine immer noch schlechter ist als die andere. Die Edda erzählt, der Gott habe sie dem Fenrir-Wolfe in den Rachen legen müssen, zum Pfande, daß man ihn nur zur Kraftprobe und nicht mit Zaubermitteln fessele. Als der Wolf aber inne wurde, daß er betrogen sei, habe er die Hand abgebissen. Diese Erklärung ist immer

noch besser als die indische, welche den Namen „Goldhand" ihres Sonnengottes Savitar damit erläutert, daß er sich bei einem Opfer die rechte Hand abgehackt habe, oder daß sie ihm von dem Opfertier abgebissen worden sei, und daß er sie dann durch eine goldene Hand ersetzt habe. Max Müller meint: „Goldhand" sei eine einfache Metapher für den Gott der goldenen Strahlen, Wackernagel: Tyr sei einhändig, weil der Kampfgott den Sieg nur nach der einen Seite spenden könne, und Weinhold: weil ein Wesen der Finsternis dem Lichtgott die Hälfte seiner Kraft raube. Die schlechteste Erklärung scheint mir die Simrocksche, Tyr sei einarmig, weil er eben das Schwert vorstelle, was schon als falsch erwiesen wurde. Die Erklärung der Edda kommt der wirklichen Entstehung der Sage am nächsten, indem sie uns den Gott schildert, der im Kampfe für die Sonne seine eigene Hand opfert. Die indische Übertragung der Einhändigkeit auf den Sonnengott selbst zeigt den späteren Ursprung und Zustand der indischen Sage.

Neben dem Schutze der Welt und der Menschen fiel dem lichten Himmelsgotte der Arier ein zweites wichtiges Amt zu, welches bei den Südvölkern in den Händen der Erdgöttin Themis lag (vergl. S. 106), der Schutz der Wahrheit und des Rechtes. Die germanischen Völker hielten ihre Rechtsversammlungen (Thing- oder Ding-Tage) unter freiem Himmel oder unter dem Schutze eines großen geweihten Baumes ab, und der Gott Tiu galt gleichsam als Vorsitzender, als Thing-Ase oder Ding-Gott, was im Zeus, dem Schützer des Eides, fortlebte. Über die lange Fortdauer dieses Brauches haben zwei im Herbst 1883 bei Housesteads, dem alten Borcovicium, einer der römischen Stationen am Hadrianswall, gefundene römische Altäre aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung einen wertvollen Aufschluß gewährt. Die Inschrift des einen dieser Altäre lautet nach Hübners Übersetzung wörtlich: „Dem Gotte Mars Thingsus und den beiden Alaesiagen Beda und Fimmilena haben Tuihanten, Germanische Bürger ihr Gelübde gern und schuldigermaßen eingelöst." Th. Mommsen, Th. Watkin, E. Hübner, R. Heinzel, W. Pleyte, W. Scherer haben diesen Fund erläutert, und Julius Hoffory im ersten Teil seiner „Eddastudien" (Berlin 1889) hat eine Übersicht gegeben, der ich das Folgende mitsamt der Abbildung (Fig. 34) entnehme, welche den Mars Thingsus in ziemlich rohem Relief als eine mit Helm, Speer und Schild bewaffnete Kriegergestalt zeigt, zu der ein langhalsiger Vogel, der offenbar einen Schwan darstellen soll, aufblickt. Zu beiden Seiten des Gottes sieht man zwei ganz gleichartige schwebende Figuren, die in der einen Hand ein Schwert oder einen Stab, in der anderen einen Kranz halten,

und den beiden in obiger Inschrift genannten Schutzgottheiten Beda und Fimmilena, des Bod- und Fimmelthings der Friesen, zu entsprechen scheinen. Die Errichter der Altäre waren Tuianten, d. h. Bewohner des heutigen Twenthe im Osten der Zuidersee, und gehörten, wie die Inschrift des anderen Altars lehrt, der damals am Hadrianswall stehenden Legion des Alexander Severus an. Aus welchem Anlaß sie dem „Tivaz Thingaz“ dieses Denkmal widmeten, wissen wir nicht, anscheinend für Errettung aus schwerer Anklage. Von hohem Interesse für die Altertumsforschung sind an der Darstellung zweierlei Punkte, von denen Hoffory nur den ersten hervorhebt, daß nämlich der Gerichtsgott als Schwanenritter dargestellt war, und zweitens, daß er nicht das Schwert, sondern einen Speer in der Hand hält, was ihn dem Mars um so ähnlicher macht, da dieser in älteren Zeiten niemals als Schwertgott, sondern stets als Speergott bezeichnet wurde. Nicht zu erkennen ist bei der Roheit des Reliefs, ob die mangelnde rechte Hand etwa durch eine Kunsthand (wie bei Savitar) ersetzt ist. Loki wirft dem Tyr in seinen bei Ögirs Trinkgelage hervorgestoßenen Schmähreden die Einhändigkeit als einen schweren Nachteil für einen Gott vor, der gleiches Recht nach beiden Seiten austeilen solle:



Fig. 34.
Darstellung des Tyr
von einer römischen Station am Hadrianswall.
(Nach Hoffory „Eddastudien,“ 1889.)

Schweige du, Tyr! Zwei streitenden Teilen
Bist du ein übler Bürge:
Deine rechte Hand ist dir geraubt,
Fenrir fraß sie, der Wolf.

Betrachten wir nun das Verhältnis von Ziu zu Zeus, so erkennen wir ohne Widerrede, daß der letztere ein viel jüngerer Gott war, der schon alle Abzeichen des rohen Urzustandes, einer Schöpfung der Menschen aus der Jäger- und Steinzeit, weit von sich abgestreift hat. Wir erkennen aber weiter aus der größeren Ähnlichkeit des Ziu mit Dyaus und Indra, daß sich die indischen Arier viel früher von dem nordeuropäischen Mutterstamme geschieden haben müssen, als die Arisierung Griechenlands und Ita-

liens erfolgte. Wie es scheint, haben die alten Mythologen recht gehabt, welche Dodona in Epirus für die älteste Heimstätte des Zeuskultus auf der griechischen Halbinsel ansahen. Die Sueven, aus denen die Schwaben hervorgegangen sind, die sich im besondern Ziuwaren, d. h. Söhne des Ziu nannten, saßen früher viel weiter östlich am Laufe der Donau entlang, und vielleicht war es dieser wanderlustige, unruhige Stamm, der den Ziukultus nach Dodona und später auch nach Kreta getragen, wo der blonde Gebirgsstamm der Sphakioten das arische Blut bis zum heutigen Tage rein erhalten hat. Natürlich betrachteten sich auch die anderen Deutschen als Abkömmlinge des Zio, nämlich als Söhne des Tuisko, dessen Namen Zeuss unter Zustimmung Grimms und anderer als Tivisko, d. h. Tius Sohn, deutete.

Für die Herleitung des in Kreta als neugeborenes Kind auftretenden Zeus von dem germanischen Zio ist die Thatsache wichtig, daß sein ältester Kult auf griechischem Boden zu Dodona nicht nur in der Nachbarschaft der Ziuwaren lag, sondern auch der germanisch-keltischen Verehrung des ober- und unterirdischen Himmelsgottes (S. 115) äußerst ähnlich war. Im Eichenhaine lag das Heiligtum, und aus dem Rauschen der Quellen und der Baumwipfel verkündeten Priesterinnen die Zukunft, ganz ähnlich, wie es Tacitus von den Alrunen und Völen der Germanen geschildert hat. Nur an einigen der ältesten südlichen Kultstätten sehen wir dem Zeus noch andere Waffen als den Donnerkeil beigelegt, so in Karien das Schwert und das an den Thorshammer erinnernde Doppelbeil. Er ist aus Zio hervorgegangen, bevor dieser die Blitzgewalt an Donar abgetreten hatte.

31. Er, Aor, Heru, Ares, Iring.

In den älteren Zeiten ging es mit der Ausgleichung von Vorstellungen nicht so schnell, wie später, und daher kommt es, daß bei den durch starken Eigenwillen getrennten germanischen Stämmen der Vorzeit dieselben Götter oft verschiedene Namen führten und unabhängige Sagenkreise auf ihr Wesen niederschlugen. Derselbe Wochentag, der bei den niederdeutschen Stämmen und im Norden überhaupt nach Zio oder Tyr Zistag, Tysdag oder Dienstag genannt wurde, führt bei den hochdeutschen Stämmen

der Bayern und Österreicher (Tiroler) die Namen Ertag, Iertag, Irtag, Eritag, Erchtag, Erichtag, so jedoch, daß bei den Alemannen des Schwarzwaldes und der Schweiz der Name Zistag wieder die Oberhand gewinnt. Dieselbe Doppelbenennung bewährt sich einer Rune gegenüber, die durch Hinzufügung zweier Haken aus der Tyrsrune (↑) entstanden erscheint. Diese neue Rune (ᛉ) führt nun in althochdeutschen und angelsächsischen Alphabeten bald die Namen Er, Eor, Ear, Aer, bald Zio oder Tyr, ja es kommen beide Namensformen der letzteren Rune zugefügt vor, obwohl der Name Tyr schon der einfacheren Runenform beigelegt war. Daraus haben dann Grimm und viele andere Altertumsforscher geschlossen, daß Zio und Er oder Eor völlig dieselbe Gottheit gewesen, und daß das Runenzeichen in beiden Fällen ein Schwert bedeute, wir also nur verschiedene Bezeichnungen des nordischen Schwertgottes vor uns hätten.

Ich habe oben ausführlich dargelegt (S. 241), weshalb ich in der Tyrsrune kein Schwert zu sehen vermag, viel eher ist das bei der Eorsrune möglich, die einem Schwertgriffe gleicht, und dem würde auch der offenbar mit Er und Eor zusammenhängende Name des Gottes der alten Sachsen, Heru, entsprechen, der in so vielen Völker- und Personennamen (Heruler, Cherusker) wiederkehrt. Nun heißt aber heru (got. hairus) das Schwert, ebenso wie eor an das griechische aor (Schwert) anklingt. Diese allgemeine Schilderhebung von Kampf- und Schwertgöttern bei so kriegerisch gesinnten Stämmen, wie die Nordarier sich stets erwiesen haben, ist an sich nicht zu verwundern; allein ich muß nach meiner kulturhistorischen Betrachtungsweise den Schwertgott für jünger als den alten Pfeil- und Bogengott Zio-Tyr halten und versuche deshalb diese Gestalten der Religionsgeschichte auseinander zu halten, was sich nach mehreren Richtungen hin zu empfehlen scheint. Eor oder Heru verhalten sich in ähnlicher Weise zu Zio wie Thor zu Tyr, beide sind Verjüngungen derselben.

Von der weiten Ausdehnung des Kults dieser Gottheit erzählen die zahlreichen nach ihr benannten Örtlichkeiten, von denen Eresburg, Meersburg, Merseburg am lehrreichsten sind, sofern in ihnen die Ähnlichkeit des Namens mit Ares und Mars selbst heute noch nachklingt. Denn es kann kaum bezweifelt werden, daß Ear, Eor und Ares auf ein und dieselbe Wurzel zurückgehen, eine Wurzel, von der auch Earendel und Orendel, vielleicht auch Orion abzuleiten sind, wenn nämlich Buttmann recht gesehen hat, daß die Namen Ares und Oarion gleichen Ursprungs erschienen, und unter Voraussetzung eines verloren gegangenen Digammas mit dem englischen Worte warrior (der Krieger) die größte Ähnlichkeit darböten. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß mehrere alte Schriftsteller das Stern-

bild des Orion Arion tauften, und daß beide Gestalten (Orion und Ares) die Beinamen Kandaos oder Kandajos führten, während auch ein Sohn des Helios Kandalos hieß. Denn alle Spuren deuten darauf hin, daß Orion, Ares und Helios-Apollo aus einem alten Naturgott hervorgegangen sind, der die Charaktere des Himmels-, Sonnen-, Sturm- und Kampfgottes noch in sich vereinigte. Der homerische Hymnus auf Ares schildert ihn als den „Beweger der feurigen Scheibe, der Mut und Kraft in die Herzen der Menschen herniederstrahlt.“ Wahrscheinlich ist also auch die Wurzel dieser Götternamen in ar, svar, glänzen, strahlen, zu suchen, so daß bei dem Schwertlicht, welches in Odins Halle leuchtet, an Sonnenlicht zu denken ist. Diese eigentümliche Vereinigung von Sonnen- und Schwertgott müßte seltsam erscheinen, wenn sie nicht aus dem streitlustigen Norden käme; denn von da stammen die Lichtgötter mit dem Goldschwert, der Zeus Chrysaores in Lykien, der Apollon Chrysaores und der Dschemschid der Perser, der mit seinem goldenen Schwerte (dem Sonnenstrahl) die Erde befruchtet. Der älteste Tempeldienst des Mars durch die arvalischen Brüder, der bis zur vorgeschichtlichen Zeit zurückreicht, und bei dem zum Beweise der Altertümlichkeit dieses Kultus nur Steinwaffen und rohes Töpfergeschirr zur Verwendung kamen, war der eines Sonnen- und Fruchtbarkeitsgottes, obwohl die Salier dabei Schwerttänze aufführten, die auch in Altdeutschland diesem Gotte galten, und wenn sie am Festtage des Mars Gradivus auf die Erntefelder hinauszogen, riefen sie seinen Schutz als Mars und Marmar in einem altertümlichen Liede an, welches begann:

Helfet uns, Laren,
Lass', Marmar, keine zerstörende Seuche
Unsre Saaten verderben!
Verleihe, Mars, dem Korne Heil!

Dieser Sonnenmars der altrömischen Zeiten wurde nach Varro, nicht wie es sonst geschah, unter dem Bilde einer Lanze, sondern unter dem eines Schwertes gefeiert, also unter jenem Symbol, welches nach Justinus damals allen hyperboreïschen Völkern für ihren höchsten Gott gemeinsam war. (Vergl. S. 241). Noch späte Schriftsteller wußten von dieser ehemaligen Verschmelzung von Schwert- und Sonnengott; denn Servius und Makrobius berichten, daß der Mars der Salier kein anderer als der Sonnengott Herkules sei, und die Accitaner verehrten ein Marsbild mit Strahlenhaupt als Sonnengottheit. Fast dasselbe erfahren wir aus den Annalen des Widukind von Corvey († 1004), der uns erzählt, daß die Sachsen nach ihrem Siege über die Thüringer an der Unstrut dem

Irmin geopfert und ihm ein Säulenbild unter dem Namen des Mars, im Antlitz dem „Sonnengott Herkules“ gleichend, errichtet hätten.

Wir sehen also, den Namen Irmin vorläufig beiseite lassend, daß mit dem alten Zio doch eine bedeutende Veränderung vor sich gegangen war; denn aus dem Himmelsgott, der für die Sonnenjungfrau stritt, war ein Sonnengott geworden, der dieselbe als leuchtendes Auge in sein Haupt aufgenommen hatte. Die Vorstellung, daß die Sonne das Auge der Gottheit ist, findet sich bei allen Völkern der Welt; schon Hesiod singt (Werke und Tage 267): „Alles erblickt Zeus' Auge,“ und wir sahen schon oben (S. 193), daß man in Griechenland angeblich aus Troja stammende uralte Bilder des Zeus Herkeios mit einem Stirnauge besaß. Die alte Vorstellung von dem einäugigen Himmelsgotte Aukßtis, Uranos, Varuna schimmerte eben immer von neuem in diesen Vorstellungen hindurch, und da die Sonne bei den Germanen ursprünglich als jungfräuliche Göttin gedacht war, so ist aus dem Wiederaufleben der Vorstellung von dem einäugigen Himmelsgott (der ja auch in Odin fortlebte) vielleicht die Sage zu erklären, daß Zeus seine Tochter Pallas — die wir nachher als die deutsche Sonnenjungfrau nachweisen — in sein Haupt aufgenommen und als eine andere wiedergeboren habe.

Mag nun der Name Ear oder Heru mit ar, glänzen, oder aor und hairus, Schwert, näher zusammenhängen, der Unterschied ist vielleicht nicht so bedeutend, da den Germanen der Begriff des „Schwertlichtes“ geläufig blieb, und jedenfalls spielte das Schwert eine hervorragende Rolle im Herukult. Eine alte Sage scheint berichtet zu haben, daß er das Schwert seines Vaters, d. h. das auf Zio zurückdatierte Schwert aus der Erde gegraben habe, denn dieser Zug kehrt im Geschlecht der arischen Sonnenkämpfer immer von neuem wieder. So findet Theseus seines Vaters Schwert unter einem Steine, wie Wieland dasjenige Wates, Frau Bride gräbt für Orendel, dem echten Nachbilde des Ear, Davids Schwert aus der Erde, und Sigmund zieht Odins Schwert aus dem Baumstamm. Dieselben Spuren enthält auch noch jene Erzählung des Jornandes von dem alten skythischen Gottesschwert (Gladius Martii), welches verborgen in der Erde steckt, bis eine Kuh sich daran den Fuß zerschnitt. Da grub es der Hirt aus und brachte es zu Attila, der sich nunmehr für unüberwindlich hielt, weil er das Schwert des Schwertgottes selbst empfangen, worauf dasselbe Schwert nochmals nach der Schlacht bei Mühlberg ausgegraben wird, um in die Hände des Herzogs Alba zu gelangen (Grimm, S. 186). Diese Sagen verdienen nur darum Erwähnung, weil der Attila der Volkssage oft auf Tyr und Thor zurückdeutet, die den Beinamen Atli oder Atta

(Großvater, Altvater) führten, zumal demselben Helden der späteren Sage auch Hera, Herka und Chriemhild vermählt erscheinen, welche den dem Zio, Heru und Siegfried gesellten Erdgöttinnen entsprechen.

Das Schwert Herus klingt in zum Teil noch heute lebenden Gebräuchen und Sagen fort und nimmt dabei oftmals eine ähnliche Rolle ein, wie der Hammer Thors im Norden. So z. B. herrschte früher in ganz Süddeutschland die Sitte, Hochzeiten am Er-Tag (Dienstag) zu feiern, wie in der Oberpfalz über dem Brauttisch zwei Schwerter kreuzweis in die Diele gestoßen wurden. Wie Thors Hammer den neuen Ehebund heiligte, wurde in Friesland dem Brautpaar ein Schwert vorangetragen. Auch das Schwert, welches Siegfried und Brunhild, Orendel und Bride in der Hochzeitsnacht zwischen sich legen, gehört, wenn auch in anderem Sinne, hierher. Die ehemals dem Zio und Heru zu Ehren aufgeführten Schwerttänze, nach Tacitus das vornehmste Schauspiel der Germanen, lebten als ritterliche Übung bis zum sechzehnten Jahrhundert fort und endigten mit einer durch die gegeneinander gekehrten Spitzen gebildeten „Schwertrose," auf die ihr Anführer oder König trat und so emporgehoben wurde. Kaiser Max, der letzte Ritter, ist noch in dieser Stellung, auf der Schwertrose stehend, im „Theuerdank" dargestellt, und noch später haben Zunftgenossenschaften wie die Schwertfeger und Messerschmiede das Vorrecht behalten, solche Schwerttänze öffentlich aufzuführen, ja in einer französischen Ortschaft hat sich die Sitte bis auf diesen Tag erhalten. Von dem alten Namen des Gottes Sachsnot leitet sich das Schwert im sächsischen Wappen und das Amt und Vorrecht des Herzogs von Sachsen, dem deutschen Könige das Machtzeichen des Schwertes voranzutragen, her.

Helden- und Königsnamen scheinen vielfach auf Er und Heru zurückzuführen, wie Erich, der Name der schwedischen Könige, und Iring oder Irung, was soviel wie Ers Sohn oder Nachkomme bedeutet. Im Nibelungenliede und in der Wilkina-Saga leitet Iring den Entscheidungskampf mit seinem doppelten Ansturm gegen Hagen ein und stirbt dann in Chriemhilds Armen. Im Zendavesta heißen die sieben Sterne des großen Wagen die sieben Iringe, in Nordeuropa führt die Milchstraße den Namen des Iringswegs. Auch der indische Held Arjuna scheint hierher zu gehören. Die Osseten am Kaukasus nennen sich Irons, und auch die Iren wollen ihren Namen auf einen Urkönig dieses Namensstammes zurückführen.

32. Cernunnus — Taranis — Thor — Perkunas.

Eine nicht geringe Anzahl germanischer und keltischer Götternamen ist uns von den Römern inschriftlich überliefert, doch selten so, daß wir noch etwas mehr als den Namen daraus entnehmen könnten. Um so wichtiger erscheinen die wenigen Bildwerke, die, von römischen Künstlern gebildet, uns ganze, sonst vergessene Sagenkreise unserer Vorfahren heraufbringen. Eins der wichtigsten derselben scheint mir das des Gottes Cernunnos zu sein, welches 1711 zu Paris ausgegraben wurde und einem Denkmale angehört hat, welches dem Kaiser Tiberius von Pariser Fischern gewidmet worden war. Es stellt einen Greis mit Hirschohren und zwei wenig verzweigten Geweihen dar, an denen zwei Ringe hängen (Fig. 35). Der beigeschriebene Name Cernunnos ist dadurch von besonderem Werte, weil er uns den Zusammenhang einer großen Reihe keltisch-germanisch-slavischer Götternamen erläutert, in denen der Begriff des Hirschgeweihes mit dem Blitze auf eigentümliche Weise verschmolzen ist. Im Griechischen haben wir die merkwürdige Verwandtschaft zwischen den Worten keras, Horn, Geweih, und keraunos, Blitz, obwohl kaum zu erkennen, wie man dazu gekommen ist, diese beiden Worte zu verbinden.

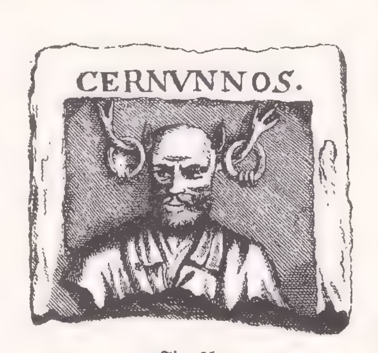


Fig. 35.
Cernunnus.
Keltisches Götterbild aus dem 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

In der germanischen Sage ist dieser Zusammenhang noch wohl erhalten; da lesen wir nämlich in der Edda, daß Freyr den Riesen Beli mit einem Hirschgeweih erschlägt, und wir erkennen schließlich im verzweigten Hirschgeweih ein Bild des im Zickzack herniederfahrenden Blitzes. Die Verbindung erschiene trotz dessen gewagt, wenn ihr nicht eine ganze Reihe von Parallel-Ableitungen zur Seite ständen. Die alten Kelten verehrten einen Donnergott Taranis, von dem uns schon Lukanus († 65) in seinen Pharsalien (I. 440) Nachricht giebt, und noch heute lebt das Wort taran (irisch toran) in der Bedeutung von Donner und Blitz in allen

keltischen Sprachen fort. Dieser Gott Taranis berührt sich ebenso unmittelbar mit dem nordischen Thor, wie mit dem deutschen Donar und dem pariser Cernunnos; denn es sind mannigfach Übergangsnamensformen wie Tanarus (statt Taranis) zu Donar und Taranucnus (zu Cernunnos) aufgefunden worden. Die letztere Namensform fand sich unter andern auf einer bei Heilbronn am Neckar gefundenen Inschrift. Gallische Stater (Goldmünzen) zeigen auf ihrem Gepräge eine in einem Wagen stehende Gestalt, welche einen an einem langen Riemen befestigten Hammer schleudert. (Carteilhac, l'age de pierre dans les souvenirs et superstitions populaires. Paris 1877.) Es ist dieselbe Idee, wie Thor, der, in seinem Wagen stehend, den Hammer Miölnir schleudert, der immer wieder in seine Hand zurückkehrt, so daß wir auch hier wieder die nahe Verwandtschaft keltischer und germanischer Gottheiten finden. Ob Germanen und Kelten die Verehrung des mit dem Hammer dargestellten Donnergottes von jeher gemein gehabt haben, ist eine nicht zu entscheidende Frage; in dem wahrscheinlich lange vor die Keltenzeit Frankreichs hinaufreichenden Dolmengrabe von Manné-er-Roech (Morbihan) fand sich der Schwellenstein mit eingegrabenen Bildern von Streithämmern (Fig. 36) bedeckt, die hier nur religiöse Bedeutung haben konnten.

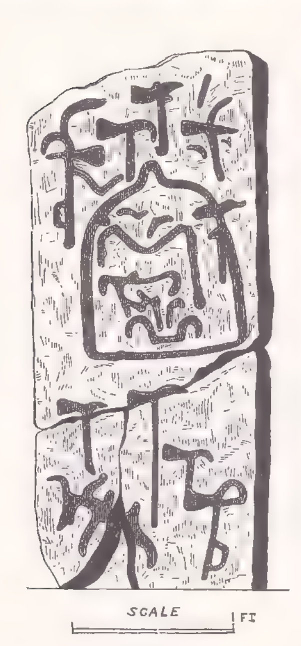


Fig. 36.
Dolmenplatte mit Streithämmern.


Fig. 37.
Perkunas.

Merkwürdig ist nun, daß das Wort taran, donnern, welches dem Namen des keltischen Thor-Taranis zu Grunde liegt, auch in dem schon Plinius bekannten Namen des Ren oder Elch (tarandus) steckt, wie griechisch keraunos in keraos, keravos (cervus) Hirsch, eigentlich „der Gehörnte," und daß der genau entsprechende preußisch-litauische Donnergott Perkunas in einem

nach Vollmer — der leider die Quelle nicht angiebt — kopierten Bilde (Fig. 37) mit Elchhörnern versehen dargestellt wurde. Es ist dies ein nicht zu übersehender Wink, der in die Urzeit weit zurück auf einen in Hirschgestalt vorgestellten Himmelsgott der arischen Völker hinweist, welcher, wie der Zusammenhang der Sagen ergiebt, zugleich Blitz-, Donner-, Regen- und Sonnengott war. Die Erinnerung an diesen „Sonnenhirsch" hat sich in greifbarer Gestalt nur in der germanischen und indischen Dichtung erhalten, wie dies Kuhn in seiner Abhandlung über den Sonnenhirsch (1868) sehr schön dargethan hat. In dem aus christlichen Zeiten stammenden „Solarliod" (Sonnenlied) der Edda heißt es (Str. 55):

Den Sonnenhirsch sah ich von Süden kommen,
Von zweien am Zaum geleitet,
Auf dem Felde standen seine Füße,
Die Hörner hob er zum Himmel.

In der indischen Mythe verfolgt Prajâpati (d. h. die Sonne als Schöpfer gedacht, ein dem Aukßtis oder Uranos vergleichbares Wesen) seine Tochter, die Usha (Morgenröte), um sich mit ihr zu verbinden. Sie verwandelt sich in eine Hirschkuh oder Antilope, er in einen Hirsch, und es beginnt eine lange Verfolgung. Als er sie beinahe erreicht hat, spannt Rudra, angestachelt von den übrigen Göttern, die über diese Verletzung der sittlichen Ordnung empört sind, seinen Bogen und trifft Prajâpati mit einem dreiteiligen Pfeile. Dabei verspritzt der Sonnengott sein Feuer, aus dem ein neues Sonnenwesen entsteht; aus den Kohlen des Brandes entstehen die Sterne. Es ist ein Bild der am Abend, wenn sie die Usha eingeholt hat, versprühenden Sonne, welches auf die ältere germanische Sage zurückgeht, daß der alte schöpferische Feuer- und Himmelsgott der Sonnenlenkerin, die seine Tochter war, Gewalt anthun wollte, der Angriff des Hephästos gegen Pallas Athene.

Uns interessiert an dieser Stelle nur die Hirschgestalt des Himmelsgottes, die in zahllosen indischen, germanischen und keltischen Sagen wiederkehrt. So tritt in den keltischen Bardenliedern Merlin als Hirsch auf, und Taliesin hat die Gestalt eines Damhirsches angenommen. Oftmals aber erscheint nur die Verfolgte als Hirschkuh oder Gazelle (Gubernatis 405—406), und so verfolgt der Sonnenheros Herakles die kerynitische Hirschkuh ein ganzes Jahr lang vergebens, bis er sie am Berge der Artemis einholt und trotz des Widerspruchs der Artemis ausliefert. Das ist eine sehr entstellte Sage; denn die kerynitische Hirschkuh war ein Hirsch mit goldenen Geweihen, d. h. der Sonnenhirsch, welcher die Artemis verfolgte. Infolge des mehrfach (S. 144) geschilderten Geschlechtswechsels der

Sonnen- und Mondgottheit bei ihrer Wanderung von Norden nach Süden war nämlich an die Stelle der vom Himmelshirsche verfolgten, in eine Hirschkuh verwandelten Sonnengöttin die Mondgöttin getreten, und die Sage von Aktäon, der als Hirsch von den eigenen Hunden zerrissen wurde, als er die Mondgöttin Artemis im Bade gesehen, scheint ganz dieselbe Sage zu sein. Davon wußte noch Stesichoros von Himera, welcher nach Pausanias (IX. 2) die Aktäonsage dadurch erklärte, Artemis habe ihn in einen Hirsch verwandelt, damit er nicht die Mondgöttin Semele (seine Schwester) heirate. Man muß sich erinnern, daß Zeus wie Apoll den Beinamen Aktaeos führen, der vielleicht richtiger auf aktis, Sonnen- oder Blitzstrahl, als (wie es gewöhnlich geschieht) auf akte, Felsufer, zurückzuführen ist. Aktis, an Aukßtis erinnernd, heißt bei Diodor der Gründer der Sonnenstadt Heliopolis, so daß uns in Aktäon alles an den Sommergott erinnert, der in Hirschgestalt die Mondhirschkuh verfolgt. Und mit der Hirschkuh hatte ihn auch Polygnot in seinem Gemälde der Unterwelt dargestellt (Pausanias X. 30).

Der Gedanke, daß der Sonnenhirsch durch eine Hindin, hinter der man sich anfangs nicht den Mond, sondern die Göttin der Morgen- und Abendröte zu denken hat, in die Unterwelt hinabgelockt wird, kehrt aber nicht bloß in der Aktäon-Sage und Odyssee, sondern in unzähligen indischen und deutschen Sagen wieder, nur tritt manchmal an die Stelle der Hirschkuh ein Hirsch, der den Himmelsjäger in den finsteren Wald, der häufig für die Unterwelt dasteht, hineinlockt und dann in der christlichen Umdichtung als Abgesandter der Hölle erscheint. So im indischen Râmâyana, in der nordischen Sage von Odin und Hulda, in derjenigen des Dietrich von Bern (S. 228) und des Wolfsdietrich, sowie in vielen anderen, die Simrock (S. 330—332) aufzählt. Der Unterweltshirsch ist hier zum stehenden Motiv der romantischen Dichtung geworden, und wir erkennen immer wieder den alten Urmythus des Himmelsjägers darin, der durch den Hirsch zu einer schönen Unterweltsfrau geführt wird, die ihn verwandelt, wie Artemis den Aktäon und Kirke ihre Gäste.

Der keltische Gott Cernunnos zeigt uns nun offenbar eine der ältesten Phasen dieser Sage, da Namen und Gestalt auf den Himmelshirsch führen; vielleicht deutet das inschriftlich auf den umbrischen Tafeln aus Iguvium (Preller R. M. S. 70) häufig vorkommende Götterpaar Cerfus und Cerfia aus noch älterer Zeit auf dasselbe hirschgestaltete Götterpaar. Bei dem Pariser Namen möchte man an einen der bei solchen Aufschriften häufigen Schreibfehler (Cernunnus statt Ceraunus oder Cerunnus) denken, um die Ähnlichkeit mit Taranis vollständig zu machen; wie dem aber auch sei, so

zeugt schon die innige Verbindung, in welcher die Stammformen für Blitz- und Donnerbezeichnungen in diesen Götternamen stecken, für das außerordentlich hohe Alter derselben, zumal wir dieselbe innige Verbindung der Vorstellung auch bei den germanischen und slavischen Verkörperungen desselben Gottes finden. Wie Taranis den Donner in den keltischen Sprachen, so stellt unser Donar denselben Begriff in Deutschland dar, und ebenso brauchen die slavischen, litauischen und lettischen Stämme den Namen ihrer entsprechenden Himmelsgottheiten Perun, Piorun, Peraun, Perkunas, Pehrkons einfach als synonym mit Donner und Blitz. Dobrowsky führte die ersteren Götternamen auf die Wurzel peru, schlagen, zurück, und ebenso könnte man Perkunas mit dem lateinischen percutio vergleichen, wie z. B. Cicero schreibt: hunc Jupiter fulmine percussit, oder turres coelo (vom Blitze) percussae. Grimm und andere haben sogar gedacht, daß für das griechische keraunos, welches sich dem Cernunnus so ungezwungen anschließt, eine Form peraunos vorhanden gewesen sein möchte. Allein der slavische Perun (Peraun der Böhmen) mag erst aus Perkun entstellt sein, und wenn sie diese Worte jetzt einfach für Donner und Blitz brauchen, so stellt sich dies unserem Gebrauch, der Donner (Donar) treff Dich! oder lit. perkunas musza, lett. pehrkons sperr (der Donner schlägt ein) an die Seite.

Der slavische Perkunos entspricht einer altnordischen Gottheit Fiörgynn, die männlich und weiblich, im letzteren Fall als gleichbedeutend mit Hlodyn, Thors Mutter, vorkommt. Man übersetzt Fiörgynn mit Regenfreund und vergleicht das Wort dem Beinamen Parjanyas, der dem Gotte Indra beigelegt wird und ihn als Jupiter pluvius charakterisiert. Der befruchtende Regen ist nun allerdings eine hervorragende Gabe des Gewittergottes und auch für die ihm vermählte Erdgöttin der Name Regenfreundin sehr passend. Grimm (S. 156—157) macht dabei auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam, daß fairguni als Neutrum bei den Goten für Berg gebraucht wurde, daß das Erzgebirge Fergunna sowie auch andere Waldgebirge unter dem Namen Virgunnia, Virgunda in alten Urkunden vorkommen. Er leitet dies davon her, daß der Kult dieser Gewittergötter (Donar, Thor, Fiörgynn, Perkunas, Zeus, Helios, Elias) überall auf hohen bewaldeten Bergkuppen stattfand, wie die vielen Donnersberge in Deutschland und die nicht weniger zahlreichen Peruns- und Perkuns-Berge der slavischen Länder beweisen, denen die mannigfachen Keraunia und Akrokeraunia der Griechen und die Ceraunii montes der Römer genau entsprechen. Auch bei den Slaven ging der Name des Gottes nicht selten auf den Berg selbst über, wie der Berg Perun am Dnjepr in der Wladimir-Legende, der Pargnus- (Perkunas-) Berg der Samogiten und viele andere beweisen.

Auf diesen Bergspitzen standen dem Perkunas gewidmete Opfersteine, und einer der berühmtesten war der Rombinusberg bei Ragnit an der Memel, über den noch heute viele Sagen gehen. (Vergl. Schwenck S. 73—74.)

Da, wo es keine isolierten Berge gab, wurde der Kult in den Wald verlegt und dem Donnergotte bei einer heiligen Eiche ein ewiges Feuer unterhalten, worin sich wieder eine große Ähnlichkeit mit den entsprechenden keltischen Kulten verrät. Einer der berühmtesten derartigen Opferplätze war derjenige der alten Preußen bei der großen Eiche zu Romowe, dessen heiliges Feuer nie erlöschen durfte und heilkräftige Asche gab. Ein erbliches Priestertum der Griwen, die hier und da allein den Opferplatz betreten durften, besorgte die Ceremonieen, und derjenige, der das Feuer verlöschen ließ, wurde dem erzürnten Gotte geopfert. Neues heiliges Feuer wurde dann aus Kieselsteinen geschlagen, und die Priester brachten es, auf dem Bauche kriechend, zur Opferstätte. Denn obwohl der Donnerer als ein gütiger, Fruchtbarkeit sendender Gott verehrt wurde, so galt er doch als sehr jähzornig und ohne Besinnen zuschlagend, wie es auch vom Thor in der Edda heißt, und die Slaven gaben ihrem Perkun ein feuerrotes, gleichsam zorngerötetes Antlitz mit schwarzem Haar und Bart, ein Bild des Blitzes in der dunklen Gewitterwolke, während die Germanen ihn sich mit großem roten Bart vorstellten, Auffassungen, die deutlich das Andenken an den alten Sommer- und Fruchtbarkeitsgott durchschimmern lassen, wie denn bei den Slavo-Letten und Preußen Perkunas kaum von Okkoperun oder Okkopirn, dem Gotte mit dem Stirnauge, zu trennen ist. (Vergl. S. 133).

Noch einen anderen Anknüpfungsversuch will ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Bergmann (Graubartslied S. 181) spricht ohne nähere Begründung von einer Verwandtschaft der nordisch-indischen Namen Fiörgynn, Pardjanias, Perkunas mit dem griech. Herkunos und lat. Herkules. Da wir oben (S. 150 ff.) gesehen haben, daß Herkules und Thor in ihrem Wesen außerordentlich große Ähnlichkeit darbieten, so wäre diese sprachliche Verbindung sehr verlockend, wenn sie sich beweisen ließe. Vorläufig kennen wir nur eine Göttin Herkyna, die Gemahlin des Zeus Trophonios, also eine Art Demeter, die sich der germanischen Herka vergleichen ließe. Der herkynische Wald, d. h. ursprünglich die im Norden der Donau ganz Deutschland von Westen nach Osten durchziehende Gebirgskette, würde sich dann den vorhin gedachten Namen von Waldgebirgen (Fairguni, Virgunia, Keraunia) unmittelbar anschließen. Höchst merkwürdig ist in dieser Beziehung die von Pindar im dritten olympischen Sieggesang behandelte Sage, daß die Verfolgung der kerynitischen Hirschkuh

den Herakles nach den Donauländern geführt, wo die Göttin Artemis, der Lato Tochter (S. 184), ihn gastfreundlich aufnahm, und wie er hinter diesem Lande das waldreiche Hyperboreerland sah und den Plan ausführte, Bäume von dort nach Olympia zu verpflanzen:

— — — — ihn bald der Geist trieb, fortzuzieh'n ins
Istrosland, wo Latos roßumtummelnde Tochter empfing
Ihn, den vom arkadischen Wald und den Bergschluchtthälern dort
Anlangenden,
Als ihn des Vaters Gebot zwang fertig zu sein auf Eurystheus'
Forderung,
Heim ihm zu bringen die Hirschkuh mit dem Goldhorn, welche
Taygeta der
Artemis einst heilig schrieb an ihrer Stelle.
Und sie verfolgend erblickt' er hinter Nordwinds frostigem Hauche
dies Land
Mit Bäumen; sogleich in Bewunderung stand er still,
Und süßes Verlangen ergriff ihn, um der Rennbahn zwölfmal
umbogenes Ziel
Damit zu bepflanzen.

Wie so oft bei Pindar, verrät sich auch hier auffallende Kenntnis altertümlicher Überlieferungen. Denn nicht genug, daß hier Artemis und ihre Mutter Lato richtig als aus den Donauländern stammende Göttinnen bezeichnet werden, wird auch die Mondgöttin nach germanisch-slavischer Weise (S. 186) Mena genannt. Die kerenytische Hirschkuh, die durch ihren Namen so lebhaft an Cernunnus erinnert, scheint dem herkynischen Walde zuzueilen, bis er sie am Artemisberge einholt. Am lebhaftesten aber erinnert an den Cernunnus die von Servius aufbewahrte Sage von einem Herkules Garanus, der mit dem Apollo Grannus identisch sein dürfte und dessen Namen von so vielen römischen Altären Westdeutschlands, Frankreichs und Englands bezeugt wird. Servius erzählt, der gewöhnlichen Tradition, daß Herkules den Rinderdieb Cacus getötet habe, werde durch den römischen Grammatiker Verrius Flaccus († 14 n. Chr.) widersprochen. Derselbe habe gefunden, daß der Besieger des Cacus Garanus geheißen habe und ein Hirte von großer Leibesstärke gewesen sei. Aber die Römer hätten die Gewohnheit, alle starken Leute Herkules zu nennen. Auch Preller (R. M. S. 645) findet diese Tradition sehr beachtenswert. Die unter dem Namen des Aurelius Victor gehende Schrift über den Ursprung des römischen Volkes erzählt, daß Cacus, ein Hirt des Evander, einem gewissen „Recaranus, Herkules genannt," die Rinder weggenommen habe, indem er sie rückwärts in seine Höhle zog. Es ist offenbar das

Märchen von dem Diebstahl der Rinder des Apoll durch Hermes, welches wir bald als ein urgermanisches erkennen werden, nur daß es hier auf eine alte Sonnengottheit bezogen wird, welche die Pariser des ersten Jahrhunderts Cernunnus, die älteren Römer (Verrius Flaccus) Garannus, die späteren Apollo Grannus nannten. Die Kelten nannten ihren Sonnengott Grannawr und bezeichneten den Tierkreis als „Grannawrs Pfad," was wie eine spätere Anknüpfung an die phönikische Heraklessage aussieht; bei den Gälen und Iren hieß die Sonne Grian. Man hat das Wort später, wie das deutsche Granne, auf das schönhaarige, strahlende Haupt des Sonnengottes und den Beinamen Odins Grani bezogen; ich halte das aber, obwohl das alte Apollheiligtum zu Metapont die Ähre auf seinen Münzen trug, und sein Gründer, der alte Apollopriester Aristäos (S. 190), an arista Granne, Ähre erinnert, für spätere Umdeutung und glaube, daß der Schmuck des Hauptes mit dem die Blitzgewalt des alten Helios versinnlichenden Hirschgeweih zu Grunde liegt.

Dafür spricht ferner die Übereinstimmung des Herkules Garanus mit dem Apollo Karneios, der auch in Irland nach Menzel (Odin S. 294) mit ewigen Feuern verehrt worden sein soll, dessen Name aber nicht von diesen ewigen Feuern (ir. carn, kearnaire), sondern nach Curtius und Preller richtiger als der Gehörnte (wie Cernunnus) zu übersetzen ist. Letzterer (G. M. I. 198—199) zeigt, daß der Dienst des griechischen Apollon Karneios mit dem des stirnäugigen Zeus, Apoll oder Helios (Apollon Triopas) zusammenfällt, der sonst auch Zeus Herkeios (der Gehöft-Zeus) hieß, und daß Mommsen den Namen des Herkules vom lat. hercere, griech. herkein einhegen, ableiten wollte (Preller R. M. S. 640). Man muß sich erinnern, daß im Norden auch Thor, der Sohn der Herdgöttin Hlodyn, der Schutzgott der Niederlassungen und festen Wohnungen war, in dessen Namen durch Errichtung eines Herdes und Feuerzündung von dem Boden Besitz ergriffen wurde. Apollon Karnos oder Karneios, der an den indischen Karna erinnert, sollte der Führer der Dorier gewesen sein, die in Griechenland einzogen und davon Besitz nahmen, und überall, wo Dorier sich niederließen, wurden Karneen gefeiert. Daß sich hier der Name mehr an karnos (Schafbock, Leithammel) schloß, als an keraos (Hirsch), lag eben im Wechsel der Begriffe, vielleicht mit einem Seitenblick auf die von einem Führergott (Agetor) geleitete Menschenheerde; denn ursprünglich bedeutete karnos wie keraos nur den Hörner- oder Geweihträger.

33. Hermes, Irmin, Ahriman, Ormuzd.

Tritt uns schon bei Zio die Thatsache fast greifbar entgegen, daß wir in ihm ein Bindeglied, fast möchte man sagen, einen Bundesgott aller arischen Völker zu erkennen haben, dessen Heimatsspuren unverkennbar im Herzen Deutschlands zusammenlaufen, so wird dies noch auffälliger bei Irmin, dem vielgenannten Gott der Irminsul. Diesen auch Ermino, bei den Angelsachsen Eormen, bei den Goten Airmana, im Altnordischen Jörmun geschriebenen Götternamen wollten einige Germanisten mit dem Sonnen- und Schwertgotte der Süddeutschen und Sachsen Er oder Heru verschmelzen, und es ist dazu auch ohne Zweifel mancher Anlaß gegeben; ich glaube aber, in ihm den Gott einer etwas höheren Entwickelungsstufe sehen zu sollen, da Wagen und Wege in seinem Reiche eine bedeutende Rolle spielen. Obwohl sich besonders der eine der drei großen Hauptstämme der Deutschen von ihm herleitete, die Herminonen, deren Land Hermionia schon in dem aus dem vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung entstandenen orphischen Argonauten-Gedichte als das Land „sehr gerechter Männer des Nordens“ erwähnt wird und deren Namen in dem der Hermunduren (Thüringer) noch heute fortlebt, so dehnte sich der Kult des Irmin doch über ganz Deutschland aus und fand namentlich in Westfalen und anderen sächsischen Ländern einen bis auf unsere Zeiten gelangten Nachhall. Auch viele Personennamen, wie Irminfried, Ermanafried, Ermanarich, Arminius, Hermann, Heremuth, Hermodr der Edda, St. Hirmon der Kirchengeschichte, schließen sich hier an, ja Simrock meint, der Name der Germanen selbst sei in ähnlicher Weise aus Airmanen, wie Gebrüder aus Brüder entstanden. Auch manche Gegensätze der Heldensage scheinen eine Verschiedenheit zwischen Er — so nennt Platon einen Sohn des Armenios — und Irmin anzudeuten, so z. B. wenn in der Erzählung des Widukind von Corvei von dem Siege der Sachsen über die Thüringer Held Iring, dessen Namen auf Er zurückweist, seinen König Irmenfried erschlägt und sich dann durch die Feindesscharen einen Weg mit seinem Schwerte bahnt, nach welchem die Milchstraße den Namen Iringsweg oder Iringestraza erhalten haben sollte. In den Corveier Annalen zum Jahre 1145 wird auch an einer Stelle ausdrücklich diese Verschiedenheit behauptet, sofern es heißt, zu Eresburg seien ehemals zwei

Götzen verehrt worden: Aris (Heru) als Schutzgott auf den Stadtmauern und Ermis als ein den Kaufleuten heiliger Merkur auf den Marktplätzen. Des Annalisten Vergleich des Ermis mit dem Hermes, „welcher der Mars der Griechen sei,“ scheint nur aus der Namensähnlichkeit erschlossen; doch glaubt man hier aus der Dunkelheit einige tiefere Beziehungen hervorschimmern zu sehen, die aus der Vergleichung der so vielfach in mittelalterlichen Geschichtswerken erwähnten Irmin- oder Hirminsäulen Deutschlands mit den Hermen der Griechen hervorgehen.

Zwei der besten Kenner der griechischen Etymologie und Götterlehre, G. Curtius und L. Preller, haben, wie ich glaube mit gutem Grunde, alle die verführerischen Versuche von Max Müller, Kuhn u. A., den Hermes von einer indischen Wind- oder Dämmerungsgottheit abzuleiten, die Sarama oder Sarameias hieß, abgelehnt, weil das Wort innig mit herma Steinsäule, Stütze, Ballast, hermakes der Steinhaufen am Wege, der als Merkzeichen dient, hermazo und hermatizo ich stütze oder belaste, und vielen ähnlichen Worten zusammenhängt, die alle den Grundgedanken des etwas stützenden oder belastenden Steines einschließen. Es wäre unerhört, alle solche Worte von einem Götternamen herleiten zu wollen, und das Umgekehrte, daß nämlich der Hermes von der Herme, dem Steinpfeiler, seinen Namen erhalten habe, viel wahrscheinlicher. Nun wird aber der Zusammenhang noch nachdenklicher dadurch, daß in Deutschland und den Keltenländern die Steinsäulen ebenfalls mit einer Wegegottheit ähnlichen Namens (Hirmin oder Irmin) seit alten Zeiten eng verbunden wurden, und daß sich hier das Wort aus der keltischen Sprache (von hir lang und men der Stein) leicht ableiten läßt, so daß Hir-men oder Men-hir einfach der hohe Stein oder die Steinsäule bedeutet (vergl. S. 62).

Nun sind aber alle nordischen Länder mit solchen als Heiligtümer betrachteten Steinsäulen seit alten Zeiten besät gewesen; auf dem „Heerberge“ bei der Stadt Beckum in Westfalen bedeckt eine solche Steinsetzung von vielen Hirmen einen Raum von dreißig Meter Länge und vier Meter Breite; nicht weit davon liegt das ebenfalls siebenundzwanzig Meter lange „Hermesfeld“ (Hermescamp). Man darf annehmen, daß die Namen ursprünglich Hirmenberg und Hirmenfeld geheißen haben, und bei Carnac standen früher gegen zweitausend solcher aufgerichteten Steine in elf Parallelreihen von eintausendfünfhundert Meter Länge. Steinsäulen galten wohl allen Völkern, die noch nicht so weit fortgeschritten waren, sich Schnitzbilder von ihren Göttern zu schaffen, als Vertreter derselben; aber wir ersehen aus den vielen Konzilien-Beschlüssen, die seit dem fünften Jahrhundert gegen die Stein-Anbeter des westlichen Europas gerichtet wurden,

daß hier der Steinkultus besonders verbreitet war. Es ist wahrscheinlich, daß die verschiedensten Götter unter dem gleichen Symbol der Steinsäule verehrt worden sind, in einigen Teilen Englands galt dieser Kult besonders der Sonnen-Gottheit. „Auf der Insel Skye," erzählt Forbes Leslie in seinem Buche über die Ureinwohner Schottlands, „findet man in jedem Dorfe einen rohen, dem Gruiagach oder Apollo gewidmeten Stein." Mc. Queen von Skye sagt, daß fast in jedem Dorfe die Sonne unter dem Namen Grugach (d. h. der Schönhaarige) durch einen rohen Stein veranschaulicht werde; er berichtet ferner, daß über diese Gruaich-Steine Spenden von Milch ausgeschüttet würden. Todd erzählt in seinem Buche über den Apostel der Iren, daß St. Patrick im fünften Jahrhundert einen irischen König Laoghaire antraf, der eine Steinsäule (Crom-Cruach genannt) anbetete, und daß er diese Steinsäule zu Fall brachte. Der Name läßt durchblicken, daß es sich um eine, in einem Steinkreise befindliche Sonnenherme handelte. Oft wurden solche Steindenkmale durch Einmeißelung eines Kreuzes dem neuen Glauben gewidmet, wie dies bei dem hier abgebildeten, noch mit Runenschrift versehenen Menhir von der Insel Man (Fig. 38) geschehen ist.



Fig. 38.
Menhir mit Kreuz und Runenzeichen von der Insel Man.

Der Name Bauta- (d. h. Blut-) Steine, den diese Hirmen in Skandinavien führten, deutet an, daß bei ihnen häufig blutige Opfer gebracht, und der Stein wahrscheinlich dann mit dem Blute getränkt wurde. Dies konnte zum Andenken Verstorbener geschehen, denen das Blut neue Kräfte lieh, wie es in der Edda heißt: „Bautasteine stehen selten am Wege, wenn sie der Freund dem Freunde nicht setzt" (Havamal 71), oder als Opfer für Götter. Eine ähnliche Sitte besteht in einigen Gegenden Indiens, wo der roh wie ein Menschenhaupt zurechtgeschlagene Gipfel

des flachen Menhirs mit einem schwarzen, breit rot gesäumten Fleck versehen wird. Zu diesem Hirmen-Opfer scheint in Deutschland, wie in Griechenland, besonders der Ziegenbock geblutet zu haben; denn er war dem Hermes wie dem Irmin heilig, heißt in der deutschen Tiersage Hermen und in Westfalen noch jetzt Hiärmen, wie die Steinsäule selbst; auch die Namensumschreibung: Herman stoß nicht! für den Bock ist darauf zurückzuführen. In Griechenland blieb das Salben der an den Wegen stehenden Hermen bis in späte Zeiten gebräuchlich, und Theophrast hat uns noch aus seiner Zeit das Bild eines abergläubischen Narren vorgeführt, der stets sein Ölfläschchen bei sich führte, um jede Herme, bei der er vorüberkam, zu salben.

Obwohl nun diese Steinsäulen zu den verschiedensten Zwecken, sowohl als Denksäulen für Verstorbene, wie als Erinnerungsmale an allerlei wichtige Ereignisse und als unmittelbare Vertreter einer Gottheit errichtet wurden, so scheint sich doch allmählich aus ihnen der Begriff eines besonderen Hirmen-Gottes entwickelt zu haben. Der alte Dulaure († 1835) hat in seinem an phantastischen Verknüpfungen sonst nicht armen Werke über den Ursprung der Kulte sehr gut den untrennbaren Zusammenhang des Hermeskult mit den alten Steindenkmalen Europas dargethan und gezeigt, wie alle dem Hermes oder Merkur zugeschriebenen Geschäfte in solchen Steinsäulen ihren Ausgangspunkt hatten. Als Grabsäulengott wurde er Totenführer, und hier muß an jenen nach Lukanus bei den Galliern hoch verehrten Teutanus erinnert werden, den Laktanz einen Totengott nennt. In einer Handschrift des Livius wird ein dem Hermes Teutanus gewidmetes Steindenkmal bei Carthagena in Spanien erwähnt. An die in allen Ländern Europas übliche Aufrichtung von Holzpfählen oder Steinsäulen als Wege- und Grenzmarken knüpft sich die Verehrung des Hermes als Wege-, Handels-, Markt-, Feld- und Grenzgott, in welcher letzteren Eigenschaft die Römer ihn Terminus nannten.

Schon Court de Gebelin hat die Frage aufgeworfen, ob nicht der lateinische Name Mercurius, unter welchem der Handelsgott fast allein noch fortlebt, außer mit mercator und mercier (Kaufmann) noch mit dem altarischen Worte mark, sanskr. marcca Grenze, zusammenhänge, welches in so vielen deutschen Worten, wie Feldmark, Grenzmark, Markscheide (Grenzscheide), Gemarkung, Markstein, Markgraf (Grenzgraf) und bei Namen von Völkern wiederkehrt, die an den äußersten Grenzen eines Reiches saßen, wie Markomannen, Steiermärker, Altmärker, Ukermärker, Dänemärker u. s. w. Dieses Wort hat sich über alle Arierländer verbreitet, ihm entsprechen die französischen Worte marque, marge, vielleicht sogar das

hebräische marge-mah (Grenz-Steinhaufen) und das baskische marchola, Grenzpfahl. In den keltischen Sprachen ging das Wort über in merc, merk, wie z. B. in der Nieder-Bretagne die Grenze heißt, und kam so nach Italien, wo nach Gebelin der Name Merc-vir (Grenzmann) daraus entstanden sei.

Die letztere Ableitung lassen wir natürlich auf sich beruhen: Thatsache ist, daß in alten Schriften mehrfach Trilithen (S. 62) unter dem Namen fanum Mercoris und Bezeichnungen als Markore, Mercole vorkommen. Die Beziehungen zum Handel entwickelten sich daraus, daß ehemals an solchen Marksteinen Kaufleute und Händler, Abgesandte, Festgenossen, Sänger benachbarter Länder sich trafen, wodurch der Grenzgott zugleich zum Handels-, Botschafts- und Sängergott wurde. Es waren unverletzliche, neutrale Gebiete, und wir können uns aus vielen Stellen der Gesänge Ossians überzeugen, daß die Barden mit Vorliebe noch in späteren Zeiten ihre Gesänge in den heiligen Steinkreisen (Cromlechs) vor versammelter Nachbarschaft vortrugen. Es kann nun nicht verwundern, daß solche günstig für den Verkehr verschiedener Stämme gelegenen Ortschaften „bei den Steinen" häufig Anlaß zu größeren Ansiedlungen in späterer Zeit gaben, und darauf dürfte sich die in Westdeutschland so häufige Vorsilbe Mark- für Ortsnamen, die in Bayern Markt- lautet, das Wort Markt überhaupt und die Bezeichnung solcher Orte als „Märkte" herleiten. Eine Menge elsässischer wie französischer Ortsnamen, die durchaus nicht sämtlich römischen Ursprungs zu sein brauchen, schließen sich an, z. B. Mercweiller, Marcorignan, Mercuer, Mercuel, Melgueil, Mercour, Mercoire, Mercoeur, Mercure, Mercurol, Mercurey, Mirecourt (Mercurii curtis) u. A. Bei Loc-mariaquer (Merkursstein?) in Morbihan, von dessen großer Herme sogleich zu reden sein wird, heißt ein mächtiger Dolmen im Volksmunde Dol ar marc'hadourien (Tisch der Kaufleute). Auch Commercy, das alte Commerchia, auf der Grenze zwischen den früheren Herzogtümern Lothringen und Le Bar, gehört hierher. Schon oben (S. 260) erfuhren wir, daß Irmin (Ermis) auch in Altdeutschland als Marktgott auftrat. Für die Entstehung alter Ortschaften aus solchen Versammlungsplätzen bei den Steinsetzungen, wobei später leider die Steine häufig zum Hausbau verwandt wurden, ist die Nachricht des Pausanias (VII. 22), daß zu Paträ in Achaja der alte bärtige Marktgott (Hermes Agoraios) in Gestalt einer in das Haupt endigenden Steinsäule, inmitten oder in der Nachbarschaft eines Kreises aus etwa dreißig fast rohen, viereckigen Blöcken, wie sie den Griechen in den alten pelasgischen Zeiten heilig gewesen, aufgerichtet war, besonders lehrreich; denn hier glaubt man zu sehen,

wie der Markt bei dem alten Versammlungs-Cromlech mit der Herme in seiner Mitte entstanden war. Da nun auf solchen alten Denksteinen die ältesten Runen und Schriftzeichen eingemeißelt wurden, so galt Hermes auch als Erfinder der Buchstabenschrift. Besonders deutlich auf nordische Herkunft deutet die schon den alten Pelasgern eigene Verehrung des Fruchtbarkeitgottes (Hermes ityphallicos), von dem aber erst im nächsten Buche gesprochen werden kann.

Schon als Cäsar nach Gallien kam, fand er viele Heiligtümer des Merkur als eines „Gottes der Wege und Straßen“ daselbst vor (de bello gallico VI. 17), der aber in Deutschland, fast wie in Griechenland, Irmin oder Hirmin hieß, und dieser Name scheint bis nach Ägypten gelangt zu sein, woselbst Thoth, der ägyptische Merkur, häufig den Beinamen Hermai (man vergleiche das keltische hir-maen) führt. Die Irminsäulen, zu denen wohl auch die kolossale, zweiundzwanzig Meter lange, in vier Stücken zerbrochen am Boden liegende und auf ein Gewicht von zweihundertfünfzigtausend Kilogramm geschätzte Steinsäule bei der oben erwähnten Ortschaft Locmariaquer gehört, wurden auch in Norddeutschland oft in größerem Maßstabe ausgeführt. Hier war die berühmteste die durch Karl den Großen im Osning unweit Eresburg in Westfalen umgestürzte Irminssäule. Sie wurden ganz wie in Griechenland mit Vorliebe an den Kreuzungen alter Hauptstraßen aufgerichtet, und es führten von der Säule alte Irmins- und Wodenswege nach allen vier Himmelsrichtungen ins Land. Allein die Auffassung scheint in Deutschland allmählich eine viel tiefere geworden zu sein und die Irminsäule als Bild der Welt-Esche Yggdrasil gegolten zu haben. Ich glaube darin eine allgemeine nordische Weltansicht sehen zu sollen, die von der oben (S. 155 ff.) entwickelten Ansicht ausging, daß der Himmel am Nordpol von einem mächtigen Stamme gestützt werde, dessen Wurzeln zu allen Welten reichen, während sich die Zweige (als Wolkenbaum) unter dem Himmel ausbreiten und für Sonne, Mond und Sterne Raststätten bieten, während von dem Laube Tau und Regen herniederträufeln. Oben auf dem höchsten Gipfel sitzt die adlerhäuptige höchste Gottheit, während am Stamme sich die nach dem Adler blickende Schlange Nidhöggr ringelt, das Sternbild des Drachen, ein Symbol des Bösen, welches auf Vernichtung des Weltgebäudes ausgeht.

Dieses Weltbild, obwohl am klarsten in der Edda erhalten, kehrt vielfach in den Vorstellungen der südlicher gezogenen Stämme wieder; der Hesperidenbaum des Atlas mit den goldenen Früchten, um dessen Stamm sich der sie bewachende Drache windet, entspricht genau der Esche Yggdrasil, an welcher Idun die goldenen Äpfel der Unsterblichkeit bewacht; die Atlas-

töchter und Eschennymphen der Griechen sind den nordischen Nornen, die am Eschenstamm wohnen, gleichwertig, und der Ölbaum auf Tyrus, mit der seinen Stamm umwindenden Schlange, die nach dem Adler des Wipfels schaut (bei Nonnos), erscheint als später Nachklang der nordischen Sage. Denn aus den verwandten griechischen und persischen Sagen von der Erschaffung des Menschen aus Eschenholz, von den Honig träufelnden melischen Nymphen u. s. w. geht hervor, daß die Hoch-Esche (Fraxinus excelsior) des Nordens, die in England und Skandinavien bis vierzig Meter Höhe und einen Stammumfang bis zu achtzehn Metern erreicht, das Urbild dieser Vorstellung gegeben hat. Denn die südeuropäischen Manna-Eschen sind im Vergleiche mit diesen Riesenbäumen winzige Zwerge, die nicht den fünften Teil ihrer Höhe erreichen. Den Nordleuten war daher die Esche, die weiter nördlich geht als die Eiche, ein höchst wichtiger Baum, da sie ihnen das festeste Holz zu Speerschäften, Streitaxtstielen und zum Schiffsbau lieferte, so daß sich noch die Wikinger nach Adam von Bremen „Aschemannen" (Eschenmänner) nannten. Wenn in der auf Island niedergeschriebenen Edda die Eberesche statt der Hochesche als Thors Baum erscheint, so erklärt sich dies dadurch, weil die letztere dort nicht fortkommt; gegenwärtig ist eine acht Meter hohe Eberesche der höchste Baum Islands.

Die Irminsäulen scheinen nun, wie angedeutet, als kleine Abbilder der Weltsäule gegolten zu haben, und der gotische König Athanerich führte eine solche sogar auf seinen Wagen mit sich, um die des Christentums verdächtigen Unterthanen vor derselben opfern zu lassen. Darum übersetzte Einhard, Karl des Großen Geheimschreiber, Irminsul schon mit Allsäule, und Rudolf von Fulda († 865) sagt von den Sachsen, daß sie einen unter freiem Himmel aufgerichteten, „nicht eben kleinen" Baumstamm verehrt hätten, den sie in ihrer eigenen Sprache Irminsul nannten, was man auf Latein als universalis columna, quasi sustinens omnia wiedergeben könne. Das wäre die Weltsäule, welche das All trägt, und Grimm (S. 106) will in Irmin nur ein Steigerungswort sehen, welches die Irminsäule als die höchste, anbetungswürdigste aller Säulen hinstelle, wie Irmingot im Hildebrandslied den höchsten Gott, den Gott aller bezeichne. Allein ich kann diese auch von Menzel geteilte Ansicht nicht für richtig halten und sehe in Irmin vielmehr einen Namen des höchsten Gottes, der in Irminman (Mensch), Irminthiod oder ags. Eormencyn (Menschengeschlecht), d. h. Irmins Geschlecht, wiederkehrt. Nachkommenschaft wird im Beovulf Eormenstrynd genannt, und das erinnert an den die Volsunghalle beschattenden „Kinderstamm," in welchen Odin sein Schwert

stieß und dem vermachte, der es herausziehen könne. (Vergl. S. 249.) Wir finden hier eine ziemlich wahrscheinliche Berührung zwischen Irmins Säule und Yggrs Baum, und mir scheint daher Irmin die Übergangsstufe der Vorstellungen zu bezeichnen, in welcher die Weltregierung bei unseren Vorfahren von dem allgemeinen Himmels- und Sonnengott in seinen verschiedenen Gestaltungen (Zio und Tyr, Heru und Fiörgynn) durch Irmin und Thor auf den Sturmgott Wodan überging. Wodan war, wie wir sahen, ein sehr alter Wogen- und Sturmgott der Germanen, dessen Name Vata oder Vato sich schon in den Veden und in alten persischen Religionsschriften findet; aber er war vor der Abzweigung der Ost- und Südarier nicht der höchste Gott der germanischen Stämme, obwohl sich schon bei Ear oder Eor, von dem Ares, der arkadische Eriunos, und vielleicht Orion abstammen, dem leuchtenden Grundcharakter ein wenig von der stürmischen Natur des späteren Himmelsgottes beigemischt hatte. Diesen Charakter finden wir auch schon bei Irmin gesteigert.

Es ist möglich, daß ein im Namen Irmin liegender Anklang an eine andere Wortwurzel bei dieser Wandlung mitgewirkt hat. Saramejas (von saramâ, Sturm oder stürmende Bewegung) heißt eine Windgottheit der Veden, von der A. Kuhn den Namen und Begriff des Gottes Hermes ableiten wollte. Wir werden nicht so weit zu gehen brauchen, da wir in unserem Worte Sturm, im griechischen horme (Angriff), hormaino und hormao (ich setze mich oder andere in lebhafte Bewegung) dieselbe Wurzel haben, so daß Irmin oder Eormen auch als der Beweger oder Stürmer gedeutet werden konnte. Für uns Deutsche, die wir stürmen und stürmisch auf Wind und Wellen, Menschenthaten und Herzensgefühle anwenden, lag es in der Naturanlage, einen Gott solchen Charakters auf den Schild zu erheben, und so sind wir, bei denen Himmels- und Kriegsgott immer eine Person bildete, schließlich zu einem etwas rücksichtslosen Sturmgott gekommen. Bei Irmin war diese Natur aber noch nicht so ausgeprägt wie bei Odin, dem Sohne des Boreas.

Es war eine natürliche Folge der Vorstellungen vom Weltbaum, daß man sich den Himmelsgott in seinem Wipfel, wenigstens zeitweise rastend dachte. Darum thront dort Heimdall, Irmin, Thor, Odin, und selbst Zeus redet in Dodona aus dem Wipfel der ihm heiligen Eiche. Darum stellte man auf die Spitze der Säulen Bilder des Gottes Irmin. Panzer erzählt von einem christlichen Heiligen, St. Hirmon, dessen Bild ursprünglich auf einem Erlenstumpf im Walde stand und wiederholt dahin zurückkehrte, als man versucht hatte, das Bild in eine Kirche zu bringen. Es blieb daher nichts weiter übrig, als um den Stamm eine Kapelle zu bauen, um diesen

Säulenheiligen dem Christentum zu gewinnen; eine Geschichte, die ganz offenbar an die Aufnahme einer sehr lebhaft verehrten Irminsäule in eine Kirche anknüpft. (Simrock, S. 287.) Wie der Säulengott Irmin ausgesehen habe, kann man leicht aus den mittelalterlichen Schriftstellern erkennen, die da sagen, es habe ein Herkules-, d. h. Thorsbild mit Fellkleidung und Keule darauf gestanden. Diese Verwandtschaft von Irmin und Thor geht auch daraus hervor, daß Thor häufig der „starke Hermel" genannt wurde.

Ein ziemlich ausgedehnter und wiederum in der nordischen Sage am besten verständlicher Sagenkreis knüpft sich an die dem Thor, Zeus, Irmin und Hermes heiligen Ziegen und Böcke. Wovon leben die Götter im Wipfel der Weltesche? Sie speisen von den Äpfeln der Iduna (den Sternen?) und von dem niemals abnehmenden Eber Sährimnir (der Sonne?) und trinken dazu aus der vollen Mondschale, die sich zeitweise in ein Trinkhorn wandelt, aber immer von neuem wieder füllt, wenn sie auch zuzeiten ganz leer getrunken wird. Dieses Leben der nordischen Götter von Sonnen-, Mond- und Sternenlicht ist unstreitig ein schönes, poetisches Bild; aber wer füllt die Mondschale wieder? Oben auf dem Wipfel des Weltbaums weidet die Ziege Heidrun, von deren Euter so viel Milch fließt, daß sie eine mächtige Schale füllt, an der die Einheriar, d. h. die in Odins Halle aufgenommenen Helden, vollauf zu trinken haben.

Heidrun heißt die Ziege vor Heervaters Saal,
Die an Lärads Laube zehrt.
Die Schale soll sie füllen mit schäumendem Meth;
Der Milch ermangelt es nie.

Der Vergleich des Vollmondes mit einer Schale Milch oder Meth ist altarisch; wir werden ihr beim indischen Soma wieder begegnen, hier interessiert uns zunächst die Ziege Heidrun, welche offenbar einerlei ist mit der Ziege Amalthea, die den jungen Zeus nährte, wie bereits Friedreich, Hahn u. A. bemerkt haben. Die Ziege Heidrun kommt mit gutem Rechte auf den Gipfel des Weltbaums, weil sie bei uns das einzige, milchliefernde Tier ist, welches Baumlaub frißt. Bei Zeus wäre das unverständlich, wenn man nicht denken müßte, daß er ursprünglich ebenfalls im Wipfel eines Baumes wohnend gedacht worden wäre; denn nur kletternde und fliegende Tiere, nämlich außer der Ziege Bienen und Tauben, brachten ihm seine Nahrung. Daß die Griechen dieses kosmische Gemälde der Weltalls-Ziege in ihrer Amalthea weiterführten, geht daraus hervor, daß sie von dem nie zu leerenden Horn Amaltheas sprechen und dieses schließlich dem immer durstigen Herakles übergaben. Besonders beweisend aber ist ein

Mythus, den uns Eratosthenes in seinem Buche über die Sternbilder (Catasterismi, Kap. 13) aufbewahrt hat. Er erzählt darin, daß Zeus die Ziege, die ihn genährt, als er erwachsen war, schlachtete, um sich aus ihrem Fell eine unwiderstehliche Waffe gegen die Giganten zu fertigen, weil nämlich die Ziege auf dem Rücken das versteinernde Gorgonengesicht trug, welches die Riesen schon vorher so erschreckt hatte, daß sie ihre Mutter, die Erdgöttin, baten, die Ziege Amalthea in einer Höhle zu verbergen.

Es sind indessen hier mannigfache Vorstellungen zusammengeflossen, sofern sich der springende und stoßende Ziegenbock gleichzeitig als Bild der Windstöße (wie wir Sturmbock sagen), der hüpfenden Meereswellen und der im Zickzack springenden Blitze darbot. In einer mehr abgeleiteten Form wurde das schwarze Bocksfell zu einem Bilde der dräuenden Wetterwolke, aus der von allen Seiten Blitze hervorfahren, wenn Zeus Aigyochos dieses Bocksfell schüttelt, und daraus entstand wieder das Bild des schlangenumkränzten Medusenhauptes, die Ägis, eine Art Gewittermaske, welche Zeus wie einen dräuenden Schild verwertet, den er der Pallas Athene und den Sonnenkämpfern (Perseus), auch dem Apoll leiht, Züge, die samt und sonders darauf hindeuten, daß das Gottesfell (Dios Kodion) des Zeus aus einem Kult stammt, in welchem Sonnen- und Gewittergott noch in einer Gestalt vereinigt waren. Der Bellerophon-Mythus, der schon von Pott mit dem des Sonnenkämpfers Indra verglichen wurde, der die dunkle Sturmwolke (Vritra) besiegt, deutet wie der gesamte Gorgonen-Mythus darauf hin, daß die feuerspeiende Ziege (Chimära) ursprünglich feindlich gedacht war, und daß der Himmelskämpfer ihr das Fell abzog, um sich daraus Schild und Kleidung zu machen. Das heißt, die Blitzwaffe war früher die Waffe des einäugigen Sommer- und Fruchtbarkeitsgottes, der entthront sie dem neuen Himmelsgotte ausliefern mußte, daher die Kyklopen fortdauernd die Blitze schmieden. Daher sehen wir alle diese auf hohen Bergen thronend gedachten Gewittergottheiten (Thor, Perkunos, Zeus, Elias) in Ziegenfelle gekleidet, und so wallfahrteten ausgewählte Jünglinge der Stadt Demetrias, in frische und zottige Widderfelle gekleidet, hinauf zum Heiligtum des Zeus Akraios, d. h. des Gottes der Bergspitzen und des Wetters, auf dem Pelion.

Die Erzählung, daß Zeus seine Ägis aus dem Fell der nährenden Ziege Amalthea verfertigt habe, scheint aus einem Mißverständnis des oben erwähnten Heidrun- und Thormythus entstanden zu sein, und dies verrät sich ganz deutlich in einem kleinen Zuge der griechischen Dichtung. Es heißt nämlich bei Eratosthenes, Zeus habe die Knochen der Ziege Amalthea mit einem neuen Felle bekleidet und sie dann neu belebt und

unsterblich gemacht, um sie als Gestirn an den Himmel zu versetzen. Mittelst dieses Ziegenfelles (Ägis) aber, heißt es dann, habe er seine Kräfte verdoppelt. Hierbei ist noch zu ergänzen, daß die Alten das Gesicht im Monde als das Gorgonengesicht bezeichneten, also auch dadurch die Amalthea auf den Mond zurückführten.

Fast dieselbe Geschichte erzählt nun die Edda vom Thor, der ebenfalls einen (aus Ziegenfell gefertigten?) Stärkegürtel besaß, mit dem er seine Kraft verdoppeln konnte. Thor fuhr mit seinem mit Böcken bespannten Wagen durch das Riesenland und mit ihm Loki. „Da kamen sie des Abends zu einem Bauern und fanden da Herberge. Zur Nacht nahm Thor seine Böcke und schlachtete sie, darauf wurden sie abgezogen und in den Kessel getragen. Und als sie gesotten waren, setzten sich Thor mit seinem Gefährten zum Nachtmahl. Thor bat auch den Bauern, seine Frau und seine Kinder mit ihm zu speisen. Des Bauern Sohn hieß Thialfi und seine Tochter Röskwa. Da legte Thor die Bocksfelle neben den Herd und sagte, der Bauer und seine Hausleute möchten die Knochen auf die Felle werfen. Thialfi, des Bauern Sohn, hatte das Schenkelbein des einen Bockes, das schlug er mit einem Messer entzwei, um zum Mark zu kommen. Thor blieb über Nacht da, und am Morgen stand er auf vor Tag, kleidete sich, nahm den Hammer Miölnir und erhob ihn, die Bocksfelle zu weihen. Da standen die Böcke auf; aber dem einen lahmte das Hinterbein. Thor befand es und sagte, der Bauer oder seine Hausgenossen müßten unvorsichtig mit den Knochen des Bocks umgegangen sein; denn er sähe, das eine Schenkelbein wäre zerbrochen. Es braucht nicht weitläufig erzählt zu werden, da es ein jeder begreifen kann, wie der Bauer erschrecken mochte, als er sah, daß Thor die Brauen über die Augen sinken ließ, und wie wenig er auch von den Augen noch sah, so meinte er doch, vor der Schärfe des Blicks zu Boden zu fallen. Thor faßte den Hammerschaft so hart mit den Fingern an, daß die Knöchel davon weiß wurden. Der Bauer gebärdete sich, wie man denken mag, so, daß alle seine Hausgenossen entsetzlich schrieen und alles, was sie hatten, zum Ersatze boten. Als Thor ihren Schrecken sah, ließ er von seinem Zorn, beruhigte sich und nahm ihre Kinder Thialfi und Röskwa zum Vergleich an; die wurden nun Thors Dienstleute und folgten ihm seitdem überall."

Den Beweis dafür, daß diese Sage auch in Deutschland und zwar von Irmin erzählt wurde, findet Simrock (S. 286) in der Legende des Bischofs Germanus, welcher Thors Wunder der Wiederbelebung der Böcke an einem Kalbe wiederholt, welches ein armer Hirte ihm und seinen Gefährten geschlachtet. Nach der Wiederbelebung empfing der Heilige den Namen Herman, der unmittelbar auf Irmin zurückführt. Im „Heiligen-Lexikon" (Köln und Frankfurt 1719, S. 807) finde ich die Geschichte eines h. Germanus, der auf Befehl eines Engels auf einem Wagenrade von England übers Meer nach Frankreich fuhr — ein Zug, der ebenfalls aus der Irmins-Mythe stammt — und dann einen Knaben, den ein siebenköpfiger Drache umgebracht, neu belebt und den Drachen in einen

Teich senkt. Dieser Drache erinnert an das Meeresungeheuer Grendel, mit welchem Thor-Beovulf kämpfte. Der zu einem Bischof von Auxerre erhobene und im Seeunwetter angerufene Germanus, der später Hermann (ital. Ermanno, Erminio) genannt wurde, ist nun offenbar identisch mit dem St. Ermo oder St. Elmo in Neapel, nach dem das im Gewitter so häufig sichtbare St. Elmsfeuer seinen Namen erhalten hat. Es steckt in demselben nicht, wie Piper (Das St. Elmsfeuer, Berlin 1851) glaubte, ein heiliger Erasmus, sondern der nordische Gewittergott Irmin, wie besonders deutlich daraus hervorgeht, daß der heilige Elias, den wir sogleich als einen ferneren Abkömmling des Irmin erkennen werden, gerade so mit dem St. Elmsfeuer ausgestattet wurde, wie dieser Heilige. Daß er vor ca. vierhundert Jahren nicht St. Elmo, sondern St. Ermo hieß, beweist unter anderen jene Stelle in Ariosts „rasendem Roland," wo es nach der Übersetzung von Streckfuß heißt:

Und völlig siegten heut die grimmen Wogen,
Hielt nicht geschwind die Wut des Sturmes ein.
Doch bald erheit're sich des Himmels Bogen,
Verheißt St. Ermos längst ersehnter Schein,
Der auf dem Bugspriet leuchtend aufgegangen,
Weil man gekappt, so Mast als Segelstangen.

Die Ähnlichkeit der griechischen mit der nordischen Erzählung erhellt noch daraus, daß nicht nur Zeus, sondern auch Thor durch die Tötung des Ziegenbockes seine Macht verdoppelte, indem er den Blitz als Waffe gewann. Denn der als Sühne für den lahmenden Bock empfangene ständige Begleiter Thors, Thialfi, das „schnellfüßigste aller Wesen," ist nichts anderes als der Blitz, der den ganzen Himmel im Nu durchläuft, wie dies besonders deutlich aus der schönen Edda-Erzählung von dem bei Utgardloki veranstalteten Wettlaufen zwischen Thialfi und Hug hervorgeht. Zu Thors größtem Erstaunen läuft Hug doch noch schneller als das schnellste aller Wesen, der Blitz; allein sein Erstaunen schwindet, als Utgardloki ihm erklärt, Hug sei der Gedanke, das einzige, was selbst noch den Blitz an Schnelligkeit übertrifft. Eines ähnlichen Wettstreites zwischen Loki und Logi gedachten wir schon oben S. 157. Im Hymirliede der Edda heißt es, nicht Thialfi, sondern Thors Begleiter Loki hätte das Hinken der Böcke verschuldet. Wurde er dafür auch als Blitzfeuer dem Thor dienstbar und bezieht sich darauf die Sage, Thor habe den von den Winterriesen gefangenen Loki (das Blitzfeuer) im Sommer wieder befreit? Sehr merkwürdig ist, daß die Vorschrift, die Knochen des Opfertieres nicht zu zerbrechen, damit es mit unzerbrochenen Knochen wieder erstehen könne, auch im alt-

jüdischen Ritus wiederkehrt; es wird uns dies aber weniger verwundern, wenn wir erkannt haben werden, daß auch Irmin-Thor und der Prophet Elias völlig eine Person darstellen.

Zum Nachweis dieser Beziehungen werden wir im folgenden Kapitel übergehen und zunächst den Weg Irmins, der bei den Goten Airmana hieß, nach Indien verfolgen. Wir begegnen ihm in den Veden als Aryaman, ohne in ihren ältesten Teilen (Rigveda) etwas von dem bösartigen Charakter zu bemerken, den er später als Ahriman bei den Persern annahm. Er ist, wie im europäischen Norden, der wohlwollende, unermüdliche, verehrungswürdige Sieger, kurz, ein wohlthätiger Licht-, Gewitter- und Himmelsgott, der die Gaben des Himmels verteilt und seine Kinder segnet.

„Aber später,“ sagt A. Maury (Croyances et Légendes de l'Antiquité, Paris 1863, p. 61), „wurde Aryaman dort der Aditya des Todes, die todbringende Sonne; denn man weiß, wie gefährlich unter dem brennenden Himmel Indiens die Sonnenstrahlung wirkt. Der bloße Einfluß der zerstörenden Sonnenstrahlen kann einen plötzlichen Tod herbeiführen. Auf diese Weise lieferte Aryaman der Religion des Zoroaster den Typus der (aus Prinzip) bösen Gottheit, die Idee eines beständig dem Ormuzd und Mithra entgegenwirkenden Wesens. Der antagonistische Charakter dieser alten Sonnengottheit tritt im Aryaman des Rigveda nur schwach hervor (stärker schon in den Kommentaren), und er wird dort niemals verflucht wie der Ahriman der Perser. Der arische Schäfer widmet ihm seine Segenswünsche und ruft ihn mit Varuna, mit Mithra, mit Savitri, wie einen edeln Sohn der Aditi an.“

Der Ormuzd, der sich über ihn erhob, entstammt derselben Wortwurzel, und wir haben hier einen Ersatz vor uns, ähnlich wie er bei uns erfolgte, als Odin den Irmin verdunkelte, und wie Odin selbst nach der Einführung des Christentums zum Teufel wurde. Dieser Zusammenhang zwischen Irmin und Ahriman wird noch deutlicher hervortreten, wenn wir im übernächsten Kapitel den Sagenkreis untersuchen, der sich an Irmins Wagen geknüpft hat, allein seine Unverkennbarkeit wird dadurch bezeugt, daß schon Leibniz (Scriptor. rer. Brunsv. II. 9) auf die Verwandtschaft des Arminius der Germanen mit dem Ahriman der Perser hingewiesen hat.

34. Helias, Helios, Elias.

In der niederrheinischen Form der Sage vom Schwanenritter (Lohengrin) führt der aus weiter Ferne herziehende Beschützer der bedrängten Unschuld den Namen Helias, der in merkwürdiger Weise an den altgriechischen Sonnengott Helios erinnert. Der nordische Helias ist nun

offenbar eine Verjüngung des von einem Schwan begleiteten Himmels- und Rechtsgottes (Thing-az), von dem wir oben (S. 245) gehandelt, und da er aus Jerusalem kommt, könnte man leicht eine Ableitung von Heiland vermuten. Allein die Sache liegt höchst wahrscheinlich umgekehrt, und alle diese Namen stammen von einer altgermanischen Sonnengottheit, die vielleicht den Namen Svalyas führte. In der Edda, wie in dem Sanskritworte svalya (sonnig) hat sich dieser Name, von dem sowohl Helios als Sol oder Sulis abzuleiten sind, erhalten, und es heißt in ersterer:

Svalin heißt der Schild, der vor der Sonne steht,
Der glänzenden Gottheit,
Brandung und Berge würden verbrennen,
Sänk' er von seiner Stelle.

Dieser Sonnenschild Svalin wurde nun als Sonnenritter personifiziert, und daher heißt derselbe in der älteren Schwanenrittersage auch Skiöld, Scild, Schild, Schiltung. Wir finden dieselbe Wurzel in dem alten Beinamen des nordischen Sonnengottes Svafurthorin (der Sonnenkühne), und im nordischen Sonnenlied (Solarliod), einer Dichtung aus christlicher Zeit, stellt der gelehrte Sämund die christliche Sonne (Sol) der heidnischen (Svafur) entgegen. Auch der Name des slavischen Sonnengottes (Svatovit oder Svantowit) und des slavischen Sonnenstiers (Svalotur) schließen sich nach Bergmann hier an. Die Ableitung des Namens der nordischen Sonnengöttin Sulis, lit. Saule, got. Sauil von obiger Wurzel liegt sehr nahe, während man für Helios schon immer auf die Zwischenform abelios (S. 186) angewiesen war, die sich in keltischen Ländern und auf Kreta erhalten hatte und vielleicht auf savelios zurückgeht. Der gehauchte Doppellaut (sv) ging in h über, und dies ist wahrscheinlich bereits im nördlichen Europa geschehen, wohin die Griechen ihre Heliaden versetzten; denn wir finden hier die Namen Heljäger für den jagenden Himmelsgott, Hellwagen für Himmelswagen (Helios-Wagen) und viele Helwege, die Grimm meines Erachtens zu schnell als Wege zur Hel deutete.

Die wichtigste Übereinstimmung liegt aber darin, daß Helios den älteren Griechen nicht wie Apoll als einfacher Sonnengott galt, sondern als eine Verschmelzung von Sonnen- und Gewittergott, genau so wie Cernunnus, Irmin-Thor und Perkunas. Dem Helios war der Wagen mit den vier weißen Rossen gewidmet, die zu Korinth Eoos und Äthiops, Bronte und Sterope, d. h. Licht und Glanz, Donner und Blitz, genannt wurden. Sein sehr alter Kult in dieser Stadt war ein Mittelding zwischen dem des Apoll und des Zeus Keraunios; auch auf Vasenbildern wird ihm der Blitz beigelegt, und selbst Apoll kommt noch mit dem Blitzschilde des

Zeus bewaffnet vor; kurz, wir haben hier, wie auf Rhodos deutliche Nachbilder jener nordischen Wagengötter, in denen Zeus und Apoll noch verschmolzen waren, um sich erst später völlig zu scheiden. Wir werden dies besonders deutlich erkennen, wenn wir von der nordischen Vorstellung des Wagengottes im besondern sprechen; zunächst wenden wir uns zu einer anderen Form des Helios, dem Propheten Elias, der uns den Beweis liefert von der außerordentlichen Verbreitung, den der Kultus des nordischen Helios im ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung im östlichen Europa und in Vorderasien gefunden hat.

Wenn wir die Gestalt des biblischen Elias näher betrachten, so müßten wir unter der Voraussetzung, eine historische Gestalt vor uns zu haben, schließen, Irmin-Thor und Helios seien nur seine Nachbilder, so vollkommen ist die Übereinstimmung, namentlich mit dem nordischen Gotte. Ganz in der Kleidung Thors, d. h. mit zottigem, von einem ledernen Gürtel zusammengehaltenen Ziegenfell, tritt er vor König Ahab und verkündigt, daß in den nächsten Jahren weder Tau noch Regen fallen solle, bis die Schuld durch Bekehrung gesühnt sei. Er giebt sich ferner als Gewittergott zu erkennen, indem er das Opfer wiederholt mit dem Blitzstrahl entzündet, erweckt tote Kinder, nimmt als steten Begleiter (wie Thor den Thialfi) den Elisa zu sich und fährt endlich „im Wetter“ auf einem feurigen Wagen, der mit Flammenrossen bespannt ist, lebendig zum Himmel, um später zum jüngsten Gericht wiederzukehren, wiederum wie Thor, der dann die Midgardsschlange erschlagen wird.

Das sind Übereinstimmungen, die kein Mensch für Zufall halten kann, um so weniger, als in den Ländern, die auf dem Wege zwischen Germanien und Palästina liegen, Elias noch viel entschiedener mit Irmin-Thor verschmilzt als in Palästina, wo ja ums Jahr 1200 v. Chr. Arier wohnten und Herakles ebenso als Simson in die jüdische Geschichte aufgenommen worden war. Bei den Osseten im Kaukasus, den Nachkommen der blonden Alanen, die sich selbst Irons, d. h. Herus Söhne nennen, gilt, wie Klaproth (Reisen in den Kaukasus II. 601—606) berichtete, Ilia als der im Gewitter waltende „Herr der Berggipfel,“ ganz dem Thor, Perkun und Zeus entsprechend, und wenn jemand vom Blitze erschlagen wird, so sagen sie, ähnlich wie die alten Etrusker und Römer von ihrem Jupiter, Ilia habe ihn zu sich genommen. Die Hinterbliebenen erheben ein Freudengeschrei, tanzen um den Leichnam und singen: „Ellai, Ellai, Herr der Felsengipfel!“ Neben dem Steinhaufen des Grabhügels wird eine große Stange aufgerichtet und daran das Fell eines schwarzen Ziegenbockes befestigt. Auch sonst opfert man dem Elias Ziegen, wenn man ihn als

Wetterheiligen um Abhaltung von Hagel beim Gewitter und um eine gute Ernte anfleht. Von den kaspischen Cirkassiern berichtete schon der alte Persien-Reisende Olearius, daß sie am Elias-Tage Ziegen opfern und das Fell an einer Stange aufrichten.

In neuerer Zeit fand der französische Reisende Theodor Bent in Griechenland und auf den Inseln zahlreiche Beziehungen zwischen dem alten Helioskult und dem (wie er glaubt) jungen Eliaskult; allein die Verwandtschaft ist uralt. In Makedonien traf er Legenden von einem Sonnenhelden Heliojenni, der sich mit dem alten Perseus identisch zeigte, und ebenso ist St. Georg und Michael hier und da an die Stelle des alten Sonnenkämpfers getreten und wird mit der Himmelfahrt einer Sonnenbraut verbunden. Dabei schauen aus der dürftigen christlichen Einkleidung immer wieder Einzelheiten hervor, die nur aus der Edda verständlich sind. So wird Elias in „Schotts Walachischen Märchen“ (S. 281) als ein sehr hitziger Patron geschildert, der wie Thor mit dem Donnerkeil alle schlechten Menschen sofort zerschmettern möchte, bis der Herr seinen rechten Arm lähmte, damit er nicht alles in Grund und Boden schlage. Man erkennt sofort den einarmigen Himmelsgott der Edda, der bei der Götterdämmerung dem Wolfe Fenrir erliegt, wenn Thor mit der Midgardschlange ringt. Ein bayerischer Schriftsteller des achten Jahrhunderts schildert (also lange vor Niederschrift der Edda), wie Elias mit dem Antichrist ringt, und wie von dem zur Erde triefenden Blut des todwunden Elias alle Berge entzündet werden, ein Mythos, der, wie Norck richtig bemerkt, zugleich an die Phaëthonssage erinnert, auf die wir bald zurückkommen.



Fig. 39.
Der Prophet Elias.
Nach einem normänn. Klosterbilde.

In einer 1080 von dem Normannenfürsten Roger von Sizilien bei Messina errichteten Eliaskirche befand sich ein Gemälde des Elias, welches den Propheten so darstellte, wie sich eben die Germanen und Skandinavier ihren Irmin und Thor vorstellten. Er war nämlich mit einem Rock von Ziegenfellen bekleidet, der ihm nur bis zum Knie ging und die bloßen Füße sehen ließ, über die Schultern breitete sich ein feuerroter Mantel, das Haupt war mit einer goldbesetzten roten Helmmütze bedeckt, und die rechte Hand hielt ein Schwert empor, auf dessen Spitze das in den Ge-

wittern so häufige St. Elmsfeuer lodert. (Fig. 39.) Es verschmolz also dieses Bild vollkommen den Propheten Elias mit dem christlichen Heiligen St. Ermo, den wir oben (S. 270) als Nachbild Irmins kennen gelernt haben. Als man im Jahre 1670 bei Gelegenheit einer Verlegung des baufällig gewordenen Elias-Klosters jenes ehrwürdige, sechshundert Jahre alte Bild in seiner früheren Form zu erneuern gedachte, erhoben die nach dem Elias-Berge Karmel benannten Mönche (Karmeliter), die sich als die allein berechtigten Pfleger des Eliaskultes ansahen und wohl den heidnischen Ursprung jenes Bildes witterten, ein großes Geschrei, und es entstand ein zehnjähriger Streit, den Norck im „Festkalender" (Stuttgart, 1847, S. 479—486) ausführlich geschildert hat, und der damit endigte, daß Elias doch nicht in der Karmeliter-Tracht, wie die Mönche wollten, sondern mit dem altheiligen Rock aus Ziegenfellen und dem Stärkegürtel, sowie mit einem safranfarbigen Mantel dargestellt wurde. Die lehrreiche Verschmelzung des Elias- mit dem St. Ermo-(Irmin-)Typus scheint übrigens sehr volkstümlich geworden zu sein; denn wir begegnen ihr auch in jener dem Baccio Baldini zugeschriebenen Kupferstichfolge des XV. Jahrhunderts, welche die Propheten des alten Testaments vorführt und den als Helia bezeichneten Elias darstellt, wie er ein St. Elmsfeuer auf der flachen Hand hält. Alle diese Erscheinungen sind fast nur unter der Annahme verständlich, daß der altarische Irmins-Kultus im Volke immer fortgedauert hat; obwohl die Priester den Heiligen hier in Helios und da in Elias umtauften, es ist immer der nämliche, mit Blitz, Donner und Sonnenstrahlen ausgerüstete Wagengott, dessen Räder die tiefsten und bleibendsten Spuren nur im altarischen Nordeuropa hinterlassen haben.

35. Der Himmelswagen und das Märchen vom Däumling.

Wenn es auch richtig ist, daß die Nordarier sich dadurch von den semitischen Völkern des Südens unterschieden, daß sie den Sternen verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit zuwendeten und, abgesehen von dem an Morgen- und Abendstern geknüpften Sagenkreis, niemals eine eigentliche Planeten-Religion gehabt haben, wie die Akkadier und Assyrer, so leidet diese Regel eine Ausnahme bei dem auffallendsten Gestirn des nörd-

lichen Himmels, dem von jedermann gekannten Sternbilde des großen Bären. Wir, die wir ganz auf klassischer Bildung fußen, nennen es mit diesem von den Griechen erfundenen Namen, obwohl es bei unseren Vorfahren niemals so hieß, sondern stets der Himmelswagen genannt wurde, welcher Namen sich ganz unmittelbar aus dem Bilde selbst ergab, da vier Sterne den vier Rädern eines Wagens, drei andere der Deichsel, oder drei hintereinander (wie es im Westen jetzt noch üblich ist) in einer Linie vor den Wagen gespannten Zugtieren entsprechen. An dieses Sternbild, welches in der nördlichen gemäßigten Zone niemals vom nächtlichen Himmel verschwindet, sowie an sein beständiges Umkreisen des Pols hat sich ein sehr umfangreicher Sagenkreis geknüpft, der zu den wichtigsten Beweismitteln vom nordischen Ursprunge aller reinarischen Religionsvorstellungen gerechnet werden darf.

Unsere Gedanken schweifen auf eine Zeit zurück, die den Wagen noch nicht kannte, und die deshalb in diesen wenigen, den Pol unablässig umkreisenden Gestirnen etwas anderes als einen Wagen sehen mußte, und da bietet sich uns die von dem alten Varro und seinem Lehrer Älius Stilo als uralt bezeichnete Vorstellung von sieben auf einer Dreschtenne im Kreise gehenden Rindern, nach denen der Norden seinen Namen Septemtrio erhalten habe, was soviel wie Siebenrind bedeute, da trio im alten Latein einen Ochsen bezeichne. Max Müller hat zwar diese Erklärung bemängelt, indem er meint, die triones seien eine Abkürzung von striones = steriones = Sterne, und Septemtrio heiße einfach das Siebengestirn; allein Gaston Paris hat in seiner kleinen Schrift: «le petit Poucet et la grande Ourse» (Paris 1875) gezeigt, daß wir alle Ursache haben, die Varronische Deutung für richtig zu halten, was schon daraus hervorgeht, daß ein neben dem Bären stehendes Gestirn, der sogenannte Bärenhüter (Arkturos oder Arktophylax) der Griechen, noch jetzt den Namen des Ochsentreibers (Bootes) führt.

Gaston Paris hätte für die Richtigkeit jener Angabe Varros noch die weite Ausdehnung ähnlicher Auffassungen anführen können, so die Deutung der Kirghisen, welche den Polarstern Demir-Kassyk (eiserner Pfahl) und das Sternbild des großen Bären Dschedi Karabtschi (die sieben Diebe) nennen, weil sie nämlich meinen, an dem eisernen Pfahl seien zwei Pferde (d. h. die beiden hellsten Sterne des kleinen Bären) festgebunden, die von sieben kecken Dieben immerwährend verfolgt werden, wobei allesamt den eisernen Pfahl (Polarstern) umkreisen (vergl. Fintsch, Reise nach Westsibirien, Berlin 1879 S. 168). Diese Sage von den Viehdieben scheint viel älter zu sein, wie die von den sieben weisen Rischis

der Inder, die den Nordpol anbetend umkreisen, und welche Max Müller (II. 339—346) zu dem von G. Paris gebilligten, aber meiner Ansicht nach ebenso unglücklichen Versuch mißbraucht hat, zu erklären, warum die Griechen den großen Wagen als Bären bezeichneten. Er meint nämlich, das Wort riksha bedeute im Sanskrit gleichzeitig einen glänzenden Stern und einen Bären (wegen des glänzend braunen Fells!) und so sei aus dem Siebengestirn der Inder das Bärengestirn der Griechen entstanden, der griechische Name für den Nordpol (Bären-Pol oder Arktischer Pol) also aus einem ähnlichen Mißverständnis wie die Varronische Deutung des römischen Namens Septemtrio hervorgegangen.

Man bleibe uns mit solchen geschraubten Erklärungen vom Halse! Wäre das richtig, so hätte aus den sieben Rischis ein Siebenbärengestirn entstehen müssen; der Bär wurde vielmehr von den Griechen erfunden, um das Himmelsgemälde von der wilden Jagd (S. 159) zu vervollständigen, und sorgfältige Beobachter, wie Buttmann, haben bestätigt, daß das homerische Bild des sich furchtsam nach dem Orion umschauenden Tieres sehr leicht in diesem Gestirne zu erkennen ist. Übrigens erwähnt Homer jedesmal, wenn er der Bärin gedenkt, die später mit der Kallistosage in Verbindung gebracht wurde, daß dieses Gestirn früher der Wagen genannt worden sei, und er nennt den Bärenhüter (Arktophylax) der späteren Griechen noch den Ochsentreiber (Bootes). Nicht als „sieben Rischis," sondern als der den Polberg umkreisende Arierwagen (arya-ratha) war der Name des Sternbildes nach Iran gelangt, und Lenormant glaubt, daß davon der Ararat seinen Namen empfing (S. 10). Allein der uralte Mythus von den sieben, um den Pol kreisenden Rindern, die von einem Diebe verfolgt wurden, scheint immer wieder hindurch, nicht allein in der ältesten Hermessage, auf die wir sogleich zurückkommen, sondern auch in derjenigen von Theseus und Peirithoos.

Peirithoos, dessen Name nach Pott einen Umläufer bezeichnet, gewann des Sonnenhelden Theseus Freundschaft, indem er ihm, geradeso wie Hermes dem Apoll, seine Rinder wegtrieb, und war ein Sohn des Zeus von der Gemahlin des Ixion, dessen Name Bréal von Akshivan, dem Rad- oder Wagenmann ableitet, und der, ewig auf ein Rad geschmiedet, selber nichts anderes als ein Bild des kreisenden Polgestirns zu sein scheint. Dafür spricht auch, daß der Ochsendieb Peirithoos ebenso einen Angriff auf die Persephone, wie Ixion auf die Here macht: Nachklänge einer uralten Sage, die wir später kennen lernen werden, und die auch in der Sage anderer Himmelsstürmer wie Phaëthon, Ikarios, Bellerophon u. a. wiederkehren. Die Beziehung des Ochsendiebes Peirithoos

auf das Polgestirn scheint auch daraus hervorzugehen, daß ihn die Ilias (XIV. 318) einen „göttergleichen Lenker“ nennt.

Wie es sich damit aber auch verhalten möge, jedenfalls war das Gestirn bei den europäischen Ariern schon lange vor den Tagen des Homer zu einem neuen Namen gekommen: von den sieben Ochsen, die um den Pol kreisen, waren nur drei übrig geblieben, die einen vierrädrigen „Himmelswagen“ ziehen. Dieser Name findet sich außer bei den germanischen Völkern des Nordens und den von ihnen beeinflußten Griechen, Römern, Spaniern und Franzosen, Persern und Indern, nur noch bei slavischen und finnischen Nachbarstämmen der Germanen und „niemals,“ sagt Grimm (S. 688), „weder in altdeutschen Sprachdenkmälern, noch bei Slaven, Litauern, Finnen, (findet sich) die von dem Tier (Bär) herrührende Benennung, obschon gerade diese Völker den Bär in Sage und vielleicht im Kultus auszeichneten.“ Es ergiebt sich also auch hieraus, daß das Bärengestirn eine jüngere Erfindung der Griechen war; denn wenn der Name nach Max Müller (mitsamt den Ariern) aus Indien stammte, so müßte Nordeuropa ihn ebenfalls von jeher gehabt haben.

Dieser Wagen wird nun im Norden allen jüngeren Himmelsgöttern beigelegt, nämlich dem Thor, Irmin, Odin und Ing, nicht aber dem älteren Zio oder Tyr, der aus einer Zeit stammt, wo man den Wagen noch nicht kannte; ganz im besondern führt Thor den Beinamen des Wagengottes, und es wird in einer schwedischen Chronik von ihm gesagt, daß er die sieben Sterne in der Hand halte, wenn er seinen Wagen besteige (Grimm S. 687). An die Stelle von Wodens-, Herra- (Heru?-), Irmins-Wagen treten auch die Namen von Karls- und Artus-Wagen, weil diese Fürsten vielfach in der Heldensage an die Stelle der Götter getreten sind. Da dieser Wagen aber ganz besonders an Irmins Namen geknüpft wird, in welchem Licht- und Gewittergott noch vereinigt waren, so sind eine Menge Anzeichen vorhanden, welche den Wagen des Helios, Elias und Apoll, sowie den des Zeus und Ormuzd mit dem nordischen Himmelswagen verknüpfen, was besonders aus späteren Betrachtungen über den Wagenlenker hervorgehen wird. Wir haben also mit der auffallenden Thatsache zu rechnen, daß im Norden von einem besonderen Wagengott, dem Irmin oder Thor die Rede ist, der auch Ökuthor (Wagenthor), Reidityr (der fahrende Gott) und Hafradróttin heißt, weil Böcke vor seinen Wagen gespannt sind. Wahrscheinlich schrieb man ihm die Erfindung des Wagens zu, und so erklärt sich, daß Wagenräder im Norden als religiöse Abzeichen erscheinen. Denn hier wurden in mehreren Exemplaren mit Anhängseln versehene bronzene Wagenräder gefunden, die allem

Anscheine nach als priesterliche Abzeichen gedient haben (Fig. 40); aber auch auf gallischen Helmen taucht das Wagenrad in einer Form auf (Fig. 41), die den Schluß erlaubt, daß sich der Träger in den besonderen Schutz des Wagengottes, der dort Taranis hieß, begeben hatte. Dem Nomaden der nordischen Steppenländer war der Wagen doppelt wichtig, weil er sein fahrendes Habe, das bewegliche Holzhaus trug, und daher erklärt sich wahrscheinlich der Umstand, daß Thor auch zum Gotte der Siedler, die einen neuen Herd gründeten, wurde.

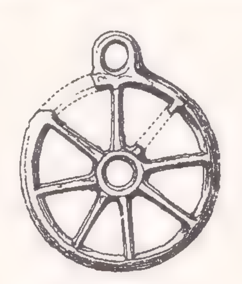


Fig. 40.
Bronzerad ($^1/_3$).
(Nach Sophus Müller „Nordische Bronzezeit.")

Was nun die Verbindung des Sternbildes mit dem Wagengotte betrifft, so scheint die Idee einerseits von der allgemeinen Vorstellung des Aufenthalts der Götter am Nordpol und andererseits davon auszugehen, daß der Wagen des Nachts leer kreist, da der Gewittergott ihn dann nur selten, der Sonnengott niemals braucht. Auch Irmin und Odin wurden am Himmelspol auf dem Gipfel des Weltbaumes ruhend gedacht (vergl. S. 264—266), und diese Vorstellung drückt sich besonders in einem dem Odin beigelegten Beinamen (Hjarandi) aus, der ihn als den am Pole hängenden Gott bezeichnet. Hjarastjarna heißt nach Magnusens Lexikon der Polarstern. Wahrscheinlich bedeutet der Name Hangagod dasselbe und eben dahin deutet die Bezeichnung der im Polarsterne wipfelnden Welt-Esche als Yggdrasil, d. h. Yggrs oder Odins Träger (Reitpferd). Darauf beziehen sich auch die geheimnisvollen Verse im Eingange von Odins Runenlied:



Fig. 41.
Gallischer Helm vom Triumphbogen von Orange.
(Nach Duruy „Römische Geschichte.")

Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
Neun lange Nächte,
Vom Speer verwundet, dem Odin geweiht
Mir selber ich selbst,
Am Ast des Baumes, dem niemand ansieht,
Aus welcher Wurzel er sproß.

Braun hat in seiner Naturgeschichte der Sage, wie ich aus Hahn (S. 517) sehe, den Sonnenaar Yggdrasils mit dem adlerhäuptigen Ormuzd verglichen; ich weiß nicht, ob er auch bemerkt hat, daß im Zendavesta die sieben um den Pol kreisenden Sterne die sieben Iringe (haptas Iringas)

genannt werden. Die sonst nur aus der germanischen Sage bekannten Iringe, von denen in der Folge mehr die Rede sein wird, sind die Söhne des Er (Heru); aber ebenso haben wir die sieben Söhne des Helias in der flandrischen Sage, die sieben um den Pol kreisenden Rischis bei den Indern, und die sieben Söhne des Helios werden von Pindar (Olymp. VII. 72) als die Weisesten ihrer Zeit bezeichnet. In den christlichen Zeiten verdunkelte sich natürlich auch diese Sage, man machte einen Fuhrmann daraus, der einst den Heiland (Helias?) gefahren, der ihm dafür zum Lohn das Himmelreich versprochen. Der Fuhrmann aber sagte, er wolle lieber in Ewigkeit fahren, vom Aufgang bis zum Niedergang, wie der wilde Jäger alle Ewigkeit zu jagen wünschte. Beider Begehren wurde erfüllt, der Wagen fährt am Himmel beständig rückwärts im Kreise wie Hackelberg ewig jagt und sich des Wagens wohl auch gelegentlich als Jagdwagen bedient; denn derselbe heißt auch Hackelbergs Wagen.

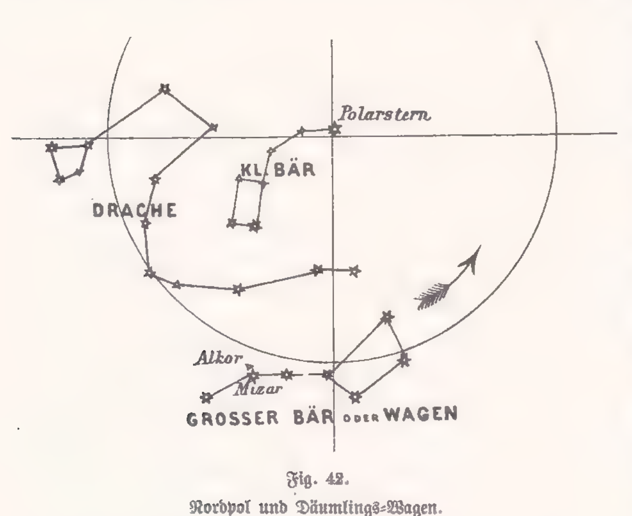


Fig. 42.
Nordpol und Däumlings-Wagen.

Man kannte aber auch den Namen des Fuhrmanns und zeigte ihn als einen kleinen Stern, der auf dem mittelsten Deichselstern, oder vielmehr auf dem mittelsten Zugtier „reitet,“ es ist Dümeke oder Dümke der Niederdeutschen, der in Mecklenburg Duming, in Holstein Hans Dümken, in Westfalen Zup-Dümeken genannt wird, weil er den Wagen rückwärts zieht (torügge zupt) und dadurch die schiefe Stellung von Zugtieren und Deichsel bewirkt. Alle diese Namen gehen auf den Däumling der Volksmärchen, und bei den Wallonen heißt das ganze Sternbild Chaur-Pôcè (Char-Poucet), der „Däumlingswagen.“ (Fig. 42.) Schon im siebzehnten Jahrhundert stellte Johannes Prätorius die deutschen Namen des von den Arabern Alkor genannten Sternes zusammen: Knechtchen, Reuterlein, Knechtfink, Fuhrmann, Dümke und Wagenlenker Däumling (auriga polli-

caris). Die Franzosen nennen den kleinen Stern „Postillon,“ es ist aber, wie G. Paris gezeigt hat, falsch, zu glauben, daß die Araber dieselbe Bezeichnung gehabt hätten. Die Araber kannten den kleinen Stern, den sie auch El-Suhâ (den Vergessenen) nannten und als Prüfungsmittel des Auges benutzten, sehr wohl; sie hatten unter anderen das Sprichwort: „ich zeige ihr den Suhâ und sie zeigt mir den Mond,“ um jemand zu bezeichnen, der Großes mit Kleinem vergilt; aber der Name Alkor soll nicht, wie zuerst Bayer 1697 angegeben hat, den Reiter bedeuten.

Die Erklärung für alle diese Bezeichnungen finden wir in dem über alle nordarischen Länder, besonders aber bei den Deutschen und ihren nächsten Nachbarn verbreiteten Märchen von den Abenteuern des kleinen Däumling enthalten, welches mindestens dreitausend Jahre alt sein muß und bei uns stets im unmittelbarsten Zusammenhange mit dem Sternbilde geblieben ist, ja sogar schon älter sein muß als dessen Bezeichnung als Himmelswagen. G. Paris hat in seiner hübschen kleinen Schrift die norwegischen, dänischen, englischen, französischen, rumänischen, slavonischen, neugriechischen, albanesischen, slavischen, russischen und litauischen Formen dieses Märchens mit den deutschen verglichen. Die deutsche Ausgestaltung desselben, wie sie die Gebrüder Grimm in den beiden Märchen von „Daumesdick“ und „Daumerlings Wanderschaft“ wiedergegeben haben, ist die vollständigste; aber manche andere haben altertümliche Züge bewahrt, die wieder dem deutschen verloren gegangen sind. Der Inhalt ist kurz zusammengefaßt folgender:

Zwei kinderlose Eheleute wünschen sich um jeden Preis ein Kind, wenn es auch nur so klein wäre wie ein Daumen, und ihr Wunsch wird erfüllt. Sie lieben es, obwohl es ihnen ein für das Leben untaugliches Wesen scheint; aber bald zeigt sich, daß sie sich getäuscht haben. Der kleine Knirps bittet den Vater, sich auszuruhen und ihm für einige Zeit die Leitung von Pflug oder Wagen zu überlassen. Er läßt sich in das Ohr des einen Ochsen oder Pferdes setzen und leitet von da aus den Pflug oder Wagen mit „Jüh und Joh! Hott und Har!“ so geschickt, daß es eine Art hat. Dieser Zug des Märchens ist am weitesten verbreitet und knüpft offenbar unmittelbar an die Erscheinung des Sternbildes an, und ebenso weitgereist ist der Zug, daß er gelegentlich aus Versehen von seinem Ochsen verschlungen wird, aus seinem Bauch in den Bauch eines Wolfes, Fuchses u. s. w. gelangt, überall den Bauchredner spielt und endlich durch seine Listen glücklich wieder zu seinen Eltern gelangt. Diese ungewöhnliche Schlauheit des kleinen Knirps, mit der er die Mängel seines Wuchses mehr als ausgleicht, bildet nun fort und fort den Hauptzug der Erzählungen, und es ist klar, daß eben diese Schlauheit es war, welche den Helden so beliebt und volkstümlich gemacht hat, wobei man sich gar nicht daran stößt, wenn seine von der Kleinheit unterstützte Geistesgewandtheit zu Diebstählen und allerhand lustigen Streichen benützt wird. In der litauischen Form des Märchens legt er sich aufs Rinderstehlen. Sein Vater hatte ihn nämlich mitsamt dem

Gespann (auf seinen eigenen Rat) verkauft, und als nun Spitzbuben kamen, welche die Rinder stehlen wollten, ruft er aus seinem Kuh-Ohr: „Hier stehen die besten Rinder, nehmt mich mit, ich bin ein Spitzbube wie ihr," worauf er in der That seinen Spießgesellen die gemeinsam gestohlenen Rinder nochmals für sich stiehlt. In der albanesischen Form stiehlt er dem Pfarrer die Rinder. Ferner läßt er sich im norddeutschen Märchen durch eine Spalte der Thür, oder durch die Gitteröffnungen der Fenster in die königliche Schatzkammer stecken und wirft die Thaler heraus; in der schwäbischen Form schlüpft er durch das Schlüsselloch. Im besondern lehrreich ist der Streich, durch den er in der hessischen, von den Gebrüder Grimm mitgeteilten Form den Unternehmern entschlüpft, die ihn seinem Vater abgekauft hatten, um ihn für Geld sehen zu lassen. Der Handel wurde auf seinen Wunsch abgeschlossen und Daumesdick auf den Hut des einen Herrn gesetzt, damit er die Gegend besser betrachten könne. So gingen sie, bis es dämmrig ward; da sprach der Kleine, „hebt mich einmal herunter, es ist nötig." „„Bleib' nur droben,"" sprach der Mann, auf dessen Kopf er saß, „„ich will mir nichts daraus machen, die Vögel lassen mir auch manchmal was darauf fallen."" „Nein," sprach Daumesdick, „ich weiß auch, was sich schickt, hebt mich nur geschwind herab." Der Mann nahm den Hut ab und setzte den Kleinen auf einen Acker am Weg; da sprang er ein wenig zwischen den Schollen hin und her, dann schlüpfte er plötzlich in ein Mäuseloch, das er sich ausgesucht hatte, und die Unternehmer hatten das Nachsehen.

Der letztere, wie die meisten andern Streiche des Daumesdick finden sich, worauf zuerst Schenkl im achten Bande von Pfeiffers Germania (1863) aufmerksam machte, in dem sogenannten homerischen Hymnus auf Hermes, dem kleinen griechischen Diebsgotte beigelegt. Wir erfahren daselbst, daß der kleine am Morgen zur Welt gekommene Gott sich in seiner Wiege und in seinen Windeln langweilt, hinausschlüpft, am Mittag eine Schildkröte erschlägt und mit Saiten bezieht und am Abend die Rinder des Apoll stiehlt. Um jede Spur zu verwischen, geht er mitsamt den Rindern rückwärts, wie die Polrinder, und bindet überdem Reiserbündel statt der Sandalen an seine Füße, um die Spur noch besser zu verwischen. Dann schließt er die Rinder in eine Höhle ein, schlüpft wie ein Lüftchen durch das Schlüsselloch in seine Grotte und Wiege, wickelt sich wieder in seine Windeln und liegt, das Saitenspiel im Arme, wie ein unschuldiges Kind schlafend da, als Apoll, durch Nachforschung und Seherkraft geleitet, am nächsten Morgen zu ihm kommt und seine Heerden von dem netten kleinen Bruder zurückfordert. Dieser thut, als ob er von gar nichts wisse, worauf ihn Apoll halb belustigt, halb geärgert, aus der Wiege nimmt, aber schnell wieder hinsetzen muß, da er ihn ähnlich behandelt, wie Daumesdick den fremden Herrn in Hessen. Darauf führt Apoll das Wickelkind vor den Zeus, der zwar auch herzlich über seine Streiche lachen muß, aber schließlich entscheidet, er solle dem Bruder die Heerden wieder herausgeben. Nun versucht es Hermes mit seinem Saitenspiel, entzückt den

Apoll, indem er ihm die Leier schenkt und dafür die Ochsen bekommt, worauf beide ebenso innige Freunde werden, wie Peirithoos, der Umläufer, mit Theseus, dem er vorher die Rinder gestohlen hatte.

Niemand kann daran zweifeln, daß wir in alledem einen indogermanischen Mythus vor uns haben, der bis in die Zeiten zurückgeht, wo die Wagensterne noch als die sieben, von Varro erwähnten Rinder galten, deren eines den kleinen Spitzbuben im Ohre trug. Der homerische Hymnus auf Hermes ist vielleicht nicht ganz so alt wie Ilias und Odyssee, immerhin gehört er einer ziemlich frühen Epoche an, und daß das Märchen auch noch mit andern Zügen ausgestattet nach Süden kam, beweisen alte Vasenbilder (Fig. 43), die dem kleinen Hermes den väterlichen Schuh als Wiege anweisen, gerade so, wie es in der französischen Fassung des Däumlings-Märchen wiederkehrt. Solche kleine Züge sind oft nicht ohne Bedeutung. Wir müssen uns hierbei erinnern, wie dem nordischen Wagengott von Loki vorgeworfen wird, daß er einst im Handschuh des Riesen genächtigt habe, und da in ähnlichen nordischen Märchen der Däumling vor dem Menschenfresser von der Frau oder Mutter im Rockärmel versteckt wird, scheint mir der Handschuh den älteren Versteck zu bilden, dem man, als das Märchen nach Süden kam, des Vaters Schuh unterschieben mußte, weil daselbst Handschuhe unbekannt waren.

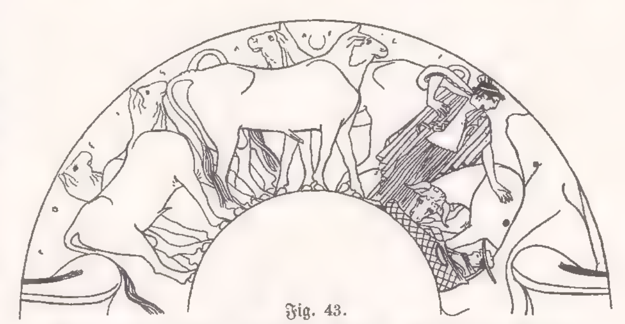


Fig. 43.
Apoll findet den Merkur im Schuh schlafend. Vasenbild im Vatikan.
(Nach „Mus. Etrusc. Gregor.“ II. T. 83.)

Alle diese Züge gehören der später im Zusammenhange zu behandelnden nordischen Kyklopensage, und es genüge hier die Bemerkung, daß der Däumling das Nachbild der nordischen Sage vom neugeborenen Sonnenkinde des Morgens oder der neuen Jahressonne ist, die obwohl anfangs klein und schwach, doch die tausendmal kräftigere Riesensonne des vorigen Tages oder Sommers am Ende durch seine Schlauheit überwältigt und an ihre Stelle tritt. Es ist der spannenlange Vishnu der indischen Sage, welcher den mächtigen Feuerriesen Bali überlistet, indem er in seiner fünften Verkörperung als Lingam-Zwerg (Fig. 44) vor ihm er-

scheint und nur so viel Erde von ihm erbettelt, als er mit drei Schritten durchmessen könne, dann aber plötzlich so anwächst, daß er mit diesen drei Schritten das ganze Weltall umschreitet, für den Riesen keinen Platz mehr auf der Erde läßt und ihn unter die Erde tritt. Es ist der Dionysos der Griechen, der bald als kleines, in der Futterschwinge liegendes Kind, bald als Jüngling, gereifter Mann und Greis dargestellt wurde und von dem Macrobius (Saturnal. I. 18) sagt:

„Diese Verschiedenheiten des Alters beziehen sich auf die Sonne, da sie im Wintersolstitium ganz klein erscheint, wie die Ägypter aus dem Heiligtum an einem bestimmten Tage verkünden, weil er dann am kürzesten Tage gleichsam als kleines Kind erscheint, darauf aber unter fortwährender Zunahme bei der Frühlingsnachtgleiche die Kräfte des Jünglings erlangt und in jugendlicher Gestalt dargestellt wird, nachher zur Sommer-Sonnenwende wird das Mannesalter durch das bärtige Antlitz bezeugt, weil zu dieser Zeit sein höchstes Wachstum erreicht ist, von da ab geht er durch Verminderung der Tage in seinen vierten Zustand, ins Greisenalter über."

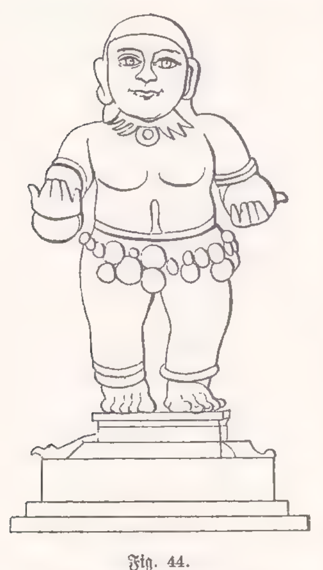


Fig. 44.
Vishnu als Sonnenzwerg.

Das ist eine sehr klare Darlegung, und Macrobius thut recht, den Kultus dieses wachsenden Sonnengottes, der in Ägypten keine Bedeutung haben konnte (vergl. S. 218 ff.) in die runden thrakischen Sonnentempel zu verlegen, die diesen Kreislauf versinnlichen, von denen schon oben (S. 179) im Vergleich mit Stonehenge die Rede war. Wir finden denselben Gedanken wieder bei dem als Kind aus dem Meere steigenden Skeaf oder Schaub der germanischen Sagen und ebenso bei dem „kleinen Gott" (pikku mies) der Finnen, von dem im Kalevala-Epos (II. 110—190) ausführlich erzählt wird:

Stieg ein Mann da aus dem Meere,
Hob ein Held sich aus den Wogen,
Lang gleich einem Männerdaumen,
Hoch wie eine Weiberspanne.

Der ganz in eine kupferne Rüstung gehüllte kleine Mann ist das Bild der roten Morgensonne, die schwach über dem Meere aufgeht, aber schon am Mittag zu einem Riesen herangewachsen ist und nun den großen

Wolkenbaum niederwirft, der alle ihre Strahlen verhüllt hatte, und den keiner als er fällen konnte.

Rasch der Mann sich dann verwandelt
Und zu einem Riesen wurde,
Schleppt die Füße auf der Erde,
Mit dem Haupt hält er die Wolken,
Übers Knie reicht ihm der Bartschmuck,
An die Fersen seine Haare,
Klafterweit sind seine Augen,
Klafterbreit steh'n ihm die Beine.
. . . .

Dieses Sonnenkind, welches von den Germanen zu Slaven und Finnen gewandert ist, gehörte nun natürlich auf den Sonnenwagen, den es statt des Vaters vom Ohre des einen Zugtieres aus leitet, und den



Fig. 45.
Hermes mit dem Bocksgespann.
(Nach Millins „Mythologischer Gallerie." T. LI.)

man in dem kleinen Alkorsterne zu erkennen glaubte. Daher der immer wiederkehrende Zug der russischen Märchen, daß der kleine, schlaue Ivan aus dem Ohr seines Pferdes oder Esels hervorspaziert und in demselben wieder verschwindet (Gubernatis 201, 290), daß Gargantua aus dem Ohr seiner Mutter hervorspringt und es dann im Appetit und schnellen Riesenwachstum dem Thor, Indra und pikku mies der Finnen gleich thut.

Da nun aus diesem Sonnenkinde der nordischen Sage, das den Sonnenvater überlistet, der griechische Hermes herangewachsen ist, so versteht man erst, wie er dazu kam, schon als Wickelkind dem Apoll seine Heerden streitig zu machen und sie rückwärts davonzuführen, mögen darunter nun Sterne oder Wolkenrinder verstanden werden, und wir erkennen, daß die altlatinische Sage vom Cacus, der dem Herkules Garanus (S. 257) die Rinder rückwärts davontreibt, und die vom Peirithoos und Theseus (S. 277) nur andere Formen derselben Sage sind, die dann auch

in verstümmelter Form in der Odyssee wieder auflebten. Da nun aber in der griechischen Sage Hermes jede sonstige Erinnerung an den nordischen Sonnendäumling abgestreift hat, so ist sein Mythus bisher völlig rätselhaft erschienen. Wir begreifen nun erst die mancherlei Ähnlichkeiten, die Hermes mit dem „großen Hermel“ (Irmin-Thor) der Germanen darbietet, warum er in der griechischen Kunst häufig wie dieser auf einem Bocke reitend oder auf einem mit Böcken bespannten Wagen fahrend dargestellt wurde, z. B. auf dem umstehend abgebildeten antiken Elfenbein-Relief, welches die Römer mit demselben Namen (plaustrum Mercurii) bezeichnet haben würden, der auch dem Sternbilde des großen Bären beigelegt wurde. (Fig. 45.)

36. Das Sternbild des Fuhrmann.

(Erichthonios. — Phaëthon. — Ikaros.)

Die Wiedergabe des Namens Irmins-Wagen durch Mercurii plaustrum im mittelalterlichen Latein war somit nicht ohne tiefere, von dem Übersetzer freilich schwerlich geahnte Berechtigung gewesen; denn Hermes-Irmin war thatsächlich der Lenker des Sonnenwagens geworden, und sein Andenken lebte bei den Griechen in jenem Hermes Eriunios — man vergleiche Arjun, den Sohn Indras, als Wagenlenker der Sonne bei den Indern — und Erichthonios fort, von dem die Alten erzählten, er habe den Wagen erfunden und sei dafür von Zeus als Gestirn an den Himmel versetzt worden. Es ist das Sternbild des Fuhrmann (Auriga) auf älteren Sternkarten mit Pferdezaum und Geißel dargestellt und als Erichthonios bezeichnet. (Fig. 46.) Die Ziege auf seinem Arm, welcher der glänzende Stern Capella angehört, müßte befremden, wenn wir nicht wüßten, daß dem Irmin-Thor, der im Norden als Erfinder des Wagens galt, die Ziege heilig war und daß Erichthonios schließlich kein anderer war als Hermes Eriunios, der in Troja wie Athen mit den alten agrarischen Kulten eng verbunden erscheint, die sich am Erechtheum zu Athen abspielten und in das Dunkel der Vorzeit hinaufreichen. Im Athenetempel stand das uralte Bild dieses aus Irmin hervorgegangenen agrarischen Hermes, dort fand das heilige Pflügen statt, bei welchem die Butaden und Eteobutaden den priesterlichen Dienst des Erechtheums versahen, sie, die sich rühmten,

die Abkömmlinge des alten Ochsentreibers Bootes (d. h. Hermes Bootes oder Bookleps, wie Sophokles den Rinderdieb nennt) zu sein, da erscheinen die den skandinavischen Erichs namensverwandten Urkönige von Troja und Athen (Erechtheus und Erichthonios) hier wie dort in enger Verbindung mit Athene. Man schrieb ihnen die Einführung der Pferdezucht und das Vorspannen derselben (statt Ochsen?) vor die Wagen zu. Auch bei den erwähnten alten Festen kam ein Umhertreiben der Ochsen im Kreise, ein Schlachten und Wiederbeleben des Zugtieres, wie bei Thors Böcken (S. 269), sofern man den ausgestopften Ochsen vor den Pflug stellte, vor; das Rückwärtstreiben der Rinder in der Hermessage scheint erst ein späterer, aus dem Wagenmann abgeleiteter Zug; denn nur in Verbindung mit dem Himmelswagen kann von einem Rückwärtstreiben gesprochen werden.

Nonnos suchte das Fuhrmannsgestirn in nähere Beziehung zur Phaëthonsage zu bringen. Es stelle den unglücklichen Sohn des Helios dar, der, bereits vom Sonnenwagen herabgerutscht, im Begriff sei, in den Eridanos zu fallen, der unten am Horizonte den Stürzenden zu erwarten scheine, und diese Annahme stützt sich wahrscheinlich darauf, daß Hesiod in seinem verlorenen Gedicht über den Phaëthon (nach einer Scholie des Aratos) gesungen hatte, Helios habe seinen von Zeus niedergedonnerten Sohn als Sternbild an den Himmel versetzt. Obwohl Helios selbst den Beinamen Phaëthon (d. h. der Leuchtende) führt, so ist man doch versucht, auch die Heimat der Phaëthonsage im Norden zu suchen, da sie so innig mit der Bernsteinsage verknüpft ist und hier der Sonnensohn eine vielfach erwähnte Person ist. Nun fehlt es auch nicht an Anklängen an die Phaëthonsage im Norden; aber hier erscheint eher der Vater, der ja auch Phaëthon hieß, als der Gestürzte. Die Erzählung, daß Phaëthon mit dem Sonnenwagen der Erde zu nahe gekommen sei, berührt sich mit der oben (S. 274) erwähnten süddeutschen Sage von Elias, der die Erde in Brand steckt, und mit der Eddavorstellung, daß die Sonne Erde und Meer in Brand stecken würde, wenn Svalin, der die Gluten dämpfende Schild (S. 272) von der Sonne weggezogen würde. Ein dieser

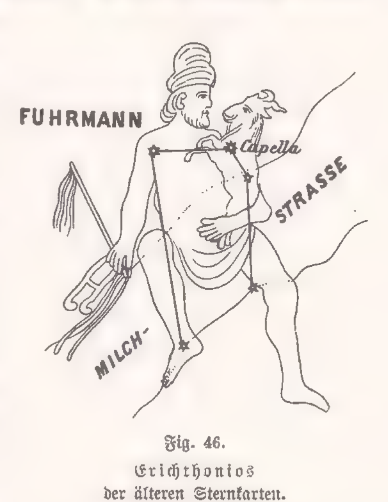


Fig. 46.
Erichthonios
der älteren Sternkarten.

Vorstellung ziemlich genau entsprechendes Märchen fand Veckenstedt (I. S. 236) in Litauen:

„Als Gott Sonne und Mond geschaffen hatte, setzte er Engel hinein, welche sich darin aufzuhalten haben; sodann bildete er aus geronnenem Blut zwei Riesen, von denen der eine die Sonne, der andere aber den Mond auf der rechten Bahn zu führen hat. Dem Riesen, welcher die Sonne zu führen hatte, fertigte der Winter ein Schild von Nebel, der ihn vor den Strahlen der Sonne schützen sollte. Allein der Riese ärgerte sich, daß er die schwere Arbeit verrichten sollte, während der Engel in der Sonne säße und nichts thäte. Deshalb beschloß er, Gott und dem Engel zu trotzen. Er führte die Sonne von der rechten Bahn ab und brachte sie der Erde so nahe, daß auf dieser alles zu brennen anfing. Da stieß der Engel aus der Sonne den Riesen zur Erde nieder, daß sein Schild im Falle zerbrach. Unter den glühenden Strahlen der Sonne zerschmolz der Riese; das Blut mischte sich mit Asche, Sand und roter Erde, und es entstanden daraus die Metalle und Steine. Nur mit Mühe führte der Engel darauf die Sonne auf ihre alte Bahn zurück, und in derselben sitzend, leitet er sie noch heute."

Es sind in dieser Sage einige Elemente vorhanden, die auf hohes Altertum deuten und die wir später erkennen werden. Bei den Griechen stellte sich der Phaëthonsage die Doppelsage von Ikaros und Ikarios gegenüber. Ikaros, der Sohn des Dädalos aus dem Geschlechte des Erechtheus, stürzt bekanntlich bei einem Flugversuche herab, weil er der Sonne zu nahe gekommen war, während sein Vater mit den selbstgefertigten Flügeln glücklich der Gefangenschaft des Minos entfloh. Dädalos ist, wie Hahn (S. 303—340) in seiner Vergleichung der Erechthiden- und Amelungensage gezeigt hat, das vollkommenste Gegenstück zu Wieland, dem Schmied; denn beide bauen ein Labyrinth, welches den berühmten Minotauros in der kretischen Sage beherbergt, beide entfliehen, indem sie sich Flügel machen, dem Gefängnis, und in der Wilkinasage macht Wielands Bruder, Eigil, den verunglückten Flugversuch, aber nur, um dem Bruder als Studienmodell zu dienen. Da die Heldensage hier nicht der Zweck meiner Untersuchung ist, so will ich nur einiges ergänzen, was Hahn übersehen hat und in die Göttersage hineinspielt. Wir müssen mit der Ikarosdichtung die Sage von dem Weinpflanzer Ikarios vergleichen, der auf seinem, mit Weinschläuchen beladenen Wagen im Lande umherfährt und den Bauern zu trinken giebt. Diese halten sich für vergiftet und stürzen den Ikarios von seinem Wagen herab in einen tiefen Brunnen. Lange sucht die Schwester Erigone den Leichnam, bis sie ihn endlich mit Hilfe ihres treuen Hundes Maera findet und sich vor Schmerz erhenkt, worauf alle als Gestirne an den Himmel versetzt werden, und zwar Ikarios als Ochsentreiber (Bootes) oder Fuhrmann (Auriga), seine sieben Ochsen als „Siebengestirn," d. h. Wagen, und der treue Hund als Sirius.

Auf diese auch den Römern bekannte Sage spielt Properz an, wenn er in einer Elegie an Cynthia (II. 33) singt:

> Aber du hörest ja nicht! läßt eitel mich reden, und hat doch
> Schon sich das träge Gestirn „Ikarus' Rinder" gedreht.

Dieses Herabstürzen von der Höhe in die Tiefe oder ihr Ende durch Selbstverbrennung kehrt nun bei den verschiedensten griechischen Sonnensöhnen und Sonnenhelden wieder, vor allem aber in dem Geschlecht der Erechthiden, die gleichsam an angeborener Sturzsucht leiden. Denn wie ihr Stammvater Erichthonios (Erechtheus) durch einen Sturz aus hoher Ätherhöhe zur Erde zum Leben gelangt und den Wagen erfindet, weil er wie Thors Ziege keine Knochen in den Beinen hat, so stürzt sich Aegeus, der Vater des Theseus, in dessen Namen ebenfalls die Ziege oder Meereswoge durchklingt, von einem hohen Felsen ins Meer; Theseus, der so stark ist, daß er ein ganzes Ochsengespann in die Luft werfen kann, wird zwar noch einmal aus der Unterwelt, in die er mit seinem Freunde Peirithoos, dem Ochsendieb, gefallen war, ans Licht gebracht, allein schließlich stürzt ihn Lykomedes von einem Felsen ins Meer. Sein Sohn Hippolyt wird von seinem Gespann scheu gewordener Rosse ins Meer geschleudert.

Ein solches Hinabsinken der Sonnensöhne ins feuchte Grab, aus dem sie aufstiegen (weshalb auch Poseidon als der eigentliche Vater des Theseus galt, wie Niördr als der des Freyr), und in welches sie daher auch wieder hinabsinken müssen, ist gewissermaßen das natürliche Schicksal aller Gestirn-Personifikationen, aber wir finden es oft mit Zügen von Anmaßung und Überhebung begründet. Letzterer Zug ist besonders entwickelt in der Sage von Bellerophon, der bei Pindar, um die feuerspeiende Ziege zu töten, von Pallas Athene den Zaum empfängt, um den Pegasos zügeln zu können, nachmals aber auf demselben in den Himmel dringen will und von Zeus wie Phaëthon herabgeschmettert wird, während das Flügelroß nun ohne seinen Reiter emporsteigt und vor den Donnerwagen gespannt wird. Auch hier ist wieder die Menge der gemeinsamen Züge auffällig; die Tötung der Ziege, welche der Fuhrmann Erichthonios trägt, der Beistand der Pallas, der Sturz von der Höhe.

So kommt eine Menge Einzelheiten zusammen, die auf einen gemeinsamen Ursprung aus den sieben Ochsen des Sternbildes hinweisen, die in der Sage von Hermes, Theseus und Peirithoos, Ikarios u. s. w. wiederkehren und an deren Stelle später der Himmelswagen getreten war. Allem Anscheine nach muß die ältere Auffassung von dem kleinen Ochsentreiber noch sehr lebhaft gewesen sein, als die Nordarier nach Italien und

nach Griechenland kamen. Dafür sprechen die Cacussage (S. 257) und die römischen Namen „Rinder des Ikarus“ und Siebenrind (Septemtriones), sowie der homerische Hymnus auf Hermes. Zugleich war aber bereits die Auffassung als Irmins- oder Hermeswagen bekannt; da nun in Griechenland das Gestirn vielleicht von den Ureinwohnern Arkadiens bereits den Namen der Bärin empfangen hatte, so setzte man den Ziegenfuhrmann Thor-Irmin in ganzer Gestalt an den Himmel, woselbst bereits der wilde Jäger uralte Erinnerungen wachrief, und deshalb finden wir auf alten Sternkarten das Sternbild des Fuhrmann kurzweg als Erichthonios bezeichnet. Wem es aber unwahrscheinlich dünken sollte, daß der kleine Stern Alkor über Mizar einen so großen Sagenkreis erzeugt haben sollte, der mag daran erinnert werden, daß der Wagen das auffälligste Gestirn des nördlichen Himmels ist, daß der Däumlingsstern bei den Arabern zu einem Sprichworte Veranlassung gegeben (S. 281), und daß sogar die Indianer Nordamerikas ihn mit einer Mythe bedacht haben; sie sagen nämlich, Mizar sei der mittelste von drei Jägern und trage auf seinen Schultern einen Kessel, das unentbehrliche Geschirr des Wanderers, d. h. den Stern Alkor.

37. Das Sternbild des Eridanos und der alte Bernsteinhandel.

Die ältesten völlig greifbar nachweisbaren Beziehungen germanischer Stämme zu den südeuropäischen Kulturstaaten wurden durch den Bernsteinreichtum der Ostseeküsten veranlaßt und reichen bis in vorgeschichtliche Zeiten zurück. Es scheint, daß dieses durchsichtige fossile Harz, bevor man die härteren Edelsteine schleifen lernte, einen ungemeinen Reiz auf die Menschen geübt hat; denn die Griechen nannten es neben dem Golde und belegten eine Goldmischung mit dem gleichen Namen (Elektron). In den der Vorgeschichte Griechenlands angehörigen Königsgräbern von Mykenä, deren Alter man noch über die Zeit der sogenannten dorischen Wanderung, d. h. beträchtlich über das Jahr 1000 v. Chr. hinaufrückt, fand Schliemann viele hundert Bernsteinperlen der verschiedensten Größen (Fig. 47), und ebenso hat man in sehr alten italienischen Gräbern zahlreiche Kunstprodukte aus Bernstein gefunden, welche in den prähistorischen

Sammlungen Italiens Zeugnis für das hohe Alter dieser Liebhaberei ablegen.

In dem Grabe eines der ältesten Ansiedler auf römischem Gebiete, welches 1882 westlich von dem Vittorio-Emanuele-Platz in Rom im Tuffboden aufgegraben wurde, und welches nach R. Lanziani der Übergangszeit vom Stein- zum Bronzealter angehört, fanden sich neben Pfeilspitzen aus Feuerstein und mit der Hand geformten, an der Sonne getrocknetem

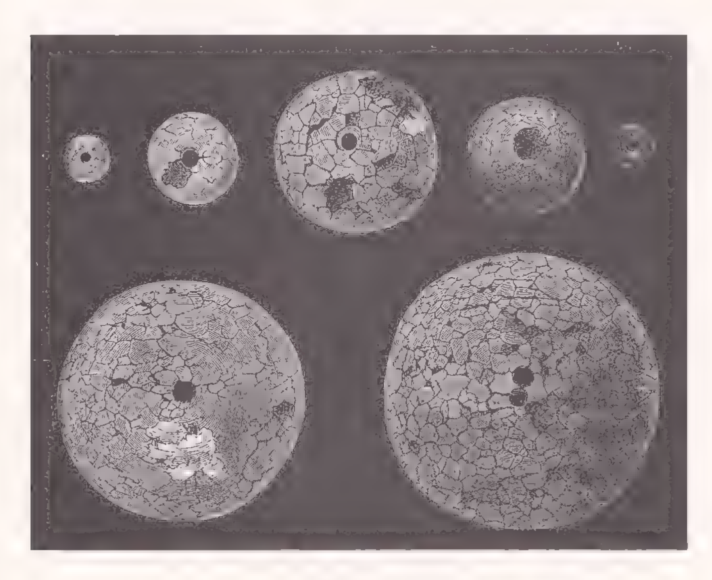


Fig. 47.
Bernsteinperlen aus dem III. Burggrabe von Mykenä. Etwas verkleinert.
(Nach Schliemanns „Mykenä.")

Töpfergeschirr auch mit Bernsteinperlen verzierte Bronzefibeln vor, ähnlich also jenen wiederholt in der Odyssee erwähnten Busengeschmeiden:

Golden, besetzt mit Elektron, der strahlenden Sonne vergleichbar.

Jenes römische Grab ist wichtig, weil sich sein Alter ungefähr bestimmen läßt. Die ganze Gegend zwischen der Via Merulana und dem Bahnhofe ist mit solchen uralten Gräbern bedeckt, die tief unter dem antiken Niveau der fünften Region (Esquilin) liegen. Da sich dieselben sowohl innerhalb wie außerhalb der Mauer des Servius Tullius finden, so müssen sie älter sein als diese, woraus sich, ohne der weiteren Zurückdatierung Schranken zu setzen, ein Mindestalter von 2500 Jahren ergiebt. Ebenso

fanden sich auf dem von dem Grafen Gozzadini ausgebeuteten Begräbnisplatz von Villanova, welcher der ältesten etruskischen Bronzezeit angehört, zahlreiche Fibeln, die mit Platten, Ringen und Knöpfen von Bernstein verziert sind. Der Genannte setzt die Hauptentwicklung der etruskischen Bronzekultur auf die Zeit um 1044 v. Chr.; aber Mortillet hält jene Gräber noch für erheblich älter, da sich in ihnen keine gemalten Thongefäße, keinerlei Idole und Glassachen vorfanden.

Nun hatten die italienischen Prähistoriker, und unter ihnen namentlich Capellini, ebenso wie Schliemann, zwar der Ansicht gehuldigt, daß die altgriechischen wie die altitalienischen Bernsteinsachen schwerlich aus Ostsee-Bernstein gefertigt sein möchten, und da in zahlreichen Ländern, nicht nur des gesamten nördlichen Europas, sondern auch in Böhmen, Mähren, Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, Rumänien, in Frankreich, Portugal, Spanien und Italien, ja selbst in Nordafrika und Syrien gelegentlich Bernstein gefunden wird, so schien es allerdings unbeweisbar, daß der Rohstoff zu diesen ältesten Bernsteinsachen des Südens gerade aus dem ergiebigsten Bernsteinlande, d. h. von den Küsten des Baltischen Meeres, stammen müßte.

Aber wider alles Erwarten hat sich der Nachweis erbringen lassen, daß schon die ältesten, aus den prähistorischen Gräbern Italiens und Griechenlands stammenden Bernsteinsachen, z. B. diejenigen von Mykenä, thatsächlich aus Ostsee-Bernstein gefertigt sind, daß mithin vor mehr als dreitausend Jahren so weit nach Norden reichende Handelsverbindungen der Südvölker vorhanden waren. Der verdienstvolle Bernsteinforscher O. Helm in Danzig hatte nämlich schon vor längerer Zeit gefunden, daß der Ostsee-Bernstein bei aller äußeren Ähnlichkeit vor den Bernsteinsorten anderer Herkunft eine besondere Eigentümlichkeit in seinem chemischen Verhalten voraus hat, durch die er leicht von dem in den Apenninen, auf Sizilien und den meisten südlichen Gegenden gegrabenen Bernstein unterschieden werden kann. Wenn man nämlich Ostsee-Bernstein einer trockenen Destillation unterwirft, so liefert er vier bis sieben Prozent seines Gewichts von einer besonderen organischen Säure, die man, weil sie zuerst aus Bernstein erhalten wurde, Bernsteinsäure nennt, während aller von südlichen Fundorten stammender Bernstein statt dessen Ameisensäure oder doch nur Spuren von Bernsteinsäure liefert. Von allen untersuchten Proben aus südlicheren Fundstätten ergab nur noch der rumänische Bernstein eine annähernde Menge der Säure, doch kommt gerade diese Sorte am wenigsten in Betracht, da sie an Farbe, Härte und Polierfähigkeit dem Ostsee-Bernstein erheblich nachsteht. Vor zwei Jahren (1888) angestellte Unter-

suchungen ergaben nun, daß die Bernsteinsachen von Mykenä sechs Prozent Bernsteinsäure lieferten, mithin nach höchster Wahrscheinlichkeit aus Ostsee-Bernstein gefertigt sein müssen, und Ähnliches ergab sich für die untersuchten altitalienischen Bernsteinsachen. (Vergl. O. Helm in den Mitteil. der Danziger naturforsch. Gesellsch. von 1889 und 90.)

Früher nahm man allgemein an, daß es die Phöniker gewesen seien, welche seit sehr alten Zeiten Bernstein von den Küsten der nordischen Meere geholt und nach dem Süden gebracht hätten. Müllenhoff hat denn auch im ersten Bande seiner „Deutschen Altertumskunde“ den näheren Beweis zu liefern gesucht, daß die Phöniker den Bernstein an den Nordseeküsten eingetauscht hätten. Allein die wiederholte Auffindung griechischer Münzen und Kunstsachen an den Küsten der Ostsee beweisen uns, daß sicherlich der meiste Ostsee-Bernstein auf dem Wege des Landhandels nach Griechenland gelangte, und zwar allem Anscheine nach auf dem Wege eines Oder, Weichsel und Donau entlang führenden Zwischenhandels nach dem Schwarzen Meere hin, woselbst sich griechische Pflanzstädte befanden. So wurden bereits 1822 in einem Erdhügel am Meerbusen von Riga zwei kleine Erzstatuen und andere griechische Arbeiten, nebst Silber- und Kupfermünzen von Thasos und Syrakus gefunden, die allerdings nicht viel über das dritte Jahrhundert v. Chr. hinauswiesen. Dagegen lieferte ein 1833 von Levezow beschriebener Fund aus der Gegend von Bromberg siebenunddreißig griechische Münzen, die zum Teil bis zum sechsten Jahrhundert zurückreichten, und man würde wahrscheinlich noch ältere Daten für diese Handelsverbindungen besitzen, wenn man in noch älteren Zeiten bereits gemünztes Metall in Griechenland oder Italien besessen hätte. Da aber die älteren Tauschgegenstände wahrscheinlich in Schmucksachen, Metallgeräten und -Waffen bestanden haben, die sich nicht wie Münzen bequem auf ihr Alter prüfen lassen, so verlieren sich die Fingerzeige über den Weg, den die Waare der Ostseeküsten in den ältesten Zeiten genommen hat, im Dunkel der Sage. Für diese durch die bisherigen Funde allein unterstützte Annahme spricht vor allem die sonst unerklärliche Thatsache, daß sich gerade die ältesten griechischen Schriftsteller über die nordische Heimat des geschätzten Stoffes im allgemeinen wohl unterrichtet zeigten, während die späteren Schriftsteller, nachdem die Phöniker die Beschaffung von den englischen Küsten her übernommen hatten, die ältere richtigere Kenntnis eingebüßt haben.

Wir dürfen daher auch den Fabeln, welche die Waare in den älteren Zeiten begleiteten, einen gewissen Wert beilegen, zumal sie Elemente enthalten, die uns beweisen, daß sie aus dem Ursprungslande selber stammten. Das schon oben (S. 194) beklagte Mißgeschick, welches gerade die ältesten

griechischen Schriften, die vom Hyperboreerlande handelten, vernichtete, hat auch die älteste Phaëthon-Dichtung von Hesiod, die bis ins achte Jahrhundert hinaufstieg, betroffen. Wir kennen sie daher nur in der späteren Gestalt, die, von den Sagen der Phöniker beeinflußt, den die Erde verbrennenden ungeschickten Lenker des Sonnenwagens von Zeus' Blitzstrahl zerschmettert in einen westlichen Fluß, den Eridanos, stürzen läßt, an dessen Ufer seine Schwestern, die Heliaden oder Elektriden, in laute Klagen ausbrechen und in Pappelbäume verwandelt werden, die aber fortfahren, Thränen zu vergießen, welche ins Wasser fallen und dort zu Bernstein erhärten. Ovid und einige andere Schriftsteller fügen dazu noch den sangeskundigen König Kyknos, einen Sohn des Sthenelos, der als Freund und naher Verwandter des Phaëthon ebenfalls um den Gestürzten klagt und in einen Singschwan verwandelt wird, wie denn Singschwäne nunmehr immerfort als die den Eridanos bevölkernden Tiere betrachtet werden.

Wir können bei der vollständigen Entstellung der alten Sage nur einen Indizienbeweis führen, nachdem wir die jüngeren Bestandteile ausgeschieden haben. Zu diesen jüngeren Bestandteilen gehören die Pappeln, welche als Unterweltsbäume erst hinzukamen, nachdem man den Ort der Sage aus dem Norden nach dem Westen verlegt hatte, wo die Sonne ins Meer sinkt und die Unterwelt sich öffnet. Daß der Bernstein ein erhärtetes Baumharz sein müsse, konnte leicht aus den Zweigresten und Insekten, die man so häufig von demselben eingeschlossen findet, geschlossen werden. Die altgermanische Auffassung scheint indessen gelautet zu haben, daß die Strahlen des in die See tauchenden Sonnengottes selber, oder die Thränen seiner verlassenen Gattin sich in Bernstein verwandelt hätten. So vergießt Freyja in der Edda goldene Thränen um den fernweilenden Sonnengott (Odur); so weinen die Meleagriden Bernsteinzähren um ihren Bruder, ebenso wie Artemis um den im Meere versunkenen Doppelgänger desselben, den Orion, weint. Daran knüpft sich die alte auch von Tacitus (Germania 45) gestreifte Sage, welche Plinius (XXXVII. 11) dem Nikias in den Mund legt, der Bernstein sei ein „Saft der Sonnenstrahlen; diese drängen nämlich bei ihrem Untergange gleichsam verdichtet in die Tiefe und ließen in dieser eine fette Ausschwitzung des Oceans zurück, welche dann von den Wellen an den Küsten Germanias ausgeworfen werde." Darum habe, sagt Plinius in demselben Kapitel, der Bernstein von dem Sonnengotte, Helios, der auch Elektor genannt werde, seinen Namen (Electrum) empfangen. Noch merkwürdiger in dieser Richtung klingt der ebenda einer besonderen roten Bernsteinsorte beigelegte Name Sualiternicum, der unmittelbar an den Namen des Sonnenschilds der Edda (S. 272) erinnert.

Es ist offenbar, daß hier alle Fäden auf einen Sonnenmythus hinauslaufen, den die älteren griechischen Schriftsteller nach dem nordischen Meere verlegten, in den der Eridanos gemündet haben soll. Erst in den Tagen des Herodot (geb. 484 v. Chr.) begannen die alten richtigeren Nachrichten in Vergessenheit zu geraten, wahrscheinlich, weil der Bernsteinhandel längst andere Wege eingeschlagen hatte. Doch kannte Herodot wenigstens noch die „Sage" vom nordischen Ursprunge.

„Was die äußersten Grenzen des Abendlandes betrifft," schrieb er (Thalia Kap. 115), „so weiß ich darüber etwas Näheres nicht zu sagen. Übrigens kann ich nicht zugeben, daß die Barbaren einen Fluß, der ins Nordmeer mündet und aus dem der Bernstein, wie man sagt, zu uns kommt, Eridanos nennen sollten. Ebenso wenig kenne ich die Cassiteriden-Inseln, von denen man uns das Zinn bringt. Schon der Name des Flusses kann als Beweis meiner Ansicht dienen; denn Eridanos ist kein barbarisches Wort, sondern ein durch irgend einen Poeten erfundener griechischer Name. Übrigens habe ich niemals jemanden angetroffen, der mir als Augenzeuge hätte berichten können, was das für ein Meer sein soll, welches man in diese Gegenden Europas verlegt. Soviel ist allerdings sicher, daß Zinn und Bernstein von diesem äußersten Ende der Welt zu uns gebracht werden."

Indessen haben mehrere alte Poeten, Mythographen und Geographen die alte Auffassung bewahrt, daß der Eridanos im höheren Norden zu suchen sei, so Pausanias und Apollodor, welcher letztere den Herakles, als er nach dem „Hyperboreerlande" ging, um die goldenen Äpfel zu holen, zunächst mit dem Ligurerkönige Kyknos kämpfen läßt, bevor er an den Eridanos gelangt, den er überschreiten muß. Dieser Umstand läßt sich, da alle späteren Dichter den Fluß in andere Länder verlegen, nur erklären, wenn man annimmt, daß der älteste Sänger des Phaëthon-Epos, Hesiod, den Eridanos dorthin verlegt habe. In den erhaltenen Gedichten desselben finden wir darüber keine Gewißheit. In der „Theogonie" gedenkt er (Vers 338) der „tiefen Gewässer" des Eridanos ohne nähere Ortsbestimmung und macht den Phaëthon zu einem Sohn des Kephalos (der mit Orion zusammenfällt) und der Eos (Vers 986—90), im „Schild des Herakles" nennt er den Kyknos, der gewöhnlichen Sage entsprechend, einen Sohn des Ares und schildert seine Besiegung und Tötung durch Herakles. Dieser Schwanenmann, der sich zu Phaëthon wie Peirithoos zu Theseus verhält, ist immerhin eine beachtenswerte Person, da sie sich als Sohn des nordischen Er (Ares) und als Nachbild des nordischen Schwanengottes (S. 245) ganz eigentlich in diesen Kreis stellt und andeutet, daß wir die Trümmer eines zusammenhängenden nordischen Sagenkreises vor uns haben, der auch wohl in dem Namen Heracles Eridanatas nachklingt, der freilich nur den mutigen Wettkämpfer bedeuten soll.

Es ist aber nicht leicht, den Eridanos-Mythus aus diesen Resten wieder herzustellen, da die Hauptquelle, wie gesagt, verloren ist, und die nachfolgenden Berichterstatter mit den Resten übler gewirtschaftet haben, als mit irgend welchen anderen. An die Stelle der wohlbegründeten Kunde des Herodot von dem nordischen Heimatslande des Bernsteins trat später ein wahrer Rattenkönig aus Fabeleien, wovon uns Plinius in den ersten Kapiteln des letzten Buches seiner Naturgeschichte eine reiche Blumenlese vorgesetzt hat. Man leitete ihn bald aus Indien, bald aus Afrika, aus dem Skythenlande, oder aus Spanien her, nur von der eigentlichen Heimat schien jede Spur verloren. Manche wollten wissen, daß er aus den Gärten der Hesperiden stamme, die wohl einige im Nordwesten, die meisten aber im westlichen Afrika suchten, und andere fabelten, er erzeuge sich im Sonnenquell der Ammons-Oase immer von neuem. Wegen der für das Schicksalsdrama wie geschaffenen Gestalt des Phaëthon nahmen die drei größten dramatischen Dichter der Griechen großen Anteil an der Eridanos-Frage. Sophokles hatte ihn zur Belustigung des besser unterrichteten Plinius von den Meleagriden aus Indien hergeleitet, und nachdem Afrika als Bernsteinheimat in Mode gekommen, wurden die Meleagriden flugs nach Afrika verpflanzt. Äschylos, der wahrscheinlich von gelegentlichen Bernsteinfunden in Spanien vernommen hatte, ließ sich durch die Namensähnlichkeit verleiten, die Rhone (Rhodanos), von der er dachte, sie sei ein spanischer Fluß, für den Eridanos zu halten, und Euripides, obwohl er meinte, Phaëthon sei gleich beim Aufsteigen in Äthiopien niedergeblitzt worden, schloß sich der immer mehr in Aufnahme kommenden und schließlich herrschend werdenden Meinung an, der Po sei das Gewässer, an dem die Bernsteinpappeln wüchsen, und damit die Rhone ihr Anrecht behielte, wurde angenommen, daß sie ihre bernsteinreichen Fluten in den Po ergieße, der dann das Elektron bei den Elektriden-Inseln im Adriatischen Meere ablagere. Der Pseudo-Aristoteles in seinem Buche de mirabilibus auscultationibus (Kap. 82) knüpft daran, die Phaëthonsage mit der Ikarossage verbindend, die Nachricht, man sähe bei den Elektriden-Inseln im Adriatischen Meere zwei alte von Dädalos gefertigte Statuen, die eine aus Zinn, die andere aus Erz, ihn selbst und seinen herabgestürzten Sohn darstellend; die Inseln seien Anschwemmungen des Eridanos, und in der Nähe der Flußmündung befinde sich ein für Vögel tödliche Dämpfe aushauchender Sumpf — wahrscheinlich sind die Schwefelquellen von Abano bei Padua gemeint — wo der Blitz des Zeus niedergegangen sei. Andere fügten noch hinzu, daß die Frauen am Po in unstillbarer Trauer um Phaëthon immer schwarze Kleidung trügen.

Erst die im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung vollführte Fahrt des Pytheas von Marseille nach den nördlichen Meeren riß die Forscher aus der quälenden Ungewißheit über die wahre Lage des Bernsteinlandes, sofern er von dem germanischen Volke der Gutonen (Goten?) berichtete, die in weiter Ausdehnung an der sechstausend Stadien (hundertundfünfzig Meilen) langen Küste des nördlichen Oceans (der Ostsee) wohnten und den im Frühjahr in großen Massen von den Wellen ausgeworfenen Bernstein an die Teutonen verkauften. Als dann noch die Berichte der Römer hinzukamen, begann man den Rhein (Rhenanus) für den wahren Eridanos der Alten zu halten und von einem Quellenzusammenhange der drei Eridanusse (Rhone, Po und Rhein) im Gebirge zu fabeln. Dieses blinde Herumraten mußte die Geographen in Verzweiflung bringen: Strabon nennt ihn deshalb den „Fluß, der nirgends zu finden sei,“ und Lukian hat uns mit vieler Laune erzählt, wie ihn die Po-Schiffer ausgelacht hätten, als er, den Strom aufwärts fahrend, sich nach den Schwänen und den berühmten Bernsteinpappeln erkundigt hätte. Wie aber eigentlich der Po überhaupt in den Ruf gekommen ist, den sagenberühmten Eridanos vorzustellen, das hat Plinius (XXXVII. 11) vortrefflich dargelegt:

„Die Germanen,“ sagt er, „verführen den Bernstein hauptsächlich nach Pannonia, und von da haben ihn zuerst die Veneter, die von den Griechen Eneter genannt wurden, in Ruf gebracht, sofern sie zunächst an Pannonia grenzen und ihn rings am Adriatischen Meere verbreiteten. An den Padus aber hat sich die Sage ganz offenbar deshalb geknüpft, weil die Frauen der Landleute jenseits des Padus noch jetzt statt anderer Halsbänder solche aus Bernstein zu tragen pflegen, vorzugsweise als Schmuck, aber auch als Heilmittel, da er die Anschwellungen der Mandeldrüsen und Halskrankheiten verhindern soll; denn die verschiedenen Arten von Alpenwasser sind für den Hals der Menschen nachteilig.“ (Derselbe Glaube findet sich noch heute bei den Landleuten, und ich habe ihn auch bei uns als Grund nennen hören, aus welchem man Bernsteinketten vorzieht, die am Südabhang der Alpen den dort heimischen Kropf verhindern sollten.)

In späterer Zeit hat dann zuerst der berühmte Geograph Klüver († 1623), ein Danziger Kind, die Meinung ausgesprochen, der Name der Radaune, eines aus dem Radaune-See entspringenden und unweit Danzig in die Weichsel mündenden Flüßchen sei bis zu den Griechen gedrungen und dort zu Eridanos entstellt worden. Diese Meinung fand anfänglich großen Beifall, z. B. bei dem Humanisten Gesner und bei dem französischen Herodotforscher Larcher, während D. H. Hasse in seinem wunderlichen Buche „der aufgefundene Eridanus“ (1797) zu dem mit vielen Gründen unterstützten Schlusse kam, die Ostsee selbst sei unter

jenem Namen zu verstehen. Daß die alten Poeten von einem Strome sprechen, dürfe um so weniger auffallen, weil sie ja sogar das Weltmeer selbst als Okeanos-Strom bezeichneten.

Mir scheint diese Meinung viel richtiger zu sein als diejenige, zu der Voß gelangt ist, und der sich 1870 Müllenhoff angeschlossen, daß zunächst an den Rhein zu denken sei. Diese von der unhaltbaren Meinung, daß die Sage zuerst von den Phönikern nach Griechenland gebracht worden sei, ausgehende Ansicht, wird durch die enge Verbindung mit dem eingeführten Heimatsschatz nordischer Sagen wiederlegt, der so in Fleisch und Blut der alten Griechen übergegangen war, daß sie die ganze Fabel in einer Gruppe benachbarter Sternbilder versinnlicht dachten, zu der auch der Orion, sicherlich eines der ältesten bei den Griechen, gehört. Schon die alten Astronomen stellten den Orion auf ihren Himmelsgloben so dar, als ob er im Begriffe sei, einen Eridanos getauften Sternenstrom zu durchschreiten, in welchen er bereits einen Fuß gesetzt hat, und sie bezeichneten das Eridanos-Sternbild deshalb auch wohl schlechtweg als den „Strom des Orion“ (vergl. Fig. 23 S. 160). Das ums Jahr 270 v. Chr. verfaßte Gedicht des griechischen Arztes Aratos über die Sternerscheinungen (Phainomena), welches nach Angabe des Hipparch im wesentlichen auf den ebenso betitelten Gestirnbeschreibungen des Eudoxos von Gnidos (408—355 v. Chr.) beruht, scheint allerdings das älteste bis auf unsere Tage gelangte Werk zu sein, welches das Sternbild des Eridanos erwähnt, und zwar mit den Worten:

Was vom Eridanos blieb, dem bethränten Strome des Jammers,
Das nun reicht zum Orion hinauf links unter den Fuß ihm.

Das wäre nun eine sehr späte Versetzung an den Sternenhimmel, wenn es sich wirklich so verhielte, und erst Aratos jene Wellenlinie aus Sternen, welche den linken Fuß des Orion bespült, und welche noch Eudoxos (nach Hipparch) einfach den „großen Fluß“ oder den „Strom des Orion“ genannt, willkürlich jenen Namen beigelegt hätte. Deshalb quälten sich Astronomen und Dichter früh mit der Frage, was denn eigentlich den guten Aratos, der gar keine tieferen astronomischen Kenntnisse besessen haben soll, veranlaßt haben könnte, den Strom des Orion kurzerhand in Eridanos umzutaufen, da doch Orion ein böotischer Königssohn gewesen und der Eridanos keinesfalls ein griechisches Gewässer sei, wenn auch ein kleiner Nebenfluß des Ilissos bei Athen nach demselben getauft worden war. Schon der berühmte Sternkundige Eratosthenes von Alexandrien gab seinem Befremden Ausdruck, weshalb Aratos den „Strom des Orion“ nicht lieber Nil getauft habe, der doch soviel sagen-

berühmter und außerdem der einzige damals bekannte größere Fluß sei, der wie jener mythische Strom von Süden nach Norden fließe! Ein gewisser Theon mutmaßte, auf den Eridanos sei Aratos vielleicht dadurch verfallen, weil nicht allzu (!!) weit davon das Sternbild der Argo zu finden sei, und die Argonauten der Sage nach durch den vielbesungenen Eridanos heimgekehrt sein sollten. Man hatte nämlich in jenen alten Zeiten geglaubt, durch den Bosporus und das Schwarze Meer bis zum bernsteinliefernden Eridanos hinsegeln zu können, eben weil der älteste Bernsteinhandel über das Schwarze Meer ging.

Allein Aratos folgte wahrscheinlich einer guten, schon im achten Jahrhundert vorhandenen Tradition; denn nach einem alten, von Müllenhoff (I. 217) angeführten Scholiasten hatte bereits Hesiod davon gesungen, daß der Eridanos neben dem Phaëthon unter die Gestirne versetzt worden sei. Das Sternbild war also wahrscheinlich bereits in jenen frühen Tagen unter diesem Namen bekannt, und der darüber schwebende Phaëthon ist demnach, wie schon im vorigen Kapitel ausgeführt, mit dem Fuhrmann Erichthonios eine Person. Es erübrigt, der Frage näherzutreten, ob der Name Eridanos selbst weitere Anhaltspunkte ergiebt. Müllenhoff hielt ihn (I. S. 221) wie schon Herodot für ein griechisches Wort, und da die vatikanischen Mythographen und Servius, der Erklärer des Vergil, behauptet haben, daß Phaëthon selbst Eridanos geheißen habe, so sucht er den Namen aus eri früh, als den „Frühgeborenen" zu erklären. Das wäre ein passender Name für den Sonnengott, und die alte nordische Sage gab dem Sonnengott Odur, um den Freyja die goldenen Thränen weinte, einen ähnlichen Namen: Swipdagr, der Verfrüher (der Tage).

Allein da alle Sternbilder dieses Himmelstreifens der nordischen Sage ihre Entstehung verdanken, so liegt es nahe, sich zu fragen, ob Eridanos nicht samt Erichthonios eher die Gräcisierung eines nordischen Wortes sein könne. Der Erichthonios oder Phaëthon steht inmitten der Milchstraße, die nach einer alten, unter andern von Diodor (IV. 23) berichteten Sage den von Phaëthon in Brand gesteckten Himmelsstreifen darstellen sollte und daher auch Phaëthons-Weg hieß, während die geläufigere Sage allerdings von dem milchweißen Aussehen ausging und dem von der Himmelsmutter an die Brust genommenen und herabgeschleuderten Herakles oder Hermes (bei Eratosthenes) die Veranlassung zuschrieb. Nun haben wir aber in der deutschen Sage eine Menge Namen der Milchstraße, die an Eridanos, Erichthonios, Hera-, Hermesstraße u. s. w. anklingen. Ansgarius, der Apostel der Schweden († 865), berichtet von einem

alten schwedischen König Erik (Erich), der, als er unter die Götter aufgenommen werden sollte, die Milchstraße emporgeritten sei, und diese werde danach Eriksgata d. h. Erichsweg genannt. Zum Andenken daran mußte nach altschwedischen Gesetzen, die sich bis zum dreizehnten Jahrhundert zurückverfolgen lassen, jeder neu den Thron besteigende schwedische König eine nach dieser himmlischen Königsstraße benannte, von Osten nach Westen laufende irdische Eriksgata durchreiten und dabei dem Volke seine alten Freiheiten bestätigen. Noch Gustav Wasa nannte seine Huldigungsfahrt eine Erichsreise, und der Name wird wohl selbst noch heute in demselben Sinne angewendet, ähnlich wie die spätnordische Sage von Erik dem Weitgefahrenen (Eiriks Saga Vidforia), der auch zum Sitz der Unsterblichen gelangt, einen Nachklang zu enthalten scheint. Die Edda-Sage von Rigr, dem Sohne Odins, der die weiten Wege der Welt wandert und dabei die Stände gründet, schließt sich hier an.

Wie ungemein alt die Sage von einem Himmelsfahrer, welcher der Milchstraße seinen Namen hinterlassen hat, im nördlichen Europa sein muß, geht daraus hervor, daß der Name in jeder Landschaft anders lautet, und die Veranlassung des Namens ebenfalls verschieden erzählt wird. Widukind von Corvey berichtet (ums Jahr 927), wie Iring, ein Ratgeber des Königs Irmenfried von Thüringen, sich im Kampfe gegen Dietrich von Franken mit dem Schwerte eine Gasse bahnt, und wie zum Andenken an diese glorreiche That die Milchstraße den Namen Irings-Vec (später auch Eurings-Strazza) erhält. In der Wilkinasage wird derselbe Name von Irings Kampf mit Hagen abgeleitet. In keltischen Sagen heißt die Milchstraße Caer Gwydion, Burg oder Weg des Gwydion, und hat ihren Namen daher, weil der keltische Wodan auf diesem Wege eine geliebte Jungfrau verfolgte, ebenso wie Orion am Himmel der Merope nachjagt. In gälischen Sagen heißt die Milchstraße Arianrod, d. h. Weg (road) der Arian, wie hier die leuchtende Begleiterin des Odin auf der wilden Jagd genannt wird, und dieser Name wird durch den altniederländischen Namen Vroneldenstraet (Frau Holdas Straße) erläutert. Wodenswege giebt es in Deutschland zahlreich; aber wie in Schweden eine himmlische und eine irdische Eriksgata unterschieden wurde, so nennt Chaucer die Milchstraße ebenso wie einen irdischen Königsweg Watlyngestrete, die im Vergil des Douglas Vatlandsstreit heißt, Namen, die sehr verführerisch an die Sage von der Durchquerung der Ostsee durch Wate und Wieland anklingen. Aber auch Irminsstraßen kommen in Deutschland und England vor.

Fassen wir diese Namen zusammen, so ergiebt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit eine Ableitung von dem alten Himmelsgott Er, Ear

oder Eor, nach dem der Eri- oder Erichstag benannt ist (S. 247), während Iring seinen Sohn bedeuten würde. Statt Iringsweg fand aber Grimm auch Iuwaringesweg, und durch Iuwaring, meint er (S. 333), grenze Iring an Eburdrung, den angelsächsischen Namen des Orion, der dem nordischen Durchquerer der Ostsee (Wate) entspricht (S. 167). Die litauische Sage erzählt übereinstimmend mit später zu erörternden indischen Sagen, daß der alte Sonnenriese von dem jungen Sonnenengel, der in der deutschen Sage eine Jungfrau ist, als er die Erde versengte, hinabgestürzt worden sei (S. 288), und das entspricht dem litauischen Aukßtis-Mythus, dessen Zusammenhang mit der Orionsage oben dargethan wurde. In dieser Verbindung muß eine Sage unsere Aufmerksamkeit erregen, die allerdings erst durch Istros, den Schüler des Kallimachos († um 240 v. Chr.), überliefert ist, aber in ihren Grundlagen viel älter zu sein scheint. Sie erzählt, Orion sei nicht durch den von Artemis gesandten Eber oder Skorpion, sondern durch ihr Geschoß getötet worden, als er nach seiner Gewohnheit das Meer durchwandelte. Apoll wäre nach dieser auch von Hygin überlieferten Fassung sehr erzürnt darüber gewesen, daß seine Schwester dem Sonnenwagen-Kandidaten Orion ihre Hand versprochen habe. Da sie aber nun von diesem Entschluß nicht abzubringen gewesen sei, habe er seine Zuflucht zu einer bösen List genommen, ihr einen schwarzen Punkt im Meere gezeigt und hingeworfen, bei aller ihrer vielgerühmten Treffsicherheit würde sie denselben nicht mit ihrem Pfeile durchbohren können. Er wußte sehr wohl, daß es das Haupt des nach seiner Gewohnheit das Meer durchwandelnden Orion war; aber Artemis ließ sich durch den Eifer des in ihr angefachten Ehrgeizes täuschen und durchbohrte das Haupt des Lieblings mit dem nimmer fehlenden Pfeile. Erst als die Wellen den Leichnam näher zum Ufer trugen, erkannte sie zu spät das unglückliche Ziel ihrer Schießübung, sie habe den Geliebten dann lange beweint und zu ihrem Trost an den Himmel versetzt.

Der Grund, weshalb ich diese Geschichte für alt halte, ist ihr Zusammenfallen mit der von Kephalos und Prokris, die bereits Homer und Hesiod kannten. Kephalos, der schöne Jäger, liebt wie Orion, der in der letzten Sage auch nur als Kopf (Kephalos) erscheint, die Eos, und sie gebiert ihm in heimlicher Liebe den Phaëthon. Darüber wird seine Frau Prokris (eine Mondgöttin wie Artemis) eifersüchtig, und sie durchbohrt ihn, auch hier im halben Mißverständnis, mit dem immer treffenden Pfeile der Artemis. Es sind genau dieselben Figuren, und zum Überfluß wurde in den Nosten Kephalos statt des Helios als Gemahl der Klymene genannt, die ihm statt des Phaëthon den Iphiklos, Vater des Wagenlenkers

Iolaus gebar (Pausanias X. 29). Diese Doppelformen von Sagen weisen auf eine gemeinsame alte Urform, und in dieser kamen höchst wahrscheinlich Namen vor, die von dem altnordischen Himmelsgott Er oder Erich leicht zu Eriunios, Erichthonios, Eridanos, Erigone und andern in diesem Sagenkreis vorkommenden Namen entstellt werden konnten. Der dem Hermen-Apoll (Agyieus S. 190) vergleichbare Hermes Eriunios erinnert an den indischen Aruna (Arjuna, Ardschuna), der bald als Verjüngung des Indra, bald als der Lenker des mit sieben Pferden bespannten Sonnenwagens erscheint und gleich dem deutschen Däumling die Fahrt in den Himmel antritt, um den alten Sonnenriesen Eruniakśha zu entthronen (vergl. S. 137). So heißt auch Kutsa, der in den im nächsten Buche zu behandelnden indischen Sagen den Glutgott vom Sonnenwagen herabreißt, weil er die Erde verbrennen will, Arjuneya (d. h. Sohn des Arjun. Kuhn, S. 55—57); denn im Grunde ist der alte Arjun (=Aukßtis, Orion, Varuna) der von dem jungen Arjun oder Arjuneya gestürzte Gott. Damit ist ferner die indische Sage von Arithshandren zu vergleichen, den der Götterwagen zum Himmel emportrug, bis eine kleine Regung von Stolz ihn (wie Bellerophon S. 289) erfaßte und sein Wagen auf halbem Wege zum Götterberge, d. h. zum Nordpol, schweben blieb. Ähnlich wie Arjun Vater und Sohn, verhalten sich nun Phaëthon Vater und Sohn, weshalb der Vater bald Helios, bald Orion genannt wurde. Die griechische Sage hätte danach eine Umgestaltung vorgenommen und auf den Sohn des gestürzten Sonnengottes übertragen, was die ältere Sage von dem Vater erzählt hatte. Der Umstand, daß Phaëthon einmal als Sohn des Helios und dann wieder als Sohn des Kephalos (Orion) erscheint, deutet auf diesen Personenwechsel hin. In ihrem Bestreben, Ordnung in das Chaos der alten arischen Sagen zu bringen und den neuen Sonnengott zu einem unwandelbaren Inhaber des Sonnenwagens zu machen, mochte solcher Tausch nötig erscheinen.

Fünftes Buch.

Der Feuerkultus der alten Arier.

38. Agni und Pales.

Mit der Erkenntnis, daß dem Odin die Herrschaft des Zio, und diesem nacheinander Winter- und Sommergott voraufgegangen, sind wir unstreitig ein Stück vorwärts gekommen, müssen aber noch eine Strecke tiefer zu graben suchen. Ein Blick in die Veden zeigt uns, daß die alten Inder eine Gottheit verehrten, die an Rang und Alter alle anderen überragte, im Himmel, in der Erde, im Wasser, ja im eigenen Körper und dem aller Pflanzen und Tiere gegenwärtig erschien und demnach alle Dinge geschaffen haben sollte, der Feuergott Agni. Schon die Sammlung des Rigveda, welche für den ältesten, stückweise bis zum fünfzehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinaufreichenden Teil der indischen Überlieferungen gilt, enthält Anrufungen, welche den Gott des häuslichen Herdes an die Spitze aller Götter stellen, mit den höchsten derselben verschmelzen, und ihm Schöpfung und Erhaltung aller Dinge zuschreiben.

„Unsterblicher Agni, du bist derjenige, den die Menschen in ihren Gebeten zuerst anrufen," beginnt der Dichter Vamadeva, und dieser Vorrang, den die Herdgottheit bekanntlich auch bei Griechen und Römern beibehielt, wird von vielen anderen vedischen Sängern bestätigt. „Er hat Himmel und Erde gegründet," singt Bharadvadja; den Inhaber aller

Güter und Besieger aller Übel nennt ihn Vasichtha; den Herrn der Heerscharen, der über alle Feinde triumphiert, Visvamitra. Besonders wird er als Verscheucher aller im Dunkeln schleichenden Gegner gefeiert. „O Agni, wenn du zur Welt kommst,“ singt ein anderer Dichter des Rigveda, „bist du Varuna, wenn du dich entzündest, bist du Mitra. Kind der Kraft, alle Götter sind in dir. Du bist Indra für den Sterblichen, der dir dient. Du bist Aryaman, dem das Opfer (svadha) gebührt, du trägst die geheimnisvolle Gabe der Libationen davon. Du bist Rudra, und bei deiner glänzenden Geburt erheben die Maruts (d. h. die Windgötter) ihr Geheul.“

So wurde Agni mit den höchsten indischen Göttern verschmolzen, sofern er als deren Vertreter auf Erden erschien; man sah ihn im Blitze Indras, in der Sonne (Surya), im inneren Erdfeuer, weshalb er auch der Herr der drei Welten genannt wurde, ja man sah ihn später in allem, was lebt, in den wachsenden Pflanzen und in der Wärme und verdauenden Kraft des tierischen Körpers. „Agni,“ ruft Vamadeva, der schon erwähnte Sänger, „wird in unseren Hütten geboren, aber auch im Busen des Himmelsgewölbes, das zu seiner Wiege wird, ja selbst im Schooße der Wolke, wo er dann, alle seine Glieder verbergend, weder Füße noch Kopf hat und sich in dem schwarzen Dunste auflöst.“ Er ist bald Gestirn, bald Blitz, bald Lebensfeuer, und Caspari hat in seiner „Urgeschichte der Menschheit“ (zweite Auflage, Leipzig 1877) sehr schön dargethan, daß mit der Kenntnis des Feuers dem Urmenschen erst ein Begriff darüber aufging, was Sonne und Gewitter eigentlich seien, und wie beide das Wachstum der Pflanzen erwecken und ihre Wärme im tierischen Körper fortlebt. Eine eigentümliche Auffassung von der Entstehung aller Dinge, und namentlich aller lebendigen Dinge, durch den zündenden Funken (Lebensfunken) tauchte im Gehirne der armen Naturkinder auf, als sie zum erstenmal lernten, dieses sonst nur in der Sonne und im Blitze wohnende Feuer künstlich zu erzeugen und auf ihrem Herde zu bewahren.

Es wurde ihnen nun der vom Himmel zur Erde niedergestiegene Gott selber und zugleich der Mittler zwischen Himmel und Erde, der das Opfer der Sterblichen entgegennimmt, verzehrt und zum Himmel trägt. So entwickelt sich unmittelbar die Idee des Opfergottes, zu dem ein innigeres Verhältnis möglich wird, da er in den Hütten der Menschen selbst erscheint, als zu den in weiten Fernen thronenden Himmelsgöttern, und so wurde das Feuer des Herdes diesen naiven Naturkindern der Freund des Hauses, der Familie, des Dorfes, ja des ganzen Stammes, und man nannte ihn in Indien mit einem noch jetzt in Ostpreußen hei=

mischen Ausdruck Vispati, d. h. das Dorfoberhaupt (vergl. S. 89). „Du bist in unseren Hütten,“ ruft Prascanva, „ein Priester, den Manu (d. h. der erste Mensch) für unsere Opfer eingesetzt hat.“ Man nennt ihn auch den Vater, dem man das Leben verdanke, den Freund des Hauses, den Gast, der in der Abenddämmerung einkehrt und im Hause des braven Mannes übernachtet. Wie ein Kind in der Wiege erscheint er anfangs in schwacher Glut auf der Holzunterlage, aus der man ihn durch Quirlen hervorruft. Man sucht ihn mit dem Hauche des Mundes zu stärken, man ruft die Winde zu Hilfe, man füttert ihn mit zarten Zweigen und flüssiger Butter, und das göttliche Kind erstarkt. Es öffnet auf dem Herdlager seine tausend Augen, um das Haupt der Familie, welches sich tief vor ihm neigt, und die anderen Verehrer zu schauen. „Er liebt uns, als ob er von unserem Stamme wäre; denn er ist derselbe, den unsere Väter bereits geschaut, der alle kennt, die hier sind und nicht hier sind!“ ruft der Hymnensänger.

In dem ungeheuer ausgedehnten Heldengedichte der Inder, dem Mahabharata, wird das Wirken Agnis mehr episch entwickelt, z. B. wie er Indra bei der Vernichtung der Dasyu beisteht, und mit seiner Brandfackel die Städte, Burgen und Waldesdickichte, in denen sich die Feinde verbergen, zerstört. Da er in Luft, Himmel und Erde gegenwärtig ist, und in allem was Leben hat gefunden wird, heißt er auch hier der Allgegenwärtige und der Allwissende (Kavi), weil er gleich Vayu und Surya Zeuge alles menschlichen Thuns ist. In den älteren Teilen wird er noch dem Indra gleichgestellt und gleich ihm „Herr der Welt,“ ja sogar Herr der Götter genannt, und Wendungen, wie „die Götter mit Agni an ihrer Spitze“ oder Agni und die anderen Götter wiederholen sich mehrfach; aber in den jüngeren Teilen tritt er mehr in die Reihe der acht Elementargötter (Vasu) zurück, obwohl er auch dann noch „Freund des Indra,“ Sohn des Dyu u. s. w. heißt. Im besondern innig erscheint seine Verbindung mit dem Luft- oder Windgotte, gerade so wie in der Edda Loki als Blutsbruder des Odin aufgeführt wird, und darum trotz seiner Frevelthaten das Recht behält, unter den Asen zu verkehren. So wird Agni im Mahabharata Vayusahaya (der den Wind zum Gefährten hat) genannt, er wird dargestellt, wie er auf einem mit roten Pferden bespannten Wagen, auf windschnellen Rädern dahinfährt, sein Fuhrmann ist der Wind, weshalb er auch Vata Sarathi genannt wird, d. h. „der den Wind zum Fuhrmann hat.“ Sofern nun Agni so oft mit dem Sonnengott verschmolzen wird, so wird die germanische Vorstellung von dem kleinen Spitzbuben Hermes, der den Himmelswagen lenkt, auch hierdurch beglaubigt. Da der Wind

in jenem Heldengedicht auch häufig Anila genannt wird, so brauchen die Dichter mit Vorliebe für Agni den Namen Anala, um ihn durch Alliteration gleichsam zum Zwillingsbruder des Windes zu machen.

Mit der Zeit erblaßte das Ansehen des Feuergottes in Indien allmählich, genau so wie in Nordeuropa, wo der Feuergott Mimir zwar als der älteste und weiseste Gott erscheint, bei dem selbst Odin Rat holt — und sogar auf den viel jüngeren Loki ist noch ein Strahl dieser vorasischen Schlauheit übergegangen —, aber Agni sank niemals so tief wie Loki bei den Germanen. Der den Inder und noch mehr den persischen Feueranbeter peinigende Gedanke, daß Agni alles verzehrt, das Reine mit dem Unreinen, ja sogar Leichen, wird im Mahabharata auf einen Fluch des Bhrigu zurückgeführt, weil er, der Allessehende, einst dessen Braut Puloma an ihren früheren Bräutigam den Riesen Puloman verraten hatte: dafür sollte er hinfort verdammt sein, alles fressen zu müssen, was sich ihm darbiete. Aus Verdruß verbirgt sich Agni im Çami-Baum (Acacia Suma), ähnlich, wie sich in der germanischen Mythe Schmied Wieland in einen Baumstamm einschließt und darin über die See fährt. Nun erlöschen alle Haus- und Opferfeuer, und die frommen Rischis wenden sich an Brahma um Hilfe, damit dieser den Agni aus dem Çami-Baume wieder hervorrufe. Zuvor beschwichtigt ihn Brahma, indem er ihm — da der Fluch eines Priesters nicht rückgängig zu machen ist — sagt: „Du wirst zwar alles, was du berührst, verzehren, aber auch mit deinen Flammen alles reinigen."

Dieser Mythus wurde erfunden, um zu erklären, warum alles zu religiösen Ceremonieen gebrauchte Opferfeuer von neuem aus dem Holze des Çami-Baumes herausgequirlt werden mußte, und daher stammt auch Agnis Beiname Çamigarbha, welches den wie im Mutterleibe in diesem Holze schlummernden Gott bezeichnet. Übrigens scheint diese Sage uralt zu sein, wie Wieland im Baumstamm bezeugt. Eine andere indische Sage berichtet, daß sich Agni auf dem Grunde des Meeres versteckt hielt, von wo ihn Atharvan zurückholt, genau so wie Hephästos, als er zum zweitenmal von seiner Mutter Here aus dem Himmel geworfen wird, zum Grunde des Meeres hinabtaucht und der Thetis neun Jahre lang Schmuck- und Kunstwerke schmiedet, bis ihn Dionysos überredet, zu den Himmlischen zurückzukehren (Ilias XVIII. 395 ff.). Man wird nicht übersehen dürfen, daß der deutsche Mythus von Wieland die Züge des indischen und griechischen Mythus vom im Baumstamm und Meere verschwundenen Feuergott vereint enthält, also trotz seiner Verblassung als Quelle beider angesehen werden kann.

In den späteren Umbildungen der indischen Religion verschmolz Agni mehr und mehr mit den Zerstörern Rudra und Çiva, und es heißt schon im Mahabharata: „Agni ist das Ende aller Welten." „Einst verschlingt Agni die ganze Welt" und „zur Zeit des Weltunterganges wird der Opferfresser von allen Seiten hervorbrechen" (vergl. A. Holtzmann, „Agni nach den Vorstellungen des Mahabharata," Straßburg 1878). Die Entwicklung der Vorstellungen hatte also einen ganz ähnlichen Gang genommen, wie bei Loki, der aus dem Blutsbruder Odins zum Weltzerstörer wurde. Sogar noch in der Edda finden wir, daß der Feuergott im Norden ehemals dieselbe wohlwollende Stellung zum Menschen einnahm, wie der indische Agni; denn wir sehen, wie sich Odin, Hönir und Lodur, d. h. der Luft-, Wasser- und Feuergott, zur Belebung des aus Holz geschnitzten ersten Menschenpaares vereinen, wobei es in der Völuspa heißt:

Seele gab Odin, Hönir gab Sinn,
Blut gab Lodur und blühende Farbe.

Lodur (Hlodurr) der Glüher oder Loderer, der das Feuer wie Agni in seiner wohlthätigen, wie schädlichen Gewalt vertrat, spaltete sich im Norden in einen Gott des himmlischen oder Blitzfeuers, Thor, der auch Hlorridi genannt wurde (S. 184), und einen Gott des irdischen oder unterirdischen Feuers, Loki, auf den nur die bösen, zerstörenden und vernichtenden Eigenschaften des Feuers übergingen. Daher kommt es, daß auf Thor auch gewisse Ämter des Herdgottes vererbt wurden, die in Indien stets dem Agni verblieben. So wurde im Norden unter Anrufung Thors die neue Herdstelle geweiht und mit der ersten Feuerzündung daselbst in Besitz genommen. Ebenso wurden junge Ehepaare und Leichen, wie wir aus dem Eddabericht über Baldurs Begräbnis sehen, mit dem Hammer Thors eingesegnet. Wir begreifen daher auch, daß Thors Hammer noch dem späten Heidentum des Nordens als religiöses Symbol galt, und wohl zwei Dutzend solcher silberner Hämmer, wie Fig. 48 und 49 darstellen, sind in nordischen Gräbern als den Leichen mitgegebene Amulette gefunden worden.

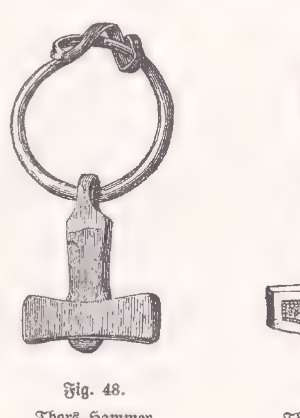


Fig. 48.
Thors Hammer aus Upsala (Schweden).

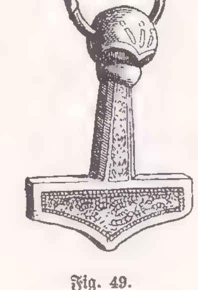


Fig. 49.
Thors Hammer von Moen (Dänemark).

Nach Carteilhac „l'age de pierre."

Die Ähnlichkeit dieser Ceremonieen mit den indischen beweist uns, daß in diesem Punkte Thor gänzlich in die Fußtapfen des alten Feuergottes Hlodur, des Gemahls seiner Mutter Hlodana (Latona s. S. 183) getreten war. Olaus Magnus erzählt uns, daß, wenn bei den alten Goten ein Ehebündnis geschlossen wurde, der Priester über dem Haupte des jungen Paares Feuer anschlug, um mit diesem Symbol anzudeuten, daß von ihnen ebenso wie von dem Steine die Funken neuen Lebens ausgehen sollten. (Fig. 50.) So riefen in Indien unfruchtbare Mütter den Agni um Nachkommenschaft an; alle Verlöbnisse wurden vor seiner heiligen Flamme geschlossen und bei dem Hochzeitsfeste die letztere durch einen feierlichen Umgang geehrt. In Altindien ergab sich der nähere Zusammenhang dieser Gebräuche darin, daß man die für alle religiösen Gebräuche vorgeschriebene Feuererzeugung mittelst des Holzquirls für ein Seitenstück der Erweckung neuen Lebens ansah, d. h. zur eigenen Erleuchtung das Hervorlocken des Feuer- und Lebensfunkens als gleichartige, sich gegenseitig erläuternde Vorgänge auffaßte.



Fig. 50.
Heirats-Ceremonie bei den Goten.
Nach einem Holzschnitt in Olaus Magnus „historia Gotorum.“

Fast genau die nämliche, einfache, den häuslichen Herd erhebende Religion des Hirtenvolkes in Indien, wie sie uns die Gebete und Anrufungen des Rigveda vor Augen führen, finden wir nun im ältesten Europa, wo sie sich am deutlichsten in den italienischen Palilienfesten erhalten hatten, die tief in die Vorzeit Roms zurückreichen. Gerade an der Stelle, wo später Rom gegründet wurde, am Palatinischen Hügel, gab es einen Mittelpunkt des Kultus der alten Hirtengottheit Pales, der genau jenen, dem semitischen Feuerkultus fremden Charakter der Herzlichkeit und innigen Beziehungen von Mensch und Heerdenvieh zur Herdflamme wiederspiegelt, wie in Altindien. Hier wie dort bestand die Hauptfeierlichkeit darin, daß an bestimmten Tagen, namentlich am 21. April, wo das Vieh ausgetrieben wurde, und zur Zeit der Sommersonnenwende Scheiterhaufen mit neuem,

aus Holz gequirlten Feuer entzündet wurden, durch welche das Vieh hindurchgetrieben wurde, während die Menschen ebenfalls darüber hinwegsprangen. Es wurde davon jene reinigende und fruchtbar machende Wirkung erwartet, welche die Veden der Flamme Agnis zuschrieben und welche sich in dem Glauben an die Wirksamkeit der Notfeuer forterhielt, die man bis in unser Jahrhundert hinein in Sachsen, Thüringen, Mecklenburg u. s. w. anzündete, wenn verheerende Viehseuchen auftraten und den ganzen Besitz des Hirten in Frage stellten. Als unerläßliche Bedingungen für das Gelingen dieser Heilmethode galt es in Deutschland, daß zuvor sämtliche Feuer der Ortschaft gelöscht wurden und daß sodann durch Drehung eines Wagenrades um einen in seine Nabe gesteckten Holzstab neues, heiliges Feuer entzündet wurde, durch welches man das erkrankte oder vor der Seuche zu bewahrende Vieh hindurchtrieb. Wuttke giebt in seinem „deutschen Volksaberglauben der Gegenwart“ (Hamburg 1860, S. 92) einen heiteren Bericht aus Mecklenburg, wo noch in neuerer Zeit das Notfeuer an einem Orte auf Anordnung des Dorfschulzen nach altem Herkommen angezündet wurde. Man quirlte zwei Stunden umsonst, weil eine alte, aufgeklärte Dame dem strengen Befehl der Dorfobrigkeit und den flehentlichen Bitten der gesamten Bauernschaft zum Trotz ihre Nachtlampe nicht auslöschen wollte. Erst als sie mit der zweistündigen Qual der Feuerbereiter und ihren gesteigerten Bitten Mitleid fühlte und das Lämpchen auslöschte, brachte der wachsende Mut der Quirler das Feuer zum Aufflackern, und die Schweine wurden hindurchgetrieben, die kranken darunter hindurchgezogen, wobei einige ihr Leben ließen, und die Schuld, daß das Verfahren nicht erfolgreich war, wahrscheinlich der alten, ungläubigen Dame zugeschrieben wurde.

Grimm, Kuhn, Mannhardt und andere Forscher haben den Gebrauch der Notfeuer beim Viehsterben in vielfachen Berichten bis zum Jahre 742 zurückverfolgt, wo unter Karlmann in einer mit dem Vorsitz des Erzbischofs von Mainz abgehaltenen Synode verschiedene heidnische Gebräuche geächtet wurden, unter denen sich auch jene „sündhaften Feuer, die man niedfyr nennt,“ befanden. Wie verbreitet diese Sitte noch damals in Mitteleuropa war, geht aus dem «Indiculus superstitionum et paganicorum» hervor, welchen die Synode zu Listines in den Niederlanden 743 aufstellte und in welchem wiederum von dem aus Holz geriebenen Notfeuer (de igne fricato de ligno, id est Nodfyr) die Rede ist. Mannhardt denkt seltsamerweise (II. 307) an einen semitischen Ursprung aus dem Molochdienste, obwohl er doch selbst aus „Asvalayanas Hausregeln“ (herausgeg. von Stenzler, Leipzig 1865, S. 144) eine Stelle anführt,

aus der zweifellos hervorgeht, daß es sich um einen altarischen Brauch handelt, sofern darin den Indern vorgeschrieben wird, bei eintretender Viehseuche dem Rudra in der Mitte der Kuhhürde ein Feuer anzuzünden und, nachdem man die Opferstreu und geschmolzene Butter in dasselbe geworfen, die Kühe durch den Rauch zu führen. Aus Ovids ausführlicher Schilderung der römischen Palilienfeier im „Festkalender“ (IV. 721—782) lernen wir, daß man später die desinfizierende Wirkung des heiligen Hirtenfeuers durch Einstreuen von Schwefel in die Flamme erhöhte:

Drauf laß bläulichen Qualm aufziehn von brennendem Schwefel,
Und in des Schwefels Bereich stelle das blökende Schaf.

Viele andere Gebräuche schlossen sich hier an, und Kuhn hat besonders auf das Peitschen des Viehes mit gewissen heiligen Zweigen, um es fruchtbar zu machen, in Indien und Europa aufmerksam gemacht. (S. 161 ff.) Es sind Zweige derselben Bäume und Schmarotzergewächse, in denen man Agni schlafend dachte. Daß dieser Feuerkultus der Hirten nicht aus Indien nach Europa, sondern in umgekehrter Richtung gewandert ist, ergiebt sich aus dem hohen Altertum in Europa, sofern man ihn auf italienischem Boden bis in prähistorische Zeiten verfolgen kann. Schon Varro erzählt, daß jenes Hirtenvolk, welches dem Feuergotte Pales und seiner gleichnamigen, auch Palatua genannten Tochter opferte, Rom gegründet habe, und daß der Palatin, der Mittelpunkt des alten Rom, eben nach dieser Feuergottheit benannt sei. Für das prähistorische Alter dieses Kultus auf italienischem Boden zeugt ferner der Umstand, daß im späteren Rom ein besonderes Priesterkollegium, das der angeblich von Numa eingesetzten Arvalbrüder, beibehalten wurde, welches darüber zu wachen hatte, daß die alten heiligen Hirten- und Ackergebräuche genau beobachtet wurden. Zu diesen Gebräuchen gehörte nun vor allem, daß die Benutzung metallener und besonders eiserner Gerätschaften völlig ausgeschlossen war, und die Acta fratrum Arvalium erwähnen sehr häufiger Sühnungen, welche die ehrwürdige Brüderschaft zu vollziehen hatte, wenn aus irgend einem Zufall in das Bereich ihres Heiligtums oder gar bei den Opfern selber, eiserne Gegenstände gebraucht worden waren. Dies beweist deutlich das hohe Alter dieser Gebräuche in Italien. Noch im zweiten nachchristlichen Jahrhundert schrieb Apulejus: „Bis auf den heutigen Tag opfert man den unsterblichen Göttern mit irdener Schöpfkelle und irdenem Napfe, besonders solchen alten Gottheiten, wie Vesta, Palatua und der Dea arva.“ Numas Opferschale aus schwarzem, ungebranntem, nur an der Sonne getrocknetem Thon wurde bis in die Kaiserzeiten hinein in Rom aufbewahrt und fast abgöttisch als Reliquie verehrt. Als der König von Preußen

auf seine Kosten die Begräbnisplätze der arvalischen Brüder bei La Magliana (seit 1866) aufgraben ließ, fand man darin achtzehn Töpfe von genau derselben Art, wie in der Nekropole von Alba Longa, welche durch die vulkanischen Ausbrüche der albanischen Krater verschüttet wurde.

Festus, Solinus u. a. erzählen, daß diese Feuergöttin Palatua, die Gründerin Roms, eine nordische Jungfrau gewesen sei, welche Herakles von seinem Zuge nach dem Hyperboreerlande mitgebracht habe, und wir werden sehen, daß diese Sage in dichterischer Form die Wahrheit berichtete, daß der Feuerkult der italienischen Hirten thatsächlich aus Nordeuropa stammte, wo er sich auch in manchen Gegenden, z. B. in Irland, bis zum Mittelalter erhielt. Natürlich hatte er sich nicht bloß im alten Latium angesiedelt, sondern es gab viele nach der Pales benannte Ortschaften in Altitalien, so z. B. nach Preller eine in der Gegend von Reate, von wo die latinischen Aboriginer nach den sieben Hügeln gelangt sein sollten, eine andere im Lande der Sabiner oder Umbrer, von welcher sich Münzen mit der Umschrift Palacinu und dem Gepräge eines Vulkanuskopfes erhalten haben. Wie alt dieser Feuerkultus der europäischen Hirtenvölker aber selbst im Süden ist, werden wir wohl erkennen, wenn wir uns überzeugt haben werden, daß der alte Vesta- und Hestiakultus in Griechenland und Italien nur eine Verjüngung des Kults der altgermanischen Feuergottheit war, von der andererseits auch der Kult des indischen Agni herzuleiten ist.

Auf diese Erkenntnis hin führt uns nun auch der Name des indischen Gottes selber. Fick leitet das Wort von dagni, der Brenner, d. h. von der Wurzel dah, brennen, her, während Böthlingk und Roth sich begnügten, die Wurzel ag, sich bewegen (agieren), darin zu suchen. Allein Bergmann scheint mir das Richtigere getroffen zu haben, wenn er („Vielgewandts Sprüche und Groas Zaubergesang," Straßburg 1874, S. 54) das Wort von dem nordischen vafa, vaga: wabern, sich bewegen, ableitet. Davon vagnis, das bewegte, wabernde Feuer, altgerm. ogn, altslav. ogni, lit. ugni, sanskr. agni, lat. ignis. Vom altgermanischen ogn stammt ognins, feurig, got. ohgn, der Ofen. Von der Nebenform vafa leiten sich die altnordischen Namen Vafnir, Fafnir (der glühende Drache), Ofnir und Swafnir, zwei Beinamen Odins, des Schlangengestaltigen, die eigentlich den „Brenner" bezeichnen, ab, ferner Vidofnir (der Baumbrenner) im Eddagedicht von Fiölswidrs Reden. Von dem altnordischen ofn, feurig, brennend, stammt unser Ofen. Jeder Zweifel daran, daß Name und Begriff des indischen Agni aus dem nördlichen Europa stammen, wird schwinden, wenn wir die Verbreitung seines Kultus in den Heimatsländern

weiter verfolgen und erfahren, daß die litauische Sage den Namen ihres Feuergottes und Feuerbringers als Ugniegawas (der Feuergewinner) und Ugniedokas (der Feuerspender) nebeneinander stellt.

Diese altarische Religion des Herdfeuers mit besonderer Anwendung der geheiligten Flamme, des Rauchs, wie der Kohlen- und Aschenreste zur Heilung, Gesund- und Fruchtbarmachung von Vieh, Feldern und Wiesen (auf die man Asche und Kohlen der heiligen Feuer schüttete oder eingrub), kennzeichnet sich von selber als diejenige von Hirten- und Ackerbau treibenden Völkern und hat darum eine tiefere Wurzel in Mitteleuropa bei den Ackerbau und Viehzucht treibenden slavischen und keltischen Stämmen geschlagen, als bei den infolge ihres Klimas mehr dem Jagd- und Kriegshandwerk sowie der Fischerei und Schifferei ergebenen Stämmen Skandinaviens. Doch finden sich in England und namentlich in Irland mit seinen grünen Weiden ebenfalls reichliche Spuren derselben, auf die wir weiterhin genauer zurückkommen. Es liegt daher alle Wahrscheinlichkeit vor, daß erst die aus dem Norden über die Alpen gestiegenen keltischen Indogermanen den Palilienkultus mit seinem bukolischen Charakter und patriarchalischen Sitten nach Italien verpflanzt haben, so daß die römischen Altertumsforscher recht hatten zu behaupten, eine nordische Göttin habe diese Feuerreligion nach Italien gebracht. Bei den Persern hat sich die Verehrung der Flamme zu einer höheren Religionsform vergeistigt, indem man in ihr später nur noch das Symbol der Gottheit erkannte; bei den meisten anderen indogermanischen Stämmen hat der Feuerdienst dem Sonnenkultus den Platz räumen müssen.

39. Prometheus, der Feuerbringer.

Noch höher als bei allen andern Völkern wird bei den indogermanischen Stämmen der Wohlthäter gepriesen, der den Menschen das erste Feuer gebracht und sie dessen Gebrauch sowie vor allem die Wiedererzeugung desselben, wenn es erlosch, gelehrt hat. Nach indischen Sagen hätte freilich bereits der erste Mensch Manu oder Ayu das Feuer von seinen göttlichen Eltern Pururavas und Urvaçi als Wiegengeschenk erhalten, allein andere weitverbreitete Sagen melden, daß zuerst Vögel, d. h.

die geflügelten Blitze, Feuer vom Himmel zur Erde herabgebracht hätten. Im besondern galten solche Vögel, die einen feuerroten Schnabel oder einen feuerroten Fleck auf dem Kopfe zeigen, als solche Feuerbringer. A. Liersch fand bei den Wenden die Volkssage, daß die feuerlosen Menschen die Vögel gebeten hätten, ihnen doch von der Sonne etwas Feuer zu holen, daß es aber von allen Vögeln nur dem Storch gelungen sei, bis zur Sonne zu fliegen und die Himmelsgabe herabzubringen. Es wird nicht gesagt, daß er sich dabei den Schnabel rot gefärbt; aber jedenfalls hängt damit der weitverbreitete Glaube zusammen, daß ein Haus, auf welchem der Storch nistet, vor Blitz- und Feuerschaden bewahrt sei, weshalb man ihm zum bequemen Nistplatze ein altes Wagenrad auf der Hausfirste befestigt.

In Südeuropa galt seit alten Zeiten der Schwarzspecht (Picus Martius) als der eigentliche Blitz- und Feuerträger, und sein wie eine glühende Kohle leuchtender Feuerscheitel scheint zu der Sage vom Zeus Picus, der den Menschen lehrte, wie man die Blitze vom Himmel herabziehen könnte, Veranlassung gegeben zu haben. Darauf deutet, daß man ihn auch Feronius nannte, was an den griechischen Feuerbringer Phoroneus, einen Doppelgänger des Prometheus, erinnert. Er ist wahrscheinlich auch der Feuervogel (avis incendiarius), der in römischen und skandinavischen Sagen das Feuer mit seinem Schnabel in belagerte Städte trägt, um sie in Brand zu stecken. In deutschen Sagen erscheint der Storch auch in diesem Sinne als Feuerträger, der ein Haus in Brand setzt, wenn man seine Jungen tötet, und wahrscheinlich steht seine bekannteste Aufgabe im Kinderglauben in Verbindung mit der alten indogermanischen Vorstellung, daß Feuer und Leben gemeinsame Entstehungsweise haben. Denn ihm ähnlich, war auch der Gott Schwarzspecht (Picus) bei den Römern (nach Varro) Schutzgott der Wöchnerinnen und kleinen Kinder; er brachte den ausgesetzten Marskindern Romulus und Remus Speise.

War dieser Name „Feuerbringer“ (Phoroneus-Feronius) des Schwarzspechts bis nach Indien gelangt? Kuhn führt (S. 29) an, daß Agni an zwei Stellen der Veden mit dem sehr ähnlichen Worte Bhuranyu bezeichnet wird, was man sonst als den „Schnellen, Eifrigen“ übersetzt, und es heißt von ihm: „Aufblicken sie zu dir, dem Wolkenflieger, dem schöngeflügelten, liebvollen Herzens; des Varuna Boten, in Yamas Schoß, dem feurigen Vogel“ (nach Benfeys Übersetzung) und an einer anderen Stelle von Agni: „Da du der tropfende Funken, der starke Falke, der reine, goldgeflügelte, schnelle Vogel bist . . . . .“ In dieser Auffassung als ge-

flügelter Blitz wird er auch Falke (Çyena) oder Adler genannt und berührt sich in dieser Auffassung als Blitzvogel ebenso nahe mit dem Blitze tragenden Adler des Zeus und mit dem Aar, der in die Sonne schauen kann, wie er in seiner Gestalt als Blitz an den geflügelten Arion und Pegasus erinnert, die dem Zeus die von den Kyklopen geschmiedeten Blitze beim Gewitter zutragen.

Die gleiche Symbolik, welche den feuerköpfigen Schwarzspecht zum Feuerbringer und Blitzträger machte, hat den kleinen Zaunkönig zum Nebenbuhler des Adlers in der Rolle des Königs der Vögel erhoben. Der Gedanke ist alt; denn schon Aristoteles erwähnt, daß man streite, ob der Adler oder der Zaunkönig der Beherrscher des Vogelreichs sei, und viele Märchen berichten von dem Wettfliegen des Adlers und Zaunkönigs, wobei der letztere höher steigen konnte als der schließlich erschöpfte Adler, weil er sich unbemerkt unter seinen Schwingen emportragen ließ und nun erst hervorkam, um mit frischen Kräften den Flug zur Sonne fortzusetzen. Man muß hierbei nicht an den gewöhnlichen Zaunkönig denken, sondern an den gelbköpfigen Zaunkönig oder das Goldhähnchen, von dem es eine Art oder Abart mit feuerrotem Scheitel (Regulus ignicapillus) giebt. Er gilt deshalb in der Normandie als der rechte Feuerbringer, und auf der Insel Man wie in Irland wird er zu Weihnachten geschossen und zu derselben Zeit, wo das neue Feuer gefeiert wurde, mit Mistelzweigen zugleich als Symbol des neu erstandenen Sonnenfeuers in Prozession getragen und besungen. Man erzählt auch, daß er sich beim Feuerholen alle Federn vom Leibe gesengt habe, und daß die anderen Vögel ihre Federn hergegeben, um ihn neu zu bekleiden, mit Ausnahme der Eule, die keine Beisteuer leisten wollte und deshalb von allen gehaßt und verfolgt werde. (Kuhn S. 98.)

Die Vorstellung, daß Blitze, die im dichtenden Volksmunde zu Blitzvögeln wurden, den Menschen in allen denjenigen Ländern, wo kein Erdfeuer zu Tage tritt, das erste Feuer herniedergebracht hätten, ist eine so wohlbegründete, daß die von Steinthal u. A. angenommene Vorstellung des Lukrez: im Sturme gegeneinander geriebene Baumäste hätten sich entzündet, abgesehen von ihrer an Unmöglichkeit streifenden Unwahrscheinkeit, ganz überflüssig war. Herniederfahrende Blitze, die alte Bäume oder leichte Hütten in Brand setzten, verschaffen wohl allen Völkern gelegentlich Feuer; aber es bleibt ein unsicheres Gut, welches leicht verloren gehen kann, und daher verehren alle Völker nicht denjenigen, der ihnen gelegentlich Feuer verschaffte, sondern vielmehr denjenigen als höchsten Wohlthäter, der ihnen lehrte, es jederzeit neu zu erzeugen. Wenn es auch nicht

wahr sein mag, daß noch vor einigen hundert Jahren auf einsamen Inseln von Weltreisenden Menschen angetroffen worden seien, welche Feuer überhaupt nicht kannten und dasselbe beim ersten Anblick für ein fressendes und beißendes Tier hielten, so haben doch andere (wie Backhouse und Milligan) in glaubwürdiger Weise von australischen und tasmanischen Stämmen berichtet, die sie zwar im Besitze des Feuers antrafen, aber außer stande fanden, es sich nach dem Verlöschen neu zu erzeugen. Besondere Weiber waren daher in jeder Niederlassung angestellt, um ewige Feuer zu unterhalten und sie ängstlich, wie die Priesterinnen der Vesta in Rom, vor dem Verlöschen zu bewahren, weil man sonst genötigt war, weite Wege zu andern Stammesniederlassungen einzuschlagen, um das schon unentbehrlich gewordene Lebenselement zu holen. Diese Kulturstufe, welche der feuerzeuglose Raucher, dem in einsamer Gegend die Cigarre ausgeht, zu würdigen lernt, malt sich auch in der neuseeländischen, weit über Polynesien verbreiteten Mythe, nach welcher Maui zur Wohnung seiner himmlischen Ahnfrau Mahuika emporsteigen mußte, um Feuer von ihrem Herde zu erbitten.

Eine Erinnerung an diesen Zustand malt sich auch in den ewigen Feuern der Hestia- und Vesta-Tempel Italiens und Griechenlands, und man zeigt in Irland die sogenannten Clochaches (Steeples der Anglo-Iren), aus hellbraunem Sandstein erbaute, circa vierzig Meter hohe, runde Türme mit kegelförmigem Dache, deren noch mehr als sechzig auf Bergen und in Thälern vorhanden sind, und die ehemals als Herdstätten solcher ewigen Feuer gedient haben sollen. Für diese Stufe der Kultur ist eine litauische Erzählung sehr lehrreich, die Veckenstedt (I. 141) mitgeteilt hat.

Eines Abends tritt ein Fremdling in die dunkle Hütte eines Bauern und fragt, weshalb er kein Feuer von den Sternen des Himmels nehme, deren Anzahl doch eine unendlich große sei. Auf die Antwort des Bauern, daß er dies leider nicht vermöge, tritt der Fremdling mit einem Stück Holz vor die Hütte, murmelt einige Worte, die wie ein Gebet klingen, und alsbald schießt ein Feuerstrahl vom Himmel, der das Holz entzündet. Er übergiebt ihm das brennende Holz, lehrt ihm den Gebrauch des Feuers, und die Bauern errichten in der Mitte des Dorfes einen großen Ofen, in welchem sie das Feuer sorgsam hüten und nähren. Trotzdem erlosch es einmal, und die Bauern beteten, der Feuerspender möge ihnen nochmals helfen. Er erscheint auch, schlägt die Hände zusammen, und sofort brennt das Feuer in dem Ofen in der Mitte des Dorfes wieder. Sie nannten ihn Ugniedokas, d. h. den Feuergeber, und erzählen von seiner Kunstfertigkeit eine Menge Wunderdinge.

Obwohl in dieser Sage eine Hindeutung auf die doppelte Erzeugungsweise des Feuers durch Holzreibung und Schlag nicht zu verkennen ist, wird doch nicht gesagt, daß Ugniedokas ihnen die Erzeugungsweise gelehrt

habe, sonst wäre ja auch der Gemeinde-Ofen überflüssig gewesen. Wir finden denselben Zug von Zurückhaltung in den indischen und griechischen Mythen von der Herabholung des Feuers, und wir sahen, daß in der ersteren der erzürnte, aber schon bei den ersten Menschen eingekehrte Feuergott Agni sich in einer Höhle, auf dem Grunde des Wassers oder nach der gebräuchlichsten Mythe im Holze eines Baumstammes versteckt hielt (S. 306). Die Inder haben nun eine Menge nebeneinander herlaufender Sagen über die Zurückführung des zürnenden Agni auf die Erde. Indra und die Götter selbst beteiligen sich an den Versöhnungsversuchen, das Hauptverdienst aber nehmen gewisse Priestergeschlechter in Anspruch, namentlich die Bhrigu.

„Einerseits," sagt Adalbert Kuhn in seinem für das Verständnis dieses Mythenkreises bahnbrechenden Werke (S. 9), „traten die Bhrigu an die Stelle der Götter, andererseits übernehmen sie das Geschäft des Mâtariçvan (eines feuerreibenden und feuerbringenden, halbgöttlich gedachten Wesens), während sie drittens auch als Menschen neben dem Manu (dem Stammältesten) und seinem Geschlecht erscheinen. Das sind anscheinend ganz verschiedene Kreise der Thätigkeit, und es scheint schwer, für sie eine Vermittelung zu finden. Sehen wir uns indessen anderweitig um, so wird von den Angirasen, einem anderen der alten indischen Priestergeschlechter, gleichfalls erzählt, daß sie, wie die Bhrigu, den in der Höhle befindlichen Agni gefunden haben, und Agni selber wird vielfach Angiras genannt. In gleicher Weise erscheint Atharvan, der Stammvater eines dritten Priestergeschlechtes, gleichfalls als der, welchem die Herabholung des Agni zugeschrieben wird, wie er andererseits auch als ein Genosse der Götter, als ihr Verwandter, und im Himmel wohnend erscheint."

Aus diesem verwickelten Verhältnisse, für dessen näheres Studium auf das klassische Werk Kuhns verwiesen werden muß, geht soviel deutlich hervor, daß sich früh erbliche Priestergeschlechter gebildet hatten, die das Geheimnis, den Agni aus der Höhle (Wolke) oder aus dem Baume, in dem er sich verborgen hatte, hervorzulocken, als ihr Familien-Geheimnis bewahrten, d. h. von Feuerpriestern, die den Gott durch Zaubermittel und Beschwörungen hervorriefen. In der römischen Sage wird der Spechtgott Picus, der das Feuer zuerst aus der Wolke herniedergebracht, von Numa betrunken gemacht und gebunden, um ihm sein Geheimnis zu entlocken, und dieselbe Sage findet sich in der Schweiz, in Tirol und andern Teilen Deutschlands im Volksmunde (Kuhn S. 33). Viel wichtiger war natürlich die jederzeit und an allen Orten zu veranstaltende Hervorlockung aus dem Holze.

Es ist von verschiedenen Schriftstellern und namentlich von E. B. Tylor in seiner „Urgeschichte der Menschheit" sehr überzeugend dargethan worden, daß die Entdeckung des Feuerquirls nicht einmal und an

einer Stelle, sondern von Arbeitern der verschiedensten Völker gemacht werden mußte, sobald sie dazu kamen, sich ein einfaches Werkzeug zu erfinden, um bequem Löcher in Holz oder Stein zu bohren. An den verschiedensten Orten der Erde, bei den Eskimos, den alten Mexikanern, verschiedenen Indianerstämmen Nord-Amerikas u. s. w., findet sich in verschiedener Gestalt dasselbe Werkzeug, dessen sich die alten Inder, Griechen und Römer und jedenfalls auch unsere eigenen Vorfahren bedienten, um Feuer zu erbohren, während verschiedene Naturvölker dasselbe noch heute benützen, um Löcher in Holz, Knochen und Steine zu bohren. Eine der einfachsten Formen ist der hier abgebildete Riemenquirl der Eskimos (Fig. 51), ein Holzstab, der durch einen darumgelegten, hin und her gezogenen Riemen in quirlende Bewegung gesetzt und dabei durch ein mit den Zähnen gehaltenes Mundstück aufrecht erhalten wird.

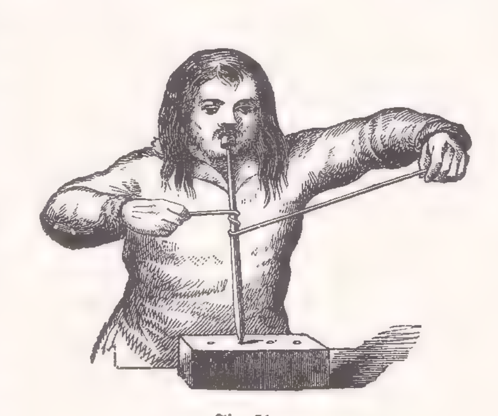


Fig. 51.
Feuerquirl der Eskimos.
Nach Tylor, „Early history of mankind."

Ein gleiches Werkzeug fand Kotzebue sowohl zum Lochbohren als zum Feuermachen in Gebrauch, nur daß man ihm für den ersteren Zweck eine härtere Spitze aus Stein zu geben pflegte. Eines ähnlichen Strickbohrers bedienten sich die Neuseeländer, um Löcher durch harten Grünstein zu bohren, wobei sie die Spindel oben durch ein schweres Steinstück belasteten, um größeren Druck beim Bohren auszuüben. Eine weitere Verbesserung zeigt der von Schoolcraft beobachtete Feuerbohrer der Sioux und Dakotahs in Nordamerika (Fig. 52), der durch eine Bogensehne in Bewegung gesetzt wird, wobei man die obere Steinplatte häufig gegen die Brust stemmt. Eine noch höhere Stufe nehmen die mit Steinspitzen versehenen Drillbohrer gewisser Südsee-

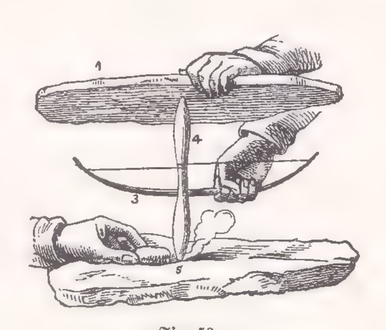


Fig. 52.
Feuerquirl der Sioux- und Dakotah-Indianer.
Nach Tylor a. a. O.

Insulaner und die Feuerpumpen der Irokesen ein, welche Lewis H. Morgan beschrieben hat, bei denen um die mit einer Schwungscheibe belastete Spindel eine ganz schlaffe, oben befestigte Bogensehne dergestalt aufgewickelt wird, daß durch bloßes Auf- und Abwärtsbewegen des Bogens sehr bald Brennhitze erzeugt wird. (Fig. 53.)

Dieses einfache Werkzeug und sein Gebrauch wurde nun in Alt-Europa und Indien mit allerlei religiösen Vorschriften und Ceremonieen umgeben. Man schrieb vor, daß der Feuerstab und die Holzunterlage, in welcher das Feuer erbohrt wird, von verschiedenem Holze genommen werden müßten, und zwar der Bohrstab in Indien von der Suma-Akazie (Acacia Suma), dem Baume, in welchem sich Agni verborgen hatte, und die Unterlage aus dem Holze des heiligen Feigenbaumes (Ficus religiosa), einer Schmarotzerpflanze, die auf den Ästen dieses Baumes gekeimt sein sollte, und die sich erst später durch absteigende Luftwurzeln in der Erde selbst festwurzelt. Eine andere Sage meldete, Pururavas, der Vater des ersten Menschen (Ayu), habe Feuer in einer Schale vom Himmel zur Erde mitnehmen dürfen, und sie in den Wald gestellt. Aus der Schale sei die Akazie, und aus dem Feuer der Feigenbaum entstanden, weshalb beide zusammen immer von neuem Feuer erzeugten. Wir finden eine ganz entsprechende Vorschrift in Alt-Europa. Denn, so sagt Theophrast in seiner Naturgeschichte der Gewächse (V. 9), obwohl man zu Drehfeuerzeugen die verschiedensten Hölzer anwenden könne, so nehme man doch am liebsten dasjenige einer Schmarotzerpflanze zur Unterlage, nämlich des Epheus oder der Atragene, eines Schlinggewächses, und dasselbe wiederholt Plinius. „Die Unterlage,“ fährt Theophrast fort, „nimmt man von diesen, das Reibholz selbst vom Lorbeer; denn das Thätige und das Leidende müssen nicht von demselben Holze, sondern von verschiedener Natur sein, damit eines das Thätige, das andere das Leidende sei. Indessen,“ setzt er hinzu, „behaupteten manche Leute, es sei ganz gleich, welches Holz man nehme, obwohl es offenbar besser sei, wenn das Reibholz aus hartem, die empfangende Fläche dagegen aus lockerem, weichem Holze sei (wie die Schlingpflanzen es besitzen), damit das Reiben besser hafte, auch fingen solche Reibhölzer besser bei Nordwind und an hochgelegenen Orten, als bei Südwind und im Thale Feuer.“

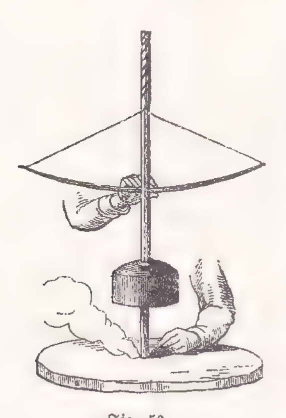


Fig. 53.
Feuerpumpe der Irokesen.
Nach Tylor a. a. O.

Wir wissen indessen, daß auch den Vestalinnen zur Erzeugung ihres heiligen Feuers an den Jahresfesten das Reiben in einer Tafel aus heiligem Holz (Tabula felicis materiae bei Paulus Diaconus) vorgeschrieben war, und es erscheint überflüssig, daß Veckenstedt gegen Kuhn daran erinnert, daß sich die Vestalinnen auch öfter zur Erzeugung des neuen Feuers eines Brennglases bedient hätten, um den Funken unmittelbar der Sonne zu entnehmen; denn Brenngläser und Brennspiegel gehören nicht der mythenbildenden Zeit an, von der Kuhn allein handelte, und wenn die Sonne an dem betreffenden Festtage nicht zu haben war, mußte man ja doch wieder zu den heiligen Hölzern der Urzeit seine Zuflucht nehmen. Der Grund aber, weshalb man in Europa wie in Indien zum Feuerschooß Schmarotzerpflanzen vorschrieb, scheint darin gelegen zu haben, daß man dieselben gleich dem Feuer selber als vom Himmel herabgefallen, oder durch Feuervögel ausgesäet betrachtete, worauf unter andern das Verhältnis des Feuerspechts zur Springwurzel in dem römischen und deutschen Märchen hindeutet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Name der griechischen Schlingpflanze Atragene, welcher an das zendische Wort Atar, Feuer, und an die zendischen und indischen Feuerpriester Athrava und Atharvan erinnert, eben die Feuergeborene in jenem Sinne bezeichnete.

Dabei knüpft sich die Frage an, ob vielleicht zu entdecken sei, welche Hölzer in Nordeuropa demselben Zwecke gedient haben möchten, und wir finden in diesem Sinne das Holz der Eiche als das des dem Gewittergotte geweihten Baumes erwähnt. Dazu würde sich als natürliche Ergänzung das Holz der von Vögeln auf Bäumen ausgesäeten Mistel fügen, die als mit besonderer Heiligkeit begabt galt, wenn sie ausnahmsweise auf Eichen gefunden wurde. Indessen geht aus anderen Sagen hervor, daß in älterer Zeit andere Hölzer gebraucht wurden. In indischen Sagen wird nämlich noch außerdem von einem rotsaftigen Baum erzählt, der aus einer abgeschossenen Feder des Soma bringenden Himmelsvogels entstanden sein sollte, und danach Flügelbaum (Parna) hieß, weil man an ihm noch das Gefieder erkannte. Auch der Sumabaum, in welchem sich Agni verbarg, hat gefiederte Blätter, und die Parna erinnert in dieser Beziehung an die heilige Esche und Eberesche Nordeuropas, deren Zweige außerdem in genau entsprechender Weise zum Fruchtbarpeitschen des Viehes dienten, wie die Parnazweige in Indien (vergl. oben S. 310). Schon Kuhn vermutete, daß die indische Parna „an die Stelle eines Baumes der älteren indogermanischen Heimat getreten sei“ (S. 171), wobei er allerdings an eine asiatische Heimat dachte; allein es giebt Gründe zu vermuten, daß hierbei wirklich an unsere Esche zu denken ist, deren lateinischer Name ornus ebenso

nahe an Parna und die sogleich zu erwähnenden Aranis anklingt, wie ein anderer indischer Name desselben Baumes Palaça an den römisch-germanischen Feuergott Pales. Vor allem deutet hierauf die griechisch-germanische Sage hin, daß die ersten Menschen aus Eschen entstanden seien, oder wie es die Edda genauer ausführt, Ask (der Mann) aus Eschenholz, die Frau (Embla) aus Erlenholz. Dies scheint um so bestimmter auf die Gewohnheit zu deuten, den Feuerquirl aus Eschenholz und den Feuerschooß aus dem brandroten Erlenholz zu fertigen, als auch die persische Mythe, dem Sachsenkönig Aschanes (Askanius) vergleichbar, die ersten Eltern (Mashia und Mashiane) als „Eschengeborene" behandelt und in der griechischen der Feuerbringer Phoroneus ein Sohn der Eschenfrau (Melia) ist.

In den heiligen Schriften der Inder sind nun genaue Vorschriften über die Herstellung des zu religiösen Handlungen dienenden Reibfeuerzeugs gegeben, nicht nur das Material, sondern auch die Größenverhältnisse und Handhabung betreffend. Es genügt hier zu erwähnen, daß die beiden Bretter (Aranis), welche den Drehstab halten (1 und 5 der Figur 52), und namentlich die untere Arani, aus der das Feuer hervorgequirlt wird, möglichst aus dem Holze eines heiligen Feigenbaumes gefertigt sein sollten, der auf einer Çami-Akazie gekeimt wäre, der Quirlstab (Pramantha) dagegen aus dem Holze der letzteren, wobei noch darauf zu sehen sei, daß beide nicht an einem unreinen Orte (Friedhofe oder dergl.) gewachsen seien. In Bewegung sollte der Drehstab durch einen klafterlangen Strick gesetzt werden, der aus Kuhhaaren und Hanf dreifach zusammengedreht wäre. Die heilige Handlung, die man wie eine Art Zeugung des Feuers auffaßte, wurde mit Gebeten und Anrufungen begonnen und unter Hymnengesang vollendet.

„Die Zeit ist da, den Pramantha zu rühren," heißt es in einer solchen Hymne, „der Augenblick, Agni zu zeugen, ist gekommen. Der Gott, welcher alle Güter besitzt, ist gegenwärtig in den beiden Stücken der Arani; er ist da, wie das Kind in seiner Mutter. Agni ist es, den die Kinder Manus jeden Morgen mit Hymnus und Opfer ehren müssen. . . . . . Bringe also, weiser Priester, (das obere Holz) in das untere, damit es, im Nu befruchtet, den gebäre, der aller Wünsche erfüllt." Man quirlt nun mit Anstrengung, und wie der erste Funken erschienen und mittels leichten Pflanzenzunders auf den Herdaltar übertragen ist, ruft ein anderer: „Höre, schimmernder Agni, mein Gebet, und ihr da, erfrischet mit Opfergaben und heiliger Butter diesen Agni, der alle Welten bewohnt. Er erstarkt unter deinen Spenden, flackert empor und breitet sich aus, einen Rauch aufstoßend, der aufsteigt und sich schlängelt."

In anderen Stellen wird Agni auch dem ersten Menschen (Ayu) verglichen und Pramantha nebst Arani kurzweg mit den Namen seiner Eltern

(Pururavas und Urvaçi) bezeichnet. Aus späterer Zeit stammen Vergleiche zur Christenlehre. Als die christlichen Missionäre nach Indien kamen, um den Buddhabekennern die neue Heilsbotschaft zu bringen, erwiderten diese ihnen, daß sich Christus den Indern schon in den allerältesten Zeiten offenbart habe. Sein Vater sei der göttliche Zimmermann Twashtar gewesen, der die hölzerne Krippe verfertigt habe, in der er geboren ward, die Mutter, die ihn in dunkler Grotte geboren, heiße Maya; sein Zeichen sei das Kreuz mit umgeknickten Armen, sein Name Agni, sein Beiname, wegen der Butter, die man auf sein Haupt herabträufeln ließ, Akta, d. h. der Gesalbte (Christus).

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist nun aber der Name des Feuerquirls (Pramantha), dem ein Göttername Pramatha oder Pramati entspricht, der häufig dem Agni sowohl als dem Rudra beigelegt wurde, und dessen Wurzelsilbe sich auch in dem Namen des indischen Feuerbringers Mâtariçvan wiederholt. Diese Wurzel math, manth, rühren, drehen, quirlen, ist in sehr zahlreichen indogermanischen Worten enthalten, welche sämtlich den Begriff des Quirlens oder der rotierenden Reibung, dann aber auch der Kreisbewegung oder -Beschreibung überhaupt enthalten, z. B. im lit. menture, Quirl, altslav. meta, Drehholz, lat. mentha, das Quirlkraut, finn. mäntä, esthn. mānd, lit. menturis, lett. meturis, der Butterstößel. Kuhn zieht hierher die Worte mandala, Butterquirl (weil die Butter in Indien in einem Drehbutterfaß erzeugt wird), das Edda-Wort möndultrê, d. h. Wellenbaum, Mühlrad- oder Mühlsteinachse, und auch vielleicht das hochdeutsche Mandel, d. h. ursprünglich die Zusammenstellung von fünfzehn Getreidegarben in einem Kreise. Wahrscheinlich gehört, wie wir später zeigen werden, hierher auch der Weltbildner der Edda, Mundilföri, der die Welt durch Quirlung erschuf. In unserer Sprache ist das möndultrê der Edda noch in dem Mangelholz (dänisch mangletrae) der Wäscherinnen und in dem Ausdrucke mangeln erhalten. In der altindischen Sprache haftet dem Pramantha oder Feuerquirl, der durch die Vorsilbe hinzugetretene Begriff einer gewaltsamen Aneignung, eines Hervorquirlens und Ansichreißens des Feuers an, und Kuhn leitet davon den Namen eines Feuerräubers (sanskr. Pramâthyus) ab, der begrifflich dem griechischen Prometheus genau entsprechen würde. Dem Griechenvergötterer bleibt es freilich unsympathisch, seinen durch erhabene Dichter verherrlichten Dulder einfach als Feuerquirler enträtselt zu sehen, und man hat die Kuhnsche Deutung hart angefochten. Ich muß hier auf seine genauere Darlegung (S. 15—25) verweisen und will nur hinzufügen, daß auch die indische Mythe von einer Bestrafung des ersten Feuerbringers

erzählt, und daß man den Namen Pramati, welcher dem Agni so oft in den Veden beigelegt wird, ebenso als den Voraussehenden, Fürsorglichen deutete, wie die Griechen ihren Prometheus. Die innere Entwicklung dieses Mythenkreises kann aber erst verständlicher hervortreten, wenn wir die weitere Ausbildung des Grundgedankens verfolgt haben werden, weshalb ich die Parallele hier abbreche, um mich der weiteren Ausdeutung des Feuerdienstes zuzuwenden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich an die Feuererfindung ein eigener Kultus knüpfte, indem das Geheimnis zuerst erblich von Priesterfamilien verwahrt wurde, die den Flammen hervorrufenden Bohrstab als Zauberstab schwangen und sich als Schamanen und Mittler zwischen Göttern und Menschen gebärdeten. Bei den alten Indern treten uns in den Bhrigus, Pramathus, Angirasen und Atharvanen Priestergemeinschaften entgegen, die sich ausdrücklich als Bringer, Holer und Zünder des heiligen Feuers bezeichneten und ihr hohes Alter darin darthun, daß sie zum Teil in die Gemeinschaft der Götter emporgerückt erscheinen. Sie führten ihren Ursprung auf Agni selbst zurück, ebenso wie die ihnen in Griechenland entsprechenden Minyer und Phlegyer ihren Ursprung auf den Feuerbringer Phoroneus (Feronius) zurückführten. In Alt-Italien entsprachen ihnen wahrscheinlich die in Feuerfarbe gekleideten Flamines, die Zünder der Opferfeuer, deren Name wahrscheinlich nicht, wie die Philologen wollen, von dem wollenen Faden (filamen) abzuleiten ist, den sie ums Haupt gebunden trugen, sondern ebenso wie das deutsche Wort Flamme, das lateinische flammare, brennen, und flagrare, lodern, und die eben erwähnten griechischen Phlegyer auf die Wortwurzel flag, brennen, zurückgehen. Flamma entstand aus flagma, Flamen aus flagmen.

Das uralte priesterliche Abzeichen, der Merkursstab, über dessen Entstehung und Bedeutung die wunderlichsten Märchen und Erklärungen erfunden worden sind, und der ursprünglich nicht dem Hermes, sondern dem Kadmus und Kadmillus, d. h. dem Tempeldiener, zukam, ergiebt sich in dieser Auffassung, wie schon Caspari zeigte, einfach als ein idealisiertes Bild des Feuerbohrers mit den beiden zu Schlangen umgebildeten Enden der in der Mitte darum gelegten Quirlschnur. In den älteren Abbildungen des Caduceus sieht man in der That von Schlangen keine Spur, obwohl diese zischenden Schlangen sich als Sinnbilder des von dem Stabe hervorgequirlten Feuers natürlich genug dazufanden. Daß sie aus der Quirlschnur entstanden sind, geht auch daraus hervor, daß der römische Flamen einen Wollfaden um das bloße Haupt, oder im Freien um die Kopfbedeckung geschlungen trug, womit man später seinen Namen (Flamen =

flamen) zu erklären suchte. Er war dann nämlich in ganzer Figur ein Bild des Drehstabs (Pramati = Prometheus) mit der herumgeschlungenen Schnur, wie die Fiktion, der Drehstab sei ein Mensch (Pururavas) und in menschlicher Figur zu schnitzen, in den heiligen Schriften der Inder wiederkehrt. Nur mit einem Dinge ließe sich noch außerdem der Caduceus vergleichen, wie er auf den ältesten Denkmalen erscheint, nämlich mit der Zauberrute (Wünschelrute) Odins, wobei aber wahrscheinlich die Ähnlichkeit nur darauf beruht, daß beide aus demselben Vorbilde hervorgegangen sind.

Auch der Schlangenstab des Äskulap dürfte auf dasselbe Vorbild zurückzuführen sein; denn man darf nicht daran zweifeln, daß diese Feuer-

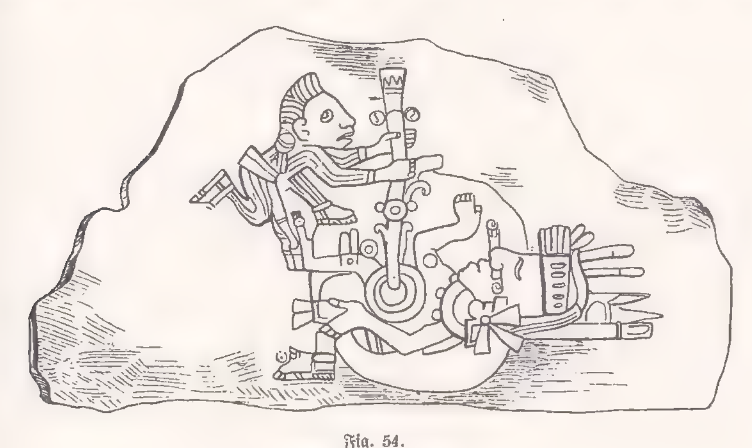


Fig. 54.
Aztekischer Feuerpriester.
(Nach Humboldt, „Vues des Cordillères.“)

priester auch die ersten Ärzte, Beschwörer, Zauberer und Propheten wurden; sie vereinigten, wie noch jetzt die Schamanen der Wilden, alle vier Fakultäten in einer Person. Wie wir ja in den Palilien- und Notfeuern die heilende Kraft der Flamme in Indien, Alt-Latium und Nordeuropa anerkannt sahen, so maßten sich die Feuerpriester ohne Frage auch das Amt an, die Krankheitsdämonen aus dem menschlichen Körper auszutreiben. So gingen auch die Menschen bei dem Heiligtum der Feuergöttin Feronia am Sorakte bei Rom durch den Scheiterhaufen, ebenso wie es bei dem heiligen Feuer der Brigitta in Irland und bei den Johannisfeuern in Deutschland allgemeine Volkssitte war. Es sind das aber nicht bloß indogermanische Ideen-Verknüpfungen, sondern derselbe Gedanke, dieselbe Verbindung von Feuerdienst, Heilkunde und Zauberei kehrt bei Völkern der

verschiedensten Abstammung wieder. So hat z. B. Humboldt eine aztekische Darstellung (Fig. 54) wiedergegeben, in welcher ein phantastisch aufgeputzter Feuerpriester auf der Brust eines am Boden liegenden Menschen Feuer quirlt. Der reichverzierte Pramantha deutet an, daß es sich um einen feierlichen Akt, vielleicht um ein Menschenopfer, vielleicht aber auch um die Heilung eines Kranken durch heiliges Feuer handelt.

40. Die göttlichen Schmiede.

(Welt- und Menschen-Schöpfung.)

Es ist wohl verständlich, daß in einer gewissen Epoche der menschlichen Kulturentwickelung die Feuerpriester ein hohes Ansehen neben den Häuptlingen erreichen, ja sich vielleicht zeitweise hier und da zu einer Priesterherrschaft aufschwingen mochten. Es ist ebenso natürlich, daß sie eine Göttervorstellung von ihrem Zuschnitt im Pantheon zur Herrschaft brachten, und man kann den Gedanken Casparis nicht völlig verwerfen, daß sich an die geheimnisvolle Entstehung und das unbegreifliche Wesen der Flamme für den Naturmenschen die erste Ahnung von einem tieferen Kausalzusammenhange verborgener und heimlich wirkender Naturkräfte geknüpft haben muß. Die Glanzepoche dieser Auffassung kam aber erst, als man mit Hilfe des Feuers lernte, Erze auszuschmelzen und bessere Waffen, praktische Geräte und herrlich glänzenden Schmuck aus schimmernden Metallen zu schaffen. Das Schmiedehandwerk, welches sich schon früher an Meteoreisen und gediegen vorkommendem Metalle geübt haben konnte, erlangte zu einer gewissen Zeit ein Ansehen und eine Bedeutung, die wir heute nur noch aus den Mythen der Völker erkennen können.

Das Handwerk, welches ursprünglich in rohen und kriegerischen Urzeiten den Krüppeln zugefallen war, die wegen Lahmheit oder sonstiger Gebrechen ihren Genossen nicht auf Jagd- und Kriegszügen folgen konnten und sich deshalb schon längst als Feuerpriester, Zauberer und Ärzte ihren Anteil an der Beute zu verdienen suchten, sah sich allmählich anerkannt und geschätzt wegen der verwerteten Kenntnisse und Handgeschicklichkeiten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich von diesen verkrüppelten Waffenfabrikanten der Urzeit die Idee der lahmen Feuergötter und göttlichen

Schmiede hergeleitet hat, die sich über die ganze Welt zerstreut finden. Nicht bloß der ägyptische Phthas, der griechische Hephästos, der deutsche Schmied Wieland waren hinkend gedacht, sondern Livingstone fand solche lahme und krummbeinige Schmiedegötter auch in Südafrika, und andere Reisende in Südamerika und Australien. Selbst heute klebt bei Landbevölkerungen an der Macht des Schmiedes über die Flamme noch der Nebenbegriff geheimer Kenntnisse und Heilkunde, und viele haben sich zu Kurpfuschern aufgeschwungen, während der Schmied von Gretna-Green bis in unsere Zeit das Vorrecht des Feuerpriesters, auch rechtsgültige Ehen zu schließen, bewahrt hat. (Vergl. S. 308.)

Es scheint nun eine natürliche Folge der Ideenverknüpfung, daß in einer Zeit, in welcher der Feuerpriester die Geister leitete, ein Feuerkünstler und Schmied als der geschickteste Mann galt, die Idealisierung einer solchen Person zum Weltschöpfer und obersten Idol erfolgen mußte. Thatsächlich finden wir in allen Religionssystemen die Spuren einer in graue Vorzeit hinaufzurückenden Vorstellung von einem göttlichen Schmiede als Weltenschöpfer und Regierer. Die großartigste Vorstellung, die überhaupt in irgend einer alten Überlieferung gefunden wird, ist die von dem Weltschöpfer Mundilföri der Edda, welche bis jetzt nicht diejenige Beachtung gefunden hat, welche sie verdient; denn sie zeigt uns, daß ausgehend von der Vorstellung des Drehfeuerzeuges schon in urgermanischer Vorzeit ein Denker die großartige Idee vorweggenommen hat, welche der Kant-Laplaceschen Weltbildungslehre zu Grunde liegt, nämlich, daß die gleichartige Bewegung der Himmelskörper um eine Achse die Folge einer anfänglichen Quirlbewegung des Alls sei. Im Wafthrudnir-Liede der älteren Edda heißt es nur kurz andeutend:

Mundilföri heißt des Mondes Vater
Und so der Sonne.
Sie halten täglich an Himmel die Runde
Und bezeichnen die Zeiten des Jahres.

Die Erzählung Har's in „Gylfis Verblendung" ist etwas ausführlicher: Ein Mann hieß Mundilföri, der hatte zwei Kinder; da nannte er den Sohn Mond (Mâni) und die Tochter Sonne (Sôl) und vermählte sie einem Manne, Glenur (Glanz) genannt. Aber die Götter, die ihr Stolz erzürnte, nahmen die Geschwister und setzten sie an den Himmel und hießen Sonne die Hengste führen, die den Sonnenwagen zogen, welchen die Götter, um die Welt zu erleuchten, aus den Feuerfunken geschaffen hatten, die von Muspelheim geflogen kamen. Die Hengste hießen Arwakr (Frühwach) und Alswidr (Allgeschwind), und unter ihren Bug setzten die Götter zwei Blasbälge, um sie abzukühlen, und in einigen Liedern heißen sie Eisenkühle. Mani leitet den Gang des Mondes und herrscht über „Neulicht und Vollicht."

In diesem durch die jüngere Edda entstellten, aber offenbar uralten Mythus ist jedes Wort bedeutsam. Den Namen des Weltschöpfers Mundilföri übersetzt Simrock recht gut mit Achsenschwinger; denn die erste Silbe entspricht dem möndul im möndultrê (Mühlwelle, Mühlbaum) der Edda, dem mandala oder mandara der Inder, d. h. dem Quirlstab des Feuerpriesters, und es drückt sich in dem Namen Mundilföri der Gedanke aus, daß Sonne, Mond und alle um den Pol kreisenden Gestirne durch eine solche Quirlung im Weltall ihre gemeinsame Bewegung und Stellung im Raume erhalten haben. Ich möchte daher die Sprachforscher fragen, ob das Wort mundus (Welt) nicht derselben Wurzel wie Mundilföri entsprungen sein könnte? Die Namen des Kinderpaares dieses nordischen Weltschöpfers sind aber nicht weniger wichtig; denn sie sind die Namen des ersten Menschenpaares: Mani oder Mannus der Germanen, Mânu der Inder, Menys und Minos der Griechen ist der erste Mensch, damit auch der erste Gestorbene und Totenrichter über alle nach ihm in das Totenreich Eingegangenen. Man muß sich erinnern, daß Kreta eine frühe arische Einwanderung erfahren hatte (S. 15), und der Minotaurus der Kreter entspricht ganz dem Manustier der Inder. Wir wollen nur im Vorbeigehen daran erinnern, daß auch schon der erwähnte Bruder des Minos, der weise Totenrichter Rhadamanthys (S. 111) die Wurzel manth in seinem Namen führt, so daß das Wort beinahe gleichbedeutend mit Mundilföri wird und Stabdreher bedeutet. Der Minotaur wurde mit Stierkopf, in jeder Hand eine Kugel (Sonne und Mond?) haltend, abgebildet. Sonne und Mond werden im älteren indogermanischen Mythus immer als Ehepaar betrachtet, und Mani erscheint der Sulis oder Sunna in Deutschland ursprünglich ebenso verbunden, wie Soma (der Mond) der Surya (Sonne) in Indien. Die Eddasage von Mundilföri und seinen beiden Kindern Mani und Sol scheint daher die großartige Grundform aller der Sagen vorzustellen, welche Welt- und Menschenschöpfung mit dem Wunder des Quirlfeuerzeuges erklären und das erste Menschenpaar (nachdem Mani und Sol an den Himmel versetzt waren) nochmals aus den beiden Hölzern (Ask und Embla) des Drehfeuerzeuges entstehen lassen (vergl. S. 320), welches als Yoni und Lingam in Indien bis auf den heutigen Tag das Symbol der Schöpfung geblieben ist.

Man kann kaum daran zweifeln, daß Mundilföri nur ein anderer Name ist für das älteste und weiseste aller Wesen der nordischen Mythologie, den Schmied Mimir, bei dem sich Odin täglich Rat und Weisheit holte, und dieser selbst scheint wieder sehr nahe verwandt mit dem Reifriesen Ymir, aus dessen Körper die Welt gebildet wurde, und dem unter

dem einen Arm ein Sohn, unter dem anderen eine Tochter erwuchs. Ymir führt einerseits zu dem Minotaur der Kreter, andererseits zu dem Weltstier (Gayomard) der Perser hinüber, aus dessen (gleich Ymirs) doppeltgeschlechtlichem Körper das erste Menschenpaar (Mashya und Mashyâna), dessen Zusammenfall mit Ask und Embla schon oben (S. 320) gezeigt wurde, die Metalle und alle Tiere hervorgingen.

„In alten Gesängen, welche bei ihnen die einzige Art der Überlieferung und der Geschichtsbücher sind, feiern sie,“ so berichtet Tacitus von den Germanen, „den Gott Tuisco, entsprossen aus der Erde, und dessen Sohn Mannus, als des Volkes Ursprung und Gründer. Dem Mannus schreiben sie drei Söhne zu, nach deren Namen die dem Meere Nächsten Ingävonen, die Mittleren Hermionen und die übrigen Istävonen genannt wurden“ (Germania Kap. 2). Da im Namen Tuisco der Begriff des Doppelgeschlechts ebenso eingeschlossen scheint, wie bei Ymir, Yama und Yami, Mimir und Mundilföri, so wird man den Namen vielleicht als Doppeleschenmann deuten dürfen, was wieder auf den Begriff des Quirlfeuerzeuges aus Eschenholz (S. 319) zurückführt. Von Tuisco (Tivisko) oder Tuisto ausgehend, kommen wir durch das Mittelglied des litauischen doppeltgeschlechtlichen Erdriesen Zeste und des Feuer- und Sonnenriesen Sweistiks zu dem indischen Welt- und Götterschmied Tvashtar, der meist mit dem Gott der zeugenden und belebenden Sonne, Savitar, häufig auch mit seinem Sohn Agni oder Dakscha zusammengeworfen wird. So heißt es in einer von Kuhn (S. 109) mitgeteilten Stelle des Rigveda: „Der göttliche Bildner und Zeuger (Tvashtar Savitar), der Vielgestaltige, hat mannigfach gezeugt und genährt die Geschöpfe, alle diese Wesen sind sein, groß und einzig ist der Götter Geisteskraft.“ Sollte nicht Hephästos derselben Wortwurzel entsprungen sein?

In einem anderen vedischen Hymnus, in welchem Tvashtar mit Agni, der gewöhnlich als sein Sohn gilt, als eine Person erscheint, heißt es: „Derjenige, den wir Vater nennen, aus dem und in dem alle Dinge sind, kennt jede Welt. Er, der Einzige, schuf die anderen Götter. Alles, was ist, erkennt ihn als Herrn .... Auf dem Nabel des unerschaffenen Gottes ruhte ein Ei, in welchem sich alle Welten befanden. Ihr kennt ihn, der alle diese Dinge gemacht hat; denn es ist der nämliche, der auch in euch ist. Aber für unsere Augen ist alles bedeckt, wie mit einem Schleier von Schnee.“ Wenn wir uns Tvashtars Entstehung aus dem Doppeleschenmann (Tuisko oder Tuisto) vergegenwärtigen, so verstehen wir leicht, warum er als Verfertiger der hölzernen Wiege Agnis in Indien bald zum göttlichen Zimmermann, bald zum Himmelsschmied erhoben wird, der in einer

späteren Zeit dem Indra ebensowohl Donnerkeile und Waffen schmiedet, wie Hephästos der Griechen und Schmied Mime im Norden.

Diese dreifache Auffassung des indogermanischen Feuergottes, die aus dem Feuerquirl entsprang, als Feuerbringer, Welt- und Menschenschöpfer, prägt sich nun gleichmäßig in allen diesen Gestalten aus, wie denn der griechische Prometheus gleich dem Tvashtar und Pururavas zugleich den ersten Menschen bildet und ihm das vornehmste Kulturelement übergiebt. Man darf sich nicht irre machen lassen, wenn in abgeleiteten Sagenformen dieser erste Mensch als ein metallenes Wunderwerk der Schmiedekunst erscheint. So in der litauischen Sage, wo Ugniedokas (der Feuerschöpfer) und Ugniegawas (der Feuerbringer) erst im Feuer die vier Säulen schmieden, auf denen sie den Himmel befestigen, den sie zuvor an einer eisernen Kette zur Erde herabgezogen hatten, während die emporschlagenden Funken die Sterne erzeugten, und dann eine goldene Jungfrau schmieden, unter deren Pflege die Stammmutter der Litauer aufwächst. Diese beiden Brüder wurden mitten in einem Berge schmiedend gedacht, rings von Feuerriesen und -Zwergen umgeben, und so oft sie schmieden, bricht Feuer aus den Bergen hervor. Wir wissen nicht, ob in dieser Übereinstimmung mit Vulkan und seinen Kyklopen eingeführte Vorstellungen liegen, man darf aber nicht vergessen, daß die Vulkane der Eifel noch feuerspeiend gewesen sind, als längst Menschen an ihrem Fuße wohnten, und daß Kunstprodukte derselben von Basalt- und Lavaströmen bedeckt gefunden werden. Ebenso bildeten Wieland und Dädalos menschliche Gestalten, die Leben zu haben schienen, und wie Mimir und die litauischen Schmiedegötter von Zwergen, so sehen wir Hephästos von den Telchinen und Daktylen, und Tvashtar von den Rhibus und Rhibavas umschwärmt, welche als zwergartige Fingergötter die feinste Metallarbeit liefern.

Sehr ähnlich dem Weltschmied der Germanen, Litauer und Inder erscheint auch Ilmarinen, der Weltschmied der Finnen, welcher das Himmelsgewölbe aus Eisen auf seinem Ambos getrieben hat, sich sodann ein Weib aus Gold fertigte u. s. w. Dieses goldene Weib der litauischen und finnischen Sage werden wir bald als die Sonnenjungfrau, Mundilföris Tochter, bei den Germanen wiederfinden. Die alten Ägypter stellten sich das Firmament ebenfalls aus Eisen getrieben, wie die Finnen, vor und erklärten sich dadurch, daß sich so häufig Stücke des eisernen Gewölbes loslösen und als Meteoreisen auf die Erde fallen. Auch hieß das Eisen bei ihnen ganz im allgemeinen ba en pe (koptisch benipe), d. h. vom Himmel gefallener Stoff, und diese Vorstellung scheint weit verbreitet gewesen zu sein; denn die griechische Bezeichnung des Eisens (Sideros) scheint

ebenfalls von dem siderischen Ursprung desselben auszugehen. Auf eine Gedankengemeinschaft mit der oben erwähnten indischen Sage vom Weltei deutet auch die von dem altägyptischen Feuergott Kneph, der ein Ei ausbaucht, aus welchem zunächst Phthas, der lahme von Zwerggöttern umgebene Schmiedegott von Memphis hervorgeht, welcher das Ei teilt und aus der oberen Hälfte den Himmel, aus der unteren die Erde bildet. Auch der Name des ägyptischen Mondgottes Min und des Urkönigs Menes erweckt, zusammengehalten mit dem kleinasiatischen Mondgotte Men, dem Minos der Griechen, dem Manu der Inder und dem Mani der Germanen, den Verdacht einer Entlehnung, und bei der bekannten Sucht der Ägypter, die Inschriften der geduldigen Tempelwände nachträglich zu ergänzen und zu fälschen, ist man keineswegs sicher, daß diese Namen und Beziehungen wirklich dort von Anfang an heimisch waren.

Andererseits breitet sich die Eddasage von der Heirat zwischen Mani und Sol vom Atlantischen bis zum Indischen Meere aus. Sie muß in Deutschland ihren Entstehungsmittelpunkt gehabt haben; denn sie kann hier nicht in späterer Zeit entlehnt sein, da dieser germanisch-indische Mythus schon in den Tagen Homers bei Griechen und Römern vergessen war. Die großartige Auffassung ihres Vaters, des Weltschöpfers Mundilföri, gab im späteren Indien den Anlaß zur Erschaffung eines grotesken Phantasiebildes von der Befruchtung der Welt durch einen großen, im Weltmeer schwimmenden, oder vielmehr auf dem Rücken einer Riesenschildkröte (Mandara) ruhenden Kegelberg, um den die Götter eine große Schlange als Quirlriemen geschlungen haben und nun auf beiden Seiten hin und her ziehen, um die Maschinerie in Bewegung zu setzen. Eine Verbesserung des Edda-Mythus von der Erschaffung der Welt durch Quirlung ist darin nicht zu erkennen.

41. Die Verbindung des Feuer- und Sonnenkultus.

Geiger und Caspari haben die wohlbegründete Bemerkung gemacht, daß die Naturvölker erst durch die Erfindung des Feuerquirls zu einer Vorstellung von dem Wesen der wärmenden Sonne gelangt sind, die oft genug, wenn sie tief am Himmel zwischen Wolken steht, wie ein glühendes, rollendes Rad erscheint, welches unter der Obhut eines gött-

lichen Feuerreibers gedacht werden konnte. So vermochte man sich dann leicht die Unerschöpflichkeit der sich immer neu erzeugenden Sonnenwärme zu erklären; man konnte sich vorstellen, daß das Sonnenrad jeden Morgen neu in Bewegung gesetzt und jeden Abend angehalten wird, und es scheint, daß man sich hier und da das Gewitter wie einen Kampf gegen die Sonnengottheit vorstellte, deren Wagen durch finstere Wolkendämonen zum Stillstand gebracht wurde, so daß die Glut erlosch. Das Blitzen stellt die Versuche dar, das Rad wieder in Gang und Glanz zu bringen, die Blitze sind die vom Rade abstiebenden Funken. In diesem Sinne wurde bei den germanischen Völkern die Sonne mit einer Mühle verglichen, auf der König Frodi (im Grottenliede der Edda) von seinen Mühlmägden das Gold mahlen läßt, mit dem er alle Dinge überflutet. In der Faröersage erscheint die Sonne in der Obhut einer mahlenden Alten und ähnlich scheint die Auffassung bei den Finnen gewesen zu sein, in deren nationalem Heldengedicht Kalevala der Feuerzauberer Panu ermahnt wird, Feuer in die von Ilmarinen, dem Schmiedegott, gefertigte Sonne zu tragen. In der älteren Ausgabe der Kalevala heißt es (Rune XXVI. 431—441):

Panu, du, o Sohn der Sonne,
Du, o Sproß des lieben Tages!
Heb' das Feuer auf zum Himmel,
In des gold'nen Ringes Mitte,
In des Kupferfelsens Innre
Trag' es wie ein Kind zur Mutter,
In den Schooß der lieben Alten.
Stell' es hin, am Tag zu leuchten,
In den Nächten auszuruhen,
Laß es jeden Morgen aufgeh'n,
Jeden Abend niedersinken.

Wir lernen hier, daß der finnische Panu, der sich dem indischen Agni zur Seite stellt, als ein Sohn der Sonnenfrau aufgefaßt wird, andererseits aber auch die Bestimmung erfüllt, das Sonnenfeuer, wenn es zum Stillstande gekommen ist, wieder in Gang zu bringen. Es ist dies fast ganz genau dieselbe Auffassung, welche Servius, ein Kommentator des Vergil, der am Ende des vierten Jahrhunderts in Rom lebte, über die Prometheussage geäußert hat. Er sagt nämlich, daß, wenn die Mythe erzähle, Prometheus habe das Feuer vom Himmel geholt und es in einem hohlen Ferulastabe auf die Erde gebracht, so sei das so zu verstehen, daß er, von der Minerva begünstigt, zur Sonne emporgestiegen sei und seine Fackel am Sonnenrade entzündet habe. Dieselbe Auffassung, soweit es

die Unterstützung der Minerva betrifft, kehrt bei sehr zahlreichen Schriftstellern des Altertums wieder, so daß sie einen stehenden Zug des Mythus bildet, der uns verständlicher werden wird, wenn wir eingesehen haben werden, daß Minerva die Sonnenjungfrau selber war. Wenn aber der Feuerzauberer sein Feuer durch Beschwörungen von der Sonne in seine Mühle herabzog, so war er auch in der Logik der Naturkinder der Nächste dazu, ebenso das Feuer der Sonne von unten herauf zu regulieren, es zu mäßigen, wenn es zu stark zu werden droht, es neu anzufachen, wenn es dem Erlöschen nahe ist, ihm beizuspringen, wenn im Gewitter oder bei Finsternissen sich ein Dämon der Himmelslichter bemächtigen will.

Diese Auffassung der Sonne als eines rollenden Rades ist weit davon entfernt, der indogermanischen Rasse allein eigentümlich zu sein. Zu Abu-Habbu (Sepharvaïm) fand man ein jetzt im britischen Museum befindliches Täfelchen (Fig. 55), welches den altbabylonischen Sonnengott Samas darstellt, wie er, Ring und Stab in der Hand, in einer Nische seines Himmelspalastes sitzt, während zwei Genien das Sonnenrad durch ein um die Achse gelegtes Seil in Bewegung halten. Das Täfelchen ist aus der Regierungszeit des babylonischen Königs Nabu-Pal-Iddin (850 v. Chr.) datiert. Ebenso wissen wir, daß die Sonnenfeste in Altmexiko und Peru ähnlich wie in Alteuropa gefeiert wurden, indem überall der Feuerquirl auf dem Altar stand und der Feuerzauberer der Hohepriester dieses Kultus war. Torquemada erzählt uns, wie am Feste des aztekischen Feuer- und Sonnengottes Xiuhteukli, der auch der „alte Gott“ hieß, vor seinem Standbilde das Opferfeuer feierlich mit dem Quirl neu erzeugt wurde, um das Wild daran zu braten, was man ihm zu Ehren verzehrte. Die betreffende Symbolik gehört demnach mehr einer bestimmten Kulturstufe als einem bestimmten Volke an.

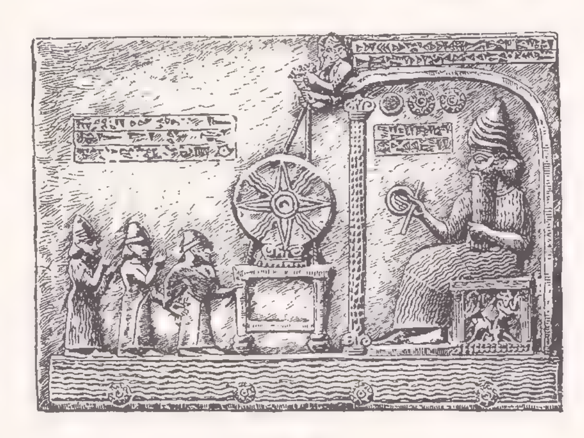


Fig. 55.
Der babylonische Sonnengott Samas mit dem Sonnenrade.
Nach Babelon „Manuel d'Archéologie orientale.“

Aber nirgends wurde anscheinend die Vereinigung von Feuer- und Sonnendienst eine so innige, die Begleitung des Jahreslaufes der Sonne mit Feuerfesten eine so regelmäßige, wie bei den Nordariern, weil dieselben eben vom Sonnenlaufe völlig abhängig sind, mit demselben im Sommer aufleben und im Spätherbst in den Winterschlaf sinken. Die nördlich wohnenden Völker haben daher mehr Ursache als alle anderen, die Sonne mit ihren Sympathieen zu begleiten, und ihre Priester, den Versuch zu machen, einen Einfluß auf sie zu gewinnen. Dieser Einfluß nun schien dem Natursohn durch die Sonnenmühle ermöglicht, mittels der man das wärmende Element neu erzeugen kann, wenn es zu versiegen droht, aber auch hemmen zu können glaubte, wenn des Sonnenscheines zu viel wurde. Ebenso wie in Indien faßte man das Erzeugen der Wärme als einen geschlechtlichen Prozeß, die Schwächung derselben als eine Minderung der Manneskraft auf; die Maschine aber, an welche so große Kräfte gebunden waren, mußte ein Meisterwerk des Himmelschmiedes selbst sein.

In dem schon erwähnten finnischen Epos Kalevala spielt ein von dem Himmelschmied Ilmarinen zu Pohjola, dem Nordlande, geschmiedetes Kleinod, der Sampo, eine ganz ähnliche Rolle, wie in der Ritterdichtung des Mittelalters der h. Gral, und Grimm hat dasselbe bereits (S. 1229) der Wunschmühle Grotti in der Edda verglichen, worauf Schiefner, Donner und Fries die Vergleichung noch weiter ausführten. Die Herrin des Nordlandes hatte nämlich dem Werber um ihre Tochter zur Antwort gegeben:

Dem nur geb' ich meine Tochter
Und versprech' mein Kind nur jenem,
Der den Sampo für mich schmiedet,
Der den bunten Deckel hämmert
Aus der Schwanenfeder Spitze,
Aus der Milch der güsten Stärke,
Einem einz'gen Gerstenkorne,
Aus der Wolle eines Schafes.

worauf der Werber erwidert:

Werde Ilmarinen senden,
Daß den Sampo er dir schmiede.
— — — — — — — — —
Dieser ist ein Schmied, wenn einer,
Ist ein Meister in den Künsten,
Hat den Himmel schon geschmiedet,
Hat der Lüfte Dach gehämmert,
Nirgends sieht man Hammerspuren,
Nirgends eine Spur der Zange.

Sobald das öde, kalte Polland in den Besitz des Sampo gekommen war, konnte man dort glücklich leben; denn nunmehr standen alle Felder voll Saaten und Früchte. Die Götter aber suchten ihn zurückzugewinnen, und Ilmarinen rüstete mit dem alten Wäinämöinen eine besondere Expedition dahin aus, bei der es ihnen denn auch gelang, den Sampo zu entführen. Doch Louhi, die Königin des Nordlands, folgt ihnen in Adlergestalt und erreicht die Flüchtlinge auf dem Meere. Sie ist so nahe heran, daß sie schon nach dem Sampo greift; aber Wäinämöinen schlägt ihr mit dem Ruder auf die Finger, der Sampo fällt ins Meer und zerbricht; bloß der Deckel bleibt in Louhis Hand, und seitdem herrscht wieder Kälte, Elend und Hungersnot im Nordland. Stücke des Sampo findet darauf Wäinämöinen am Seestrande, läßt sie säen, und es wachsen daraus Bäume, worunter eine hohe, die Sonne verdunkelnde Eiche, die dann der Sonnendäumling (S. 285) fällt.

Die ausgezeichnetsten finnischen Gelehrten, wie Schiefner und Castrèn, haben anerkannt, daß die Grundzüge dieses Mythus aus der indogermanischen Sonnensage stammen, und in der That hat sie die größte Ähnlichkeit mit der Sage von der Zurückholung der Sonnen- und Feuergottheiten Örvandil und Loki aus ihrer nordischen Gefangenschaft und mit der Erzählung von Frodis Grottimühle, die ihm geraubt wird, ins Meer fällt und zerbricht. Die Verfolgung der Flüchtigen durch den Adler kehrt in dem Edda- und Vedamythus von der Zurückholung des Göttertranks durch Odin und Indra wieder, wobei Sonnenmühle und Braukessel des Göttertranks als einerlei Erfindung erscheinen. Das Aufwachsen von Bäumen aus den Stücken des Sampo vergleicht sich dem Auswachsen der Schale, in welcher Pururavas das Feuer vom Himmel brachte, zum Aranibaum und des Feuers selbst zum Pramanthabaum bei den Indern (S. 318), sowie der Sage von Ask und Embla bei den Germanen. Die Fabel erinnert andererseits an die Argonautensage der Griechen von der Zurückholung des goldenen Vließes aus dem Sonnenlande, wobei sich mehrere Episoden, wie z. B. der Kampf mit feuerspeienden Pferden, in ähnlicher Gestalt wiederholen. Auch der Sampo sollte aus dem goldenen Vließ des Sonnengoldes geschmiedet sein. So ist denn das finnische Epos als Ersatz eines in seinem Zusammenhange verloren gegangenen indogermanischen Epos von höchstem Interesse, und wir werden den Sampo in der oben (S. 330) erwähnten kupfernen Sonnenmühle der „guten Alten" wiedererkennen dürfen. Aber auch über die Auffassung der magischen Wirkung, welche sich die Naturkinder von dem Drehen der irdischen Sonnenmühle auf die Sonne machten, geben die Sagen dieses unberührter gebliebenen

Naturvolkes den besten Aufschluß. In einer 1826 von Topelius herausgegebenen Sammlung alter finnischer Runen findet sich auch eine Feuerbeschwörung, die in Schiefners Übersetzung wie folgt lautet:

In den Reif steck' ich die Finger,
Kühle meine Hand im Eise,
Mache unwirksam das Feuer,
Unvermögend ich die Flamme,
Kraftlos ich des Feuers Brausen,
Nehm' die Manneskraft dem Panu.
Tuonis Sohn, der arme Panu,
Butterte im Feuerfasse,
Fleißig Funken um sich werfend,
Angethan mit reinem Anzug,
In dem glänzenden Gewande.

Indem der Feuerpriester also mit seiner in Eis gekühlten Hand das Rad anhält, vermag er dem Sonnenzünder Panu die Kraft zu nehmen; er verjüngt umgekehrt die Sonnenkraft, indem er, nachdem alle Feuer weit und breit gelöscht sind, unter gewissen Ceremonieen und Anrufungen neues Feuer erzeugt. Diese Erkenntnis scheint besonders für das Verständnis der nordischen Julfeier von Wert, mit der wir die Betrachtung der nordischen Sonnenfeste am besten beginnen, weil sie einen neuen Kreislauf der Sonne eröffnet. Nach nordischer Anschauung war die Sonne zu dieser Zeit schwach geworden, sie war von einem Eber verwundet und konnte aus der kalten Unterwelt, dem Nordlande, nicht heimkommen, sie war zu kraftlos, um am Himmel emporzusteigen, man mußte sie heilen, verjüngen, erneuern. Unter den mannigfachsten Gestalten finden wir diese Idee der Verjüngung und Wiedergeburt mit dem Sonnenkultus verschwistert, so werden Osiris und Dionysos alle Jahre neugeboren; Medea verjüngt den Jason und seinen Vater Äson, die Açvinen den Chavana, und die Weihnachtssonne, ja Christus selbst werden in alten Schriften als die neue Sonne, das neue Licht bezeichnet. Der Name des Verjüngungsfestes bei den Nordariern, Julfest, liefert den Beweis, daß die Verjüngung durch das Feuerrad bewirkt resp. symbolisiert wurde; denn Jul (schwed. juel, finn. juhl, schott. yul, angelſ. goel, engl. wheel, dän. hjul) heißt das Rad, und davon dürfte auch das Frühlingsfeuerfest der Inder, das Hulfest seinen Namen erhalten haben. Mit dem vom Feuerrade erhaltenen „neuen Feuer" wird zuerst in England und Skandinavien ein großer, feierlich eingeholter Holzblock (Stamm- oder Wurzelstück) in Brand gesetzt, sei es im Kamin oder in einer besonderen Erdgrube, der ehemals und hier und da noch jetzt den Mittelpunkt der ganzen Feier bildete.

Für Deutschland und im besondern für das Münsterland hat Grimm (S. 594) die Sitte nur bis zum zwölften Jahrhundert zurückverfolgen können; es ist aber kein Zweifel, daß sie seit Urzeiten bestand, wie ihre Verbreitung über ganz Nord-, Mittel- und Westeuropa beweist. Mit besonderer Feierlichkeit wird sie in Südfrankreich begangen. In Marseille zündete den Calendeau oder Caligneau, einen großen, eichenen Klotz, nach feierlicher Besprengung mit Wein und Öl, der Hausvater selbst an; in der Provence dauert nach B. Férand (Revue d'Anthropologie 1889) die Sitte bis zum heutigen Tage: nach Beendigung einer feierlichen Mahlzeit vollziehen das älteste und jüngste Glied der versammelten Familie die „Feuerweihe,“ indem man unter tiefem Stillschweigen einen Holzblock entzündet, der aus Eichen- oder Olivenholz sein muß, und ihn unter Absingung einiger Verse dreimal mit Wein besprengt. Die Verse, in denen der hohe Wert des Feuers gepriesen und der Gottheit für diese Gabe gedankt wird, wechseln an den verschiedenen Orten, die Ceremonie bleibt aber (in der Provence) überall dieselbe. Dabei ist noch zu bemerken, daß der Klotz an den meisten Orten Europas nicht völlig verbrannt wurde, weil man die Kohlen als Fruchtbarkeit der Feld- und Gartengewächse, sowie des Viehstandes befördernde Mittel, als Schutz gegen Blitz und Heilmittel gegen Krankheiten sorgsam aufhob oder in Viehställen, Gärten und Feldern eingrub. An manchen Orten wurden auch Äste oder Stäbe in das Julfeuer gelegt, die nur ankohlen durften, oder brennend durch Gärten und Felder getragen, darauf gelöscht und als Lebenssymbole bis zum nächsten Julfeste aufgehoben wurden. Hier und da sind diese heidnischen Sitten sogar in die christliche Feier mit hinübergenommen worden, z. B. in Schweden, wo man sich mit riesigen, bis zwölf Fuß langen Holzfackeln (Jula-Tannar) zur Christnacht begiebt, wie denn auch unser Weihnachtsbaum aus diesen Gebräuchen erwachsen scheint. (Vergl. Mannhardt I. S. 224—230 und 537—39.)

Férand meinte noch 1889, daß die Ceremonie des Julblocks aus Griechenland und Italien stamme, während die den Sonnenlauf begleitenden Feuerfeste, im Gegensatze zu ihrer allseitigen und ungeheuren Verbreitung im Norden, wenn man die Palilien ausnimmt, dem klassischen Altertum fast fremd waren. Es ist dies leicht erklärlich, weil der Süden keine dem Norden vergleichbaren Jahreszeiten besitzt, keinen Sonnentod, wie oben angeführt (S. 219 ff.), und auch keine eigentliche Frühlingsfreude kennt, weil in immergrünen Ländern eben keine völlige Erneuerung des Laubschmucks stattfindet. Gleichwohl können wir eine Julfeier in Griechenland nachweisen und zwar in dem der Sage nach von Hyperboreern gegründeten

Delphischen Tempel (S. 190). Man stellte daselbst die Leiden und den Tod des Dionysos oder Zagreus im Winter dar und zeigte im Allerheiligsten das Grab desselben, „an welchem die Vorsteher der Priesterschaft um die Zeit des kürzesten Tages geheime Opfer brachten. Und zwar geschah dies in denselben Tagen des wieder zunehmenden Lichtes, in denen die Thyiaden auf dem Gipfel des Parnaß den Liknites erweckten .....“ (Preller, G. M. I. 537—538.) Ich glaube, daß Bötticher in seiner „Tektonik der Hellenen“ (IV. Buch, S. 144 ff.) richtig gesehen hat, wenn er meint, daß die Neuerweckung unmittelbar nach dem Tode des Gottes gefeiert wurde und in der Entzündung eines neuen Feuers bestand. Auch die übrigen Gebräuche stimmen wohl überein. Denn wie man in Frankreich und England zu Weihnachten oder am Epiphaniastage mit den am Julfeuer angezündeten Fackeln auf die Felder lief, dort tanzend die Bäume umkreiste, um sie oder das Getreide fruchtbar zu machen (Mannhardt I. 537—539), so liefen die Thyiaden, deren Namen man als die „Umläuferinnen“ übersetzte, mit Fackeln auf den Parnaß, um dort die Wiedergeburt des (wie Agni und der deutsche Ing) in einem Getreidekorb liegenden Götterkindes (Lyknites) zu feiern. Es sieht aus, als ob sie dort das Land gesucht hätten, in welchem die winterliche Feier des neugeborenen Sonnengottes heimisch war; denn auf dem Parnaßgipfel kehrte zum Julfeste oft echt nordisches Weihnachtswetter ein. „Du selbst,“ sagt Plutarch (de primo frig, Kap. 18), „hast in Delphi gehört, daß den Leuten, die auf den Parnassos steigen mußten, um den von Schneestürmen befallenen Thyiaden beizustehen, die Mäntel durch die Kälte so gefroren sind, daß sie beim Ausziehen wie Holz platzten und zerbrachen.“ Von anderen derartigen Feuerfesten in Griechenland ist wenig bekannt, man müßte denn das Panfest und die Feuerweihe auf Lemnos hierherziehen wollen, zu welcher neues Feuer von Delos, der Geburtsinsel des Sonnengottes, mit einem Schiffe ankam, nachdem neun Tage lang sämtliche Feuer auf Lemnos gelöscht waren. Kam das Schiff früher an, so durfte es nicht landen, bevor jene Frist, mit welcher der Männermord der Lemnierinnen gesühnt werden sollte, vorüber war. Das Löschen aller Feuer auf der Insel des Hephästos erinnert sehr an die nordischen Gebräuche bei der Zündung des neuen Feuers; wir wissen aber nicht einmal, zu welcher Jahreszeit die Erneuerung der Lemnischen Feuer stattfand. Die Johannisfeuer der Neugriechen dürften erst von dort eingewanderten Slaven neu eingeführt sein.

In der Feier des Weihnachtsfestes gleichen die Slaven den germanischen Stämmen völlig. So brennen auch die Serben am Weihnachtsabend ein Scheit Eichenholz an, begießen es (wie die Provençalen) mit

Wein, und wenn der Block in voller Glut ist, schlägt der eingeladene Polasnick mit der Feuerschaufel auf das brennende Holz, daß die Funken weit umherfliegen und sagt: „So viel Schafe, so viel Ziegen, so viel Schweine, so viel Rinder, so viel Glück und Segen, als hier Funken fliegen." (Schwenck S. 197.) Dabei ist nun eine sehr merkwürdige Thatsache zu erwähnen, die auf das außerordentliche Alter der Julblock-Ceremonie weist. Vorhin wurde erwähnt, daß der Julblock bei den Provençalen caligneau oder calendeau genannt wird, und Grimm (S. 594) mit anderen zögerte nicht, dieses Wort auf das römische Neujahr (Calendae Januarii) zu beziehen, welches am 25. Dezember begann und welches seinen Namen von calare, aus- oder aufrufen, haben soll. Wir haben aber mit der Thatsache zu rechnen, daß Böhmen, Serben, Polen und alle Slaven das Weihnachtsfest koleda, die Russen kaljadi nennen, und als Feier einer besonderen Wintergottheit Koleda, Kolada (bei den Litauern) oder Kaleda bezeichnen, die durch den Feuerklotz verehrt wird. Das Wort ist hier so innig mit der Weihnachtsfeier verschmolzen, daß bei den Polen und Böhmen koleda oder koledni auch das Christ- oder Neujahrsgeschenk, koliada bei den Russen das Weihnachtslied bezeichnet. Nun ist die Sitte der Weihnachtsgeschenke ebenso bei den Persern und Indern, wie in Europa seit alten Zeiten üblich, und Kollar wollte den Namen der slavischen Göttin Koleda von der indischen Göttin Kalenda ableiten, die als Tochter der Sonne und Gemahlin des Vishnu in seiner achten Verkörperung als Krishna auch in Indien als Geschenkgöttin galt. Er weist auf die Worte kolo (Kreis, Rad), kolowany (Kreisumgang), okolo (Tanz) hin, was einen nahen Zusammenhang mit dem nordischen Jul (S. 334) ergeben würde, und nach Kuhn (S. 47) nennen die Bulgaren den Dezember kolozegu, d. h. Monat der Sonnenrad-Zündung.

Zum Beweise dafür, daß Koleda oder Kaleda eine Gottheit der Slaven gewesen sei, die in Kiew auch bildlich dargestellt war, werden die russischen Personennamen Koleda, Koledinsky, und von Schafarik der Volksname der Koledizi (Colodici) angeführt. Man könnte an den slavischen Wintergott Sytiwrat denken, der mit einem Rade in der Hand dargestellt wurde (S. 124) und mit dem römischen Weihnachtsgott Saturn zusammenfällt, auch andererseits dem Vishnu verglichen wurde (S. 128). Ihm kann recht wohl eine weibliche Glücks- und Geschenkgöttin mit Füllhorn und Rad, der römischen Fortuna entsprechend, zur Seite gedacht werden, und da auch bei den Serben neben dem Koleda (Julblock) der Juleber nicht fehlte (Schwenck S. 197), so könnten die von Tacitus erwähnten Glücksschweinchen der Ästuer (Esthen) hier sich anschließen.

Hanusch gedenkt (S. 193) eines beim Koledafeste im Abbilde herumgetragenen Wolfs; ich möchte auch an den „kalydonischen Eber" erinnern, da ich den gesamten Meleager-Mythus für ein nordisches Weihnachts-Märchen halte und den Lebensbrand für ein Nachbild des Koleda. Denn bei der großen Verbreitung der Bezeichnung des Julblocks und der daran entzündeten Fackeln als calendeau oder koleda von Frankreich bis Rußland, ja vielleicht bis nach Indien, und bei der Ausnützung dieser Wortwurzel in allen slavischen Idiomen kann nicht länger daran gedacht werden, daß die Namen Koleda und Kalenda von den römischen Kalenden herzuleiten seien, und das Umgekehrte ist viel wahrscheinlicher, daß nämlich nach der alten Radgottheit (von kolo Rad, Kreis) auch die römischen Kalenden herzuleiten sind, zumal wir bei den Römern auch die anderen germanisch-slavischen Sonnen- und Jahreszeitenfeste in ähnlicher Weise gefeiert finden, wenn auch bei ihnen die unmittelbare Beziehung zum Sonnenrade mehr und mehr in den Hintergrund getreten war.

Von den Palilien der Römer, die ganz den Charakter der nordischen Hirtenfeste mit neuem Feuer, Haus-, Hof-, Garten-, Feld-, Menschen- und Viehweihe hatten und aus denen das bis nach Jerusalem gedrungene christliche Osterfeuer (ignis paschalis) entstanden ist, war schon oben die Rede. Es bezeichnet den Zeitpunkt des alten Viehaustriebs, während das bei den Slaven kupalo, d. h. Badefest, genannte Mittsommerfest oder das Fest der Sonnenhöhe mit dem christlichen Johannisfest verschmolzen wurde. Schon der h. Augustin wußte, daß das letztere auf ein heidnisches Sonnenfest gepfropft war, und schrieb, um die Beziehung von Johannis- und Christfest auch für die geistliche Welt festzuhalten: „Heute (am 24. Juni), wo die Tageslänge abzunehmen beginnt, ist Johannes geboren worden, damit der Mensch erniedrigt werde, an jenem Tage (25. Dezember), wo die Tageslänge wieder zunimmt, ist Christus geboren, damit Gott erhöhet werde. Dies ist ein großes Geheimnis!"

Der Zusammenhang mit den heidnischen Sonnenfesten ist am kenntlichsten in Irland erhalten geblieben, wo man noch heute das schon um Mitternacht entzündete Johannisfeuer eine „Beleuchtung zu Ehren der Sonne" nennt. Nach einer Abhandlnng im achtzehnten Bande der Transactions of Irish Academie teilten die heidnischen Iren das Jahr in vier, unseren Jahreszeiten entsprechende Ratha, deren jede mit einem großen Freudenfeuer eröffnet wurde. Jeder Ire hatte an diesem Tage sein Feuer im Hause zu löschen, um neues von den Druiden zu erlangen. Der Erzdruide (Ard-Draoi) entzündete sein Jahreszeit-Feuer nach bekannter Weise auf dem Hügel Carn-Usnach in der Grafschaft Meath, dem

„Lande der Mitte." Hier sollte der Schmiedegott Dagha oder Daghda (Agni) den Menschen das Feuer zuerst gespendet haben, und hier blieb deshalb der geheiligte Mittelpunkt dieses Kultus. Aber von ihm verbreitete man das h. Feuer schnell nach den benachbarten heiligen Bergen, und binnen kurzem war ganz Irland erleuchtet. Die Ceremonieen waren dieselben wie überall im nördlichen und mittleren Europa, man tanzte um das Feuer, trieb das Vieh zwischen zwei derartigen Scheiterhaufen hindurch, führte Fackeltänze auf und lief mit den Fackeln durch die Felder, um eine reichliche Ernte zu erzielen. Noch in Tolands Zeiten nahm am Schlusse der Ceremonie jeder Hausvater einen Brand von dem Carn (Altar) mit nach Hause für den eigenen Herd.

Der Baron d'Eckstein und Eckermann (im dritten Band seiner Religionsgeschichte) haben viel Material über diesen irischen Feuer- und Sonnenkultus gesammelt, woraus deutlich der Zusammenhang des keltischen mit dem germanisch-slavischen Sonnendienste hervorgeht. Wir ersehen daraus, daß mit dem Kultus auch zwei Göttinnen vermischt waren, Ceridwen, die nordische Ceres oder Kornmutter, in deren Kessel, wie es scheint, ein Festtrank bereitet wurde, und eine Göttin Bride oder Brigitta, die Tochter des Feuergottes, der zu Ehren ein ewiges Feuer unterhalten wurde, selbst noch, nachdem sie zu einer christlichen Heiligen erhoben war. „Das Nonnenkloster von Kildare," sagt Eckermann (a. a. O. S. 143), „ist an die Stelle einer Gesellschaft von Druidinnen (Vestalinnen) getreten, die das heilige Feuer, welches nicht erlöschen durfte, zu besorgen hatten. Das Feuer wurde durch Aneinanderreiben von Brettern entzündet. In christlichen Zeiten wurde das heilige Feuer von Kildare durch eiserne Wehren vor der Verbreitung bewahrt, was offenbar Festhaltung des alten druidischen Brauches ist." Männer durften sich diesem Bezirke nicht nahen, auch durfte das heilige Feuer nur mit Blasebälgen angefacht werden, damit es der Hauch des Mundes nicht verunreinige. (Grimm S. 578.) In einem alten Glossar wird die Schutzpatronin Irlands: Bridgit, the daughter of Dagha, a Goddess of Ireland, d. h. Brigitta, die Tochter des (Feuergottes) Dagha, eine Göttin von Irland genannt. Im Laufe des sechsten Jahrhunderts scheint man sie in eine christliche Heilige verwandelt zu haben; sie wird mit der heiligen Flamme abgebildet, und eins ihrer Hauptwunder besteht darin, daß sie leere Scheunen mit Korn füllt. Bei der Kirche von Kilossy in der Grafschaft Kildare, wo Brigitta verehrt wurde, fanden sich nach Beauford große unterirdische Kornmagazine der heidnischen Einwohner.

Das Fest der h. Brigitta fällt auf den Abend vor Mariä Reinigung

(2. Februar), gewöhnlich Lichtmesse genannt, dem Tage der Kerzenweihe in der katholischen Kirche, was vielleicht einer Verschiebung des alten Frühlings-Feuerfestes entspricht. Solche Verschiebungen haben in allen Ländern Europas je nach dem Klima oftmals stattgefunden, und das Frühlings-Feuerfest wird in Deutschland bald nach Ostern, bald am sogen. Brand- oder Funken-Sonntag, d. h. am Sonntag Invocavit, begangen. Der Name Brigitta hängt nun offenbar mit brightness (Glanz, Helligkeit) zusammen, und die Göttin nähert sich der deutschen Frau Perchta, Perachta, Bertha, deren Name ebenfalls als die Glänzende, Prächtige zu deuten ist. Darin macht sich bereits ein Fingerzeig auf die Sonnengöttin der Germanen bemerkbar, den wir aber hier nicht weiter verfolgen wollen; es genügt der Hinweis, daß Brigitta ebenso eine Tochter des irischen Schmiedegottes Dagha war, wie Sol die des Mundilföri (S. 325).

Grimm und namentlich Mannhardt in seinem „Sonnenzauber" betitelten Kapitel (I. 495—566) haben die mit heiligen Feuern begangenen Sonnen- oder Jahreszeiten-Feste so ausführlich behandelt, daß ich mich begnügen durfte, auf einige von ihnen nicht hinreichend gewürdigte Einzelheiten hinzuweisen. Die Hauptsache blieb überall das Fruchtbarmachen von Feld, Garten, Weinberg und Viehstand durch die Feuer selbst oder durch Asche und Kohlenbrände vom Weihnachts-, Oster- und Johannisfeuer. „Wir machen, daß das Gras wächst," hört man wohl beim Frühlings-Fackelgang sagen, der auch „Saatleuchten" und „Samenzünden" genannt wird, der lärmvolle Perchtellauf über die Felder heißt „Kornaufwecken" (Mannhardt I. 541 und 547). Im Dép. de l'Orne wird jeder Obstbaum am Dreikönigsabend mit einer Strohfackel umkreist und mit hergesagtem Spruche das Moos abgebrannt, und im Jura laufen die Kinder am Brandsonntage bei anbrechender Nacht mit Strohfackeln über Berge und Felder, indem sie rufen: „Mehr Früchte als Blätter" (plus de fruits que de feuilles!). Ebensolche Umzüge finden in Oberdeutschland statt, um die Felder fruchtbar zu machen und sind dort ebenso unter den Schutz der lichten und weißen Frau (Perchta) gestellt, wie in Irland unter denjenigen Brigittas. Bei der ersteren scheint eine ausgesprochene Beziehung auf das Sonnenrad durchzuleuchten, die sie in späteren Zeiten zur Schutzgöttin der Spinnerinnen gemacht hat. Das ganze Jahr hindurch soll das Rad sich drehen, nur in ihren heiligen Nächten (den Zwölften) soll es still stehen. Die Beziehung auf das Sonnenrad tritt noch mehr in den weitverbreiteten Märchen hervor, daß sie ihr Wagenrad von einem Zimmermann oder Schmied ausbessern läßt und ihm zum Lohn die abgehauenen Späne schenkt, die dann zu Gold werden.

Auch in den mehrfach vorhandenen Vorschriften, die heiligen Jahresfeuer in einem Wagenrade zu entflammen, drückt sich der Hinweis auf das Sonnenrad aus, und auf der Insel Mull war es beim Notfeuer sogar Vorschrift, das Rad dem Sonnenlaufe entsprechend von Osten nach Westen zu drehen. Im Jahreszeitenfeuer wird ein Rad verbrannt oder mit dem brennenden Rade die Äcker fruchtbar gemacht. (Mannhardt I. S. 511 und 521.) Im besondern lehrreich sind die an sehr vielen Orten Oberdeutschlands noch jetzt üblichen Gebräuche am Brand-Fackel- oder Funken-Sonntag (Bauernfastnacht), für den sich schon aus dem dreizehnten Jahrhundert die Kalendernamen Dominica brandonum, kurz Brandones, dies focae, burae u. s. w. nachweisen lassen. Man verbrannte in diesem Frühlingsfeuer zunächst eine aus Geflecht hergestellte Puppe, die den Winter vorstellte und nach alten Berichten von Posidonios, Cäsar, Strabon und Diodor ehemals sogar einen oder mehrere Menschen eingeschlossen haben soll. Allein es führt weiter, sich hierbei der unschuldigen altrömischen Ceremonie zu erinnern, welche man am Vortage des Märzen-Idus, d. h. des Frühlings-Vollmondes, vornahm. „Es wurde nämlich," sagt Preller (R. M. S. 317), „an diesem Tage ein mit Fellen bekleideter Mensch durch die Stadt geführt und mit langen weißen Stäben aus der Stadt hinausgeprügelt, indem man ihn Mamurius Veturius nannte und für den Schmied der Ancilien erklärte" (d. h. der zwölf zur Verbergung des ersten Palladiums gefertigten Eisenschilde, die schon alte Schriftsteller als Sinnbilder der zwölf Monate des Jahres gedeutet haben). Auch Preller bemerkt, daß dieser altrömische Gebrauch ganz entschieden an das in Deutschland, bei den Slaven und in Indien gebräuchliche, oft mit dramatischen Spielen eingeleitete „Austreiben des Winters" erinnere (vergl. S. 219), und ich glaube, daß wir in dieser hier und da als „Judasverbrennen" notdürftig christianisierten Ceremonie sogar einen aus vorgeschichtlichen Zeiten und aus Nordeuropa stammenden Religionsgebrauch zu erkennen haben. Der alte ausgetriebene Schmied Mamurius erinnert nämlich um so entschiedener an den nordischen Mimir, als schon der alte Varro seinen Namen mit vetus memoria übersetzte, eine Deutung, die auch dem alten, von den Asen ausgetriebenen, nur in der Erinnerung lebenden nordischen Schmied völlig entspricht.

Sodann ist der Brauch bemerkenswert, daß man beim Frühlingsfeuer die angekohlten Stäbe hoch emporwarf, um die Blitze der fruchtbaren Gewitter anzudeuten, während die herabgefallenen als Amulette gegen Wetter- und Hagelschlag an der Dachfirste befestigt wurden. (Mannhardt I. S. 536.) Damit verband sich in vielen Orten das „Scheiben-

treiben" und „Scheibenschlagen," bei dem eine im Mittelpunkte durchbohrte Holzscheibe erst im Frühlingsfeuer angebrannt, dann, auf einem Stabe in heftigen Umschwung versetzt, hoch emporgeschleudert wird, so daß die glühenden, rotierenden Räder weithin gesehen werden. (Mannhardt I. 519.) Mit diesem Emporschleudern der glühenden Sonnenräder sollte doch wohl bewirkt, resp. angedeutet werden, daß die Sonne noch hoch am Firmamente emporzusteigen habe, um Saat und Baumfrucht zur Reife zu bringen. Das wird noch deutlicher durch das umgekehrte Verfahren, am Johannisfeste, mit welchem die Sonne wieder abwärts zu sinken beginnt, ein mit Stroh umwundenes, altes Wagenrad, welches man gehörig eingeteert hat, oder eine alte Teertonne anzuzünden und von einem hohen Berge abwärts in den Fluß rollen zu lassen. So verfuhr man noch 1823 an der Mosel und in verschiedenen französischen Weingegenden und prophezeite ein gutes Weinjahr, wenn das Rad brennend den Fluß erreichte (Mannhardt I. S. 511). Es ist wahr, daß man diesen „Sonnenzauber," wo er als Volksbelustigung noch fortbesteht, häufig verkehrt anwendet, nämlich schon beim Frühlings-Feuerfeste das Rad hinablaufen läßt und beim Mittsommerfeste in die Höhe wirft; das würde sich aber leicht dadurch erklären, daß man das Ganze heute nur noch als Festfeuerwerk auffaßt und den tieferen Sinn, welchen unsere Altvordern hineinlegten, nicht mehr versteht.

Es könnte nun scheinen, als ob es unserer Ansicht von der stets wohlwollenden Auffassung der Sonne im Norden widerspräche, einen Sonnenzauber anzunehmen, durch den das Sonnenrad wieder von seiner erreichten Höhe herabgerissen werde. Allein man muß bedenken, daß die Sonne auch bei uns im Hochsommer einen Stand erreicht, der, wenn sich Trockenheit dazu gesellt, den Feldfrüchten sehr bedenklich werden kann. Es ist nicht anzunehmen, daß man hierbei der Sonnengöttin die Schuld zuschreiben mußte; aber es scheint in arischen Ländern die Vorstellung gewaltet zu haben, daß die Sonnengöttin im Hochsommer von ihrem eigenen Vater, dem Feuergotte, vergewaltigt werde, und daß letzterem demnach die sengende Glut zuzuschreiben sei, bis der Himmels- und Gewittergott ihr zu Hilfe kommt, den Feuerdämon hinabstürzt und die glänzende Göttin wieder befreit. Wir werden die Spuren dieser Vorstellung in zahlreichen europäischen Sagen zu verfolgen haben; hier sei nur erwähnt, daß die Veden einen besonderen Hitzedämon, den Çushna (Trockner), auch Kuyava (Mißernte) genannt, häufig erwähnen und von ihm erzählen, er habe sich des Sonnenwagens bemächtigt und die Erde in Gefahr gebracht, zu verbrennen, bis ihm Indra den Wagen wieder entriß. Darauf nehmen zahlreiche Lobhymnen des Rigveda Bezug: z. B. „Mit dir vereint, Indu, riß

Indra sogleich mit Kraft das Rad der Sonne nieder, das über dem gewaltigen Gipfel stand; vor dem großen Schädiger ward das alles Leben Schaffende geborgen" heißt es in einer solchen Stelle, wo darauf angespielt wird, daß der durstige Feuergott zum Schaden der Menschen auch den segenspendenden Wolkenschlauch austrinken wollte. In zahlreichen anderen Stellen wird Kutsa-Arjuna, der Wagenlenker der Sonne, als derjenige genannt, der sich des mit Gewitterschwüle anziehenden Hitzedämons erwehrte und dem Indra beistand, wenn es z. B. heißt: „Für Kutsa schlugst du den gefräßigen Çushna nieder, den Versengenden in der Frühe des Tages mit Tausenden; zermalme die Feinde alsbald mit dem Kutsa-Geschoß, emporreiße der Sonne Rad rechtzeitig." Dann scheint es auch wieder, als ob der Kutsa ein Feuerzauberer wäre, der des Rades Hitze dämpfte; denn in einer dieser mit noch manchen anderen von Kuhn (S. 52—56) angeführten Hymnen heißt es: „Empor rissest du das eine Rad der Sonne, das andere verehrtest du dem Kutsa zum Wandeln (oder zum Zauber?)." Der ganze Mythus erinnert sehr lebhaft an die Sage von Phaëthon, der die Erde versengte, bis ihn Zeus niederschmetterte, wie Indra den Çushna. (Vergl. S. 302.) Andererseits vergleicht sich das zackige Wurfrad Indras (Çakra) den emporgeworfenen Feuerrädern der Bayern, Österreicher und Schwarzwäldler. Soviel wird aus der vorstehenden Auseinandersetzung ganz klar hervorgegangen sein, daß durch die arische Naturanschauung eine Symbolisirung der Sonne durch feuererzeugende und brennende Räder läuft, die nirgends stärkere Spuren im Volksglauben und Festbrauch zurückgelassen hat als in Nordeuropa, so daß mit gutem Grunde auch der Schluß gemacht werden darf, diese Verbindung irdischer und himmlischer Dinge habe hier ihren Ursprung gehabt und beruhe auf dem Glauben, durch das Feuerrad auf die Sonne Einfluß zu erlangen. In dieser Ansicht werden uns die Untersuchungen über das Hakenkreuz, jenes auf die arischen Länder beschränkten religiösen Symbols, erheblich bestärken.

42. Svastika — Sweistix.

Als eins der merkwürdigsten religiösen Symbole, welches mit höchster Wahrscheinlichkeit der Religionsstufe zugeschrieben wird, die wir in den letzten Kapiteln geschildert haben, muß das Hakenkreuz oder Svastika bezeichnet werden, ein rechtwinkliges, gleichschenkliges Kreuz mit scharf oder

im Bogen nach derselben Richtung umgebogenen Schenkeln (卍 卐). Dieses Zeichen findet sich seit einer sehr frühen Zeit in allen Ländern, wo Arier gewohnt haben oder arische Einflüsse hingedrungen sind, und zwar in so überwiegend häufigen Fällen auf Graburnen, Altären, Opfergefäßen und als Attribut von Gottheiten auf deren Bildern oder auf Münzen arischer Kultstätten, daß man an seinem religiösen Charakter nicht zweifeln kann, und auch in den Fällen, wo es sich auf Fibeln, Spangen, Schmuckstücken, Schildern, Waffen und Hausgeräten (Spinnwirteln) vorfindet, als Zeichen einer religiösen Weihe betrachten darf, welches den betreffenden Gegenstand feiete und zum Amulett erhob. Es ist daher von so außerordentlicher Wichtigkeit für die Erkennung arischer Grab- und Wohnstätten, sowie für die Verfolgung der arischen Religionsbewegung, daß wir ihm eine ausführlichere Betrachtung hier widmen müssen.

Die Frage, was dieses Symbol bedeute, ist dadurch sehr getrübt worden, daß die Archäologen es anfangs mit allen möglichen kreuzförmigen Gebilden zusammengeworfen haben, die sie auf alten Fundgegenständen antrafen, wobei es sich oft aber nur um Verzierungen, Fabrikmarken oder Zeichen von bestimmter religiöser oder anderweiter Bedeutung handelte, indem z. B. das Henkelkreuz der Ägypter, Sonnensymbole und Rosetten herbeigezogen wurden, um zu sagen, das Kreuzeszeichen sei seit undenklichen Zeiten überall zu finden, wo Menschen gewohnt haben. Auf diesem Standpunkte stand unter anderem noch der verdiente französische Archäologe G. de Mortillet in seinem Buche «le signe de la croix avant le christianisme» (Paris 1866). Ein Punkt von besonderer Bedenklichkeit ist dabei das Zusammenwerfen mit dem Radkreuze (⊕), d. h. eines rechtwinkligen, in einen Kreis einbeschriebenen Kreuzes, also eines Wagenrades, welches sich überaus häufig auf Felsbildern (vergl. Fig. 10), auf dem Boden prähistorischer Thongefäße aller europäischen Länder, sowohl erhabener wie vertiefter Form findet. Es ist möglich, daß damit in vielen Fällen ein Sonnensymbol gemeint war, da der Sonnengott bei den meisten Völkern fahrend gedacht wurde, die Sonne auch häufig bei den Nebensonnenerscheinungen den Mittelpunkt eines riesigen vierspeichigen Rades darstellt, und dieses Zeichen kommt selbst bei nordamerikanischen Indianern als Bezeichnung eines Tages oder Tageslaufes der Sonne in ihren Hieroglyphenschriften vor. Auf dem vom Grafen Gozzadini untersuchten Urnenfriedhof von Villanova bei Bologna, dessen Gräber noch keine bemalten Thongefäße, keine Idole oder Glassachen enthalten und daher wahrscheinlich älter als die etruskische Herrschaft, deren Blütezeit ums Jahr

1044 v. Chr. angesetzt wird, sind, fand sich dieses Zeichen ebenso häufig wie in den Pfahlbauten (Terramaren) der Emilia.

„Es ist," sagt Mortillet (a. a. O. S. 142), „interessant, zu konstatieren, daß während der ältesten Eisenzeit in der ganzen weiten Po-Ebene und den angrenzenden Thälern — wie die Funde von Villanova, Golasecca (an der Südspitze des Lago maggiore) und Badena (in Tirol) beweisen — das Kreuz als religiöses Emblem vorhanden war." „In Golasecca (fährt er S. 168 fort) enthalten alle Gräber ein oder mehrere Kreuze, und diese Kreuze sind in einer ziemlich übereinstimmenden Art auf der Außenseite des Bodens der Aschenurnen, auf den Deckeln und Beigefäßen angebracht. Man sieht sehr wohl, daß es sich um einen allgemeinen Glauben, einen regelmäßigen Ritus und um eine eminent religiöse, mit dem Totenkultus verknüpfte Idee handelte. In diesem Falle — es ist unmöglich, das zu leugnen — ist das Kreuz sehr entschieden als religiöses Symbol angewandt worden."

Bei diesen Funden handelt es sich aber meist um das Radkreuz, — nur in wenigen Fällen kamen Hakenkreuze, z. B. auf einer für etruskisch gehaltenen Goldfibel der vatikanischen Sammlung vor — und es ist wohl möglich, daß das Radkreuz in vielen Fällen das Hakenkreuz vertreten hat, da der Sinn einer rotierenden Bewegung in beiden liegt. Allein das Radkreuz kann wegen seiner allgemeinen Verbreitung nicht den Wert eines archäologischen Leitfossils beanspruchen, wie eben das eine bestimmtere Auffassung ausdrückende Hakenkreuz. Deshalb hat sich Prof. L. Müller in seiner ebenso gründlichen, wie umfassenden Arbeit über das Hakenkreuz (Det saakaldte Hagekors's Anvendelse og Betydning i Oldtiden, Kopenhagen 1877) mit Recht auf die Untersuchung der Verbreitung und Bedeutung des eigentlichen Hakenkreuzes beschränkt. Nur dadurch konnten wissenschaftlich vertretbare Ergebnisse erhalten werden, von denen das wichtigste darin besteht, daß sich das Hakenkreuz von den ältesten Zeiten her nur bei arischen Stämmen findet und unter ihnen schon vor ihrer Trennung zum Range eines religiösen Symbols erhoben sein muß, da es sich gleichmäßig und so weit erkennbar, immer in ähnlichem Sinne bei allen Stämmen in Anwendung befand.

Die ältesten, mit einiger Sicherheit datierbaren Symbole dieser Art hat Schliemann in großer Zahl auf Hissarlik ausgegraben (vergl. S. 97) und damit das Beweismaterial dafür vervollständigt, daß die troische Ebene und ein ansehnlicher Teil Kleinasiens schon lange vor der Blüte Griechenlands von arischen Stämmen bewohnt war. Denn niemals hat sich das Hakenkreuz auf älteren semitischen oder ägyptischen Denkmalen gefunden, und der einzige von Mortillet (a. a. O. S. 146 und 175) erwähnte Fall, daß es auf der Brust eines assyrischen Götterbildes gefunden worden sei, hat sich nach Müller (S. 102) als irrig erwiesen, ein hervorzuhebendes

Verhalten, weil man ja in neuerer Zeit aus dem Burghügel von Hissarlik eine assyrische Feuernekropole machen wollte. Von nichtarischen Völkern haben es nur die Phöniker und zwar in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung übernommen und in einigen Fällen auf Astartebildern angebracht, ebenso in einigen wenigen Fällen Etrusker, während es die Buddha-Religion nach Tibet, China und Japan verpflanzt hat, als sie sich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung dorthin ausbreitete. Diese wenigen, nichtarische Völker betreffenden Fälle sind aber leicht kontrollierbar und kommen der ungeheueren Verbreitung in arischen Ländern gegenüber nur als Entlehnungen in Betracht.



Fig. 56.
Bleiernes Idol aus Troja.
(Aus Schliemanns „Ilios.")

Unter den trojanischen Funden ist ein kleines bleiernes Götterbild (Fig. 56) mit Ringellocken und über der Brust gekreuzten Händen, welches das Hakenkreuz auf seinem Schooße trägt, von besonderem Interesse, weil es uns recht deutlich, und zwar der arischen Auffassung gemäß, den religiösen Charakter des Symbols andeutet. Es ist aber bisher irrig als das Bild einer asiatischen Aphrodite gedeutet; denn es spricht, wie wir bald sehen werden, viel größere Wahrscheinlichkeit für die Deutung als trojanische Pallas, die der arischen Sonnenjungfrau entspricht.

Es geht aus diesen und anderen Funden von Hissarlik hervor, daß die arischen Völker schon ebenso früh nach Kleinasien gelangt sein müssen, als sie der gewöhnlichen Annahme nach in Indien ankamen; denn die Funde von Hissarlik steigen bis zur Mitte des zweiten Jahrtausends hinauf. Wenigstens sprechen die Berichte des Königs Ramses II. über seine Züge gegen die Hethiter in Syrien davon, daß sich die Trojaner mit den Hethitern gegen Ägypten verbündet hätten.

Auf den Inseln Rhodos und Cypern, wie in Griechenland und Italien tritt das Hakenkreuz ebenfalls auf vorhistorischer Thon- und Bronzewaare auf, wie die Bronze-Axt und die beiden Fibeln beweisen, welche hier wiedergegeben werden, und von denen namentlich die kleinere goldene, aus einem Grabe bei Armento in Apulien, ihrer Form nach auf ein sehr hohes Alter

deutet. Es ist merkwürdig, daß der Gebrauch und die Kenntnis dieses Symbols bei den Römern völlig verloren erscheint; man kennt in der That von den Zeiten der Republik an bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts, wo Christen anfingen, es auf Katakombengräbern anzubringen, kein Beispiel der Anwendung dieses in Italien so alten Symbols auf religiösen oder profanen Gegenständen, eine Thatsache, die sehr wichtig ist, da sonst das Hakenkreuz vielfach auf Gegenständen aus den abendländischen Provinzen der Römer (Donau- und Rheinländer, Schweiz, Belgien, Frankreich und England), ja sogar einigemal in Nordafrika vorgefunden wurde. Es liegt darin, wie Müller (S. 108) betont, der wichtige Beweis, daß es diesen Völkern nicht von den Römern gebracht worden sein kann, daß es die „barbarischen Völker“ des Nordens längst besaßen, als sie von Rom unterworfen wurden. Das heißt also mit anderen Worten, es ist für die Römer ein vorhistorisches Symbol geblieben, welches in ihrer Religion keine Rolle mehr spielte und vergessen ward. Obwohl dies in Griechenland nicht der Fall war, das Hakenkreuz dort vielmehr noch auf Münzen des dritten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung vorkommt, so ist es doch bezeichnend, daß kein klassischer Schriftsteller desselben auch nur mit der leisesten Hindeutung gedacht hat. Man kannte wohl im Abendlande die Bedeutung dieser Figur nicht mehr, als man zu schreiben anfing, oder, um nicht zu viel zu sagen, man wußte in Griechenland noch so viel, daß sie zum Sonnengott gehöre; denn

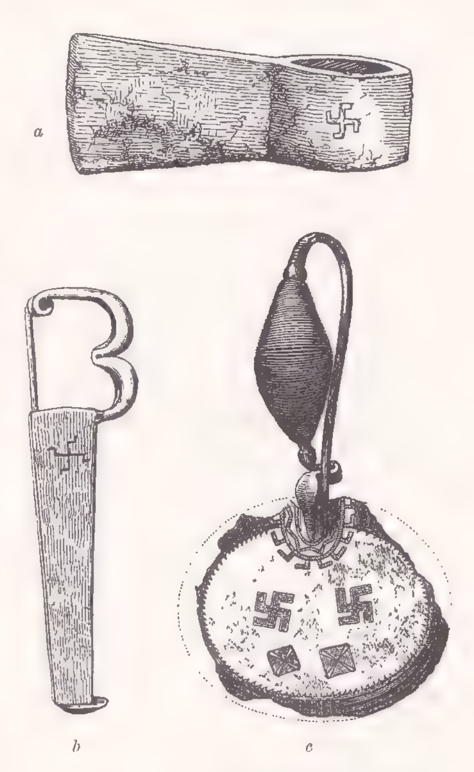


Fig. 57.
Vorgeschichtliche italienische Fundstücke.
a Bronzeaxt in Drittelgröße aus Neapel, im Museum von Saint-Germain.
b c Gold- und Bronzespangen, beide in der Kopenhagener Antikensammlung.
(Nach L. Müller.)

man findet sie in ziemlich zahlreichen Fällen auf Münzen, die ein Apollobild auf der einen Seite tragen. (Fig. 58.)

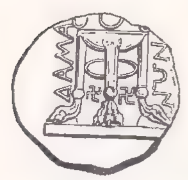
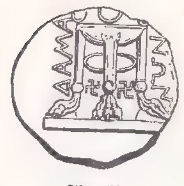



Fig. 58.
Tetradrachme a. Damastion (Epiros) aus dem 3. oder 4. vorchristl. Jahrhundert. (Nach L. Müller.)

Von den hierher gehörigen Funden aus dem mittleren und nördlichen Europa wäre zunächst eine Anzahl im Berliner Münzkabinett aus der Prokesch'schen Sammlung stammende Goldmünzen (Fig. 59) zu erwähnen, die aus dem nördlichen Thrakien stammen und von Dr. Friedländer in das vierte bis fünfte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinaufgerückt werden. Müller schreibt sie gotischen oder dakischen Stämmen zu, die den Zalmoxis (S. 108) verehrten und wahrscheinlich die mit diesem Symbol verknüpfte nordische Lichtreligion sowohl nach Kleinasien, wie nach Griechenland verpflanzt hatten. Und zwar nach Griechenland teilweise dem Anschein nach nicht direkt, sondern über Kleinasien und die Inseln (vergl. S. 99), so daß manche Kulte erst über Lykien nach Rhodos und Griechenland gelangten. Auch an verschiedenen Orten Ungarns hat man Thon- und Bronzegegenstände mit diesem Symbol gefunden, die jedenfalls aus vormagyarischer Zeit stammen.



Fig. 59.
Thrakische Goldmünzen. Berliner Kabinett. (Nach L. Müller.)

Wenden wir uns weiter nördlich, so möchte ich zunächst den aus einem Grabe bei Wohlau in Schlesien stammenden Fund einer mit primitiven Ornamenten verzierten Schale aus Thon hervorheben, auf welcher sich das Hakenkreuz viermal befindet. Die Beschaffenheit der Schale, wie die bei derselben gefundenen Gegenstände lassen keinen Zweifel darüber, daß dieser Fund der Bronzezeit angehört. Das Grab wird der germanischen Zeit Schlesiens zugerechnet, bevor die slavischen Stämme dort eingewandert waren. Aus Pommern, Dänemark und Schweden sind ebenfalls mancherlei Funde aus der Bronzezeit bekannt, welche dieses Symbol tragen, namentlich bronzene Hängegefäße, oft mit reicher Verzierung. Es muß hierbei bemerkt werden, daß der Begriff Bronzezeit ein sehr weitherziger ist und von den neueren



Fig. 60.
Thonschale aus Schlesien. Aus Büschings schles. Altertümern. 1/3 natürlicher Größe. (Nach L. Müller.)

Forschern viel weiter in die Vorzeit hinaufgerückt wird, als von den früheren. Montelius setzt z. B. die schwedische Bronzezeit in die Jahre 1500—500 v. Chr., so daß den ältesten Hakenkreuzen im Norden vielleicht ein ähnlich hohes Alter zukommt, wie denen von Hissarlik. Allerdings vermehrte sich ihre Zahl in der Eisenzeit stark, und dies ist wahrscheinlich der Erstarkung der mit derselben verknüpften religiösen Idee zuzuschreiben, die ihrerseits von der Verbreitung des Ackerbaues nach dem Norden abhängig gewesen sein dürfte.

In einer neueren Arbeit über skandinavische Felsskulpturen (La Nature, 21. Dez. 1889) hebt de Nadaillac als besondere Eigentümlichkeit hervor, daß das Hakenkreuz, welches im Eisenalter so häufig in Skandinavien auftritt, auf den wahrscheinlich mit Bronzewerkzeugen hervorgebrachten Felsskulpturen fast beständig fehle. Es finden sich dort sehr häufig Radfiguren mit vier, sechs und acht Speichen, die recht wohl Sonnenbilder darstellen können, z. B. auf den Felsskulpturen von Bohuslän und Brostadt in Schweden (vergl. Fig. 5), selten jedoch eigentliche Hakenkreuze, doch sind auch solche in neuester Zeit von Baltzes und Rydberg, z. B. auf den Felsskulpturen von Tosa aufgefunden worden. Da die nordische Bronzekultur den neueren Untersuchungen (S. 46) zufolge nicht aus den Mittelmeerländern stammt, und ihr Waffen (namentlich die sogenannten Bronze-Celte), Geräte- und Werkzeugsformen eigentümlich sind, die niemals im Süden vorkommen, so wird auch dadurch die Annahme widerlegt, daß die Nordeuropäer dieses Symbol aus dem Süden erhalten haben könnten.

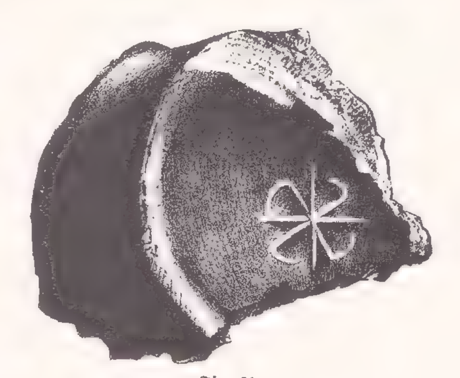


Fig. 61.
Bruchstück eines thönernen Geschirres.
Königswalde bei Zielenzig.
Nach „Zeitschr. f. Ethnolog. 1871.“

Aus den früheren Zeiten möchte ich seiner außergewöhnlichen Form wegen noch eines Hakenkreuzes gedenken, welches sich in scharfer erhabener Prägung auf dem Boden eines auf der Bischofsinsel bei Königswalde, unweit Zielenzig (Provinz Brandenburg) gefundenen Thongefäßes (Fig. 61) befindet. Die Beschaffenheit des schwärzlichen, mit eingemengten Glimmer- und Quarzstückchen gefesteten und wenig gebrannten Thones läßt auf ein ziemlich hohes Alter des Geschirres schließen, doch erlauben die Fundver-

hältnisse keine genauere Zeitbestimmung. Die Örtlichkeit könnte auf Überreste einer Pfahlbau-Ansiedelung schließen lassen. Auf die zahlreichen Funde der westlichen Länder Europas aus der römischen Zeit wird noch weiterhin zurückzukommen sein; als von besonderem Interesse mögen hier noch zwei Spangen der römisch-keltischen Periode wiedergegeben werden, die sich im Züricher Museum befinden und von schweizerischen Fundstätten stammen. Die Größe und Selbständigkeit, in denen das Symbol an ihnen hervortritt, könnten wohl zu der Vermutung berechtigen, daß wir in diesen Stücken vielleicht priesterliche Abzeichen zu erkennen haben. (Fig. 62.)

Dabei sind wir nun zu der Frage zurückgelangt, welche Bedeutung diesem Symbole in den arischen Kulten beigelegt worden sein mag. Man hat in ihm allerlei sehen wollen, gekreuzte Blitze, als Abzeichen eines höchsten Gottes, ein Symbol der Schöpfung und Zeugung (J. Hoffmann), ja bei dem Königswalder Funde sogar gekreuzte Bischofsstäbe! Die meisten Deuter haben an der Meinung festgehalten, daß es sich um das Symbol des arischen Sonnengottes handele, und dies ist für eine spätere Kulturperiode unabweislich zutreffend. Aber es ist in keiner Weise wahrscheinlich zu machen, daß dies die ursprüngliche Bedeutung desselben gewesen; denn selbst wenn man denselben von Anfang an als Wagengott gedacht haben könnte, so stellt doch das Hakenkreuz in den meisten Fällen kein geschlossenes Rad dar. Auch kann es nicht ein bloßes Ideogramm, ein Schriftbild für den Gottesbegriff gewesen sein; denn dazu tritt es wieder in gar zu bestimmter Verbindung mit den Lichtgottheiten (Odin, Apoll) auf. Cunningham kam der Wahrheit nahe, als er meinte, das Zeichen sei ein Monogramm aus Pali-Buchstaben, welches Svastica, d. h. den indischen Namen des Drehfeuerzeuges wiedergebe; aber diese Deutung ist nur in dem Schlusse richtig.

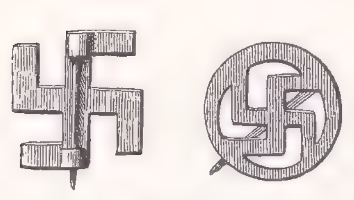


Fig. 62.
Bronze-Spangen. Züricher Museum.
(Nach L. Müller.)

Denn es ist klar, daß das Zeichen in allen seinen bis ins Unendliche variierten Formen nichts anderes bedeutet, als die rotierende Bewegung, und E. Burnouf traf von vornherein das Richtige, als er in ihm (1872) das Symbol des zum heiligen Werkzeuge gewordenen Feuerquirls der Arier erkannte, welches in Indien noch heute, ebenso wie das unserer Figur entsprechende, den Buddhisten auf die Stirn gezeichnete Segenszeichen, Svastica genannt wird. Burnouf meinte, daß die vier Buckel oder Kreise, die man sehr häufig zwischen den Schenkeln angedeutet findet

(Fig. 59), vier Nägeln entsprechen, durch die das Quirlbrett festgehalten wurde, und daß dieses mitunter so winklig wie die Figur ausgeschnitten war, um zwischen den Nägeln festzuliegen. Wir werden also mit einiger Sicherheit annehmen dürfen, daß das Symbol in Indien anfangs den Gott Agni bezeichnete, der in dieser Radwiege geboren ward, welche sein Vater Tvashtar hergestellt hatte, und daß damit der Name Svastica (auch Sovastica) zusammenhängt. Erst später wäre es zum allgemeinen Heilssymbol auch der Buddhalehre geworden, wie das Henkelkreuz zu demjenigen der Ägypter und das Kreuz bei den Christen. Dieser Ansicht, daß nämlich der Feuerquirl dem Symbol zum Grunde liege, haben sich Schliemann, Lenormant und andere Gelehrte angeschlossen, und sie ist ohne Zweifel die richtige.




Fig. 63.
Münzen der Stadt Aspendos in Pisidien.
(Nach L. Müller.)

Dagegen dürfte es annehmbarer sein, in den umgebogenen Armen des Kreuzes einfach eine Andeutung der kreisenden Bewegung zu suchen, und dies wird besonders unterstützt durch eine Umbildung, welche das Svastica-Zeichen sowohl in Kleinasien wie in Gallien erfuhr, indem man an die Stelle der Kreuzarme gebogene Füße setzte, welche den schnellen Kreislauf noch eindringlicher versinnlichen. Auf Münzen des südlichen Kleinasien, aus Pamphylien, Pisidien und Isaurien, die bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr. zurückgehen, sieht man solche sogenannte Triskelen, die durch Adler oder Löwen sich als Embleme einer dem griechischen Helios entsprechenden Verschmelzung des Zeus mit dem Sonnengott charakterisieren (Fig. 63). Die Phöniker nahmen das Zeichen für ihren Sonnengott Baal an, und es ist möglich, daß sie es nach Spanien verpflanzt haben; denn auf Münzen der Keltiberer aus dem südlichen Spanien erblickt man inmitten der drei Lauffüße ein von einem Nimbus umgebenes Sonnenhaupt (Fig. 64). Schon oben wurde erwähnt, daß bei den Griechen das Hakenkreuz am häufigsten auf Münzen erscheint, die auf der einen Seite ein Apollohaupt tragen und die von solchen Ortschaften geprägt wurden, in denen der Kultus des Sonnengottes heimisch war. Der Übergang des Feuersymbols auf den Sonnengott bezeichnet eine sehr wichtige und merkwürdige Stufe der religiösen Entwickelung, die sich in allen arischen Län-



Fig. 64.
Triskele einer antiken span. Münze.
(Nach L. Müller.)

dern nachweisen läßt und die begreiflicherweise in den südlichen Kulturländern früher zur Ausprägung auf Münzen gelangte als im Norden. In Belgien und Gallien, wo das Hakenkreuz seit dem dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung auf Gold- und Kupfermünzen, also ziemlich auf den ältesten, die in diesen Ländern überhaupt geprägt wurden, aufgetreten war, erscheint es später ebenfalls vorwiegend als Emblem des Sonnengottes, der dort Belenus (der Lichthaarige) oder Grannus (der Schönhaarige) genannt wurde. In der römischen Zeit erhielten solche Münzen und Darstellungen mitunter die Umschrift Apollo Belenus oder Apollo Grannus, und den Triskelen Kleinasiens und der Phöniker entsprechend, begegnen wir hier Umbildungen des Hakenkreuzes, in denen die Schenkel in Pferdeköpfe verwandelt sind (Fig. 65), wie denn überhaupt die mannigfachsten und zierlichsten Ornamente sowohl im Süden, wie ganz besonders im Norden Europas aus dem Hakenkreuz entwickelt worden sind (Fig. 66). Der keltische Gott Granus oder Grannus, dessen Kultus die Römer auch bei Aachen und an anderen Orten der Rheinlande fanden, wird mit Odin identifiziert, und dessen Roß Grani, welches er nach der Wölsungasage dem Sigurd (Siegfried) schenkte, spielt in der nordischen Mythologie eine hervortretende Rolle. Man darf dabei an die Sonnenrosse denken, deren wallende Mähnen und Schweife als die Lichtstrahlen gedeutet wurden. Natürlich sind die Pferdehäupter auf diesen keltischen Münzen, die man als Tetraskelen bezeichnen könnte, wiederum nur figürliche Ausführungen der schon durch das Hakenkreuz angedeuteten andauernden Kreisbewegung, die, man mag es auffassen, wie man will, nicht unmittelbar auf die Kreisbewegung der Sonne um die Erde bezogen werden kann. Aber die germanische Sitte, die Sonne durch in die Höhe geworfene oder von den Bergen herabgerollte Feuerräder zu symbolisieren, giebt ein gutes Mittelglied zwischen der Rolle des Hakenkreuzes als Emblem des Feuergottes im Anfange und des Sonnengottes in der Folge.




Fig. 65.
Keltische Münzen.
(Nach L. Müller.)





Fig. 66.
Hakenkreuz-Ornamente auf Bronzespangen aus angelsächsischen Gräbern in Bergshire und Oxford.
(Nach L. Müller.)

Man wird nach alledem die rohen Bildnisse, welche sich auf dänischen Goldbrakteaten aus dem fünften bis neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung finden und mit dem Hakenkreuz bezeichnet sind, mit dem dänischen Forscher, aus

dessen Arbeit die meisten der vorstehenden Abbildungen kopiert sind, auf Odin deuten dürfen; aber nicht, weil im Wesen und Namen dieses zum obersten Range bei den deutschen Völkern gelangten Gottes der Begriff einer stürmischen Bewegung, gleichsam eines Wirbelwindes liegt, wie Müller (S. 111) die Thatsache erklären möchte, sondern weil sich in einer gewissen Epoche auch die Natur des Sonnengottes mit seinem Wesen vereinigte. Denn Wodan berührt sich in den Rheinlanden, wie eben angedeutet, so unmittelbar mit dem Belenus und Grannus der gallischen und belgischen Kelten, denen das Hakenkreuz schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung beigelegt worden war, daß man kaum eine bestimmte Grenze ziehen kann. Auf Odin würden sich am leichtesten der Helm, die Schlangen und das Pferd beziehen lassen, die sich auf mehreren dieser mit dem Hakenkreuz bezeichneten Goldbrakteaten dargestellt finden (vergl. Fig. 67). Das Hakenkreuz würde demnach das Zeichen Odins geworden sein, ebenso wie die Pfeilspitze (vergl. S. 240) die Rune Tyrs, das Schwert diejenige Herus und der Hammer das Zeichen des Thor geworden sind. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß in noch späteren Zeiten, als Freyr den Odin in der Würde des Sonnengottes zu ersetzen begann, dieses Zeichen auf ihn übergegangen wäre; aber es erscheint weniger wahrscheinlich, daß ein so gleichbedeutendes Zeichen wie die Triskele in vereinfachter Form die Rune Freyrs zum Unterschiede von Odin geworden sein sollte (Müller S. 111). Denn ob man den Kreislauf durch drei oder vier Beine versinnlicht, dürfte wohl auf eins herauskommen.





Fig. 67.
Dänische Goldbrakteaten des jüngeren Eisenalters.
(Nach L. Müller.)

Auch in Bezug auf die wichtige Frage nach der Herkunft und ersten Heimat des Symbols kann ich mich keineswegs den Schlußfolgerungen des gelehrten Dänen anschließen. Jedermann, der die Verbreitung dieses Zeichens über die gesamte arische Welt betrachtet, wird ihm zwar beistimmen müssen, wenn er folgert, daß die Arier dieses Feuer-Emblem schon besessen haben müssen, bevor sie sich in den großen östlichen und westlichen Zweig trennten; aber wenn er zu dem Schlusse kommt, daß wir das Zeichen, wie die Rasse selbst, aus Asien herleiten müssen, so ist dies nur ein Zugeständnis an die ehemals herrschende Meinung, die durch keine zwingen-

den Thatsachen unterstützt wird. Die prähistorische Forschung zeigt uns ganz im Gegenteil, daß das Hakenkreuz schon vor den Jahren 1000—1500 vor unserer Zeitrechnung, also zu einer Zeit, wo die Arier in Indien eingewandert sein sollen, in der Troas sowohl, wie in Italien einheimisch war, und wie sollte Volk und Symbol zu einem so frühen Zeitpunkte in Italien angelangt sein, wenn Mittelasien als Wiege der arischen Rasse und ihres Symboles anzusehen wäre. Völker durcheilen nicht wie Sturmwind ganze Kontinente, und die sprachlichen Forschungen deuten mit Bestimmtheit auf eine langsame Wanderung hin. Als die Arier nach Indien kamen, bevölkerten sie bereits ganz Europa, und die nur wenige Stunden von der Grenze Europas belegene Stadt Troja kann ja in jeder Beziehung nur wie eine Vorstadt Europas betrachtet werden (S. 96).

Indien und Persien sind in prähistorischer Richtung natürlich wenig durchforscht, und deshalb können wir dort das Hakenkreuz bei weitem nicht so weit rückwärts verfolgen, wie in Europa und Kleinasien. In dem großen Heldengedicht Ramayana heißt es zwar, daß man das Svastikazeichen auf dem Vordersteven von Ramas Schiff angebracht habe, als er über den Ganges setzte; allein die Angaben über dessen Abfassungszeit schwanken vom achten bis sechsten Jahrhundert v. Chr., und der jetzt vorliegende Text scheint nach Webers, allerdings nicht allgemein angenommener Ansicht, noch viel spätere griechische Einflüsse zu verraten. Das älteste sichere Zeugnis von dem Vorhandensein des Zeichens in Indien wäre nach L. Müller (S. 51) eine datierte Steininschrift aus König Asokas Regierungszeit (Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr.) in Bahar. Um diese Zeit kommt es dort auch zuerst auf Münzen vor, und einige Forscher glauben, daß die Inder die Kunst der Münzprägung überhaupt erst von den Griechen erlernt hätten, die mit dem Zuge Alexanders des Großen in ihr Land kamen. Das Hakenkreuz ging dann in Indien von Agni auf Buddha über und ist mit anderen heiligen Symbolen des Buddhismus (dem heiligen Feigenbaum, einer Tope u. s. w.) auch auf beistehender Münze abgebildet, die etwa dem dritten Jahrhundert angehören mag (Fig. 68). Das Zeichen kommt aber auch auf Metallstempeln (für Kupferbarren und Platten), die etwas älter als diese Münzen sein mögen, vor. Schon in dem ältesten sog. Fußtapfen Buddhas, den man in Stein gemeißelt hat, wurde es zusammen mit der Wurfscheibe (Çakra), welche ebenfalls ein Symbol des Sonnenrades ist, angebracht und kehrt dann auf Brust und Füßen vieler Buddhabilder wieder. In



Fig. 68.
Indische Münze vom 4.—2. Jahrh. v. Chr. (Nach L. Müller.)

späteren Zeiten brachten es dann die Buddhisten auch nach Tibet, China und Japan, woselbst das Tomoye-Zeichen sich daraus entwickelt zu haben scheint.

Obwohl aber das Hakenkreuz nicht vor dem vierten bis dritten Jahrhundert in Indien nachweisbar ist und in Persien erst auf Münzen der Achämeniden und Sassaniden, also viel später als selbst in Nordeuropa vorkommt, so darf man kaum daran zweifeln, daß es die Arier schon bei ihrem Eintritt in Indien mitgebracht haben, zumal ja die hohe Bedeutung des Feuerrades für die menschliche Kultur nirgends höher gepriesen worden ist, als in den altindischen Veden. Es ist aber sehr nützlich, sich an diesem Beispiel vor Augen zu führen, wie wenig die Nichtnachweisbarkeit eines derartigen Zeichens für das Nichtvorhandensein in Zeiten beweist, in denen Metall- und Töpferarbeit noch in den Anfängen steckten. Das frühe Auftreten des Svastikabildes in Troja und Italien deutet indessen ziemlich entschieden darauf hin, daß wir die Heimat dieses Symbols in Mitteleuropa, vielleicht in Thrakien, zu suchen haben. Darauf weist noch ein anderer Umstand hin, den Müller übersehen hat, nämlich das Vorkommen des indischen Namens dieses Zeichens in der deutschen, slavischen und besonders in der litauischen Götterlehre.

In Litauen hat sich nämlich bis auf den heutigen Tag im Volke der Name des Gottes Sweistiks erhalten, der unter den Namen Szweistix, Swajstiks, Swaixtix, Swezduck u. s. w. auch von den Wenden und Polen in Pommern, Rügen und Holstein verehrt wurde. Veckenstedt hat vor einem Jahrzehnt die noch jetzt bei den Nordlitauern über denselben vorhandenen Sagen gesammelt, und es ergiebt sich, daß er als der „Riese des Feuers“ galt, der im Himmel auf einem großen, von Flammen umloheten Stuhle sitzt, dessen flammende Augen alles anzünden, wohin sie sich richten, der die Welt als Krystallpalast für Götter und Menschen erbaut und dem Menschen das Feuer geschenkt hat, auch die Sonne in ihrem Laufe leitet. Nebenbei galt er als großer Zauberer und als der Meister über Gesundheit und Krankheit der Menschen und über Dürre und Fruchtbarkeit ihrer Felder, worin er aber mit seinem Bruder Potrimpus, dem Wassergotte, zusammenzuwirken hat. (Veckenstedt I. 34, 85, 92, 124 bis 127, 240 u. II. 251.) Der Name wird von swesa, das Licht, abgeleitet, wogegen Schafarik bemerkt: „Wir wissen gewiß, daß die heidnischen Litauer den Namen dieser Gottheit, den Herrscher über die Gestirne Zwaigzdziukas, von der Wurzel zwaigzde (Stern) — die heidnischen Slaven aber Zwezduch oder Zwezduck genannt haben, von der altslavischen Wurzel zwezda.“

Man erkennt in diesem Sweistiks sofort alle Eigenschaften des Feuerzauberers, wobei besonders die Ausübung der Heilkunde und die Eigenschaft als Feuerbringer, Himmelsbaumeister und Sonnenleiter lehrreich sind. Ich weiß nicht, ob schon jemand diese slavisch-litauische Gottheit, die auf einem alten Bildwerke als Feuerbringer mit der Fackel dargestellt war, mit Ymir (Mimir) der Edda, Tuisko oder Tivisko der Germanen und Tvashtar der Inder verglichen hat. Die Ähnlichkeit tritt ganz besonders in der litauischen Nebenform Zeste oder Zestis hervor, welcher sich ganz unmittelbar den zweigeschlechtlichen germanischen Urgöttern Mundilföri, Ymir, Tuisko (vergl. S. 327) an die Seite stellt. Veckenstedt erzählt folgende Sage von ihm (I. S. 205—209 u. II. S. 234):



Fig. 69.
Sweistix.
(Nach Vollmer.)

„Das erste, was Gott geschaffen hat, war ein riesiges, zweigeschlechtliches Wesen. Dasselbe hieß Zeste. Von diesem Wesen stammen die Engel, die Riesen, Zwerge und Menschen ab, der Himmel, die Erde und das Meer haben von demselben ihren Ursprung genommen.“ Es wird weiter erzählt, wie Zeste einst mit Gewalt in den Himmel eindringen wollte und wie der höchste Gott Perkunas ihn hinauswerfen ließ, und heißt dann weiter: „Zeste war über diesen Vorgang böse und beschloß, sich einen anderen Wohnsitz zu schaffen. Voll Zornes zerriß sie ihr silbernes Obergewand und warf das blaue Tuch, die goldene Krone samt der goldenen, mit Diamanten besetzten Brustplatte und ihre anderen kostbaren Schmucksachen von sich. Das blaue Tuch bildete das Gewölbe des Himmels; die Stücke des silbernen Obergewandes blieben am Tuche haften: das sind die Sterne. Auch die Krone blieb an dem blauen Tuche hängen: sie ward zur Sonne ..... während die Brustplatte zum Monde ward ..... Die übrigen Schmucksachen der Zeste wurden zur Erde, auf welcher sie fortan ihren Wohnsitz nahm.“

Das ist nicht mehr und nicht weniger als die Verwandlung des nordischen Mythus von Ymir und des persischen von Gayomard in ein neuchristliches Bauernmärchen. Zeste verhält sich zu Sweistiks wie Ymir zu Mimir, es ist der alte aus dem Himmel geworfene Feuergott, der in seinem wieder zu Gnaden angenommenen Sohne, d. h. seiner als Götterschmied thätigen Verjüngung Mimir, Sweistiks, Tvashtar fortlebt. Vom Sweistiks scheint aber offenbar sein Zauberwerkzeug, der Feuerquirl (Svâstika), den Namen erhalten zu haben, der somit wunderbarerweise mit Tuisto, Teutonen und Deutschen derselben Wurzel entsprungen scheint. Wir haben daher durchaus nicht nötig, den Ursprung dieses Namens und Symbols in Indien zu suchen; denn nirgends in der Welt hat der Kultus des Feuer-

und Sonnenrades eine größere Verbreitung erfahren als in Mitteleuropa. Die Einheit der deutschen und indischen Auffassung in der Anwendung der Radfigur als Feuer- und Sonnensymbol spricht sich aber noch in einem anderen Naturmythus aus, in demjenigen von den Ammoniten, Versteinerungen, welche durch spiralige Einrollung ähnlich wie das Hakenkreuz die Vorstellung eines kreisenden Rades wecken, wobei häufig durch radiale Leisten die Radspeichen versinnlicht werden.

Bekanntlich nennt man in Indien die Ammoniten, welche häufig durch Schwefelkies goldig gefärbt sind, Çakras oder Vishnuräder (weil Vishnu in den ältesten Zeiten als Sonnengott auftrat), auch Salagramasteine (nach der Stelle in einem heiligen Flusse, wo deren besonders viele gefunden werden), trägt die kleinen als Amulett bei sich und hängt die größeren als Sonnensymbole über Hausthüren und an Tempelwänden auf oder legt sie auf die Gräber der Vishnuverehrer. Man erzählt, daß Vishnu einst in einem solchen Sonnenrade verborgen gewesen sei, wie Agni im Svastika, und betrachtet die ähnlich eng zusammengerollten Hörner des Argali oder asiatischen Bergschafs (Ovis Ammon) als ebensolche heiligen Lichtsymbole. Merkwürdigerweise werden die Ammoniten noch heutigen Tages in Schwaben, wo sie in manchen Strichen so häufig sind, daß man die Straßen damit gepflastert, ebenfalls Sonnensteine genannt, und man erzählt, daß sie entstünden, indem die Sonne dem Felsen ihr eigenes Bild einbrannte. Wenn dann später das Symbol auf jenen Sonnen-Zeus (Jupiter Ammon) vererbt worden ist, den wir schon oben (S. 351) als Erben des Symbols kennen lernten, so können wir wieder nur an eine Einwanderung arischer Vorstellungen in die libysche Wüste denken. Gewisse gehörnte Licht- und Feuergötter der Arier, wie Pan, scheinen aus dieser Ideenverknüpfung hervorgegangen zu sein, soweit es sich nicht um den früher besprochenen Sonnenhirsch handelt.

---

43. Der Sturz der Feuergötter.

(Titanen-Kampf.)

In dem Maße, wie die Verehrung der Lichtgötter, die von den Feuerpriestern angebahnt wurde, zu höheren Formen gestiegen war, erhoben sich auch die Götterideale der Arier zu erhabeneren Zielen. Die Feuerpriester hatten versucht, eine Religion nach ihrem Sinne zur Geltung

zu bringen und sie an die Stelle des Ahnenkultus zu setzen, der überall auf der Erde die ursprüngliche Kultusform darstellt, sie hatten einem allerhöchsten Feuerquirler, der Sonnengottheit, zur Regierung verholfen und sich selbst als seine irdischen Stellvertreter zu einer angesehenen Stellung im Staatswesen gebracht; aber ihr Werk hat nur in Persien (und vielleicht in Peru) lange Dauer gehabt, bei den meisten arischen Stämmen wurden sie bald ihrer hierarchischen Stellung als die Beschützer und Pfleger der Sonnengottheit enthoben und diese selbständig gemacht. So nämlich und nicht aus einer revoltierenden Thätigkeit der Feuerpriester, wie Caspari annahm, erklärte ich mir schon vor fünfzehn Jahren den indogermanischen Mythus vom Titanenkampf, und Caspari hat in der neuen Auflage seines Werkes meiner Auffassung beigestimmt. Vielleicht zum erstenmal in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes begegnen wir hier dem Kampfe zweier Weltanschauungen, der damit beendigt wurde, daß die alten Feuergötter und was mit ihnen zusammenhing, in eine ältere, glücklich überwundene Vorzeit hinaufgerückt und an ihre Stelle erhabenere, schönere Göttergestalten gesetzt wurden.

Diese Neugestaltung der Anschauungen muß bereits vor der Trennung der arischen Stämme begonnen haben; denn sie kehrt in ganz ähnlichen Formen in der germanischen, indischen und griechischen Götterlehre wieder. Die alten Regenten und Mitregenten der Feuerdynastie wurden wie die alten Jahreszeitengötter (S. 135) von dem aufgeklärteren jungen Geschlechte als ungeschlachte Riesen mit halbtierischen Leibern und rohen Gelüsten dargestellt, und so entstanden die stier- und pferdegestaltigen Gandharven der Inder und die mit ihnen (wie Kuhn nachgewiesen) auf das nächste verwandten Kentauren der Griechen. Nur eines wagte man ihnen nirgends abzusprechen, die ihrem höheren Alter gebührende Weisheit, Erfahrung und Klugheit, und so ist der alte Feuergott Mimir bei den Germanen ebenso der Vertreter der höchsten Weisheit geblieben, wie der Kentaur Chiron bei den Griechen, Sweistiks bei den Slaven und Tvashtar bei den Indern.

Überhaupt konnte von einer gänzlichen Beseitigung nicht wohl die Rede sein; denn das Feuer ist bei aller Gefährlichkeit ein zu wohlthätiges Element, als daß man einer Personifikation desselben in dem neuen Göttersystem hätte entbehren können; daher begegnen wir der merkwürdigen Thatsache, daß Mimir noch nach seinem Tode Rat erteilen muß, daß Tvashtar und Hephästos erst aus dem Himmel herabgeworfen, aber dann wieder als göttliche Schmiede, die den Göttern Wunderwaffen schmieden und Tränke kochen, zu Gnaden angenommen werden. Um aber den Prozeß zu recht-

fertigen, den man gegen die alten Feuergötter angestrengt, gab man, wie bei dem Sommer- und Wintergotte, ihrer sinnlichen Natur gewisse Übergriffe schuld, die ihren Kindern das Recht gaben, sie zu entthronen, und diese Vorwürfe lassen sich in drei Gruppen teilen, die, wie es scheint, früh zu einer Dreiteilung der alten Götterherrschaft geführt haben. Der eine war, daß sie den Göttern und Menschen den von ihnen erfundenen Begeisterungstrank vorenthalten hätten, der zweite, daß der alte Feuergott Angriffe auf seine eigene Tochter, die Göttin der Sonne oder der Morgenröte gemacht, und der dritte sehr verschiedene, daß einer von ihnen, wider den Willen der jüngeren Götter, der Menschheit das Feuer mitgeteilt habe.

In der litauischen Sage treten in der That neben Sweistiks noch zwei Feuergötter Ugniedokas und Ugniegawas auf, von denen der eine drei Töchter, der andere drei Söhne besitzt, was an die drei verschwisterten Frauen der drei Brüder Wieland, Eigil und Slagfidr der nordischen Heldensage erinnert. Vielleicht haben wir auch bei den drei Namen, die uns in der Folge immer begegnen werden, nur an jenen alten Feuergott Mundilföri und seine beiden Kinder Mani und Sulis zu denken, von denen der erstere als himmlischer Feuergott (Hlodur der Edda) jenem ältesten Vulkan, der nach Cicero auch Coelus genannt wurde, entsprechen würde, und wir hätten dann jene Dreiheit der nordischen Götter, von der Cäsar bei den Germanen spricht: Vulkan, Sonne und Mond. In der That entspricht Mimir dem Monde, Phol, Volos oder Pales dem Feuergotte, und wir behalten dann eine dritte Gestalt, die wir einfach die Dritte (Trita) nennen wollen, übrig, von der in der Folge mehr die Rede sein wird. In der jüngeren Religion wurden alle drei Gestalten der Vorzeit zu Feuergöttern, weil sie dem System der Feuergötter angehört hatten, so daß sie fast zu einer Gestalt mit drei Namen verschmelzen. Ein solcher Vorgang besitzt in der Religionsgeschichte sehr zahlreiche Seitenstücke.

Zu einer derartigen Folgerung drängt vor allem der Umstand, daß ein und dieselbe Gestalt des griechisch-römischen Olympes bald als Tochter des Mimir erscheint und ihren Namen Minerva von dem seinigen erhielt, bald als Tochter der nordischen Feuer- und Hirtengötter Phol, Volos oder Pales erscheint und nach ihnen Pales oder Pallas benannt ist, bald nach dem Dritten (Trita) als Tritogeneia getauft auftritt. Nur die Namen zweier dieser Gestalten finden sich mehr oder weniger deutlich erkennbar bei allen arischen Hauptstämmen, nämlich Trita sowohl als Beiname Indras in Indien, wie des Odin (Thridi) im Norden und des Zeus (Tritos) im Süden. In ähnlicher Weise entspricht einem alten keltischen Beal

Phol der Germanen, Volos der Slaven, Pallas der Griechen, Pales der Römer und Bali der Inder; Mimir vermag ich nur im Mamurius der Römer und im Mimas der Griechen wiederzuerkennen.

Von den drei den alten Feuergöttern vorgeworfenen Unthaten, um derentwillen sie angeblich weichen mußten, ist der Vorenthaltung des Göttertrankes das nächste Kapitel gewidmet, das zweite Vergehen, die Vergewaltigung der Himmelsjungfrau, ist in vielen Sagen erhalten. So erzählt ein Hymnus des Rigveda (X. 17), wie der dreigestaltige Feuer- und Sonnengott Tvashtar seiner Tochter Saranyu nachsetzt und, um sich unkenntlich zu machen, die Gestalt des Sonnengottes Vivasvat, d. h. des „Weithinleuchtenden,“ annimmt. Saranyu, die Morgenröte, welche bemerkt hat, daß Vivasvat ihr Vater nur in anderer Gestalt ist, schafft ein ihr ganz ähnliches Weib und entflieht auf dem Wagen, der von selbst fliegt und den ihr der Vater geschenkt hatte, und nun verwandelt sich Vivasvat, um sie einzuholen, in ein Pferd. Kuhn hat gezeigt, daß das derselbe Mythus ist, wie der von der Verfolgung der Demeter Erynnis (= Saranyu) durch Poseidon, wobei die Pferdeverwandlung ebenfalls vorkommt. Saranyu ist die vom Feuergotte verfolgte Wolke und wird als solche Dasapatni, d. h. die Frau des Feindes, genannt, womit sehr nahe der griechische Name Despöna zusammenzuhängen scheint.

In anderen Fällen gilt der Angriff der Sonnenjungfrau selbst, und hierauf beziehen sich die unzähligen Sagen von der Vergewaltigung derselben durch den Feuergott. So überwältigt Wieland die Baduhild, Pallas wird von ihrem gleichnamigen Vater angegriffen und erschlägt denselben; sie hat auch einen Angriff des Hephästos zurückzuschlagen, wobei Erichthonios zum Leben gelangt. Auch Prometheus begehrt sie zur Gattin. Ferner wollen sich Ixion und Porphyrios, welches ganz ähnliche Feuertitanen sind, der Hera bemächtigen, Tityos an Latona, Pan oder Priap an Vesta oder Hestia vergreifen, es sind das alles nur Variationen desselben Grundthemas von der brünstigen Natur der Glutgötter, die man zur Erklärung religionsgeschichtlicher Entwickelungen benützte. In der germanischen wie in der indischen Mythe kommt der gefährdeten Sonnenjungfrau stets rechtzeitig der Himmelsgott Tyr oder Indra zu Hilfe. Dem Indra wie dem Vishnu wurde indessen der Vorwurf gemacht, daß sie mit den Angreifern (Tvashtar, Vritra oder Bali) einen Waffenstillstand geschlossen, den sie nachher brachen, indem Indra den Vritra zerschmetterte und Vishnu den freilich noch immer als Feuergott verehrten „großen Bali“ (Maha-Bali) in die Unterwelt verwies (S. 283). Um sich an Indra zu rächen, der seinen Sohn getötet, hatte Tvashtar sich einen

zweiten Sohn Vritra (d. h. ebenso wie Bali der Umhüller oder Bedecker) erschaffen, indem er eine Haarlocke von seinem Haupte nahm und sie ins Feuer warf (Gubernatis, S. 459). Es ist die finstere Wolke, die beim Gewitter die Sonne umschattet, die Indra hier bekämpft, während er zu anderen Zeiten den Glutdämon Çushna (S. 342) niederschmettern muß, der den Sonnenwagen an sich reißen will, um die Erde zu verbrennen. Dann hat er wieder mit dem bösen Feuergott Ahi und den Panis (Söhnen Balis) zu kämpfen, welche versuchen, die Himmelskühe, die den fruchtbaren Regen spenden, in einem finsteren Wolkenberge einzuschließen. Die dem Gewitter vorangehende Schwüle wurde auf den Angriff der Feuergötter gegen Sonne und Wolken geschoben. Nun zieht aber Indra als gewaltiger Gegner mit seinen heulenden Hunden, den Winden, mit Blitz und Donnerkeil heran, stürmt die finstere Wolkenburg und befreit sowohl die Sonne, wie die Spenderinnen des himmlischen Nasses. Ein schöner, an Indra gerichteter Hymnus des Rigveda faßt den alten und den sich stets wiederholenden Titanenkampf zusammen, indem er beginnt:

„Ich will preisen die alten Thaten, durch die sich der blitzeschleudernde Indra ausgezeichnet. Er hat Ahi erschlagen und die himmlischen Wasser über das Land ergossen, er hat die himmlischen Ströme entfesselt. Er hat Ahi getroffen, der sich im Innern des himmlischen Wolkenberges verbarg; er hat ihn erschlagen mit dieser dröhnenden Waffe, die Tvashtar für ihn geschmiedet, und die Wasser haben sich, wie Kühe, die nach dem Stalle stürzen, ins Meer ergossen." Darauf geht die Schilderung auf den alten Kampf, auf die Besiegung der alten Gottheit der Magier und Feuerpriester ein. „Indra," fährt der Sänger fort, „als deine Hand den Erstgeborenen der Ahis erschlug, verloren die Werke der Zauberer sogleich ihre Kraft; sogleich ließest du Sonne, Himmel und Morgenröte hervortreten. Der Feind ist vor dir verschwunden. Indra hat Vritra, den düstersten seiner Feinde, erschlagen. Mit seinem mächtigen und mörderischen Blitze hat er ihm die Glieder zerschmettert, während Ahi wie ein von der Axt gefällter Baum auf der Erde liegt. Da er keinen Rivalen bisher zu fürchten hatte, wagte Vritra, von einem tollen Stolz berauscht, den starken und siegreichen Gott herauszufordern ..... Schon der Arme und Füße beraubt, kämpfte er noch gegen Indra. Der aber trifft ihn mit seinem Blitz aufs Haupt, und Vritra, der sich so lüstern gebärdete, liegt als zerfetzter Eunuch am Boden."

Genau so wie hier Tvashtar die Blitze schmiedet, um seine Kinder niederzuschmettern, so sehen wir bei den Griechen auch den gelähmten und aus dem Himmel gestürzten Hephästos wieder von der neuen Herrschaft zu Gnaden angenommen, um derselben mit seinen Kyklopen Waffen gegen die eigene Brut zu schmieden und den Prometheus höchst eigenhändig an den Felsen zu fesseln. Gleich Ahi und Vritra, so liegen Ahriman der

Perser, und Loki der Skandinavier, gefesselt in der Tiefe. Auch der Kampf des Perseus mit dem Drachen ist nichts anderes als die Befreiung der Sonnenjungfrau; Medusa, der er das Haupt abschlägt, ist die schlangenumzüngelte Gewitterwolke, vielleicht auch die total verschlungene Sonne mit ihren Protuberanzen bei der Verfinsterung. Der Held Chrysaor (Goldschwert), der ihrem Blute bei der Enthauptung entspringt, ist der Sonnenstrahl und Pegasus das zum Himmel emporsteigende Blitzpferd. Es bedarf kaum eines besondern Hinweises auf die Ähnlichkeit des Verfahrens gegen den alten Sommer- und Fruchtbarkeitsgott Aukßtis-Uranos, dem ja ebenso wie den Feuergöttern seine brünstige Natur vorgeworfen wurde, und den man sich als ein Gebilde derselben Feuerreligion denken darf, mit deren Sturz dann auch der seinige besiegelt war. Er stellte nur eine andere Auffassung derselben dar, und wir dürfen hier an den römischen Caelus (Coelus) erinnern, der ähnlich wie der deutsche Lodur das Wesen des Himmels- und Feuergottes vereinigte.

Da der Titanenkampf gewissermaßen der Sonnenjungfrau (Pallas Athene) wegen entbrannt war, so begreift sich, daß sie trotz ihrer innigen Verbindung mit Hephästos und Prometheus als die Hauptkämpferin im Kampfe gegen die alten Titanen auftritt und den Kampf auch zu glücklichem Ende bringt, indem sie den Herakles herbeiholt, dem es als echten und rechten Nachfolger von Thor und Indra allein beschieden war, die Feuerbrut gründlich zu besiegen (S. 150). Dagegen steht sie in dem dritten, dem alten Feuergott zum Vorwurf gemachten Vergehen, demselben und den von ihm begünstigten Menschen getreu zur Seite, indem sie dem Prometheus dazu verhilft, das Feuer vom Sonnenrade zu erlangen. So hatte Brunhild den Agnar begünstigt und wurde dafür von Odin in Schlaf gebannt und mit Feuer umgeben, bis der komme, der weder Feuer noch Flammen scheute, der Sonnenheld selber. Am schwersten wurde der Feuerdieb in der litauischen Mythe bestraft. Hier treten uns zwar drei Feuerbringer entgegen, Sweistiks, Ugniedokas und Ugniegawas, von denen der erste dem wieder unter die neuen Götter aufgenommenen göttlichen Werkmeister entspricht, während die letzteren beiden in die Unterwelt verwiesen wurden. Gleichwohl erzählt das Volksmärchen, daß Ugniedokas seinen Bruder Ugniegawas, der ihm den Gebrauch des Feuers abgesehen und es den Menschen mit allen dazu gehörigen Künsten gespendet hatte, mit einem glühenden Eisen das Gesicht ausbrannte, dann tötete und die Glieder vom Leibe ablöste. Darauf warf er den Kopf und die Glieder zum Himmel und diese blieben am Monde und an den Sternen, welche sie noch jetzt aufweisen, haften (Veckenstedt I. S. 146).

Dieser Mythus ist von außerordentlichem Interesse, sowohl für die germanische, wie für die griechische Sage. In der Edda wird nämlich die Ermordung Mimirs, des alten Feuergottes, den neuen Göttern (Vanen) zugeschrieben, die sich mit den Asen verglichen und Mimir (nebst Hönir) als Geißel empfangen hatten. Sie schleuderten aber den Asen das Haupt zurück, welches Odin nach der Sitte barbarischer Völker einbalsamierte, um sich mit ihm täglich zu unterreden und von ihm die alte Weisheit zu lernen. Auf Lemnos, wo der Kultus des Schmiedegottes heimisch war, erzählte man nahezu dasselbe von dem abgeschnittenen, Orakel erteilenden Haupte des Orpheus. Nun sagt uns aber die litauische Mythe, das Haupt des Feuerbringers sei an den Himmel geworfen worden und am Monde zu sehen. Damit muß man eine dunkle Stelle der Skalda (Kap. 8) vergleichen, in der es heißt: „Heimdalls Haupt heißt das Schwert; denn es wird gesagt, er sei durch eines Mannes Haupt durchbohrt worden, und wird davon das Haupt der Messer Heimdalls genannt." Diese Auffassung kehrt nochmals in Kapitel 69 der Skalda wieder und deutet auf einen bestimmten Mythus, der in dem verlorenen Heimdallsliede ausführlicher vorhanden gewesen sein wird und auf den obige litauische Mythe einen Hinweis giebt. Heimdallr oder Rigr ist ein anderer Name Manu des Mondes und ersten Menschen (S. 326), daher seiner drei oder vier Phasen wegen in Deutschland Urvater der drei Stände (S. 90), in Indien der vier Kasten; er ist zugleich der weiße Ase und Wächter des Himmels, und, um seine Phasen zu erklären, sagte man, er werde von dem verdunkelten und an den Himmel geworfenen Haupte Mimirs durchschnitten. Ich weiß nicht, ob dies schon früher jemand erkannt hat als G. v. Hahn, welcher (S. 530) sagt: „Mimir ist uns daher die Verkörperung des dunklen Teiles der Mondscheibe bei wachsendem und abnehmendem Lichte, welcher aus der (Mond-) Sichel trinkend gedacht wurde, und vielleicht auch des Neulichtes, bei welchem sein blasses Haupt am Tageshimmel erscheint und daher mit Odin, dem Sonnengotte, sich unterreden kann." Die Verbindung lag nahe, weil in der älteren Anschauung der Mond als Mimirs Nektarschale oder Brunnen gegolten hatte, welcher durch Odins verpfändetes Augenlicht leuchtend geworden war und in seiner zeitweisen Leerung und Wiederfüllung den Völkern als „Zeitmesser" diente. Wenn der Mond sich füllt, dann schneidet Heimdalls Haupt (auch Schwert genannt) das dunkle Haupt Mimirs ab, bei abnehmendem Monde trinkt das dunkle Haupt Heimdalls Trinkhorn leer.

Auf den verwandten Ursprung der Prometheussage deutet dreierlei hin, einmal, daß Prometheus gleich Manu als Feuerbringer und Men-

schenvater galt, dann, daß seine Leber abgefressen wird und immer neu wächst, wie das Haupt des Manu-Heimdallr, wobei darauf aufmerksam gemacht werden mag, daß Prof. Ponfick aus Breslau auf dem Berliner chirurgischen Kongresse (1890) das schnelle Wiederwachsen beträchtlicher, durch Amputation entfernter Leberstücken als eine physiologische Thatsache bezeichnete, und drittens die Erlösung des Prometheus durch des Kentauren Chiron freiwillige Opferung. Denn der weise Chiron ist, wie das aus dem Folgenden noch deutlicher hervorgehen wird, in vielen Beziehungen ein Seitenstück des weisen Mimir, zu dem wir Minerva in ein ähnliches nahes Verhältnis treten sehen werden, wie Pallas Athene zu Prometheus.

Ein drittes Seitenstück liefert die indische Mythe, in der sich Bhrigu (und sein Sohn Cyavana) ebenso gegen seinen Vater und Himmelsherrn Varuna empört und den Menschen das Feuer schenkt, wie in Griechenland Prometheus — Cyavana heißt dort Pramatis Vater — und Phlegyas; aber da der Feuerkultus und die Verehrung Agni-Pramatis in Indien nach wie vor lebendig blieb, so konnte der indische Feuerdieb nicht wie der litauische Ugniegawas und Prometheus hart bestraft werden, sondern Varuna begnügte sich, den hochfahrenden Sohn (Bhrigu) in den Tartaros zu senden, damit er die Strafen der Übelthäter sehe und sich bessere. Sein Sohn Cyavana, der Vater Agni-Pramatis, wird zwar aus dem Himmel geworfen; aber er kam dabei nicht um, sondern vermählte sich mit der schönen Sukanya, einer Enkelin des Manu (Mondes), die ihn verjüngt, indem sie ihn in einen Jungbrunnen steigen läßt, aus dem man in dem Alter hervorsteigt, welches man sich gerade wünscht (Kuhn S. 14). Darin läßt sich nun wiederum eine Mondverkörperung kaum verkennen; denn der Mond ist einer, der sich fortwährend verjüngt, dem die Leber wieder wächst, und so führen alle diese Sagen immer wieder auf die urgermanische Sage von Mundilföri oder Mimir zurück, der sich in seinem Sohne Mani, dem Monde, verjüngte.

Wir fassen, um das am Schlusse dieser Betrachtung zu wiederholen, die Sachlage demnach nicht wie Caspari auf, der in seinem bahnbrechenden Werke zuerst die Wichtigkeit des Feuerkultus in der Kulturentwicklung der Menschheit dargelegt hat, sondern umgekehrt, indem wir Mimir, Pallas (Bali), Agni-Pramati, Prometheus und Hephästos als die ursprünglichen Herren der Altäre ansehen, die zunächst von Sonnen-Königen (Thor, Irmin, Indra, Helios) verdrängt wurden, bis auch diese sanken und vergeistigten Herrscheridealen (Odin, Brahma, Ormuzd, Zeus) Platz machen mußten. Von den Verkündern und Priestern der philosophischer gewordenen Weltanschauung wurden dann die gestürzten Vorgänger ihrer Götter regelmäßig

als vorübergehend herrschend gewesene Usurpatoren bezeichnet. So wurden die Asen der Germanen in Indien als Asuren zu Dämonen, ebenso wie ihre Tivar (Götter) bei den Persern zu bösen Daevas und der noch in Indien anerkannte Irmin-Ahriman gar zum bösen Feinde wurde, wie oben das Kapitel über entthronte Götter (S. 134) näher ausgeführt hat.

---

44. Pan, Faunus, Marsyas, Midas.

Nur einige wenige aus dem Geschlecht der alten Feuergötter sind etwas besser fortgekommen, indem sie ihre Feuernatur gänzlich abstreiften, wie z. B. Pan, den wir schon oben (S. 330) unter dem Namen Panu als Feuergott der Finnen kennen gelernt haben und von dem wir sehen werden, daß die Griechen, obwohl sie mitunter abenteuerliche Versuche machten, ihn aus Ägypten herzuleiten, seine alte Feuernatur doch noch nicht ganz vergessen hatten. Er war in vielen Ländern an die Stelle seines durch den Titanenkampf zerschmetterten Vaters Phol, Volos, Pallas, Pales, Bali getreten. Die einfachen Hirten, deren Heerden er beschützte, fruchtbar machte und durch sein heiliges Feuer von Krankheiten befreite, verehrten ihn als obersten Gott und Herrn, mit Ausnahme der Inder, welche den Pani zum bösen Dämon, gleich seinem Vater Bali, gemacht haben. Aber nicht bloß in Arkadien war Pan der Hauptgott heerdenreicher Hirtenvölker geworden, sondern wir finden seine Spuren in ganz Europa im Panu (Herrn) der Slaven, im Banas der Etrusker und Faunus der Römer. Man hat seinen Namen von der Wurzel pâ, hüten, schützen, weiden, mit der Nebenform pan, nähren, abgeleitet, womit ja griech. pania, Fülle, und lat. pasco, weiden, pastor (Hirte), pabulum (Weide) und panis (Brot) schön zusammenklingen; ich glaube aber, Kuhn hatte recht (S. 101), in Panu eine ältere Wurzel zu suchen, nämlich das altnordische fainn (glänzend), sanskr. bhânu (Sonne, Strahl), worauf auch der römische Faunus bezogen werden könnte. Daß der griechische Pan, ebenso wie der finnische Panu und der römische Pales, bevor er Hirtengott wurde, Feuergott gewesen war, geht aus vielen Nachrichten der Alten hervor, die Mannhardt ganz übersehen zu haben scheint, als er Pan und Faunus so ausführlich (II. S. 113—211) mit den wilden bocksfüßigen Menschen der germanischen und slavischen Sagen verglich, ohne seine (auch Preller

entgangene) Feuernatur zu ahnen. Der alte Creuzer hatte schärfer gesehen, wenn er auch den Zusammenhang mit dem nordischen Feuergotte nicht ahnte und vielmehr an Verwandtschaft mit Chemmo und Esmun dachte. Pausanias erzählt (VIII. Kap. 37), daß man zu Akakesia in Arkadien Pan zu den mächtigsten Göttern rechnete und vor seiner Bildsäule ein ewiges Feuer erhielt. Zu Olympia stand vor dem Prytaneum, wo das ewige Feuer der Hestia brannte, am Eingang der Altar des Pan, auf dem ebenfalls ein ewiges Feuer brannte; denn er galt, wie die Dorier sagten, als erster Herdhüter (Hestiopamon). Die Athener ordneten dem Pan nach der Schlacht bei Marathon ein jährliches Fackelfest, wobei ein Wettlaufen stattfand und ein Jüngling dem andern die brennende Lebensfackel überreichen mußte. Es war eine Symbolisierung des fortzeugenden Lebensfunkens, und Photios sagt im Artikel Lampas, daß dieses Fackelfest dem Prometheus und Pan zugleich gewidmet war. So erscheint er denn auch als leuchtender Pan (Pan lucidus) auf Inschriften, und mit der Fackel in der Hand oder vor dem brennenden Altar auf verschiedenen Münzen und Medaillen (Creuzer III. 261—264).

Das gehörnte Haupt und den Bocks- oder Pferdefuß teilt er mit dem Faunus, der den alten Latinern und Süddeutschen (S. 316) das Herunterlocken des Feuers vom Himmel lehrte, und so finden sich auch die Sagen vom panischen Schrecken, von der Mittagsruhe des Pan, von seiner Verliebtheit und von seinem Tode in den mannigfaltigsten Gestalten, wie Mannhardt (a. a. O.) gezeigt hat, über Deutschland und die angrenzenden Länder zerstreut, was sich eben leicht aus dem gemeinsamen Ursprung aus dem alten Gott der indogermanischen Hirtenfeuer erklärt. Dafür aber, daß selbst der Name auch im skandinavischen Norden vorhanden war, spricht der Name des Teufels (Fan in Schweden, Fanden in Dänemark), was dadurch verständlich wird, daß ja der Teufel das gesamte Äußere des Pan geerbt hat.

Derjenige, der den alten Feuergott entthront hat, war der Lichtgott der späteren Zeit, und darauf bezieht sich höchst wahrscheinlich auch die Sage von dem Wettstreit des Apoll mit Pan (Marsyas) in der Musik. Denn Pan war zugleich der Gott der fröhlichen einfachen Hirtenmusik gewesen, nun übertraf ihn Apoll durch Kunstmusik, zog ihm das Fell über die Ohren und nahm seine Heerden in Besitz, d. h. er entthronte den alten Feuergott auch als Hirtengott. Wir müssen uns erinnern, daß die Feuergötter in den Ruf gekommen waren, die Sonne bei der Gewitterschwüle zu umarmen und zu umhüllen, und so heißt Bali, Panis Vater, in Indien gerade so der Umhüller, wie der Feuergott Vritra (S. 361). Nun kommt der Sonnenkämpfer Thor oder Zeus und zieht der Ziege Amalthea oder

dem Ziegengott Pan, dem Sonnen-Usurpator, die Haut vom Leibe, um sich selbst darin zu kleiden oder sie als Donnersack zu verwenden; denn eine Art „Knüppel aus dem Sack" blickt hindurch, wenn Zeus sein Ziegenfell schüttelt (vergl. S. 268 ff.). Es ist immer wieder derselbe Mythus, wenn erzählt wird (Creuzer II. 646), Pallas Athene habe, als ihr Vater, der Feuergott Pallas, sie vergewaltigen wollte, ihm die Haut abgezogen, um sich selbst darin zu kleiden. Wir sehen auch hier wieder einen griechischen Mythenkreis, der nur aus der germanischen Sage verständlich gemacht werden kann.

Auch der Kunstrichter Midas mit den Eselsohren, der dem Pan mit Übergehung des Apoll den Preis zuspricht, hat eine weite Verbreitung, sowohl in der Tierfabel, worin der Esel den Kukuksruf über das Lied der Nachtigall erhebt, als im irischen und mongolischen Märchen, in welchem der Mitwisser des königlichen Geheimnisses dem Baumspalt sein Herz ausschüttet (Gubernatis 296—301 und Gebr. Grimm, Märchen III. 391). Der Esel gehört eben zu den Freunden des Pan; aber nicht bloß, weil er ein bespötteltes Tier war, wurde er den in Ungnade gefallenen Feuergöttern zugesellt. Die Märchen von der Eselshaut, in die sich das schöne Mädchen verbirgt, oder der glänzende Lucius (bei Apulejus) verwandelt, sowie die Eigenschaft des eselsgestaltigen Midas, alles was er berührt, in Gold zu verwandeln, scheinen alle auf den indogermanischen Mythus zurückzugehen, daß der Feuergott die Sonnenjungfrau in Gestalt einer umschattenden eselsgrauen Wolke umarmen wollte, wobei aber die goldenen Ohren des Midas (im mongolischen Märchen), d. h. die goldenen Spitzen und Ränder der Wolke, den Verräter abgeben. Der indische „Umhüller" Vritra oder Bali geht in den Affen Hanuman über, und das Abenteuer der Vesta, die durch das Schreien des Esels gerettet wird, scheint nur ein Seitenstück zu dem Abenteuer der Pallas mit dem Feuerriesen Pallas oder mit Hephästos zu sein, d. h. unter diesem Esel haben wir die Verkleidung des lüsternen Feuergottes in einer Wolke zu denken, der in seiner Dummheit sich durch Schreien verrät. Wenn der Esel nachher wieder die Löwenhaut umhängt, so wäre das nur die Umkehrung der Peau d'Ane- und Lucius-Märchen. Der Name Midas scheint übrigens der eines historischen Königs der Phrygier zu sein, auf den die Sage übertragen wurde. Dies wird sowohl durch die alte Stadt Midaïon in Phrygien, wie durch Keilinschriften aus den Zeiten des Königs Sargon von Assyrien erwiesen, in denen ein König Mita oder Mida von Phrygien erwähnt wird, ja einige neuere Forscher glaubten sogar sein Grab gefunden zu haben.

45. Freyr, Liber, Hermes, Priap, Dionysos.

Schon oben am Schlusse des Kapitels über entthronte Götter wurde angedeutet, daß der alte, seiner Ämter und Würden entsetzte, ja verstümmelte Sommer- und Schöpfungsgott in anderer Gestalt wieder aufgelebt sei, nämlich (da eine Schöpfung nur einmal notwendig war) als der Gott, durch den sich die Natur in jedem Sommer neu verjüngt, die Kräuter und Bäume sich mit Laub bekleiden, die Getreidefrucht, wie Obst und Weinrebe sproßt, die Heerden sich vermehren. Der ganzen Sachlage nach muß auch diese Personifikation als eine nordische gelten, da sich nur im Norden die ganze Natur im Sommer verjüngt, und wir werden bestimmte Anzeichen finden, daß die Idee und Darstellungsform des Verjüngungs- und Fruchtbarkeitsgottes wirklich aus dem Norden gekommen ist und nicht aus Indien, wie man in Griechenland wohl in Bezug auf Dionysos, den Gott von Nysa, fabelte. Allerdings ist Çiva der Inder im Grunde derselbe Gott, und als die Griechen den Kultus desselben in Indien fanden, mochten sie wohl empfinden, daß ihr Dionysos und Çiva eine Person seien, worauf sie jene Fabel von dem indischen Ursprunge ihres Gottes aufbauten, den ältere Schriftsteller richtiger als einen Thraker bezeichnet hatten.

Alle diese Kulte scheinen von dem nordischen Freyr auszugehen, der durchaus kein Sonnengott im eigentlichen Sinne war, sondern genau in demselben Sinne, wie der Pater Liber und Hermes ithyphallikos der älteren Römer und Griechen, wie Priap, Bakchos und Dionysos der späteren, ein Gott der sommerlichen Fruchtbarkeit, der lebenzeugenden Sonne war. Adam von Bremen erzählt uns, daß im Tempel von Upsala die Bilder der drei Götter Thor, Odin und Fricco (Freyr) aufgestellt waren. Thor aber, der Hauptgott, saß in der Mitte auf einem Throne, zu seinen beiden Seiten standen Odin und Fricco, der letztere ganz wie der alte Priap ingenti phallo abgebildet. Daher führte schon Olof Rudbeck vor zweihundert Jahren aus, daß der alte Priapskult aus dem Norden stamme, und Grimm weist (S. 193) wenigstens auf die Wurzelgleichheit von Priap mit altnordisch friof (Samen) und friofr (der Fruchtbare) hin. Rudbeck setzte hinzu, daß dieser Kult im Norden ein höchst ehrbarer gewesen, daß er aber auch hier von den Frauen besorgt worden sei, für die sich an den

Gedanken der Unfruchtbarkeit die höchste Verachtung knüpfte. Freyr, sagt Adam von Bremen, galt als der Gott des Friedens und der Liebe (pacis et voluptatis). Man führte sein Bild, nach den aus christlichen Zeiten stammenden Fornmanna Sögur (II. 73—78) auf einem Wagen durch das Land; man opferte vor dem Fruchtbarkeitsgotte lebende Tiere, um ein fruchtbares Jahr zu erhalten: es sind dies die von Saxo Fröblôt genannten Opfer.

Sehr ähnlich schildert der h. Augustin in seinem Buche von der Stadt Gottes (VII. 21) die Umfahrt des mit Blumen bekränzten Symbols des Gottes Liber, dessen Namen wie eine Übersetzung des nordischen Freyr klingt; die vornehmsten Damen Roms übernahmen die Pflicht der Bekränzung und Begleitung, um dadurch eine reiche Ernte zu erzielen und die irdischen Übel entfernt zu halten. In der von Stevenson herausgegebenen Chronik von Lanercost (Schottland) lesen wir an zwei verschiedenen Stellen, daß bei großem Viehsterben (1268 und 1282) vor dem Bilde des Priap (d. h. Freyr) ein feierliches needfire durch Holzquirlen entzündet wurde, wie es auch in Deutschland allgemein üblich war (vergl. S. 309), daß die Frauen dabei um das Priapsbild tanzten, worauf in dem einen Falle die Testicula eines Hundes genommen, in Weihwasser getaucht und zum Bespritzen des kranken Viehes verwendet wurden. In beiden Fällen hatten sich christliche Geistliche dazu hergegeben, die Ceremonie vor dem Freyrsbilde zu vollziehen; von Mitgliedern der Gemeinde, die daran Anstoß nahmen, verklagt, entschuldigten sie sich damit, daß dies uraltes Herkommen im Lande sei, und blieben im Amte.

Die angedeuteten Ceremonieen hatten nun die größte Ähnlichkeit mit dem ältesten Hermes-Kulte in Altgriechenland, namentlich auf der Insel Samothrake; denn erstlich wurde dort Hermes ithyphallikos ganz so wie der nordische Freyr nach Adams Beschreibung gebildet (Herodot II. 51) und jene seltsame Ceremonie, die wir eben geschildert haben, wurde auf ihn bezogen, nur daß bei ihm nicht von einem Hunde, sondern von dem ihm geopferten Bock die Rede ist, dessen Testikel er der Erdgöttin in den Schooß geworfen. Plutarch, Porphyrios und andere Mythenerklärer haben uns mitgeteilt, daß unter diesem alten, in Gestalt einer Steinsäule verehrten Fruchtbarkeitsgotte, den man Hermes nannte, die Sonne zu verstehen sei (Creuzer II. 327), und wir haben schon oben (S. 261) gesehen, daß die Verehrung von Hermen als Bilder der Sonne in Irland und Schottland bis zur Einführung des Christentums fortgedauert hat. Es ist der Apollo-Agyieus, von dem S. 190 die Rede war. So erklärt sich, weshalb alle ähnlichen Götter, namentlich Pater Liber, Priap und Pan in

Italien wie in Griechenland gleich dem Hermes ithyphallikos meist als Herme gebildet wurden, während im Norden die Herme selbst, die später durch den Maibaum oder Maipfahl ersetzt wurde, das Symbol vertrat.

In diesem Ideenkreise glaube ich nun auch die Erklärung eines Brauches der Vorzeit gefunden zu haben, welcher mehr als irgend ein anderer des Scharfsinns der Prähistoriker gespottet hat. Ich meine den Gebrauch der alten Arier, in die von ihnen verehrten heiligen Steine näpfchenförmige Vertiefungen einzuschleifen und so die sogenannten Näpfchen- oder Schalensteine zn erzeugen. Solche mit künstlich gegrabenen, kleinen, runden Vertiefungen regellos besäeten Steine finden sich häufig in England, Frankreich, Deutschland, Dänemark, Schweden, am Kaukasus und in Indien; als Beispiel mag der sogenannte Baldurstein unweit Falköping in Schweden (Fig. 70) dienen. Die einzelnen Näpfchen sind häufig zu kleinen Gruppen von zwei bis drei durch Rillen verbunden und andere Zeichen dazwischen verstreut; so finden sie sich nicht nur auf Menhirs, sondern auch auf Dolmen und Megalithen aller Art, und manche dieser Näpfchensteine stehen noch heute im Geruche alter Heiligkeit beim Volke. In Schweden nennt man sie Elfensteine, und auch in der Schweiz kommen die Bauern an bestimmten Tagen des Jahres und legen Opfer „für die Kleinen" auf solche Steine, als ob sie einem Kulte der Zwerge und anderer unterirdischen Mächte gedient hätten.



Fig. 70.
Baldurstein.
(Nach Nadaillac, „Die ersten Menschen.")

Daher haben auch einige Forscher geglaubt, es handele sich um Opfersteine, deren Vertiefungen dazu bestimmt gewesen seien, etwas mehr von dem dargebrachten Opfer, z. B. von dem Blute der Opfertiere, zurückzuhalten als die glatte Fläche; aber diesem Zwecke würden eingehauene Mulden besser entsprochen haben als diese kleinen Schleifstellen, die sich noch dazu häufig auf senkrechten Steinwänden finden. Man hat versucht,

einzelne dieser Steine, nach den Einschlüssen benachbarter oder von ihnen bedeckter Gräber, der Bronze- und sogar der Steinzeit zuzuteilen; aber die Frage ist dadurch noch schwieriger geworden, daß sich ähnliche Vertiefungen in Verbindung mit länglichen Wetzmarken (Rillen) nicht selten zu beiden Seiten der Haupteingänge in den Steinen älterer, vor die Reformationszeit zurückreichender Kirchen befinden (Fig. 71). Ursprünglich dachte man, daß durch solche Marken geheiligte Steine der Heidenzeit



Fig. 71.
Rillen und Näpfchen von der Stadtkirche zu Dippoldiswalde (Sachsen).
(Nach der „Zeitschrift für Ethnologie" 1883.)

in die Kirchen absichtlich vermauert wären; aber da die Dreh- und Wetzmarken auch über zugehauene Baustücke hinweggehen, so hat Wiechel auf einen alten Brauch geschlossen, an welchem Männer und Frauen beim Kirchenbesuch beteiligt gewesen seien, und zwar seien die Wetzmarken wahrscheinlich durch Schärfung des Seitengewehrs der Männer, die Drehmarken aber von Frauen mit einem unbekannten Gegenstande erzeugt worden. Es handle sich wesentlich um einen germanischen Brauch; denn an italienischen Kirchen fänden sich solche Marken äußerst selten; nur am Hauptportale von St. Zeno in Verona sieht man sie in Handhöhe rücksichtslos über Marmorreliefs vom Jahre 1139 hinweglaufen, und Wiechel erinnert

daran, daß in unmittelbarer Nähe dieser Kirche ein großes ghibellinisches Benediktinerkloster stand, welches den deutschen Kaisern bei ihren Römerzügen oftmals als Absteige-Quartier diente. Es läge daher nahe, die sonst in Italien so seltenen Wetzmarken dem deutschen Gefolge der Kaiser zuzuschreiben.

Ich glaube aber nicht, daß es ratsam ist, die Kirchenmarken, deren Erzeugung einige Forscher auf Kinderspiele zurückführen wollen, mit den prähistorischen Näpfchensteinen zu vermischen, und da die Freyr-Hermen erweislich noch in historischen Zeiten mit dem Notfeuer in Verbindung gebracht wurden, so scheint es mir viel wahrscheinlicher, die Näpfchensteine für solche Heiligtümer zu halten, an denen die heiligen Feuer entzündet wurden, so daß die Näpfchen Spuren des Feuerquirls darstellen würden. Denn da der Stein Vertreter des dafür in Betracht kommenden Sonnen- und Fruchtbarkeitsgottes war, so mußte der Gedanke verführerisch erscheinen, das heilige Feuer gleichsam aus seiner Brust selbst zu erhalten, namentlich wenn die Ceremonie etwa dazu dienen sollte, unfruchtbare Männer oder Frauen von ihrem Makel zu heilen. Wir haben schon oben (S. 323) das Bild eines Menschen gesehen, auf dessen Brust der Priester Feuer quirlt; ich denke mir nun, daß bei der vorausgesetzten Ceremonie der heilige Stein die obere Platte (Arani) hergab, während die zu heilende Person die andere Platte, auf der das heilige Feuer erweckt wurde, auf ihrer Brust trug (vergl. Fig. 52 und 56).

Zu dieser Deutung veranlassen mich neben dem gewiß nachdenklichen Umstande, daß die Hermen in der Regel ithyphallisch und daß alle Fruchtbarkeitsgötter (Hermes, Pan, Priap) als Hermen dargestellt wurden, auch noch die ausdrücklich an gewisse Näpfchensteine sich knüpfende Tradition, daß sie Wallfahrtssteine für unfruchtbare Frauen seien. „In Indien," erzählt Julien Sacaze (La Nature 1887. II. p. 282), „werden die Näpfchensteine (les pierres à écuelles) als Heiligtümer betrachtet. Man sieht noch heutigen Tages bei buddhistischen Pilgerfahrten Hindufrauen Gangeswasser bis in die Berge des Pendschab tragen, um damit diese Zeichen (die Näpfchensteine) in den Tempeln zu befeuchten, wohin sie kommen, um die Gottheit anzurufen, in der Hoffnung Mütter zu werden." Derselbe Berichterstatter giebt Nachricht von mehreren französischen Steindenkmalen der Vorzeit, die bis in unsere Tage denselben Ruf, Heiltümer für unfruchtbare Frauen darzustellen, bewahrt haben, dem calhau d'Arriba Pardin auf dem Espiaux-Berge im Centrum der französischen Pyrenäen und dem Feenstein (Pierre des Fées) im Thal von Aspe. Auf dem Espiaux befinden sich zahlreiche megalithische Denkmale, unter anderen eine Gruppe von zwölf Cromlechs dicht nebeneinander und mehrere ausgezeichnete Näpfchen-

steine. Der Arriba-Pardin, ein Block von roher Phallusform, war bis in unser Jahrhundert hinein das Ziel anstößiger Wallfahrten und Versammlungsort der sterilen Frauen aus weiterem Umkreise. Da alles Predigen des Pfarrers im Kirchspiel nichts gegen den alten Brauch ausrichtete, hat er 1871 ein eisernes Kreuz auf der Spitze des Steindenkmals errichten lassen.

Wenn sich so viele sonst unverständliche Legenden der Griechen und Römer offenbar auf diesen, in seinen Anfängen durchaus nicht anstößigen, nordischen Naturkult zurückbeziehen, so werden wir auch nicht umhin können, den indischen Lingamdienst auf dieselbe Quelle zurückzuleiten. Ohne Zweifel schon im Norden, noch mehr aber im Süden Europas und Asiens hat dieser Kult zu groben Übertreibungen geführt, obwohl die Aufstellung der Priapshermen in den Gärten, um die Fruchtbarkeit der Gemüsepflanzen und des Obstes zu erhöhen, noch die ganze unschuldige Naivetät des Grundgedankens verrät. Diese Erörterung war unvermeidlich, wenn wir zeigen wollten, wie der Sonnen-, Steinsäulen-, Feuer-, Hirten- und Ackerbauerkult hier in einem Punkte zusammentreffen und durch die in den Veden erhaltenen Gebete, welche Feuer- und Lebenszeugung auf eine Stufe stellen (vergl. S. 320), erläutert werden. Zugleich aber ist sie unentbehrlich, um verständlich zu machen, wie Hermes und Pan, Freyr, Priap, Liber und Dionysos sich in demselben Gedankenkreise treffen, warum sie alle mit der Erd- und Feuergöttin (Proserpina und Vesta) in nahe Beziehungen treten, worüber die folgenden Kapitel noch weitere Klarheit verbreiten werden. Wir dürfen indessen nicht übersehen, daß in den Dionysoskult auch Elemente des thrakisch-keltisch-germanischen Totengottes eingegangen sind, worauf unser elftes Kapitel viele Hindeutungen giebt. Er ist der sterbende und wieder auferstehende Gott und tritt deshalb vielfach an die Stelle des Aïdoneus als König der Toten und Gemahl der Persephone. Wie Odin vereinigt er den alten Winter- und Sommergott in einer Person, wozu dann noch sein Amt als Gott des Weines und der Begeisterung tritt, worin er wieder dem Odin gleicht.

46. Die Erwerbung des Göttertranks.

Es giebt kaum ein Volk, mag man auch von den niedrigst stehenden ausgehen, welches nicht in irgend einer Weise gelernt hätte, der Pflanzen- oder Tierwelt ein Genußmittel abzugewinnen, durch welches man die gewöhnliche Not des Lebens in Vergessenheit senken und sich zu seinen

ruhmreichen Vorfahren und Göttern erheben kann. In einigen wenigen Fällen wird dieses Ziel durch das Kauen oder Rauchen trockener Pflanzenstoffe, wie des Hanfharzes, Opiums, Betel oder der Coca und des Tabaks erreicht, in der Regel wird aus zuckerhaltigen oder zuckerbildenden tierischen oder pflanzlichen Stoffen (Honig, Milch, Gerste, Reis, Durrah, Pflanzen- oder Fruchtsaft) durch Gärung ein alkoholreiches Getränk erzeugt, welches den auf den ersten Stufen der Kultur stehenden Völkern wie ein heiliges Geschenk der Götter erscheint. Nicht einmal der Mangel feuerfester Gefäße in den älteren Zeiten bildete ein Hindernis für die Herstellung, bereiten doch die nomadischen Stämme der Tataren und sonstigen Mongolen noch heute wie in den Tagen Marco Polos ihren Kumiß, indem sie frische Stutenmilch in ein ganz trockenes, flaschenförmiges Gefäß aus Pferdehaut füllen, ein wenig Kurut (d. h. gesäuerte und nachher eingetrocknete Kuhmilch) hinzufügen und bei Beginn der Gärung lebhaft mittels eines in dem Gefäß verbleibenden Holzquirls bewegen. Am Ende von drei bis vier Tagen ist das Gebräu fertig. Diese jetzt Griut genannte Hefe, ja der Kumiß selbst scheinen nach den Berichten der „Devonshire-Gesellschaft“ von 1877 auch in Alt-England sehr bekannte Dinge gewesen zu sein; denn es ist dort in älteren Schriften viel von einem White Ale oder Grout-Ale die Rede, welches auch St. Barnaby's cow's thick milk genannt wurde. Noch jetzt heißt die Hefe in England, ähnlich wie jene Sauermilch-Hefe der Tataren Grout.

Bei den nordischen Völkern scheint indessen der aus Honig bereitete Meth den Vorrang eines höheren Alters in Anspruch nehmen zu dürfen als Kumiß und Bier. Pytheas erzählte, daß Meth (im vierten Jahrhundert v. Chr.) das gewöhnliche Getränk der Nordbewohner ausmache, während die reicheren Leute Stutenmilch (d. h. wohl Kumiß) tränken. So war es auch bei den Nachbarn der Germanen am Schwarzen Meer, die, wie Maximus Tyrius erzählt, den Honig der wilden, in Felsen und Bäumen nistenden Bienen zu Meth verarbeiteten; aber sie müssen auch, wie schon der bei ihnen heimische Aristäos-Mythus (S. 190) beweist, viel Bienenzucht betrieben haben; denn die Thraker erzählten in den Tagen des Herodot (V, 10), das Land ihrer Nachbarn sei so mit Bienen erfüllt, daß man nicht in dasselbe vordringen könne. Noch im achten Jahrhundert berichtet Wulfstan, daß die Bewohner der Ostseeländer kein Ale tränken, weil sie zu viel Honig hätten. Bei den Russen und den meisten slavischen Völkerschaften verhielt es sich noch bis vor fünfzig Jahren ähnlich, seit aber der Zucker billig aus Runkelrüben gewonnen wird, sind Bienenzucht und Methbereitung einem schnellen Verfall unterlegen.

Der Beweis, daß Meth das älteste Getränk der Indogermanen gewesen ist, läßt sich aber noch viel schärfer dadurch führen, daß das heilige Getränk der Urzeit diesen Namen auch bei den südlich gewanderten Indogermanen, die Trauben- und Palmenwein, sowie ägyptisches Bier kennen lernten, den nordischen Namen behielt, obwohl man in der neuen Heimat schwerlich mehr Meth gebraut haben wird. Kuhn bemerkt, daß der heilige Soma-Trank in den Veden sehr häufig madhu genannt werde, und Veckenstedt (Ganymed S. 15) findet, daß dieses Wort (Meth) dort sogar ebenso häufig vorkommt als Soma. Ähnliches gilt von den Griechen, deren Götter-Mundschenk Ganymed nach Veckenstedt (a. a. O. S. 35) den Meth-Erfreuer bezeichnet und in deren Schriften mannigfache Anspielungen vorkommen, nach denen dem Weine bei ihren Vorvätern ein Honigtrank vorausgegangen sei. So läßt, wie Hehn bemerkt, der Dichter Antimachos aus Kolophon in seiner Thebais --, deren Sagen in ein höheres Altertum hinaufreichen als die der Ilias — den Adrast die schmausenden Helden mit einem Honigtrank bewirten, und in dem von Porphyrios mitgeteilten Orphischen Fragment 49 giebt die Göttin der Nacht dem Zeus den Rat, seinen Vater Kronos, wenn er honigberauscht unter den Eichen liege, zu binden und zu verstümmeln, wonach also die Zeitgenossen des Kronos als methtrinkend charakterisiert werden.

Nun ist aber Meth ohne Zweifel ein altnordisches Wort — man vergleiche ahd. meto, metu, mito, agſ. medo, meodo; altfr. mede; kymr. medd; ir. meadh, miodh; lett. meddus; slav. medu; griech. methy. Wenn nun das griechische Wort für Meth häufig schlechthin für Wein gebraucht wird, ebenso wie madhu bei den Indern für das bierartige Soma-Getränk, so geht wohl schon daraus genugsam hervor, daß Meth das ursprüngliche, ältere Getränk dieser Völkerfamilie gewesen sein muß, und dasselbe wird durch Wortbildungen bewiesen, wie sanskr. madami, madjami (betrunken sein), griech. methe (Zechen, Rausch), methyo, methysko (ich bin oder mache betrunken) und lat. madidus (betrunken); madesco, madido, madefacio (ich werde oder mache betrunken), madulsa (Trunkenbold) u. s. w. Was nun die Ableitung der Worte Meth, methy und madhu anbetrifft, so meinte Kuhn (S. 141), man habe ebenso wie beim Namen Prometheus an eine Wurzel manth zu denken, die im manthara oder mandala (dem Feuerquirl) stecke, weil Meth und madhu (Soma) durch Quirlung hergestellte Getränke wären, und für eine solche Ableitung würde sprechen, daß die Feuerbringer und Feuergötter gleichzeitig als Spender des Feuers und des Begeisterungstrankes galten. Allein wir haben schon oben (S. 322) gesehen, daß der Name des

indischen Pramati, wie des griechischen Prometheus noch einen anderen Sinn einschließen, und ich möchte die Sprachgelehrten fragen, ob nicht im Worte Meth dieselbe Wurzel stecke wie in Mut, Gemüt, mutmaßen, zu-, an- und vermuten und in all den griechischen Worten, die von metis abgeleitet sind, nämlich Sinn, Einsicht, Verstand, wie wir noch heute den Meth und alle ähnlichen Getränke als geistige bezeichnen. Vielleicht muß man noch weiter auf die Wurzel mâ, man, messen, ermessen (sanskr. mimite, er mißt) zurückgehen, und das würde zugleich eine Brücke zu der Vorstellung geben, weshalb Mani der Zeitmesser, d. h. der Mond, als Methschale oder Methhorn gedacht wurde, welches Mimir leert.

Stets wird in der Edda Mimir als der Eigentümer und an der Quelle sitzende Verzapfer des Göttertrankes genannt, bei dem einst Odin das eine Auge zum Pfande setzen mußte, um einen Trunk zu bekommen. Dieses eine Auge deuten alle Mythologen einmütig auf den Mond, während das andere die Sonne wäre; nun ist aber Odins Auge zur Methschale geworden, die, wenn sie sich verkleinert, auch „Mimirs Horn“ heißt. „Meth trinkt Mimir jeden Morgen aus Walvaters Pfand,“ heißt es in der Völuspa von dem sich verkleinernden Mond, und ebenso schenkt Skögul in Odins Rabenzauber „den Meth und maß ihn aus Mimirs Horn.“ Diese und viele andere Anspielungen deuten darauf, daß der alte Schmiedegott Mimir als der erste Bereiter und Spender des Göttertrankes bei den Germanen galt, und das ist ganz natürlich, da die berauschenden Getränke des Nordens mittels Feuer oder wenigstens durch Rühren und Quirlen bereitet wurden. Derselbe Gedanke durchdringt aber die gesamte indogermanische Götterlehre. Die Irländer des achten und neunten Jahrhunderts, so berichtet d'Arbois de Jubainville, verehrten einen Grobschmied (Goibniu) als denjenigen, welcher den Trank — vermutlich eine Art Bier — erfunden hatte, der den Tuatha de Danann die Unsterblichkeit sicherte. Und wie Odin zu Mimir Meth trinken ging, so heißt es im Rigveda (IV. 18. 3): „In des Tvashtar Hause trank Indra den Soma, das kostbare Naß des in Schalen Gepreßten.“ Also auch hier der himmlische Grobschmied, der den Göttertrank erfunden, auch hier der Mond aus dem Auge des weisen Atri (und Atridr war Beiname Odins!) entstanden, auch hier der Mond Soma-Schale der abgeschiedenen Seelen und, um die Übereinstimmung zu vervollständigen, ist auch hier Soma zum Mondgott geworden. Das lehrreichste ist, daß selbst bei den Griechen, wo der Wein, das spätere Nationalgetränk, nicht mehr mit Feuer bereitet wurde, der alte Göttertrank indessen, trotz des Gelächters der Unsterblichen, immer noch von dem hinkenden Schmiede Hephästos verabreicht wurde

(Ilias I. 597 ff.). Das drollige Amt kam ihm also nicht, wie Welcker meinte, von dem Weinbau auf Lemnos, sondern ist viel älteren Ursprungs; es war ja auch nicht Wein, den er verzapfte, sondern Nektar.

Mimir, der in der Edda eine halbvergessene Stellung einnimmt, muß einst in Deutschlands Urzeit eine bedeutendere Rolle gespielt haben, wie die vielen Erinnerungen an ihn in Sprache, Gebräuchen, Heldensagen und Ortsnamen beweisen. Die Stadt Münster in Westfalen führte bis zum Jahre 1200 den Namen Mimigernaford, d. h. Mimirs Lieblings-Fuhrt (über den Fluß Aa), und verlor diesen Namen erst durch das Kloster (Münster), welches an diesem Orte des heidnischen Kultus errichtet wurde. Ebenso hieß Minden in Westfalen ursprünglich Mimidun und Memleben an der Unstrut Mimileba. Daß er ursprünglich als Feuergott und Himmelsschmied gedacht war, beweist die Erinnerung bei Saxo, wo Mimingus als Waldsatyr (wie die Feuergötter Pan und Faunus) gedacht war, der Schwert und Geschmeide lieferte; der Schmied Mime, Siegfrieds Lehrmeister, der Schwertname Mimung, die Sage, daß der Himmel aus Ymirs Hirnschale gemacht war, und der Name des Himmelsbaums Mimameidr, auch die dichterischen Namen des Himmels Hreggmimir und Vetmimir, der Regen und Feuchtigkeit spendende Himmel (vergl. Jupiter pluvius) gehören hierher, vielleicht das Wort Himmel selbst.

Wenn er aber nachher Besitzer von „Mimirs Brunnen“ und Spender des edlen Nasses heißt, so sind das nur Folgen seiner Erfindung des Göttertrankes, und wenn ihn Simrock (S. 419) zu einem Wasserwesen und Hoffory (Eddastudien 1889 S. 110) gar zu einem Herrscher der Gewässer machen wollen, so halte ich das für schlimme Mißverständnisse. Der im Wasser wirkende Schmied Marmennil, nach dem die Korallen Marmennils Smidi (Geschmeide) heißen, kann recht wohl die Erinnerung an eine alte Sage enthalten, nach der Mimir (genau so wie Agni, Wieland und Hephästos) für eine Zeit auf den Grund des Meeres gegangen war, um den Meeresgöttern, solange er von den Asen verbannt war, Geschmeide und Schmuck zu verschaffen, allein dieserhalb hat doch niemand den Hephästos zum Meeresgott gemacht. Das Meerleuchten und vulkanische Ausbrüche mögen als Beweis genommen worden sein, daß in der Meerestiefe mitunter auch Feuer- und Schmiedegötter walten.

Jedenfalls hat sich um Mimirs Trank im germanischen Altertum ein bedeutsamer Kult entwickelt. Wir erfahren aus vielen Berichten der Sagenschreiber, Chronisten und Dichter, daß bei den festlichen Opfern und Gelagen der Götter Minne getrunken wurde, und wir hören besonders, wie dem Odin, Thor, Freyr und der Freyja, auch dem Gotte Bragi Minnebecher

dargebracht wurden. Ja, die Sitte, aus der unsere Toaste herzurühren scheinen, ist später in die christliche Kirche übergegangen, und eine alte Sage erzählt, wie der h. Martin die Heiden aufgefordert habe, statt des Odin und Thor doch seine Minne zu trinken. Wir finden in mittelalterlichen Schriften sehr häufig Angaben, daß Christi, Mariens, St. Michaels, namentlich aber St. Johannis und St. Gertruds Minne getrunken wurde. Grimm hat (S. 52—55) zahlreiche dahin gehörige Nachrichten gesammelt, und der St. Johannis Minnetrunk, der zu der Darstellung des Evangelisten mit einem Pokal führte, hat als sogenannter Johannissegen hier und da als kirchlicher Gebrauch bis in die Neuzeit fortgedauert.

Das Wort Minne darf aber dabei nicht im Sinne der Ritterzeiten als Liebe verstanden werden, wie etwa Liutprand schrieb, man tränke diaboli in amorem Wein und wie sehr häufig St. Gertruds Minne durch Gertrudis amorem übersetzt wurde. Minne bedeutete vielmehr ursprünglich Gedächtnis, Erinnerung (memoria statt amor und ähnlich sanskr. smarami, gedenken, smaras, Liebe). Mit der griechischen Nebenform mneme (Erinnerung) scheint der Name des sizilianischen Vortrinkers Mnamon bei Plutarch (Einleitung der Tischreden), der den Minnetrunk vorschlägt, zusammenzuhängen (vergl. dor. Mnamona = Mnemosyne) und ebenso des nordischen Trankgotts Mimir. Wir finden nämlich im Angelsächsischen die Formen mimor, meomor, geminor (aus dem Gedächtnis bekannt), mimerian (im Gedächtnis bewahren) und noch im Neuhochdeutschen den Ausdruck mimern (phantasieren), Worte, die sich unmittelbar mit dem Lateinischen memor (eingedenk), memorare und memini (erinnern), mit dem Griechischen mimnesko und mimeomai (sich erinnern und aus dem Gedächtnis nachahmen) zusammenhängen. Schon dadurch wurde Grimm (S. 353) an den Kentauren Mimas erinnert, der sich in der That unserm Mimir an die Seite stellt. Wir müssen aber noch weitergehen und auch die lateinischen Worte mens (Sinn, Verstand) und wahrscheinlich mena, menis (Mond), mensis (der Monat), mensor (der Messer), d. h. eigentlich der Mond, welcher, wie es in der Edda heißt, die Zeiten mißt, hier anschließen, um das schon vorhin erörterte Verhältnis zwischen Mimir und Mond klarzulegen. Den alten Goten bedeutete man ich denke, gaman ich gedenke, und daran schließt sich das Althochdeutsche minna = minia (Liebe), minnon = minion (lieben, eigentlich des Geliebten gedenken), und daher konnte ein Gedicht des zwölften Jahrhunderts sogar den Abendmahlstrank als Minnetrank (d. h. Gedächtnistrunk) übersetzen.

Die Minne wurde offenbar ursprünglich in Meth getrunken; aber als das Bier erfunden war, ward dies allgemein als minniöl, minnisöl (d. h. Gedächtnisbier) getrunken. Jonas Bobbiensis erzählt in seinem Leben des h. Columban aus dem siebenten Jahrhundert, daß man die benachbarten Sueven angetroffen habe, wie sie im Kreise um eine große Kufe (cupa) saßen, welche sechsundzwanzig alte Maß (modios, d. h. Scheffel?) faßte und mit Bier gefüllt war. Dem Manne Gottes, der hinzutrat und fragte, was damit geschehen solle, antworteten sie: „Ihrem Gotte Wodan, welchen andere Mercurius nennen, wollten sie opfern." Der fromme Mann blies die Kufe bloß an, worauf sie zerbarst, zum Beweise, daß der Teufel drinnen steckte. Eine ähnliche Bier-Religion können wir, wie der in Tiflis wohnende deutsche Naturforscher Radde vor circa zehn Jahren mitgeteilt hat, noch heute bei den Chewsuren im Kaukasus lebendig finden. Sie haben noch wie die alten Germanen und Slaven heilige Haine, in denen Baumfrevel mit dem Tode bestraft und die Gottheit mit Biertrinken verehrt wird:

„Wo die alten Eschen oder Linden stehen, unter deren Schutzdach sich die heiligen Opferaltare befinden," sagt Radde, „da giebt die Gemeinde ein Stück Land her, welches der Gottheit gehört, säet Gerste darauf, heilige Gerste, die keinem Gemeindeglied zukommt und braut daraus in heiligen Brauereien, mit großen Kupferkesseln und Bottichen unter Zusatz von wildem Hopfen, den man auf Herbstzügen im Thale sammelt, ein heiliges Bier, welches die Männerversammlung aus silbernen, von Mund zu Mund kreisenden Schalen trinkt, während Improvisatoren in fröhlicher Andacht die Gottheit oder den „Engel" preisen, der ihnen den heiligen Trank beschert hat. Denn die Chewsuren sind Christen, und der „gute Geist" oder der „gute Engel," welcher im heiligen Haine wohnt, wird bald St. Michael, bald St. Georg genannt. Die Weiber aber backen zu dem Feste Kuchen, und man schickt ihnen auch von dem Engelstrank aus dem heiligen Kreise, den sie selbst nicht betreten dürfen. (Radde, Die Chewsuren und ihr Land. Kassel 1878.)

In ähnlicher Weise haben wir uns das Minnetrinken der alten Germanen vorzustellen, und es ist unschwer zu begreifen, wie der Mensch, der durch den Göttertrank seinen Geist und seinen Mut wachsen sah, in diesem Tranke selbst etwas Geistiges und Göttliches vermuten mußte, welches ihn die gemeine Not des Daseins vergessen ließ und zu den Göttern erhob. So werden Odin, Thor und Indra als gewaltige Trinker gepriesen, und wenn Indra sich zum Kampfe mit irgend einem bösen Dämon anschickt, so nimmt er zuvor einen gewaltigen Schluck, ebenso wie Thor und Herkules. Man hatte auch einen Trank, der im besondern die Kraft und Tapferkeit vermehren und die sogenannte „Berserkerwut" erzeugen sollte. Wahrscheinlich verdankte er einem Zusatze von Fliegenschwamm seine sinn-

verwirrende und muskelstärkende Kraft. Neben der zum Dichten, Besingen (Skaldenkunst) und Herbeirufen der Musenführerin Mnemosyne befähigenden Stärkung der Erinnerung an die Großthaten des eigenen Armes, wie der Vorfahren und Götter, kam aber auch die andere Eigenschaft des Dichtertrankes aus Bragis Becher, das in Vergessenheit Senken des eigenen und Stammes-Unglücks, der schlechten Thaten und Erlebnisse, zur Anerkennung, und neben dem Erinnerungs-Bier (minnisöl) wird auch der Vergessenheits-Trank (ominnisöl) gepriesen, den man in der Edda der Gudrun reicht, damit sie ihres Unglücks vergesse, und von dem Siegfried getrunken hatte, als er sein Vorleben, seine Brautschaft mit Brunhild vergaß. So sagt Odin von sich selbst im Havamal:

Der Vergessenheit (ominnis) Reiher überrauscht Gelage
Und stiehlt die Besinnung,
Des Vogels Gefieder umfing auch mich
In Gunnlöds Haus und Gehege.

Kuhn erinnert daran (S. 154), daß der Name des griechischen Göttertrankes, Nektar, demselben Begriffskreise entspricht und ihn ebenfalls als den Töter und Vernichter der irdischen Erinnerung, d. h. als den Trank, ohne den der Mensch nicht selig werden kann, bezeichnet. Die griechische Sage von dem Flusse Lethe, aus dem der Verstorbene erst trinken muß, um zur ewigen Seligkeit und Unsterblichkeit einzugehen, hat denselben Ursprung, während Ambrosia und Amrita, der Name des indischen Göttertrankes, schon die Unsterblichkeit selbst bezeichnen. Darum behütet Thetis den Patroklos durch Nektar und Ambrosia vor Fäulnis, und darum kann auch Glaukos, der Sohn des Minos, welcher in ein Honig- (oder Meth-) Faß gefallen war, wieder lebendig gemacht werden. Darum haben auch die Früchte des Baumes, der aus Mimirs Quelle erwuchs, die Äpfel der Iduna, unsterbliche Jugend verleihende Kraft.

In alledem lag offenbar eine große Versuchung, den Geist, der in den geistigen Getränken lebte, zu einem göttergleichen Wesen auszubilden, und einen einigermaßen rohen Anfang dazu, der aber eben in seiner Roheit die Gewähr hohen Alters besitzt, finden wir in dem germanischen Kwasir, der vielleicht ältesten Personifikation des Dichtertrankes. Ein Kapitel der jüngeren Edda, Bragis Gespräche betitelt, giebt darüber eine Auskunft, die wir im Auszuge, soweit sie für unsere Ausführungen Interesse hat, wiedergeben:

Ögir befindet sich bei einem Göttergelage und fragt seinen Tischnachbar Bragi, den Gott der Dichtkunst, woher eigentlich die Skaldenkunst ihren Anfang genommen habe. Bragi gab die Auskunft, daß der Friedensschluß zwischen Asen und Vanen

Anlaß gewesen sei; denn dieser Friede sei dadurch zu stande gekommen, daß Asen und Vanen zu einem Gefäße gegangen seien und hineingespieen hätten. Als sie nun schieden, wollten die Asen dies Friedenszeichen nicht untergehen lassen, nahmen es und schufen einen Mann daraus, der Kwasir hieß. Der war so weise, daß ihn niemand um ein Ding fragen konnte, worauf er nicht Bescheid zu geben wußte. Er fuhr weit umher durch die Welt, die Menschen Weisheit zu lehren. Einst aber, als er zu den Zwergen Fialar und Galar kam, die ihn eingeladen hatten, riefen sie ihn beiseite zu einer Unterredung und töteten ihn. Sein Blut ließen sie in zwei Gefäße und einen Kessel rinnen: der Kessel heißt Odhrörir, aber die Gefäße Son und Boden. Sie mischten Honig in das Blut, woraus ein so kräftiger Meth entstand, daß ein jeder, der davon trinkt, ein Dichter oder ein Weiser wird. Den Asen berichteten die Zwerge, Kwasir sei in der Fülle seiner Weisheit erstickt; denn keiner war klug genug, seine Weisheit all zu erfragen. Von den Zwergen kamen diese Methvorräte in den Besitz des Riesen Suttung (d. h. des Schlürfers oder Säufers), dem sie den Vater erschlagen hatten, als Vaterbuße. Suttung aber verbarg ihn im Hnitberge und setzte seine Tochter Gunnlöd zur Hüterin. Davon heißt die Skaldenkunst Kwasirs Blut oder Zwerge-Trank, auch Odhrörirs-, Bodens- oder Sons-Naß, ferner Suttungs Meth oder Hnitbergs Lauge.

Nun waren aber die Asen sehr lüstern auf den im Besitze der Riesen befindlichen Meth, und wir haben schon oben (S. 224) erfahren, wie Odin sich nach mancherlei Abenteuern in eine Schlange verwandelte, um durch ein Bohrloch in den Berg zu schlüpfen, woselbst er Gunnlöds Liebe gewann und in drei Nächten die Erlaubnis erhielt, drei Züge von dem in ihrer Verwahrung befindlichen Meth zu thun. Und beim ersten Zuge trank er den Odhrörir ganz aus, im anderen leerte er den Boden, im dritten den Son und hatte nun sämtlichen Meth ausgetrunken. Da wandelte er sich in Adlergestalt und flog eilends davon. Als aber Suttung den Adler fliegen sah, nahm er sein Adlerhemd und flog ihm nach. Und als die Asen Odin fliegen sahen, da setzten sie ihre Gefäße in den Hof. Und als Odin Asgard erreichte, spie er den Meth in die Gefäße. Als aber Suttung ihm so nahe gekommen war, daß er ihn fast erreicht hätte, ließ er von hinten einen Teil des Methes fahren. Danach verlangt niemand: hole sich das, wer da wolle; wir nennen es der schlechten Dichter Teil. Aber Suttings Meth gab Odin den Asen und denen, die da schaffen können."

So modern und witzig der Schluß klingt, hat dieser Edda-Mythus doch ein Alter, welches das der Ilias weit überragt, und jeder Zug ist bedeutsam darin. Den Krieg der Asen und Vanen habe ich schon oben gedeutet als den der neuen Götter gegen die alten, der Lichtgötter gegen die Feuergötter, welche noch im Besitz des Göttertranks waren. Nun heißt es, sie seien zu einem großen Gefäß gegangen und hätten ihren Speichel hineingethan. Das bedeutet, sie gingen einen Versöhnungsmeth bereiten, der nach einem bei niederen Völkern weit verbreiteten Verfahren durch Speichel in Gärung versetzt wurde. So bereiten die südamerikanischen Indianer ihr Maisbier (Chica), indem die Frauen den Mais kauen, um ihn mit ihrem Speichel zu durchfeuchten und so in den Braukessel zu speien. Ganz

ebenso verfahren die Südsee=Insulaner bei Bereitung ihres Ava= oder Kavabieres, indem junge Knaben die Wurzel des Rauschpfeffers kauen und in das Braugefäß speien, und sowohl in Südamerika wie auf Otahaiti ziehen Kenner das nach alter Kaumethode gebraute Chica= und Avabier dem in neuerer Zeit ohne Kauung gebrauten bei weitem vor. Ebenso wird auch der Reiswein auf Formosa, welcher nach den Angaben des Missionärs Georgius Candidius, der lange dort gelebt hat, „weder weniger angenehm, noch weniger stark ist als jeder andere Wein,“ dadurch bereitet, daß die Frauen eine gewisse Menge Reis nehmen, ihn weichkochen lassen und in Teig verwandeln, sodann Reismehl nehmen, „welches sie kauen und samt ihrem Speichel in ein Gefäß werfen, bis daß eine gewisse Menge beisammen ist; sie bedienen sich dann derselben wie einer Hefe, welche sie mit dem Reisteig zusammenkneten, wie es dic Bäcker machen. Sie thun sodann den Teig in ein großes Gefäß, gießen Wasser darüber und überlassen ihn zwei Monate lang sich selber. Die Flüssigkeit gärt wie neuer Wein und wird um so besser, je länger sie aufbewahrt wird. Sie bleibt während mehrerer Jahre gut und stellt ein angenehmes Getränk dar, welches an der Oberfläche klar und rein wie Wasser, auf dem Grunde des Gefäßes aber sehr dick und schlammig ist.“ (Vergl. Buckland über den Gebrauch von Erregungsmitteln bei wilden Völkern. Zeitschrift Kosmos, Band VI. S. 364—365.)

Wir dürfen ähnliche Bereitungsart auch bei unseren Vorfahren voraussetzen, und vielleicht hängt gar das Wort brauen, dessen Ursprung Hehn (S. 133) nicht ermitteln konnte, mit broyer, kauen, zusammen. Kvas heißt im Slavischen noch heute die Hefe und im Russischen das trübe, nicht eben wohlschmeckende, aber erfrischende Bauernbier, welches die Slaven Braga, die Litauer Broga nennen. Wir finden also die Meth= und Biergötter der Edda Bragi und Kwasir noch heute in den Namen der Volksgetränke erhalten, die jeder selbst braute. Es ist überhaupt sehr wahrscheinlich, daß dem Meth sehr früh bierartige, aus Getreidesamen erzeugte Getränke an die Seite traten, oder daß man einen Mischtrank aus Honig und Getreide bereitete, den man durch Kauen des letzteren in schnelle Gärung brachte und dadurch ein verhältnismäßig kräftiges Bier erzielte. Gerste und Spelt finden sich schon in sehr alten Pfahlbau=Ansiedelungen, und wenn Philologen immer wieder darauf zurückkommen, daß das Bier eine semitische Erfindung sei, weil die alten Griechen nur ägyptisches Bier kannten, so ist das einfach lächerlich; denn man trifft auf der ganzen Erde beinahe kein Volk, welches nicht seit alten Zeiten die Kunst verstanden hätte, Bier zu brauen, vorausgesetzt, daß es Getreide oder mehlreiche Wurzeln zur Verfügung hatte.

Nur dürfen wir freilich nicht glauben, daß diese Biere kunstvoll wie

die unsern gebraut wurden. Das verbot schon der Mangel großer Metallgefäße, um die Bierwürze in größerem Maßstabe, dem Durste entsprechend, zu kochen. Man besaß in Skandinavien sehr früh große Metallkessel, die man wahrscheinlich aus dem Altai bezog; aber sie waren sehr kostbar, und noch das Hymirlied der Edda schildert die Braukesselnot in alten Zeiten. Man braute deshalb anfangs ohne zu kochen, und erzeugte durch starke Fermente, Quirlen und erheblichen Honigzusatz so starke Biere, daß sie sich, in die Erde gegraben, jahrelang hielten und vollkommen klar goren, ja selbst durch Fleischzusatz, der an mehreren Orten (vergl. Buckland a. a. O.) üblich war, nicht verdarben, worauf der Mythus von Kwasirs Blut und die Leichname erhaltende Kraft des Nektar anzuspielen scheinen. Freilich würde ein verwöhnter Geschmack diese Getränke nicht eben angenehm gefunden haben, gerade so wie ein Europäer den Pulque der Mexikaner oder das Chicabier der Peruaner abscheulich findet, während es den daran Gewöhnten vortrefflich mundet. Wir brauchen daher keinen Stein auf den Gerstenwein der alten Gallier zu werfen, der den Kaiser Julian zu jenem von Hehn übersetzten Verachtungs-Epigramm mehr ergrimmte als begeisterte:

Du willst der Sohn des Zeus, willst Bacchus sein?
Was hat der Nektarduftende gemein
Mit dir, dem Stinkenden? Des Kelten Hand,
Dem keine Traube reift im kalten Land,
Hat aus des Ackers Früchten dich gebraut.
So heiße denn auch Dionysos nicht,
Der ist geboren aus des Himmels Licht,
Der Feuergott, der Geist'ge, fröhlich Laute,
Du bist der Sohn des Malzes, der Gebraute.

Wahrscheinlich war bei der alten Brauerei die Gerste der einzige Bestandteil, der Feuerwirkung erfuhr und Meth wie Bier als Geschenk des Feuergottes preisen ließ, wenigstens ist mälzen ein echt deutsches Wort, welches mit schmelzen zusammenhängt. Es giebt in der Edda eine meines Wissens bisher unerklärte Stelle, die sich vielleicht auf das Mälzen der Gerste bezieht. In dem Liede der Seherin (Völuspa) heißt es nämlich:

Da wurde Mord in der Welt zuerst,
Da sie mit Geren die Gullveig stießen,
In der hohen Halle die Helle brannten.
Dreimal verbrannt, ist sie dreimal geboren,
Oft, unselten, doch immer noch lebt sie.

Heid hieß man sie, wohin sie kam,
Wohlredende Wala zähmte sie Wölfe.
Sudkunst kannte sie, Seelenheil raubte sie,
Stets war sie der Liebling übler Leute.

Simrock übersetzte Gullveig mit Goldkraft oder Goldstufe und erklärte demnach das Gold als die Ursache des Vanenkrieges und aller Zwietracht in der Welt, worin ihm noch Müllenhoff in seiner Völuspa-Übersetzung (1883) und Hoffory (1889) beistimmten. Veig heißt aber auch Bier und Gullveig das Goldbier, wie es nur aus gebrannter Gerste bereitet werden kann. Das Rätsel scheint sich also auf die Gerste zu beziehen, die dreimal gebrannt wird, erst von der Sonne, dann vom trocknen und schließlich vom nassen Feuer und mit voller Kraft doch im Gullveig wieder auflebt. Für diese Erklärung spricht ferner, daß hier Gullveig mit Heid gleichgesetzt wird, die Sudkunst übt und als Heidrun (vergl. S. 267) die Methschale füllt. Daß aber um den Göttertrank der Streit zwischen Asen und Vanen ausgebrochen sei, der Mimirs Leben kostete, und welcher im Anschluß an obige Stelle von der Völuspa geschildert wird, nahmen wir schon oben aus anderen Gründen an. Ganz in demselben Tone klagt Odin im „hohen Liede" (Havamal) der Edda über all das Unglück, welches Meth und Bier auf die Welt gebracht haben:

11. Nicht üblern Begleiter giebt es auf Reisen,
Als Betrunkenheit ist,
Und nicht so gut, als mancher glaubt,
Ist Äl den Erdensöhnen;
Denn um so minder, je mehr man trinkt,
Hat man seiner Sinne Macht.

13. Trunken ward ich und übertrunken
In des schlauen Fialars Felsen.
Trunk mag frommen, wenn man ungetrübt
Sich den Sinn bewahrt.

105. Gunnlöd schenkte mir auf goldnem Sessel
Einen Trunk des teuren Meths.
Übel vergolten hab' ich gleichwohl
Ihrem heiligen Herzen,
Ihrer glühenden Gunst.

107. Schlauer Verwandlungen Frucht erwarb ich,
Wenig mißlingt dem Listigen.
Denn Odhrörir ist aufgestiegen
Zur weitbewohnten Erde.

110. Den Ringeid, sagt man, hat Odin geschworen:
Wer traut noch seiner Treue?
Den Suttung beraubt' er mit Ränken des Meths
Und ließ Gunnlöd sich grämen.

Wir sehen in diesem tiefsinnigen Liede, wie Odin sich anklagt, die berauschenden Getränke, die soviel Unheil zwischen den Menschen stiften, auf die bewohnte Erde gebracht zu haben, und wie er nun wünscht, den Meth in den Händen seiner Erfinder gelassen zu haben, und erhalten damit die schönste Erklärung jener Völuspastelle vom Vanenkrieg. Das wichtigste aber ist, daß dieser Mythus in zwei ganz verschiedenen Gestalten, die beide unverkennbar auf den Edda-Mythus als ihren Urquell zurückweisen, in die indische, wie in die griechische Dichtung übergegangen ist. Der heilige Somatrank der Inder war gleich dem Haomatrank der Perser ein vervollkommnetes Bier, das mit dem Safte einer Pflanze — sollte es wirklich Asclepias acida und nicht vielleicht Hopfen, wie am Kaukasus, gewesen sein? — gewürzt und haltbar gemacht wurde. Seine Erfindung schrieb man, wie in Nordeuropa, dem Himmelsschmiede Tvashtar zu (S. 376) und erzählte, wie Indra den Trank geraubt (Rigveda III. 48, 2—4): „Als du geboren wardst, an dem Tage trankest du dieser Welt zuliebe den in dem Berge befindlichen Trank des Schößlings, ihn flößte dir die jugendliche Mutter zuerst im Hause des großen Vaters ein. . . . Den Tvashtar aus angeborener Kraft überwältigend, raubte Indra den Soma und trank aus den Schalen." Sonst werden auch Manu (der Mond) und Agni als Somaspender genannt. In beinahe derselben Gestalt wie Odin, nämlich als Falke oder Gayatri, raubte Indra von den Gandharvas (Kentauren) den Soma-Meth und entging, nachdem er den Tvashtar überwältigt, nur mit genauer Not einer zweiten Gefahr, da einer der Gandharven nach ihm schoß, so daß er eine Feder verlor. (Rigveda IV. 26—27.) Im Auszuge aus der bei K u h n (S. 124—126) vollständig mitgeteilten Stelle, die Indra sprechend einführt, heißt es darüber:

„Ich gab dem Arya die Erde, ich gab Regen dem opfernden Sterblichen; ich führte die schallenden Wasser; meinem Winke folgten die Götter . . . . . Der Vogel stehe wohl voran den anderen Vögeln ihr Marut, der Falke mit schnellem Fluge voran den anderen Falken, weil er, der edle Vogel, aus eigenem Antrieb dem Manu brachte das gottgeliebte Opfer. Als es der Vogel von dort zitternd brachte, schoß er auf breitem Pfade gedankenschnell dahin; schnell ging er mit dem Somameth und da fand Ruhm der Falke. Der eilende Falke, den Schößling haltend, der starke, Göttern gesellte Vogel brachte den erfreuenden, berauschenden Soma aus der Ferne, aus dem höchsten Himmel ihn raubend. Den Soma raubend, brachte der Falke tausend und aber tausendfaches Trankopfer auf einmal, da ließ im Rausche des Soma der weise Retter die bethörten Feinde hinter sich. Im Mutterschooße noch erkannte ich schon dieser Götter Geburten alle, hundert eherne Burgen umschlossen mich, doch ich schwebte stürmend, ein Falke, heraus. Nicht ja riß er (Tvashtar?) mich weg, wie er wollte, ich war ihm an Stärke und Kraft überlegen. Da ließ der Retter die Feinde hinter sich und die Winde durchfuhr der Schwellende

(Wachsende). Als der Falke da vom Himmel schrie, da schoß, indem er die Sehne auf ihn abschnellen ließ, Kriçanu, der Schütze, eifrigen Geistes. Ausgreifend brachte ihn, gleichsam den Schützer des Indraverehrers, der Falke vom hohen Gipfel, da flog im Laufe herab eine beflügelte Feder des eifrigen Vogels. Jetzt möge Maghavan den weißen Kelch, mit Milch gemischt, den stärkenden, das leuchtende Naß, den von den Priestern dargebotenen trefflichen Honigtrank möge Indra zum Rausche ihn zu trinken ansetzen."

Bei aller Dunkelheit der Sprache des Hymnendichters ersehen wir soviel, daß Indra schon als eintägiges Kind in Falkengestalt den Gandharven, zu denen hier offenbar Tvashtar und Kriçanu gerechnet werden, den Somatrank raubte, und das würde an den eintägigen Hermes erinnern, der dem Apoll die Kühe wegtrieb; aber das Kâthakam bringt in einer von Weber (Indische Studien III. 466) mitgeteilten Stelle ein noch unmittelbareres Gegenstück zum Asen- und Vanenkampf um den Minnetrank, welche lautet:

Die Deva und die Asura waren miteinander im Kampf, bei den Asura aber war damals das Amrita (der Göttertrank) beim Dânava Çushna, das trug Çushna nämlich in seinem Munde. Diejenigen, welche von den Devas getötet wurden, die blieben tot, die von den Asura Getöteten dagegen durchhauchte Çushna mit dem Amrita und sie lebten wieder auf. Indra aber erfuhr bei den Asura, beim Dânava Çushna ist das Amritam; „er verwandelte sich in ein Honigkörnlein und lag am Wege; dieses nahm Çushna zu sich, und Indra, sich in einen Falken verwandelnd, raubte aus seinem Munde das Amritam, darum ist dieser der stärkste der Vögel, denn er ist eine Gestalt des Indra."

Die Erzählung erinnert nebenbei an eine Stelle des Gudrunliedes, wo Hilde die am Tage in der Schlacht Gefallenen über Nacht wieder belebt, damit sie folgenden Tages weiter kämpfen können; aber im allgemeinen ist der Mythus doch im Norden in einem bei weitem besseren Zusammenhange erhalten als in den Veden, trotz ihrer so viele Jahrhunderte früheren Niederschrift. Auch von den meisten anderen Teilen der nordischen Minnetrank-Dichtung finden sich Nachbilder in den indischen Sagen, so z. B. in der Personifikation des Trankes; denn so wie der germanische Trank in Kwasir, so wird der indische in Soma zur Gottheit, die ihr Leben für den Menschen hingiebt, sich im Mörser zerstampfen läßt, um ihm zum Opfertrank zu dienen und später in seinen Körper überzugehen. Und gerade so wie Mimir, der Geber des Trankes, so wird auch Soma zum Mondgotte, ja er wird schließlich zum Schöpfer aller Dinge. Die ausschweifende Phantasie der Inder, die es nicht fertig bringt, bei einem begrenzten Standpunkte zu verharren, sah in der Flüssigkeit, welche die Lebensgeister im Menschen erregt, alsbald auch das Prinzip alles Lebens;

das aus der Wolke träufelnde Naß, welches das Pflanzenleben aus der Erde hervorlockt, ist Soma; Soma fließt in den Adern der Tiere und Pflanzen, ja die ganze lebendige Schöpfung ist durch die Macht des Soma hervorgebracht. So entstand dann die groteske Schilderung der Weltschöpfung durch Quirlung, die eine wahre Karikatur des einfach schönen Berichts der Edda von Mundilföri ist. Nach den Darstellungen des Ramayana und Mahabharata läßt sich der Vorgang kurz wie folgt zusammenfassen.

Es wird erzählt, wie die Söhne der Diti und Aditi miteinander berieten, wie sie alterlos und unsterblich werden könnten und zu dem Entschluß kamen, das Milchmeer zu quirlen, um den Unsterblichkeitstrank herzustellen. Sie nahmen darauf den Berg Mandara als Quirlstab, Vishnu nimmt denselben als schwimmende Riesenschildkröte — die danach ebenfalls Mandara genannt wird — auf den Rücken, Indra legt die Schlange Vâsuki als Quirlschnur um den Berg, und nun beginnen Götter und Asuren auf beiden Seiten zu ziehen, um die Quirlung ins Werk zu setzen. Aus dem Rachen der gezerrten Schlange steigen Rauch und Flammen hervor, die sich zu dichten Gewitterwolken sammeln und die Götter mit Blitz, Donner und Regen überschütten. Zugleich entzünden sich die Bäume des Berges durch das Aneinanderreiben, aber Indra löscht das Feuer mit Wolkenwasser und es fließen alle die Säfte der gewaltigen Bäume ins Meer, und aus dem so mit den vorzüglichsten Säften und den zerquetschten Meerestieren gemischten Wasser erhebt sich endlich nach tausendjähriger Anstrengung der Götter der kaltstrahlende Soma (der Mond), darauf Çrî (die Schönheitsgöttin oder Morgenröte), die Surâdevi (die Sonnengöttin); ein weißes Roß, der himmlische Edelstein Kaustubha, und dann kommt Dhanvantari (der Götterarzt) hervor, einen weißen Krug in der Hand haltend, der das Amrita enthält.

Es ist darauf aufmerksam zu machen, daß in dieser späten Umgestaltung der Schöpfungssage Soma als Mondgott (ähnlich wie Mimir) beseitigt wird, daß der Trank in die Hände eines weisen Arztes gelangt und von der Sonnengöttin Surâdevî gehütet wird (Kuhn, S. 221), eine Anschauung, die wir ganz ebenso in Deutschland finden werden; im Anschluß an die alte Sage heißt es dann im Râmâyana, daß wegen des Amrita ein Kampf zwischen Göttern und Asuren entsteht, in welchem jene siegen und das Amrita durch Vishnus Hilfe erlangen. Früh hat sich offenbar ein Zwiespalt der Meinung gebildet, ob die große Kraft des Göttertranks eigentlich aus dem Wasser oder aus den dazu verwendeten Pflanzensäften stamme. In England und Deutschland machte man deshalb die Sonnengöttin Surya zugleich zur Hüterin des Göttermeths, wie der Heilquellen, und im Rigveda (I. 23. 19 ff.) heißt es: „In den Wassern ist das Amrita, in den Wassern das Heilmittel — in den Wassern, sagte mir Soma, seien alle Heilmittel, sei Agni, der alles Beglückende, die

Wasser heilen alles. Bringt zur Vollendung das Heilmittel, ihr Wasser, das meinen Körper schütze, daß ich die Sonne lang erblicke.“ Andererseits wurde die Kraft wieder in dem Pflanzensafte gesucht, der zur Somabereitung diente, und man sagte, aus der abgeschossenen Feder des Soma raubenden Falken oder aus der Kralle des Soma-Vogels Gayatri sei ein vom Somasaft durchdrungener Lebensbaum entstanden, mit dem man Menschen und Vieh gesund peitschen könnte (vergl. S. 319). Über diese noch heute in unsern Schmackostern oder Osternstäupen fortlebende Sitte, die schon in Altitalien heimisch war, wolle man Mannhardts Kapitel: „der Schlag mit der Lebensrute“ (I. S. 251—303) nachlesen, wo man sehr ausführliche Nachrichten über diesen indo-europäischen Gebrauch findet.

47. Kwasir, Zagreus, Dionysos, Bacchus.

Als der Sagenkreis vom Göttermeth nach dem Süden Europas drang, mußte er eine Reihe von Wandlungen durchmachen, da dort der Wein zum Getränke der Geistesaristokratie geworden war, bier- und methartige Getränke höchstens noch vom niederen Volke genossen wurden. Der Meth lebte als Nektar zwar in der Erinnerung fort, die Ganymedsage erscheint sogar wie ein Nachklang der Wandlung des den Meth raubenden Odin in den Adler; allein der Naturkern war doch ein ganz anderer geworden, da man bei der Weinbereitung kein Feuer verwendet und daher auch nicht den alten Feuergöttern die Weinbereitung und den ursprünglichen Besitz des Weines zuschreiben konnte. Wir wollen hier nicht untersuchen, welcher Menschenrasse die Weinbereitung ursprünglich zugekommen. Die Philologen meinen, es seien die Semiten gewesen; ich möchte mich aber daran halten, daß die Traube am Schwarzen Meere heimisch ist und dort in größter Üppigkeit wild wächst, und an die Thatsache, daß die meisten Weinsagen der Griechen nach Thrakien hinweisen. Es scheint mir ebenso wahrscheinlich, daß die nordischen Völker, die ihren gegorenen Getränken seit alten Zeiten Beerensäfte zusetzten, als sie nach Thrakien kamen, dort Wein bereitet haben werden; aber der zeitliche Vorsprung der Meth- und Biersagen vor den Weinsagen ist so in die Augen springend, daß man auch darin die Herkunft der arischen Göttersage aus dem weinlosen Norden gar nicht verkennen kann. Noch mancherlei Anklänge reden davon.

Ich habe schon erwähnt, daß Hephästos als der Mundschenk der Götter galt, bis Zeus als Adler den Ganymed raubte und den Menschen als Ersatz dafür die Weinrebe schenkte. So ward der Meth Göttergetränk, und die Menschen tranken dafür Wein. Denselben Sinn scheint auch die Sage von dem Streite des Dionysos mit Hephästos um das weinreiche Naxos zu haben, von der Verbannung des Hephästos und der Zurückführung durch Dionysos. Die Ermordung des am Olymp in Makedonien heimischen Orpheus, des alten vorhomerischen Musenführers, der den Wein gebracht haben sollte, dann zerrissen wurde und im wahrsagenden Haupte auf Lemnos fortlebte, erinnert stark an Mimir, ebenso die Musenführerin Mnemosyne. Der Streit um den Göttertrank hat einen letzten Nachhall in der Sage vom Kampfe des Herakles mit den Kentauren um das Weinfaß des Pholos gefunden, der dem germanisch-indischen Feuerriesen Phol-Bali entspricht, wobei die Mehrzahl der Kentauren, darunter Pholos, der Sohn der Honignymphe Melia, das Leben verliert, und auch der weise Chiron, der ebenfalls in so vieler Beziehung an Mimir erinnert, die Todeswunde empfängt. Daß die Kentauren den indischen Gandharven, die den Meth bewahrten, völlig entsprechen, ist genügend nachgewiesen. Suttung, der Säufer, dem Odin das aus Kwasirs Leibe entstandene Getränk raubt, entspricht völlig dem Pholos, der das gemeinsame Weinfaß der Kentauren verwahrt.

Viel durchsichtiger noch sind die Beziehungen, welche den nordischen Meth- oder Biergott Kwasir mit dem griechischen Weingott Zagreus-Dionysos verbinden. Es ist das bereits so klar durch Stuhr, Petersen und Kuhn (S. 147) nachgewiesen, daß ich nur ganz kurz das Ergebnis mitzuteilen brauche. Wie Odin in Schlangengestalt zu der im Hnitberge befindlichen Höhle eindringt, in welcher Gunnlöd den Meth bewahrt, und ihre Liebe täuscht, so dringt Zeus als Schlange zu der in einer Höhle vor seinen Nachstellungen eingeschlossenen Persephone, die ihm den stierhäuptigen Zagreus gebiert, der dem Manustier, d. h. dem Mond- oder Methgotte entspricht. Bis dahin ist nur eine sachliche Ähnlichkeit durch Umkehrung der Geschehnisse vorhanden, in der Fortsetzung der Erzählung herrscht aber genaue Übereinstimmung. Wie Kwasir durch die Zwerge zerstückelt und zu Meth verarbeitet wird, so locken die Titanen den Zagreus an sich, zerschneiden ihn in sieben Stücke, soviel ihrer selbst waren, und werfen sie in den Kessel, um sie zu sieden. Glücklicherweise gelingt es der Athene, das Herz zu entwenden, welches dann entweder Zeus selbst verschluckt oder der Selene eingiebt, die darauf unter besonderen Umständen einen zweiten Zagreus, den Dionysos, gebar.

Hahn, dem ich in seiner Vergleichung des Zagreus mit Balder (S. 423—435) nicht zu folgen vermag, hat ganz treffend bemerkt, daß die Zerstückelung des Zagreus und Kwasir auf die Mondviertel, und daß die sieben Titanen wohl auf die sieben Wochentage zu beziehen seien, von denen sich jeder ein Stück vom Vollmonde wegnimmt. Es leuchtet eben immer von neuem die altarische Vergleichung der Methgottheiten (Heid, Mimir, Kwasir, Soma) mit dem Monde durch. Wir müssen hier an die Eddasage erinnern, daß Ymir den ersten Mann, der, wie wir wissen, der Mond- und Methmann Mani war, aus seiner Seite gebar. Bekanntlich schrieb die griechische Sage dem Dionysos eine ähnliche Geburt zu, weil Zeus seinem Schwur gemäß der Semele thörichter Bitte, ihr in seiner wahren Gestalt zu erscheinen, willfahren mußte, als flammender Blitz vor ihr stand und sie zu Asche verbrannte, nachdem er ihr das Kind genommen und in seinen Schenkel geborgen hatte. Davon hieß Dionysos sehr häufig der „Schenkelgeborene."

Derselbe Mythus findet sich nun in mancherlei Gestalten auch in Indien. Die eine erzählt, daß der Fürst Vena (d. h. der Geliebte, ein Beiname des Soma) nach seinem Regierungsantritt alle Opfer und Spenden an andere Götter verbot und den Vorstellungen der Weisen zur Antwort gab, daß alle Götter in der Person des Königs vereinigt seien. Da erschlugen ihn die Weisen mit geweihten Kuça-Halmen und rieben dann seinen linken Schenkel in der Weise, wie man das heilige Feuer entzündet, und es entsprang aus dem Schenkel ein Mann, wie ein verkohlter Pfahl anzusehen, mit glattem Gesicht und kleiner Gestalt, von dem die bösen Nishada im Vindhya-Gebirge abstammen, womit man die Mythen von Heimdall und Manu (S. 363) vergleichen muß. Aus der in ähnlicher Weise geriebenen rechten Hand entstand dann der Prithu, der in ähnlicher Weise wie der nordische Freyr Fülle und Fruchtbarkeit über die Welt verbreitete, bis ihn Indra, als er auch sein Reich erobern wollte, zwang, sich wieder in die Einsamkeit zurückzuziehen.

Auf der einen Seite erinnert diese Sage an den Ymir-Mythus, auf der anderen aber so sehr an den Zug des Dionysos nach Indien und die Nishadas an den Gott von Nysa, daß man versucht ist zu glauben, sie habe sich in ihrer Eigenart in Griechenland ausgebildet und sei erst mit dem Zuge Alexanders nach Indien gebracht worden (vergl. S. 368). Der schenkelgeborene Nishada entspricht außerdem dem Aurva, dem Sohne des Blitz- und Feuergottes Cyavana (vergl. S. 364), der sich mit des Manu (Mondes) Tochter Arushî vermählt, und der seinen Namen erhielt, weil er den Schenkel (ûrum) spaltend geboren ward. Seine Mutter verbarg

ihn nämlich bei einer Verfolgung seines Stammes, die selbst das Kind im Mutterleibe nicht schonte, in ihrem linken Schenkel, wonach sie auch selbst Vâmoru (Linksschenkel) genannt wurde, und als die Feinde ihn auch hier zu töten kamen, erstrahlte die Mutter plötzlich in hohem Glanze, und glänzend wie die Sonne am Mittage trat das Kind, den Schenkel spaltend, hervor und nahm den wilden Kriegern das Augenlicht. Das ist nun offenbar derselbe Mythos wie der griechische von des Dionysos Geburt, aber wieder in einer ähnlichen Entstellung und Verkehrung, wie Zagreus eine Verzerrung des Kwasir vorstellt.

Gleichwohl müssen hier alte Vorstellungen zu Grunde liegen; denn die Idee der Schenkelgeburt des wiedergeborenen Soma war in die indischen Opfergebräuche eingedrungen; wir erfahren aus einer alten Vorschrift, daß jemand, der Soma kaufte, um denselben zu opfern, ihn auf seinen rechten Schenkel niedersetzte und dazu sprach: „Betritt den rechten Schenkel des Indra!“ Hier setzt der Erläuterer hinzu: „Die Götter nämlich setzten den Soma, welchen sie gekauft hatten, auf den rechten Schenkel des Indra. Der ist nun jetzt wahrlich Indra, welcher opfert, darum spricht er also.“ (Kuhn, S. 148.)

Ich enthalte mich aller weiteren Erläuterungen und mache zum Schluß nur auf die für sich selbst sprechende Parallele aufmerksam, daß beide Kinder Ymirs, die er aus seinen Seiten geboren hatte, sowohl der Mond- und Methgott Mani-Soma-Zagreus, als die Sonnen- und Methgöttin Surya-Metis von Zeus verschlungen und wiedergeboren werden, der alte Mond- und Methgott als ein Gott des Weins, die Methgöttin, von der wir im nächsten Buche sprechen, als Göttin der Weisheit und des Verstandes. Wie Indra als eintägiger Knabe den Soma in seinem Munde barg, so wurde auch der kleine Zeus mit Nektar genährt, und so wandeln sich zwar die indogermanischen Sagen, aber sie kehren immer wieder zu der Grundidee zurück, daß die Religionen durch Unterdrückung, Selbstverzehrung und Wiedergeburt der älteren und roheren Vorstellungen veredelt werden müssen. Nirgends aber spricht sich diese Sehnsucht nach Veredelung, Verjüngung und Erlösung so dringend und inbrünstig aus wie in der Edda, aus deren Gedankenkreise die Messias-Idee wahrscheinlich viel früher entsprungen ist, als aus der selbstgerechten jüdischen Lehre. In diesem Sinne habe ich schon vor Jahren auf die altarische Bevölkerung Palästinas hingedeutet.

Sechstes Buch.

Göttinnen und Göttersöhne.

48. Erdgöttinnen.

Von den nordischen Göttinnen ist nicht soviel zu erzählen, wie von den griechischen und orientalischen; denn wie im zehnten Kapitel des näheren ausgeführt wurde, sind es die männlichen Gottheiten, die der nordischen Religion ihr Gepräge gaben; die Göttinnen sind einfach ihre Hausfrauen, und es wird so wenig von ihnen gesprochen, daß wir nicht einmal den Namen der Gemahlin Zios, des deutschen Zeus, erfahren. Aber ihr Name läßt sich erraten; da der urarischen Religion der Zug eigen war, daß die Himmelsgötter sich insgemein mit Erdgöttinnen vermählten, die nicht selten als Riesentöchter auftraten. So erscheint der indische Himmelsvater (Dyaus-Pitar) mit der Erdmutter Prithivi verbunden, die der Freyja in vieler Beziehung entspricht, andererseits aber auch der dem Odin gesellten Frigga, die nur eine ehrbarere Form der Freyja ist und in ihren Mythen beständig mit ihr verschmilzt. Ebenso war dem alten keltischen Wintergott die Erdmutter Ceridwen, dem Thor die Saatengöttin Sif, dem Niördr die Erdgöttin Nerthus (Hertha), dem Freyr die Erdgöttin Gerda zugeteilt.

Für den nordischen Zeus (Zio oder Tyr) bleibt eine wenig genannte Erdgöttin Ziwa, Dziewa, Dewa, Dziewana oder Dewana übrig, welche die Stammform sowohl der indischen Siwa, wie der griechischen Dione und

der römischen Diana und Juno gewesen zu sein scheint; denn der Name der dem alten Zeus von Dodona vermählten Dione geht durch Djovino und Jovino ebenso in Juno über, wie Diovis in Jupiter. Vielleicht war selbst der Name Hera nordischen Ursprungs; denn wir begegnen einer dem Heru, der süddeutschen Form des Zio gesellten Göttin Hera, Herka oder Erka, die in der Frau Herke oder Harke der späteren Sage fortlebt und mannigfachen Örtlichkeiten, Flüssen, Bergen, ja selbst Findlingsblöcken in Deutschland ihren Namen zurückgelassen hat, wie im Rheinlande den Orten Erkrath, Erkelenz, Erquelines, der geldrischen Erke und Erkesruhr, den Harkeberg und den Herchensteinen (Simrock S. 382—383). Herka oder Helke erscheint als Gemahlin des Attila in der Heldensage wieder. Sie berührt sich darin mit Chriemhild, einer anderen Form der germanischen Erdgöttin, die ebenfalls dem Attila vermählt wurde, was uns nur in der Vermutung bestärken kann, daß sie ursprünglich dem Göttervater (Atli) vermählt war. Sollte Herka mit dem Zeus Herkeios, mit der dem Zeus Trophonios vermählten Herkyna (S. 256), dem Herkynischen Walde und Herkules zu thun haben, dessen Namen man ja immer mit Hera in Verbindung brachte?

Die alte Erdmutter des Nordens hatte noch nicht ganz den matronenhaften Charakter der späteren Frigga, Here oder Demeter, sie war zugleich Liebes-, Lebens- und Fruchtbarkeitsgöttin, und dieser Charakter tritt auch noch bei der älteren Gemahlin des Zeus, der zu Dodona von Tauben umschwärmten Dione, sowie bei der Juno-Lucina der Römer deutlich hervor, am meisten freilich bei Diana-Artemis, die, obwohl jungfräulich gedacht, doch zugleich als Geburts- und Fruchtbarkeitsgöttin galt. Sie entspricht am besten dem zusammengesetzten Wesen der ältesten nordischen Naturgöttin, als Gesellin des alten jagenden Himmelsgottes, die für die Tiere des Waldes sorgt und wie die Freyja ein nächtliches Seitenstück besitzt, die der nordischen Hulda entsprechende Hekate. Noch deutlicher ist dieser Zusammenhang freilich in Dianens Mutter Lato oder Latona zu erkennen, die völlig mit der germanisch-slavischen Erd- und Liebesgöttin Hludana-Lada zusammenfällt (vergl. S. 183).

Beherrschten diese Göttinnen in ihrer doppelten Gestalt Leben und Tod, so führte Freyja, wie Frau Venus, meist nur die lichten, fröhlichen Geschäfte dieser Doppelnatur fort. Mit der Einführung des Ackerbaus war obendrein eine weitere Arbeitsteilung in den Regierungsgeschäften nötig geworden, und so war denn auch die allgemeine Lebensmutter des Nordens, Zios Gemahlin Ziwa, als besondere Kornmutter und Getreidegöttin in Anspruch genommen worden, da nunmehr nicht bloß allein das

Gedeihen der Tiere, sondern auch dasjenige der Pflanzen und Feldfrüchte die Gemüter beschäftigte. Dies ist die Entstehungsursache der blonden Ährengöttin Sif, Gemahlin Thors, welche ganz genau der slavischen Ziwa und der litauischen Ziza oder Zisa entspricht, die von den slavischen Chronisten stets der römischen Ceres und griechischen Demeter verglichen wurde. Sie steht ihnen in der That als Getreide- und Muttergöttin ganz gleich, obwohl sie noch etwas mehr von der Natur einer Liebesgöttin besaß und dann auch wieder an die vielbrüstige, alles ernährende Diana von Ephesos erinnert. Die ostpreußische Ziça oder Ziza wird geradezu als mater mammosa, wie Lukrez die Ceres nennt, umschrieben.

Es ist dies offenbar jene „Mutter der Götter," welche nach der oben (S. 234) wiedergegebenen Nachricht des Tacitus am Suevischen Meere (d. h. in den preußischen Ostsee-Provinzen) verehrt wurde, und der im besondern, wie der britischen Mutter Ceridwen, die Schweine heilig waren. Noch jetzt kennt man in Litauen, Polen und den angrenzenden Ländern eine Erdgottheit, der das Gedeihen der Schweine im besondern anvertraut ist und deren Namen zwischen Kremata, Kremara, Krumine, Krukis schwankt, in der weiblichen Form wahrscheinlich der winterlichen Erdgöttin der Germanen Chriemhild (vergl. Simrock S. 278) verwandt. Es scheint, daß man an ein unterirdisches Götterpaar wie Äddon und Mutter Ceridwen, Kerus und Ceres denken muß, und so ist der Hinweis von der Verwandtschaft der Ästuer (Esthen) mit den Briten bei Tacitus doppelt bedeutungsvoll. Denn thatsächlich finden wir darin wieder ein hervorragendes Beispiel von der Einheit der nordischen Kulte von England bis zur russischen Grenze, und dies Beispiel ist um so wichtiger, als auch der italienisch-griechischen Göttermutter (Ceres-Demeter) auf ihren ältesten Kultstätten das Hausschwein als heiliges Tier galt. Auf uralten italienischen Thonbildern erscheint Ceres-Demeter mit dem Modius auf dem Haupt, ein Schweinchen an ihrer Seite; das ist völlig die Mutter Ceridwen der Kelten, mit dem ihr heiligen Tier und dem mystischen Kessel (Keri poculum, vergl. S. 119 und 122). Auch in den Eleusinien galt der Demeter das Opfer des Mutterschweins, was später auf die aus derselben Lebensmutter hervorgegangene Venus überging. Für diese Verbindung ist die Ceremonie bezeichnend, mit welcher man Demeter und ihre Tochter auf einer ihrer ältesten griechischen Kultstätten, zu Potniä in Böotien, verehrte, nach welcher sie die Potniadischen Göttinnen genannt wurden. Es befand sich dort nämlich eine unterirdische Grotte, die Megara, in der man Schweinchen laufen ließ, die dann zu Dodona hervorkommen und auf die Weide gehen sollten, wodurch eine Verbindung des alten Demeterkult mit dem der

Dione oder Venus angedeutet zu werden scheint. Übrigens hatte der Ort Potniä seinen Namen von der Göttin, die auch Potnia, d. h. Herrin genannt wurde, und das ist dasselbe Wort, was im sanskr. patni, lit. pati, altpreuß. wais-pattin, Herrin, Hausfrau (vergl. S. 89), fortlebt. Ebenso hieß Artemis Potnia-Theron, Beherrscherin des Gewilds.

In der Folge hat die nordische Göttermutter aber die Schutzherrschaft über die wilden Tiere und selbst über die Haustiere mehr und mehr an die ebenerwähnte Tierherrin abgetreten und sich auf den Ackerbauschutz beschränkt, sie hat sich zu einer Göttin verjüngt, die gewöhnlich als ihre Tochter gilt, aber nur insofern, als sie einmal als Lehrerin des Ackerbaues und dann als das personifizierte Samenkorn gilt, welches im Winter in den Erdschooß hinabsteigt und an der Seite des Wintergottes lebt, der eigentlich der Gemahl der nun verwitweten Mutter war. Darum vermählten tieferschauende Mythologen des Altertums auch Persephone-Proserpina statt mit dem Kronos-Aïdoneus dem verjüngten Dionysos-Bakchos. Wir haben die mutmaßliche Urform dieses Sagenkreises schon oben (S. 119) angedeutet; er kehrt aber in den verschiedensten Formen durch den ganzen Norden wieder, und dies ist natürlich, da das nordische Pflanzenleben im Winter fast völlig von der Erdoberfläche verschwindet und in den Erdschooß zurückkehrt. Die Gewohnheit der Wintersaat scheint alt zu sein, und es ist daran zu erinnern, daß der wilde Roggen, dessen Heimat man neuerdings in Südrußland gefunden haben will, ein ausdauerndes Gewächs ist. So entstand der Mythus von der Tochter der Getreidegöttin, die der Winterriese raubt und unter die Erde führt, von Loki, welcher der Sif die goldenen Haare abschert, und von einer Tochter der Ziwa, welche in die Unterwelt entführt wird. Es ist dies die Iduna oder Nanna der Germanen, die Nia der Polen, Ninwa der Böhmen, Niola oder Njola der Litauer. Bei den letzteren hat sich ein Mythus erhalten, den ich mit den Worten Narbutts (bei Hanusch S. 244—45) wiedergeben will, weil er genau dem griechischen Mythus von Demeter und Persephone entspricht:

„Die Königin Krumine hatte eine liebliche, wunderschöne Tochter, welche durch die herrlichen und farbigen Blumen, die sie aus ihrem Schlosse sah, in die freie Flur gelockt wurde. Eine der herrlichsten Blumen schien ganz am Rande des Flusses zu stehen. Die Königstochter legte ihr Purpurgewand ab und stieg, um die Blume zu pflücken, in den Fluß. Doch der Boden öffnete sich, und die Jungfrau gelangte in die Unterwelt Pragaras. Hier herrschte der König Pokole, den die Reize der jungen Frau bezauberten. Die trostlose Mutter suchte die Tochter ohne günstigen Erfolg, denn sie war auf der Erde nicht mehr zu finden. Krumine kehrte von ihrer Reise durch die Welt nach Litauen zurück und brachte zwar nicht die Tochter, wohl aber die Kenntnis des Feldbaues mit, den sie in ihrem Lande einführte, begünstigte

und verbreitete. Dadurch beglückte sie ihr Volk, das sich früher mühsam ernährte. Als man einst einen Urwald ausrottete, in welchem Drachen zu hausen pflegten, fand man einen Stein, auf welchem der Einige, Pramzimas vor vielen Jahrhunderten das Schicksal der Königstochter eingegraben hatte. Kaum las die Königin die Inschrift, durch welche sie über den düsteren Aufenthalt ihrer Tochter belehrt wurde, so begab sie sich aufgeregt und erzürnt in die unterirdischen Räume. Da sah sie ihre unsterbliche Tochter mit einer Schar der lieblichsten Enkel umgeben. Sie ließ sich bereden, auf einige Zeit auf die Oberwelt zurückzukehren. Dort angekommen, fand sie in ihrem Lande alles verwüstet, Hunger, Not und Elend hatten sich der Einwohner bemächtigt. Diese vor Freude über die Rückkehr der Königstochter, die dem Lande das Glück zurückbrachte, vergötterten Krumines Tochter."

Dieser 1835 in Narbutts litauischer Mythologie, also lange vor Entdeckung der nahen Verwandtschaft der litauischen und griechischen Sprache mitgeteilte Mythus wird noch merkwürdiger durch weitere Bezüge. Die Erdmutter der Ostsee-Anwohner, der nach Tacitus die Schweine, wie der Demeter heilig waren, wurde bis in die letzten Jahrhunderte hinein auch Zemena oder Zemmes-mathi (Erdmutter) vom lit. zeme, Erde, genannt, und nach ihr nennen sich die russischen Litauer noch heute Zamaïten, d. h. Kinder jener Zeme oder Zamïe oder Zamaïte. Die von dem Unterweltsgotte Poklus oder Pikullos unter die Erde entführte Tochter wird aber Zemyne oder Zemina genannt, und es werden noch heute eine Menge Sagen von ihrer Wohnung unter der Erde, ihrer Schlangengestalt (die auch der Persephone zugeschrieben ward) und der Möglichkeit ihrer Erlösung erzählt (Veckenstedt II. 149—151). Nun war aber Chamyne nach Pausanias VI. 20—21 auch ein Beiname der Demeter zu Elis, der sich ebenso vom griech. chamae, Erde, Boden, wie Zemyne von dem gleichbedeutenden lit. zeme herleitet. So deutet also der in England, wie an der Ostsee und in Skandinavien einheimische Mythus von der geraubten Tochter der Erdgöttin ebenso wie so viele andere indogermanische Mythen entschieden nach dem europäischen Norden als seiner Heimat.

49. Freyja, Vanadis, Bendis, Artemis.

Im Eingange seiner Schrift über den Staat läßt Platon den Sokrates erzählen, wie er nach dem Piräeus gewandert sei, um das Fest der thrakischen Göttin Bendis mitzufeiern, der man vor kurzem einen prächtigen Tempel in Athen, das Bendideion, errichtet hatte und dessen

Einweihung am Abend feierlich begangen werden sollte. Wir können den Zeitpunkt ziemlich genau bestimmen; denn Xenophon erzählt uns (Hellenic. II. 4), daß Thrasybul bei seiner Besetzung des Piräeus (403 v. Chr.) seine Truppen in der Straße aufgestellt habe, die zum Tempel der Munychischen Artemis und zum Bendideion führte. Zu jener ersten Bendis-Feier in den Tagen des Sokrates hatten die Thraker Abgesandte nach Athen geschickt, die einen Fackelzug zu Pferde ausführten, wobei ein Reiter dem anderen die Fackel reichte. Später gab es auch in Alexandrien ein Bendideion, und von der Verbreitung des Kultes über Thrakien hinaus spricht der Umstand, daß man nach der Bendis wie nach Apoll (S. 188) einen besonderen Monat (Bendidaios) benannt hatte, den auch die Bithynier ihrem Kalender einfügten.

Jakob Grimm hat in einer besonderen 1859 veröffentlichten Abhandlung sehr wahrscheinlich gemacht, daß der Name Bendis dem unserer Freyja beigelegten Namen Vanadis entspricht, der sie als „schöne leuchtende Frau" kennzeichnet, also einem Entwicklungszustande entsprechend, in welchem die nordische Naturgöttin (S. 185) sich bereits angeschickt hatte, das Amt der Mondgöttin zu übernehmen. Den Griechen mochte die lärmende Feier der thrakischen Göttin als etwas Neues erscheinen, allein sie fanden wohl heraus, daß sie mit Artemis zusammenfalle, die nach ihrer eigenen Erzählung (S. 181) vor undenklichen Zeiten mit ihrem Bruder Apoll aus dem Hyperboreerlande zu ihnen gekommen sein sollte. Nach anderer von Olen und Herodot berichteter Sage brachte die erste Religions-Einwanderung aus dem Norden zunächst Eileithyia, d. h. die Geburtsgöttin oder nächtliche Artemis, die der nordischen Freyja und ihrer nächtlichen Form Hludana, Leto oder Hulda besser entspricht und dann unmerklich in die Mondgöttin überging, weil die Alten alle Geburt vom Monde abhängig machten. (S. 185.)

Ebenso früh scheint ihre Verbreitung an den Küsten des Schwarzen Meeres erfolgt zu sein. In Kleinasien finden wir an vielen Orten den Tempeln der großen üppigen chaldäischen Erdmutter solche der keuschen Artemis fast demonstrativ gegenübergestellt, und Strabon erwähnt von mehreren dieser Kultusstätten, z. B. hinsichtlich der berühmten Kybele-Stadt Comana, daß der dort blühende Artemis-Kult von der mit Orest aus Tauris (der jetzigen Halbinsel Krim) geflüchteten Iphigenie hierher gebracht worden sei. Die Ephesische Ortssage leitete den ersten Ursprung des Heiligtums von Amazonen her, wie es Kallimachos in seinem Hymnus auf Diana wiederholt hat:

Ehemals weiheten dir die krieg'rischen Amazonen
Auch an Ephesos Ufern zum herrlichen Denkmal ein Bildnis
Unter dem Schatten der Eiche . . . . .

Indessen heißt das wohl weiter nichts, als daß es sich bei der Geburtsgöttin um einen Frauenkult handelte, wie ja auch ausdrücklich die Namen der Jungfrauen überliefert wurden, welche den Kult der vielbrüstigen nordischen Erdgöttin (vergl. S. 181) nach Delos gebracht haben sollten. Für den ersten Anblick mag es als ein recht seltsamer Gedanke erscheinen, die Dea multimammia, die Welt-Amme (Pantrophos), wie sie die Orphiker nannten, die Kindermutter (Kurotrophos), die allen irdischen Geburten als Beschützerin zugeteilt war, als Jungfrau zu bilden. Eine keusche Götterfrau wie die Hera scheint uns zunächst besser für solche Ämter zu passen. Indessen ist zu erinnern, daß es sich zunächst nur um eine Personifikation der fruchtbaren Erde handelte, und daß die Alten dem üppigen Pflanzenwuchs, den die Erde aus ihrem Schooße emporschickt, durchaus keine geschlechtliche Entstehung zuschrieben. Die Geschlechtlichkeit der Pflanzen wurde bekanntlich erst vor zweihundert Jahren erkannt. Ebenso sollten die Tiere ursprünglich unmittelbar aus dem feuchten Erdschlamm oder aus Erdhöhlungen hervorgegangen sein, wie es Lukrez geschildert hat, und sich immerfort noch in derselben geschlechtslosen Weise weiter erzeugen. Daher war der Stier das heilige Tier der Göttin, und sie hieß Artemis Tauropolos, weil sich nach alter Sage ohne jedweden geschlechtlichen Prozeß aus dem verwesenden Fleische desselben die der Artemis heiligen Bienen erzeugen sollten.

Vor allem galt sie als die Göttin der feuchten, fruchtbaren, unübersehbare Scharen von Wild und mächtige Heerden gezähmter Tiere ernährenden Natur, weshalb sie umgeben von Kühen, Hirschen, Löwen, Seetieren und Bienen dargestellt wird und an ihrem Haupt den Mond trägt, der als Symbol der fruchtbaren Nacht und als feuchtes, Tau sendendes, die Fruchtbarkeit der Erde beförderndes Gestirn galt. Derselbe Charakter offenbart sich in der Wahl der Örtlichkeiten, an welchen man die Tempel der Göttin errichtete, nämlich am Ufer waldumgebener Landseen und Sümpfe, wo die üppige Fruchtbarkeit der Erde sich in der Erzeugung dichter Schilfgebüsche und Rohrdickichte sowie schattiger Wälder, die im Sommer nicht verdürsten, äußerte. Daher stand der weltberühmte Tempel von Ephesos mitten in den Sümpfen des Kaystros auf einem Pfahlrost, andere an den Mündungen der Flüsse ins Meer, und damit stimmen die zahlreichen Namen überein, die sie als Göttin der Sümpfe und Seeufer kennzeichnen, wie z. B. Limenitis, Limnäa, Limnatis, Limenia,

Limenoskopos, oder die sie geradezu die Rohr-, Schilf- und Sumpf-Göttin (Diana vel Venus in Calamis, in Arundinibus, in Paludine) nennen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die ausdauernde Fruchtbarkeit des Seebodens die Hauptursache der Vorliebe für diese Anlagen war; indessen führt Plutarch noch einen anderen Grund an, weshalb die ägyptische Latona das Kind der Isis in den Sümpfen bei Butos erzogen habe, weil nämlich die Luft daselbst frischer und gesünder sei als anderswo. Es mag dabei ein gewisser absichtlicher Gegensatz zur Kybele, die entschieden als Bergmutter galt und am Berge Ida in Kleinasien wie auf Kreta verehrt wurde, im Hintergrunde stehen und einen Grund mit abgeben, weshalb ihr keusches Gegenbild die fruchtbaren Niederungen und Seeufer bevorzugte und den Seekrebs als Symbol der schlammigen Ufer an ihrem Bilde trug. So erfahren wir denn auch, daß die ausgewanderten Phokäer einen Tempel der ephesischen Diana auf einer Insel der Rhonemündungen errichteten. Eine Menge Orte, namentlich von griechischen Kolonisten angelegte, führten den Namen Limnai oder Limnaia, und fast immer befand sich ein Artemis-Tempel daselbst, dem später ein Dionysos-Tempel folgte. Die Alten behaupteten, daß die Luft in der Nähe der Ufer gesünder sei als anderswo und wollten den Namen Artemis von artemeas (gesund) ableiten, weil die Göttin ihnen gesunde Wohnplätze gezeigt habe.

Bekanntlich hat man zur Erklärung der in einer gewissen Epoche der Vorzeit besonders häufigen Pfahlbaugründungen hervorgehoben, daß für Viehzucht treibende Völker, die nicht wußten, daß in den Anhäufungen des Unrats eine große Gefahr für die Bewohner liegt und sich zur Kanalisation und ähnlichen Maßregeln noch nicht emporgeschwungen hatten, die Wasserwohnungen neben erhöhter Sicherheit auch sanitätliche Vorzüge vor den Landwohnungen boten. Erinnern wir uns nun, daß Artemis gleichzeitig als Heerdenmutter wie als Göttin der Seeufer galt, so wird der Schluß nicht allzu kühn sein, wenn wir sie im besondern als Göttin der Pfahlbau-Ansiedelungen ins Auge fassen und ihr daher eine etwas höhere kulturgeschichtliche Stellung als der alten Jagdgöttin zuerkennen.

Da dieser Schluß, soviel mir bekannt, neu ist, so werde ich ihn etwas weiter zu begründen haben. Darüber zunächst, daß Artemis vorzugsweise als Hirtengöttin und Heerden-Mutter zu betrachten ist, kann für niemand, der ihre Bilder betrachtet, ein Zweifel bleiben, auch wenn man von ihrer Herkunft aus dem Stierlande (Taurien), von jenen Bildern, wo sie auf einem Stier steht, von ihren Darstellungen mit Stierhaupt und Stierhörnern ganz absehen wollte. In dieser Beziehung sind die Bilder

der ägyptischen Hathor-Isis, der gehörnten phönizischen Göttin (Astarte tauropos) und der römischen Diana bicornis als ähnlicher Göttinnen von Hirtenvölkern zu vergleichen. Es war natürlich, die Hauptkultstätten einer solchen Göttin in fruchtbaren Niederungsländern zu suchen und sie aus dem Norden herzuleiten. In der That gab es denn auch im nördlichen Europa, bei den germanischen Stämmen, wie wir im vorigen Kapitel sahen, verschiedene Göttinnen, die sich zu einander ebenso verhielten, wie Latona, Kybele und Artemis, eine Nacht- und Manen-Mutter Gerda, eine Erdmutter Hertha (Nerthus) und eine Fruchtbarkeitsgöttin Holda oder Hulda, der die Gewässer und Brunnen heilig waren, welche die Viehheerden beschützte, den Geburten vorstand und die kleinen Kinder aus den Brunnen und Sümpfen holte, bis ihr später der Storch das Geschäft abgenommen hat. Ein schweizerischer Sprachforscher, Dr. A. Maurer, erzählte mir einst, daß er noch als Kind zu einem Brunnenbecken vor der Stadt geführt worden sei, auf dessen Boden Puppen zu sehen waren, und daß man ihm und seinen Begleitern sagte, dies sei der Brunnen, aus welchem die kleinen Kinder geholt würden. Diese Geburts- und Fruchtbarkeitsgöttin Holda führt nun, um die Ähnlichkeit vollständig zu machen, gleich der Opis, Eileithyia, Latona und Artemis, den Spinnrocken als ihr Scepter und lohnt den Spinnerinnen ihren Fleiß. Man findet es natürlich, daß dieser Spinnrocken den Nachtgöttinnen (Parzen) als Attribut verblieb; aber in der Hand der Jagdgöttin ist er ohne Zweifel sehr merkwürdig, und doch nennt Homer die Artemis wörtlich: „Die Göttin der Jagd mit der goldenen Spindel“ (Ilias XX. 76). Die Holda (Frau Holle) war aber bei den alten Germanen ebenfalls Göttin der Jagd, und nicht bloß der niederen, sondern auch der hohen „wilden Jagd“ in den Lüften, und darin berührt sie sich wiederum unmittelbar mit der Nachtform der griechischen Artemis (Hekate). So viel Züge treffen nicht zusammen, wenn es sich nicht um ein und dieselbe mythologische Person handelt, und ich will nur darauf hinweisen, daß die Verbindung der Jagd- und Heerdengöttin eine ganz natürliche ist, da ja die letztere ihre Heerden vor den wilden Tieren beschützen muß.

Betrachten wir nun zunächst jenen Fingerzeig, der die von den Hyperboreern gekommene Geburtsgöttin (Eileithyia) in dem vorhomerischen Lobgesang des Olen „die gute Spinnerin“ (Eulinos) nennt und als die älteste Göttin (Parze Pepromene) auch zur ersten, vorsaturnischen Spinnerin macht, die der griechischen Geburtsgöttin (Latona) erst das Handwerk lehrt und dafür nach Pausanias ein Stück gewebten Bandes erhält. Spinnen und Weben sind aber Künste, die in den Pfahl-

bauten fleißig geübt wurden, und die schon an sich die höhere Kulturstufe ihrer Bewohner den älteren Nomaden- und Jägervölkern gegenüber bezeichnen.

Dagegen waren die Opfer, die man der Artemis seit alten Zeiten zu bringen gewohnt war, noch sehr grausamer Art, und sie stellt sich darin, ganz wie die alte Erdmutter, als prähistorische Göttin dar. Eine Menge Sagen berichtet von ihr dargebrachten Menschenopfern. An der Decke des alten Sumpftempels der Artemis zu Stymphalia in Arkadien waren die „stymphalischen Vögel“ abgebildet, die sich von den ihr dargebrachten Menschenopfern nährten und — ein sehr bedeutsamer Zug! — von Herkules verjagt und getötet wurden. Man wird unmittelbar an jenes Opfer erinnert, welches die Khonds in Indien der Erdmutter darbrachten, indem sie einen Menschen in Stücke zerrissen und diese über die Felder streuten, um sie fruchtbar zu machen. Solche Menschenopfer wurden der Artemis namentlich bei Dürre und Überschwemmungen dargebracht, um ihren Zorn, den man durch irgend eine Vernachlässigung erregt zu haben fürchtete, zu versöhnen. Als einst die Gegend bei ihrem Tempel zu Stymphalia meilenweit überschwemmt war, lockte (nach Pausanias) ein fliehender Hirsch seinen Verfolger in den Sumpf, Hirsch und Mann versanken, und sobald dies geschehen, d. h. sobald das Menschenopfer erfolgt war, verlief sich das Wasser in denselben Schlund. Die vernachlässigten Opfer wurden aber dann, wie Pausanias hinzusetzt, wieder regelmäßig gebracht.

Aus mancherlei sagenhaften Zügen erhellt, daß man der jungfräulichen Göttin am liebsten junge Mädchen und Jünglinge geopfert hat. So erzählen die Kirchenschriftsteller Stephanos von Byzanz und Eusebios, daß eine Schar Kretenser, bei denen der Diana-Kultus bekanntlich blühte, einst wegen allzugroßer Dürre ausgewandert sei, mit ihnen ein junges Mädchen, Namens Bianna, vermutlich eine Diana-Priesterin, bis sie in die Gegend der französischen Stadt Vienne an der Rhone kamen. Hier führte das Mädchen eine Art Tanz auf und versank dabei spurlos in den Sumpf, wonach die Kretenser sich daselbst niederließen und ohne Zweifel zunächst einen Diana-Tempel errichteten. Nach den analogen Sitten alter Völker, bei welchen Menschen beim Palast-, Thor- oder Tempelbau im Fundament lebendig eingemauert wurden, um diesen Gebäuden als Schutzgeist zu dienen, kann man schließen, dieselbe Gewohnheit sei auch bei Diana-Tempeln und Pfahlbau-Anlagen befolgt worden, und auch der Diana-Tempel zu Ephesos war mit unterirdischen Gewölben, wie die Tempel der Erdgöttin, für derartige fortgesetzte Opfer versehen. Einem französischen Altertumsforscher Namens Chorier, der es bezweifelt hatte, daß der Boden

bei Vienne jemals so sumpfig gewesen sein könne, um einen Menschen versinken zu lassen, erwiderte Ch. Chervet, ein anderer Altertumsforscher derselben Stadt: „Diese Meinung ist falsch; Chorier kannte sein Land schlecht. Ich bin wiederholt Zeuge daselbst angestellter Ausgrabungen gewesen und habe niemals ein Loch machen sehen, ohne daß man darin auf haufenweis eingeschlagene Pfähle gestoßen wäre.“ Man wird demnach auch die in nordischen Ländern nicht selten im Torfmoor gefundenen Menschen nicht durchweg für zufällig verunglückte oder durch Einsenkung in den Moor bestrafte Menschen ansehen dürfen.

Natürlich wurden diese Opfer überall mit der steigenden Kultur gemildert. In Tauris schlachtete man im Diana-Tempel, wie wir aus dem Iphigenien-Mythus wissen, nur noch Fremde und Sklaven. König Erechtheus hätte seine Tochter Chthonia oder Persephone wirklich geopfert, sein Nachfolger Agamemnon entging dieser blutigen Pflicht, und schließlich gelangte nach dem von der Ilias so dramatisch geschilderten Vorgange statt der nach altem Herkommen der Artemis verfallenen Jungfrau nur noch ein stellvertretendes Tier, eine Hirschkuh oder ein Stier ans Messer. Wahrscheinlich wurde es dabei ebenso wie bei den der Kybele später gewidmeten Taurobolien gehalten, daß der zum Opfer ausgeloste Mensch in eine Grube steigen mußte, über welcher auf einem Gerüst der stellvertretende Stier geschlachtet wurde, so daß dessen Blut den Menschen bespritzte und befreite. Aber noch Pausanias erzählt, daß im Sinne eines anderen Ersatzes am Altare der Diana Orthia die spartanischen Jünglinge bis aufs Blut gegeißelt wurden.

Diesen grausamen Opfern an Leben und Blut scheinen sich früh kostbare Sühnopfer des wertvollsten Besitzes angereiht zu haben. In der Nähe vieler ehemaligen Pfahlbauten hat man bekanntlich im alten Seeboden Anhäufungen wertvoller neuer, d. h. noch ungebrauchter Bronzesachen, darunter goldene und silberne Schmuck- und Armbänder, und mit Opfergaben gefüllte Gefäße gefunden, in manchen Fällen so reichlich, daß man sich nur mit den Hypothesen abgebrannter Magazinhäuser und Lager von Bronzewaaren-Grossisten zu helfen wußte. Aber schärfer blickende Gelehrte haben schon früher darauf hingewiesen, daß diese stellenweise massenhaften Anhäufungen ungebrauchter Wertgegenstände offenbar auf einen ehemals in den Schweizerseen stattgehabten Seekultus hindeuten. Die alte, schon von Cicero, Justin und Strabon erzählte Sage vom Tolosanischen Golde, eine Erläuterung des Spruches, daß „unrecht Gut nicht gedeiht,“ gehört hierher. Die Gallier, welche unter Brennus den Delphischen Tempel geplündert hatten, seien nach ihrer Heimkehr von einer

ansteckenden Seuche heimgesucht worden und hätten auf Anraten der Priester die geraubten Gold- und Silberschätze in einen See bei Toulouse versenkt, wo sie der römische Prokonsul Caepio (105 v. Chr.) erheben ließ, und seitdem ebenfalls vom Unglück verfolgt wurde. Strabon, der sich auf das Zeugnis des Posidonios stützt, sagt, daß dies eine erfundene Geschichte sei; denn erstlich hätten die Gallier den Delphischen Tempel bereits ausgeplündert gefunden und die wenigen aus dieser Schar, welche ihre Heimat wieder erreicht hätten, seien arm und elend zurückgekommen. Aber die Gegend bei Tolosa sei reich, und da die Leute gottesfürchtig wären und in ihrer Lebensweise nicht viel Aufwand machten, so gab es allenthalben in Gallien viele Schätze; „besonders gewährten ihnen die Seen einen sicheren Ort, um die Gold- und Silberklumpen darin zu versenken." Die Römer beuteten diese Fundgruben nachher aus, und die von Caepio bei Tolosa gefundenen Schätze hätten sich nach Posidonios auf 15000 Talente belaufen, „die zum Teil in Kapellen, teils in heiligen Seen lagen, ohne Gepräge, bloß rohes Gold und Silber" (Strabon). Zu erweisen bliebe nun, daß diese Opfer wirklich der Diana als Pfahlbaugöttin gegolten haben. Da dieselbe später gleichzeitig als Mondgöttin galt, so könnte ich mich vielleicht hier auf die von Oberst Schwab zu Niedau am Bieler See in großer Zahl (über zwanzig Stück) gefundenen thönernen Mondsicheln berufen, welche Dr. Keller für Überreste eines daselbst stattgehabten Mondkultus ansah. Man hat sie später allerdings für Kopfkissen erklärt, wie sie manche wilde Völker gebrauchen, um ihren künstlichen Haarputz des Nachts zu schonen. Aber das würde nicht hindern, sie als Weihgaben für eine Göttin zu betrachten, und wenn man nun bedenkt, daß sich auf einem kleinen Flächenraum vereinigt gegen 2000 Bronze-Objekte daselbst fanden, darunter 611 Haarnadeln, 406 kleine Ringe, 238 Ohrringe u. s. w., so wird man Keller recht geben, dessen Ansichten sich übrigens auch Worsaae in Kopenhagen anschloß, indem man annimmt, daß sich an dieser Stelle des Sees das Heiligtum der Pfahlbau-Bewohner befunden haben muß.

Im nördlichen Europa sind solche Moorfunde in großer Zahl gehoben worden, und sie gehören mit wenigen Ausnahmen der Bronzezeit an. Einige, wie z. B. derjenige von Taschberg in Angeln, zu Kragerup und Vimose auf der Insel Fünen waren sehr reich. Zwischen Libau und Mitau in Kurland sind auf einem Flächenraum von wenigen Quadratfuß über 1200 Stücke gefunden worden, darunter 472 krummgebogene Lanzenspitzen, 186 zerbrochene Schäfte, über 100 Celte, ferner Hals- und Armschmuck von Silber und Gold bunt durcheinander. Es liegt nahe, in

solchen Fällen an Kriegsbeute zu denken, die hier versenkt wurde, um sie der Gottheit zu widmen, oder dem Feinde zu entziehen. Das Zerbrechen der Gegenstände scheint indessen oftmals ein Bestandteil der religiösen Handlung gewesen zu sein, um damit anzudeuten, daß nicht Menschen davon Gebrauch machen sollen, wie denn auch das Verbleiben der Gußränder und Zapfen ein häufig wiederkehrender Charakter solches nicht in Gebrauch genommenen Opfergutes ist.

Häufig handelt es sich bei den nordischen Moorfunden auch nur um einen einzelnen wertvollen und vollständigen Schmuck, und auf solche Funde bezieht sich wohl namentlich die von Sophus Müller in seinem Werke über „die nordische Bronzezeit" (Jena 1878) gegebene und auf eine Stelle der Ynglinga-Saga gestützte Erklärung, Waffen und Schmucksachen seien sehr häufig im Moor versenkt worden, um sich derselben in jenem Leben zu bedienen. Der Gedanke liegt von demjenigen eines Opfers an die Erdgöttin, die als Hekate auch als Mutter der Verstorbenen galt, nicht gar fern, und der Umstand, daß schön gearbeitete Hals- und Armringe besonders häufig vorkommen, deutet doch wohl darauf hin, daß sie einer Göttin gewidmet oder zur Aufbewahrung übergeben worden sind. Soviel ich mich erinnere, hat aber weder Keller noch Worsaae hierbei an die Diana gedacht.

In dem Geschichtswerke des Zosimos wird von einem derartigen Seeopfer als regelmäßiger Kultform beim Tempel der Erdgöttin zu Aphaca am Libanon erzählt. Es befand sich daselbst ein See, in welchen die Besucher Geschenke aus Gold und Silber, in kostbare Zeugstoffe eingehüllt, hineinwarfen. „Offenbarte sich's," sagt Zosimos, „daß die Göttin sie annahm, so sanken die Zeuge gleich, wie Dinge von Gewicht unter, nahm sie dieselben aber nicht an und verschmähte sie, so sah man die Zeuge auf dem Wasser schwimmen, obwohl die darin eingehüllten Weihgaben von Gold, Silber und anderen schweren Stoffen gefertigt waren, die sonst nicht vom Wasser getragen werden, sondern untergehen." Im Jahre vor der Zerstörung Palmyras soll der See das Opfer der Zenobia verschmäht und so ihre zukünftige Niederlage angedeutet haben. Gewöhnlich wird diese alte Libanon-Göttin, die Dea syria, als Kybele oder Venus gedeutet; allein sie wurde mit dem Spinnrocken der nordischen Göttin dargestellt. Wie nahe sich die ältere Diana mit dieser älteren Venus berührt, die ebenfalls zuweilen als See- und Sumpfgöttin (Venus in calamis oder Limania) auftrat, geht daraus hervor, daß in einem der ältesten Diana-Tempel Italiens, demjenigen am schönen Nemi-See bei Rom, dessen Oberpriester im Zweikampf seinen Vorgänger ermorden mußte, neben der Göttin

ein Hainkönig Namens Virbius verehrt wurde, von dem ein alter Mythograph sagt, es sei kein anderer als Adonis. Da nun aber die keusche Nachfolgerin der Adonis=Mutter keinen Liebhaber haben durfte, so sagte man später, dieser Virbius sei der von Päan wieder erweckte, im See ertrunkene Hippolyt, und Diana habe ihn nur deshalb zu ihrem Hainkönig erwählt, weil er die Weiber ebenso gemieden habe, wie sie die Männer.

50. Sulis=Minerva.

Schon oben in dem Kapitel über den Himmelsgott wurde der wichtigen Thatsache gedacht, daß die germanischen und slavischen Sprachen im auffallenden Gegensatze zu fast allen anderen Sprachen der Welt den Mond zu einer männlichen Person und die Sonne zu einer Dame machen, und daß sich dies daher erklärt, weil bei uns ehemals Mani der Mond als Bruder und Gatte der Sonne Sol oder Sulis galt (vergl. S. 242 und 325). Das englische moon bildet nur eine scheinbare Ausnahme von dieser Regel, und sein weibliches Geschlecht ist nur als eine Anpassung an den Sprachgebrauch der Romanen zu betrachten, die, durch semitische Beeinflussung verführt, früher diese Geschlechtswandlung vollzogen haben; denn das angelsächsische môna war wie das gotische mena und nordische mani männlichen Geschlechts. In den litauischen und lettischen Volkssagen leben Mienu und Saule noch heute in glücklicher Ehe weiter, und die Sterne heißen ihre Kinder. Das hohe, allen anderen mythologischen Anschauungen der Indogermanen vorausgehende Alter dieser Vorstellung geht auch aus dem Umstande hervor, daß Soma, der Mondgott, auch in Indien als Gatte der Sonnengöttin Sura oder Surya auftritt, daß dort Soma und Suradevi ebenso bei der Weltquirlung entstehen, wie Mani und Sol in der Edda (S. 387). Der Sprachkundige bemerkt bald, daß Sulis und Sol wahrscheinlich nur erweichte Sprachformen eines älteren Namens Suris sein dürften, und wir werden bald sehen, daß Göttinnen des Namens Surya und Sirona noch in den Römerzeiten in England, Deutschland und Frankreich zu finden waren. Darauf bezieht sich auch die noch bei manchen klassischen Schriftstellern vorhandene Kunde, daß Sirius kein Sternenname sei, sondern vielmehr die S o n n e bezeichne, so z. B. wenn es

bei Hesiod (Hauslehren 417) von den im Herbst kürzer werdenden Tagen heißt:

— — — — — — dann gehet des Sirius Helle
Weniger über dem Haupt der dem Tode verfallenen Menschen
Während des Tages dahin; mehr nächtlicher Weile genießt er.

Die alten Lexikographen Hesychios und Suidas belehren uns, daß die Wortformen Seir, Seiros und Seirios zugleich die Sonne und den Hundsstern bezeichnen, und der erstere bemerkt dazu, daß der alte Dichter Archilochos, der wenig später als Hesiod (im achten Jahrhundert) lebte, unter Seirios stets die Sonne verstanden habe. Es scheint somit, als ob der Sonnenname Sura oder Suria zwar nach Griechenland gelangt, aber als solcher bald außer Gebrauch gekommen sei, und somit hatten Grotius und Selden recht, als sie vermuteten, daß Seirios kein eigentlich griechisches Wort sei, obwohl man davon Worte wie seiriao, ich leuchte, oder funkle, seiriasis, Sonnenbrand, u. a. ableitete. Eratosthenes sagt, daß man den Hundsstern wegen seines Funkelns so genannt habe, und diese Übertragung kommt schon bei Sophokles vor. Die tiefsten Wurzeln hat der Kultus der Sonnenfrau offenbar bei den Germanen gehabt, von denen noch Cäsar (de bello gallico VI. 21) schrieb: „Sie rechnen unter die Zahl der Götter nur diejenigen, die sie mit ihren Sinnen wahrnehmen und deren Beistand sie sich offen erfreuen, die Sonne, den Feuergott und den Mond (Solem et Vulcanum et Lunam),“ die übrigen gingen nur so nebenher. Es ist das der alte Feuergott Mundilföri oder Mimir und seine beiden Kinder Mani und Sol (Suria). Freilich wurde die letztere bald in das Schicksal ihres Vaters, des alten Feuergottes, hineingerissen, der beim Götterkampf ermordet wurde. Der Keim dazu muß schon vor der Trennung der indogermanischen Stämme bestanden haben; denn wir können die parallelen Vorgänge, wie ein männlicher Sonnengott an die Stelle des alten weiblichen tritt, sowohl in Deutschland wie in Südeuropa und Indien verfolgen.

Im alten Rom finden wir den Kult eines alten Apollo Soranus, den Vergil (Aen. XI. 785) den Hüter des offenbar nach ihm benannten heiligen Sorakte-Berges bei Rom nennt. Der Name dieses Berges wurde auch Saurakte geschrieben, und Preller (R. M. S. 239) hat denselben mit Recht mit dem der litauischen Sonnengöttin Saule verglichen; näher aber stellt sich die germanisch-indische Sura, Sirona, Surya, Sulis, die in Griechenland in Seirios verwandelt worden war. Von diesem Umstande, daß die nordische Sonnengöttin in Südeuropa zu einem männlichen Sonnengotte wurde, leite ich die Eigentümlichkeit ab, daß Helios oder

Apoll, auch wenn sie als Leiter des Sonnenwagens erscheinen, gewöhnlich in der für diesen Zweck höchst unbequemen weiblichen Kleidung abgebildet werden, z. B. auf der schönen Darstellung des Helios, welche den Brustharnisch der Augustus-Statue im Vatikan schmückt (Fig. 72). Häufig führt sowohl auf griechischen wie auf römischen Darstellungen die Tochter des Himmelsgottes die Pferde des Sonnenwagens, indem sie selbst die Zügel ergreift, was für die Aurora, die doch den Sonnengott nicht tagüber begleitet, gar keinen Sinn hätte, wenn sie nicht ursprünglich selber die Sonnengöttin gewesen wäre.

Im Rigveda lesen wir an verschiedenen Stellen (z. B. IV. 30), wie Indra belobt wird, weil er die „Tochter des Himmels" wegen eines aus-



Fig. 72.
Helios in weiblicher Kleidung den Sonnenwagen führend, dem Aurora von der Taugöttin getragen voranschwebt, während der Himmelsgott den Wolkenschleier lüftet.

geübten Verrates, dessen Natur verschieden angegeben wird, von ihrem Wagen herabgeworfen habe. Es entstand dort eine heillose Verwirrung, weil nunmehr an die Stelle der Sonnengöttin, deren Name Sura oder Surya längst schriftlich fixiert war, ein männlicher Sonnengott trat, der denselben Namen weiterführte. Daher kommt es ohne Zweifel, daß der Sonnengott Surya auch in den Veden bald männlich, bald weiblich erscheint. Allmählich allerdings überwog dann die erstere Auffassung; da aber die alte Sonnengöttin Surya unvergessen war, so gab man dem Sonnengott Savitar Surya eine gleichnamige Tochter, die Göttin der Morgenröte Surya, die ihrerseits dem Mondgotte aufs neue angetraut wurde (Gubernatis S. 49, 67, 238 ff.). Diese Trauung, bei der die Açvinen (Morgen- und Abendstern) als Brautführer auftreten, gab den Stoff zu einem bedeutsamen Hochzeitsgedichte der altindischen Poesie. Aber damit war nun die unheilbarste Verwirrung angebahnt; denn längst

hatten verschiedene Südvölker, wie die Griechen, die Morgenröte zur heimlichen Geliebten ihres Sonnengottes gemacht, was eine ebenso natürliche Verbindung ist, wie das Buhlen der Açvinen und des Mondes mit derselben, wovon schon die Nordvölker sprachen, und damit war nun der Stoff für eine Komödie der Irrungen, Wirrungen vollständig. Ein Ausleger, den Max Müller (II. S. 453) anführt, hat sich in seiner Verlegenheit zu sagen, wer denn nun eigentlich diese Surya sei, die Sonne selbst oder ihre Tochter, mit der feinen Unterscheidung geholfen: Surya sei nicht die Sonne selbst, sondern der Sonnenstrahl, der den Mond erleuchte, und darum mit ihm vermählt erscheine. Übrigens scheinen auch die Nordarier eine Wiederkunft der verlorenen Sonnengöttin erhofft zu haben; denn es heißt im Eddaliede von Wafthrudnir:

Eine Tochter entstammt der strahlenden Göttin
Eh' der Wolf sie würgt:
Glänzend fährt nach der Götter Fall
Die Maid auf den Wegen der Mutter.

In „Gylfis Verblendung“ wird noch hinzugesetzt, daß diese Tochter ebenso schön sein werde, wie die Mutter war. Aber diese Wiederkunft wird erst nach der Götterdämmerung erwartet, und die alte Sonnengöttin führt in der Edda stillschweigend den Sonnenwagen weiter, obwohl doch Odin, Freyr u. a. männliche Gottheiten in ihre Stelle getreten waren. Ich vermute, daß die Edda in dieser Richtung besonders lückenhaft ist, und daß wie in Indien ein Mythus vorhanden war, welcher die Göttin ihres Amtes enthob und sie als Göttin der Morgenröte, Feuer- und Minnetranks-Hüterin unter die Erde verwies. Die Edda enthält hierüber zweierlei Sagen: nach der einen hätten die Riesen immerfort nach der Sonnenfrau begehrt und sie endlich von Odin versprochen erhalten und unter die Erde entführt; nach der anderen versenkte Odin eine sonnenhafte Jungfrau (Brunhild) in Schlaf, weil sie wider seinen Willen den Agnar begünstigt hatte, umgab ihr Lager mit Flammen (Waberlohe) und fügte die Prophezeiung hinzu, daß nur derjenige, welcher den Flammenwall ungefährdet durchreiten könne, sie vom Schlafe erwecken solle. Man wird leicht zugeben, daß ein treffenderes Bild für das Schlafgemach der Sonnenjungfrau nicht gefunden werden kann, als die Schilderung der Abend- und Morgenröte als eines flammenden Geheges, welches nur der Sonnengott durchreiten kann. Man würde aber die Glieder dieser Kette nicht zusammenfügen können, wenn man nur die Heldensage betrachten wollte, welche stets das letzte Glied des mythologischen Prozesses darstellt; es ist vielmehr nötig, sie in die vielleicht Jahrtausende ältere Göttersage zu verfolgen.

Da lehrt uns nun das Eddalied von Fiölswidr, daß inmitten der Waberlohe am Baume Mimameidr die Heilgöttin Menglada wohnt, eine Tochter des alten Feuergottes Swafur Thorin, von der kein Kranker ungeheilt fortgeht. Die Göttin der Morgenröte, d. h. die ehemalige Sonnengöttin, ist zur unterirdischen Heilgöttin geworden, in deren Armen sich allnächtlich der Sonnengott verjüngt, wie Medea, des Sonnenkönigs Tochter, den Jason verjüngte, und Eos den Tithon vor dem Sterben bewahrt. Darum sagt die Edda von ihrem Berge:

Hyfiaberg (Heilberg) heißt er, Heilung und Trost
Seit lange der Lahmen und Siechen.
Gesund ward jeder, wie verjährt auch das Übel,
Der seine Spitze bestieg.

Wie haben wir uns diese Wendung des Sonnenmythus zu erklären? Dadurch, daß die ehemalige Sonnengöttin die Hüterin des von ihrem Vater, dem alten Feuergotte, erfundenen Verjüngungs- und Unsterblichkeitstrankes geworden war und unterirdisch gedacht wurde, weil sie diese verjüngende, gesundmachende Kraft auch den Heilbädern mitteilte, wie wir denselben Gedankengang (S. 387) auch in den indischen Epen fanden. Zunächst ist hier darauf hinzuweisen, wie innig sich die ehemalige Sonnen- und nunmehrige Heilgöttin mit Iduna berührt, die mit ihren verjüngenden Äpfeln ebenfalls am Weltbaume wohnte, aber nun durch die Riesen zur Wurzel desselben an Urds und Mimirs Brunnen entführt ist. Als Gattin des Sängergottes Bragi, dem der Minnebecher (Bragafull) im besondern gewidmet ward, ist sie auch Wächterin des begeisternden Trankes, und in Odins Rabenzauber heißt es von Heimdall, der, soweit ich verstehe, zu Idun hinabgeschickt wird:

Der Weise fragte die Wärterin des Tranks,
Ob von den Asen und ihren Genossen,
Unten im Hause der Hel, sie wüßte
Alter und Dauer und endlichen Tod?

Andererseits heißt es in demselben Liede: „Urda sollte Odhrörir bewachen,“ und andererseits sahen wir denselben in der Oberhut Gunnlöds, der Tochter Suttungs. Im Grimnirliede heißt die Trankbewahrerin wieder anders, nämlich Saga, und wohnt in der Meeresgrotte Sökkwabeck, wo die untergehende Sonne einkehrt.

Sökkwabeck heißt die vierte, kühle Flut
Überströmt sie immer;
Odin und Saga trinken alle Tage
Da selig aus goldnen Schalen.

Den bedeutendsten Namen ergiebt das Wegtamslied, wo die unterirdische Methhüterin, bei der Odin sich Rat holt, Wala genannt wird, was sich mit Volla, Fulla, Völa berührt, so daß das erhabene Lied der Seherin, welches an die Spitze der Edda gestellt zu werden pflegt, aus ihrem Munde ertönt. So holt sich Indra Rat bei der Trita, der Methbereiterin, so Apoll bei der Pythia und Zeus bei der Pallas. Den Beweis, daß alle diese Gestalten auf die ehemalige indogermanische Sonnengöttin Surya zurückgehen, nur andere Namen derselben sind, läßt sich dadurch erbringen, daß die Römer, als sie nach dem Norden kamen, an allen Orten, wo Heilquellen vorhanden waren, in England, Belgien, Deutschland und Frankreich, den Kultus einer eng mit dem damaligen Sonnengott (Odin), den sie Apollo Grannus oder Apollo Belenus tauften, verbundenen Göttin fanden, die den Namen Sulis, Surya oder Sirona führte. Dieser Heilgöttin gewidmete römische Inschriften hat man unter anderen zu Bath in England, bei Aachen (Aquae Granni), in Sironabad bei Nierstein am Rhein und bei Sire-Fontaine (Siria-Fontana) in Frankreich gefunden. Auch die französischen Flüsse Siron, Serain und Seran scheinen auf dieselbe Heilquellengöttin hinzudeuten, welche die Römer mit ihrer Minerva verglichen.

An den heißen Quellen von Bath in England, die noch heute, obwohl ihre Glanzzeit vorüber ist, jährlich circa fünfundzwanzigtausend Kranke aufsuchen, hat man neben den römischen Badeanlagen eine Anzahl Votivtafeln mit der Aufschrift DEAE SVLI MINERVAE, d. h. der Göttin Sulis Minerva, die eine mit dem Zusatze pro salute et incolumitate (für Heilung und Wiederherstellung) gefunden. Die Römer wußten, daß die alten Britannier diese heiße Quelle einer weiblichen Sonnengottheit zuschrieben und unter ihrer Obhut dachten, und nannten den Ort deshalb Sonnenwasser (Aquae Solis); aber wie kamen sie dazu, diese Sonnengöttin Minerva zu nennen? Offenbar doch deshalb, weil sie in dieser Heilgöttin und ihrem Kulte Züge ihrer Minerva wiederfanden. Über diesen Kult der englischen Sonnengöttin hat uns der Polyhistor Solinus, welcher im dritten Jahrhundert lebte, einige dürftige Nachrichten gegeben, welche indessen erkennen lassen, daß diese Sonnengöttin dieselbe war, deren Kult noch die Christen in Irland antrafen und als den der h. Brigitta christianisierten (vergl. S. 339). Solin sagt nämlich (Kap. 22): „Auf englischem Boden giebt es viele und große Flüsse, sowie heiße Quellen, die mit künstlichen Zurichtungen zum Gebrauche der Sterblichen versehen sind. Dieser Quellen Vorsteherin ist die Gottheit Minerva, in deren Tempel die ewigen Feuer niemals zu Asche verlöschen, sondern wo das Feuer nachläßt,

wird es in steinerne Kugeln verwandelt.“ Wir wissen nun zwar, daß auch die Römer ihre Minerva als Heilgöttin (Minerva medica) und als Vorsteherin der warmen Quellen verehrten; aber als Sonnen- und Feuergöttin war sie in Italien ganz unbekannt. Man muß also damals noch nähere Beziehungen zwischen dem Kult der Minerva und der englischen Sulis erkannt haben. Wahrscheinlich bestanden diese Ähnlichkeiten in der Art der Besorgung ihres heiligen Feuers und in gewissen Ausrüstungsgegenständen der Tempel. In der Nähe des römischen Grenzwalls bei der Station Bremenium wurde ein der Minerva und dem Kohorten-Genius gewidmeter Altar gefunden, der mit dem Hakenkreuz bezeichnet ist, was auf den Kultus der Feuer- und Sonnengöttin daselbst hindeutet, und dies erklärt sich, da die Römer das Hakenkreuz nicht mehr kannten, dadurch, daß ein keltischer Stamm, Varduler von der biskayischen Küste, diese Kohorte bildeten, welche die Altäre errichtete. Wir haben oben die britische Feuer- und Sonnengöttin mit der germanischen Perchtha, der Spinnergöttin, zusammengehalten (S. 340) und müssen uns erinnern, daß sowohl die römische Minerva mit der Spindel dargestellt, als auch zahlreiche Spinnwirtel von Troja, wo dieselbe Göttin verehrt wurde, mit dem Hakenkreuz bezeichnet, gefunden wurden. Wir haben also darin einen zweiten Berührungspunkt, der im Kultus ausgeprägt gewesen sein kann, da die gleiche Bewegung des Feuerquirls und Spinnwirtels von selbst auf eine solche Verbindung hindrängte.

Ich will im Vorübergehen erwähnen, daß man in einer römischen Station Englands auch einen Votivaltar gefunden hat, der die Inschrift DEAE SVRIAE trug. Da dieser Altar in Gegenden gefunden ist, wo die syrische Legion stationiert war und wo man demgemäß auch verschiedene, dem Jupiter Baal und dem syrischen Herakles Melkarth, sowie der «Dea syria» (vergl. S. 404) gewidmete Altäre gefunden, so haben Bruce, L. Müller und andere Gelehrte diesen Altar kurzer Hand auf die Astarte bezogen, welche von späteren Schriftstellern vielfach einfach die syrische Göttin genannt wurde. Man muß sich indessen gegenwärtig halten, daß die Römer solche Altäre meist an Orten errichteten, wo sie einen Kult fanden, der dem ihrer Heimatsgottheit ähnlich war. Wie wir soeben die Minerva der Sulis gleichgeordnet fanden, so werden die Baals-Altäre an Orten errichtet sein, wo man den keltischen Sonnengott Belenus vorfand, und da die Astarte eigentlich Mondgöttin war, eine solche aber in germanischen Ländern nicht vorhanden gewesen, so ist eine solche Gleichsetzung nicht eben wahrscheinlich. Allerdings hat man in jener Zeit der Vermischung der Religionen und Kulte auch manche Kennzeichen der weiblichen

arischen Sonnengottheit, z. B. das Hakenkreuz, auf die syrische Göttin übertragen, und so wie sie uns Luzian aus dem Tempel von Hierapolis in Syrien geschildert hat, eine ewige Lampe auf dem Haupte und mit dem Spinnrocken in der Hand, erinnert sie entschieden an diese. Wir müssen aber bedenken, daß Suria der Name der alten indogermanischen Sonnen- und Heilquellen-Gottheit war, die sich, abgesehen von Indien, im deutschen Sirona-Bad und in vielen französischen Orten wiedergefunden hat, wo nie eine syrische Legion gestanden hat, und daß endlich die Römer jenen Namen, wenn sie wirklich die syrische Göttin im Sinne gehabt hätten, wohl DEAE SYRIAE geschrieben haben würden.

Wir können viel nähere Beziehungen zwischen der nordischen Sonnengöttin, Heilquellen-Beschützerin und Methbewahrerin einerseits und der römischen Minerva andererseits nachweisen, um uns zu überzeugen, daß sie aus einem Grundstamme hervorgegangen sind. Die nordische Sonnengöttin galt als die Tochter des Schmiedegottes und Metherfinders Mimir (Mundilföri), den wir schon (S. 341) im römischen Mamurius wiedergefunden haben. Schon ältere Sprachforscher haben bemerkt, daß der Name der Minerva derselben Sprachwurzel entsprungen ist, wie der des deutschen Mimir (S. 378). Man schrieb den Namen in alter Sprache auch Menerva und Menerfa, und brauchte ihn in der Form promenervare schon in einem uralten Salierliede für das spätere monere, d. h. mahnen, erinnern. Festus in seinem Buche über die Bedeutung der Wörter sagt, Minerva wurde sie genannt, weil sie wohl erinnert, und Augustinus in seinem Buche über den Staat Gottes (VII. 3) hält sich darüber auf, daß man Minerva, die das Gedächtnis der Kinder schärfe, unter die großen Götter setze, Mens dagegen, die den Verstand giebt, unter die kleinen. Nun, die Wurzel war dieselbe in beiden Worten, dieselbe, die auch in den Worten Mond, Mann, Mensch steckt, aber verdoppelt, wie in Mimir, und in der That kommt die Minerva Memor auf verschiedenen Inschriften aus der Gegend von Placentia, Velleja und Mailand vor, und diese Memor, meint Preller (R. M. S. 262) sei von der Minerva medica, welche die Ärzte als ihre Schutzpatronin verehrten, nicht sehr verschieden gewesen. Minnetrank und Heiltrank, Sonne und Sonnenquell berührten sich unter der Obhut derselben Göttin.

Aber auch Beziehungen zu der älteren germanischen Sonnengöttin waren noch in Rom vorhanden, namentlich in dem schon oben (S. 330) erwähnten Mythus, daß Minerva den Prometheus begünstigt habe, als er das Feuer vom Sonnenrade holte. Hierin scheint sich eine Erinnerung aufzuthun an den Edda-Mythus, daß Brunhild den Agnar (Agni-Pramati?)

gegen Odins Willen begünstigt habe, und deshalb ihres Amtes entsetzt und in Schlaf versenkt worden sei, um als Heilgöttin (Menglada) wieder zu erwachen. Promenerva und Prometheus blieben als Kinder des Feuerbringers, Menschenschöpfers, Sinn- und Erinnerungsweckers Mimir ewig verbunden, es sind die ersten beiden Geschöpfe, und darum ist Manu bei den Indern zugleich Prometheus, Suradevi aber die Göttin des Minnetrankes. Kurz, alles deutet darauf hin, daß Minerva Memor die weibliche Ergänzung Mimirs und seine Tochter ist, ebenso wie Pallas, Pales und Trita gleichnamige weibliche Formen neben sich hatten. Wir finden noch eine schwache Spur dieses weiblichen Mimir in der slavischen Göttin Mamurienda, die genau so wie der römische Mamurius (S. 341) am Palmsonntag als weibliche Puppe aus der Ortschaft herausgetragen wurde, wobei man sang: Wyneseme, wyneseme Mamuriendu, d. h. wir werden Mamurienda hinaustragen. Da diese Ceremonie genau an diejenige des germanisch-römischen „Todaustragens,“ d. h. an die Verbannung des Winterdämons aus Stadt und Land anschließt, so sehen wir daraus, daß die ehemalige Sonnengöttin, weil sie im Winter mehr unter der Erde als über derselben weilt, allmählich zur Totengöttin wurde, also genau denselben Wechsel durchmachte, den wir zwischen der griechischen Helena und der germanischen Hel und Kali der Inder finden werden. Dabei verzerrten sich die Züge, und wie der Name der slavischen Göttin Mamurienda in Murienda, Morena und Marana (in Schlesien und Polen heißt sie ausnahmsweise Marzana; in Indien Marana: der Tod und die Todesgöttin), so geht in Rom Mamurius durch Mamers (Mamors) in Mars und mors über. Diese winterliche Sonnengöttin heißt dann bei den Slaven auch noch „altes Weib“ oder Furie (Jaga oder Jezi-Baba), und Mamurienda scheint sich somit zu Minerva ähnlich wie Medusa zu Pallas Athene zu verhalten (vergl. Hanusch S. 140 und 413).

So entspricht dem römischen Feuer- und Hirtengott, von dessen heiligen Feuern schon oben die Rede war (S. 310), ebenso wie dem griechischen Pallas eine weibliche Pales und Pallas, dem nordischen Phol eine Folla oder Fulla, dem russischen Volos und böhmischen Weles eine lettische Welli-Deva und litauische Wellona, die sich als Totengöttin nahe mit der römischen Bellona berührt und der in Litauen das Allerseelenfest gewidmet ist. Weibliche Formen zu Völundur und Wieland schließen sich als Vala, Böla, Wielona und Wielena an; die letztere ist bei den Samogitern die Beherrscherin der Seelen und berührt sich unmittelbar mit der Vila oder Kali der Inder, die genau so wie Mamurius und Mamurienda am siebenten Tage nach dem Neumond im März im feierlichen Zuge aus der

Stadt getragen und in den Ganges geworfen wurde, obwohl diese Ceremonie in Indien noch komischer erscheint als im alten Rom und nur als germanisch-slavisches Überlebsel aus einem Winterlande begreiflich ist. Und zwar als das Überlebsel eines inzwischen zum Ackerbau fortgeschrittenen Volkes, welches eine Sommer- oder Lebensgöttin und eine Winter- oder Todesgöttin zu unterscheiden begann.

51. Pallas Athene.

Um die erhabenste Göttin der Griechen richtig zu verstehen, müssen wir nochmals zu dem alten Feuer- und Fruchtbarkeitsgotte zurückkehren, welchen das indogermanische Urvolk, bevor es sich zum Ackerbau wendete, als seinen obersten Schützer verehrte und dem es selbst in späteren Zeiten noch seine Liebe zuwandte, wie der herzliche Kultus des Agni bei den Indern, des Pales der Römer und des Pan bei den Griechen beweist. Daß derselbe ehemals an erster Stelle stand, scheint daraus hervorzugehen, daß sein Name fast in allen indogermanischen Ländern zum Herren- und Königstitel geworden ist, so Baldor bei den Angelsachsen, palas im Sanskrit, palmus der Königstitel bei den Lydern, ebenso wie noch jetzt bei den Slaven pan Herr und pani Herrin heißt. Die älteste Namensform scheint Pali oder Pales gewesen zu sein, und wenn der syrische Baal und assyrische Bel damit zusammenhängen sollten, so würde ich eher an eine Entlehnung aus den indogermanischen Sprachen, als aus den semitischen glauben. Denn die Namen Belen, Bealdor, Baldor am Westmeer, Baldur im Norden, Biel, Paltar, Balder und Phol in Deutschland, Wolos, Weles, Beldäg bei den Slaven, Pales bei den Italikern, Pallas und Pan bei den Griechen, Bali und Pani bei den Indern scheinen untrennbar zusammenzugehören.

Dem ganzen Zusammenhange nach scheint mir in Hinblick auf die Palilien die Ableitung von dem slavischen palitai, brennen, näherliegender als die beliebtere, von der Wurzel pa, schützen, erhalten, ernähren. Den Namen des griechischen Feuerriesen Pallas hat man als den „Schwinger“ übersetzen wollen, was ihn unmittelbar mit dem nordischen Feuerriesen Mundilföri in Verbindung bringen würde; doch wird Pallas in den grie-

chischen Titanen- und Giganten-Verzeichnissen stets neben Mimas genannt, so daß wir den hauptsächlich als Methgott im westlichen Deutschland verehrten Mimir von dem Vieh- und Weidegott Pales und dem Herdgott Sweistiks trennen müssen, obwohl alle drei Feuergötter waren und in ihren Töchtern verschmolzen.

Diese Töchter Minerva, Pallas, Hestia hatten ursprünglich als die Sonnengottheit gegolten; aber die Ausbildung eines eingesessenen Ackerbaus, das Wohnen in befestigten Wohnsitzen, scheint das Emporkommen eines kriegerisch gedachten Himmelsgottes begünstigt zu haben, der anfangs mit den Menschen auch die Sonnenjungfrau unter seinen Schutz nahm, allmählich aber die Leitung des Sonnenwagens, die ja für den Ackerbau von unendlicher Wichtigkeit blieb, selbst in die Hand nahm, während die Sonnengöttin ihren Platz räumen mußte, die Feuergötter aber in den Rang von ungefügen Riesen oder von alten bocks- oder pferdefüßigen Waldgöttern und Kentauren zurückgedrängt wurden. Die Griechen besaßen noch sehr deutliche Erinnerungen daran, daß Pallas, die Tochter des Feuerriesen Pallas, ursprünglich eine die Erdfruchtbarkeit begünstigende Sonnengottheit gewesen war; denn man gab ihr den Beinamen der Glänzenden (Auge) und Goldenen (Chryse), wie ja auch Apoll hieß, nannte sie die Lichtbringerin, und J. G. von Hahn hat offenbar sehr recht, wenn er (S. 427) auf ihre ursprüngliche Gestalt und Thätigkeit die Anrufung in den Bakchen des Euripides bezieht, in der es (V. 317) heißt: „Unbefleckt heilige Göttin, die du die heilige Erde auf Goldschwingen umfliegest.“ Derselbe Forscher hat (S. 465) auf des Kallimachos Hymnus auf das Bad der Pallas aufmerksam gemacht, in welchem die Göttin geschildert wird, wie sie stets, bevor sie in die kühlende Flut hinabsteigt, die Rosse ihres Gespannes vom Schweiße reinigt, ein Bild, welches kaum anders als auf die Führerin des Sonnenwagens angewendet werden kann. Auch die darauf folgende Erzählung von der Erblindung des Teiresias, der die Pallas nackt gesehen, und die daran geknüpfte Warnung:

— — — — — doch, o Pelasger,
Hüte dich, jene zu schau'n, ohn' es zu wollen sogar.
Denn wer nackt sie erblickt, die Stadtvorsteherin Pallas,
Der hat Argos alsdann wahrlich zum letzten geseh'n.

Wir werden dieser Warnung, die Sonnengottheit nackt zu schauen, noch ferner in indogermanischen Mythen begegnen. Unter den Schriftstellern des späteren Altertums haben besonders Porphyrios und Macrobius die Sonnennatur der Göttin hervorgehoben. „Auch Porphyrios,“ sagt der letztere (Saturnalien I. 17) bezeugt, „daß Minerva die Kraft der

Sonne ist, welche dem menschlichen Geist Klugheit verleiht. Daher sei diese Göttin der Sage nach aus dem Haupte des Zeus, d. h. aus dem höchsten Teile des Äthers, wo der Ursprung der Sonne liege, hervorgegangen.“ Wir haben diese Erzählung von der Wiedergeburt der Sonnenjungfrau aus dem Haupte des Zeus schon früher (S. 249) auf die Einbeziehung der Sonne in das Haupt des Himmelsgottes bezogen, aus dem sie dann als eine andere wiedergeboren wurde. Andere alte Mythologen aber kannten die Ursage genauer. So erzählt uns Firmicus, daß Minerva des Vulkanus Tochter sei, und während Festus weiß, daß sie den Werbungen ihres Vaters widerstand, erzählt Cicero in seinem Buche über die Natur der Götter (Kap. 22—23), daß sie die Gattin des Vulkan geworden, und daß der urväterliche Apoll (Apollo Patroos) der Athener ihr Sohn sei, also mit Erichthonios eine Person. Auch danach war Athene Apolls Vorgängerin, und Cicero fügt die Nachricht hinzu, daß sie selbst die Erfinderin der vierspännigen Wagen sei, wie sie ja auch Hippia, die Pferdegöttin, hieß.

Auch die spätere Sage trug dieser älteren, mit der germanischen Überlieferung übereinstimmenden Nachricht dadurch Rechnung, daß sie Hephästos oder Prometheus gleichsam zu ihren Pflegevätern macht, die ihr durch einen Hammerschlag auf den Schädel des Zeus zum Lichte verhalfen. Hephästos führte auch den Beinamen Palamaon, der Bildner, Erfinder, womit Pales und Palamedes zu vergleichen sind, und in der litauischen, auch sonst noch im Norden wiederkehrenden Fassung, daß sich der Feuergott aus dem edelsten Metall eine goldene Tochter geschmiedet habe, verliert auch die griechische Sage von ihrer Verbindung das Anstößige.

Immer blieb Pallas-Minerva den Feuerkünstlern Hephäst, Prometheus und Dädalos freundlich geneigt und eng mit allem ihrem Thun und Treiben, Erfinden und Gestalten verbunden, obwohl sie ehemals von ihrer Feuernatur so arg bedrängt worden war. So stand ihr Bild in der Akademie von Athen neben den beiden Feuergöttern Hephästos und Prometheus und wurde wie diese durch Fackelläufe verehrt, und nach einer von Platon im Protagoras mitgeteilten Lesart hätte Prometheus nicht vom Sonnenwagen, sondern aus der gemeinsamen Werkstätte von Hephäst und Athene das Feuer geholt. Übrigens galt sie auch in Griechenland als Heilgöttin, Behüterin der warmen Mineralquellen, der spinnenden und webenden Künste (Athene Hygieia und Ergane), wie sie denn in Rom ihren kriegerischen Charakter ganz einbüßte und mehr den einer Beschützerin der Künste und Wissenschaften annahm. Wie genau der Charakter der griechischen Kampf- und Wissensgöttin mit demjenigen der nordischen

Brunhild und anderer Walas und Walküren übereinstimmt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, den Lichthelden und Sonnenkämpfern Odysseus, Achill, Perseus, Bellerophon u. a. gegenüber tritt sie völlig in die Rolle einer Walküre zurück.

Auch das Schicksal der Brunhild und ihres Gegenbildes Iduna, in die Unterwelt versetzt zu werden, läßt sich im griechischen Athene-Kultus nachweisen. Zu Koronea in Böotien stand der Tempel der Athene Itonia mit einem Bilde des unterirdischen Zeus, das Bundesheiligtum des Landes, in welchem jährliche Bundesfeste zum Andenken daran stattfanden, daß Athene einst in die Unterwelt herabgeführt und wieder emporgekommen sei. Die Sage erinnert auf das lebhafteste an die von der Iduna, deren Zusammenhang mit der nordischen Sonnen- und Methgöttin oben (S. 409) berührt wurde, und da der Name Athene bisher nicht befriedigend erklärt ist, scheint es ratsam, diese Vergleichung der Athene Itonia mit der Iduna im Auge zu behalten. Nach der Meinung einiger Altertumsforscher wurde am Tage ihres Hinabsteigens und Sterbens die ewige Lampe der Itonia gelöscht und bei ihrer Wiederkunft von neuem entzündet, in der übrigen Zeit aber legte nach Pausanias (IX. 34) eine Priesterin täglich neues Feuer auf den Altar und rief dazu: Jodamia lebt und verlangt Feuer! Die Kallynterien und Plynterien in Athen waren nach Bötticher ähnliche Sterbe- und Auferstehungsfeste der leuchtenden Athene Aglauros, weshalb die ewige Lampe der Burggöttin (Athene Polias) gelöscht und wieder angezündet wurde, ähnlich wie die Edda-Erklärer das Niedersinken und Wiederkehren der von dem Unterweltsriesen Thiassi geraubten Iduna als das Niedersinken und Wiederkehren des grünen Pflanzenschmuckes der Erde deuten.

Die ewigen Lampen der Athene Polias und Itonia deuten andererseits auf ihre Verwandtschaft mit Hestia und Vesta, welche auch dadurch bezeugt wird, daß in den römischen Vestatempeln Minervenbilder und die Palladien aufgestellt waren. Der alte Vergilerläuterer Servius sagt von der Feuergöttin Pales: „Sie ist die Göttin der Nahrung, welche andere Vesta, noch andere die Mutter der Götter nennen. Vergil nennt sie weiblichen Geschlechts, während andere, darunter Varro, Pales männlich gebrauchen.“ Also ganz wie Pallas und Pallas bei den Griechen. Wir sahen schon, daß die Sulis der Britannier eine Göttin des ewigen Erdfeuers geworden war, und vielleicht giebt die litauische Sweistunoka, die weibliche Form des Feuergottes Sweistiks (Svestiks), den besten Fingerzeig für die Ableitung der Namen Vesta und Hestia. Denn wie Svalin mit Helios, so scheint Svestica mit Hestia verwandt. Die Namen haben

sich überall ins Endlose vervielfältigt. Neben der Sunna erscheint in den Merseburger Zaubersprüchen eine Asin Volla, die wohl als die weibliche Form Phols erscheint und daher der Pales-Pallas entsprechen würde. Wold und Hulda, Uller und Holla (Frau Holle) scheinen, obwohl zum Teil weit genug von ihrer Grundform entfernt, ähnlich nordische Paarungen, wie die beiden Pales- und Pallas-Paare im Süden darzustellen.

Noch eine bemerkenswerte Ähnlichkeit ist zwischen der griechischen Pallas und der italischen Pales vorhanden; denn wie erstere Athen, die Hauptstadt Griechenlands, gegründet haben sollte, so erzählten die Italiener, daß die Hirtengöttin Pales oder auch eine nordische Jungfrau Palantia (S. 310) Rom gegründet habe. Als ältester bebauter Teil Roms galt der palatinische Hügel, welcher nach Festus seinen Namen Palatium empfing, weil dort die Tochter des Hyperboreers Pallas oder Palanto gewohnt habe oder beerdigt worden sei. Wie Latinus, der Urkönig, ein Sohn dieser nordischen Palanto, so wurde Evander ein Enkel des Pales oder Pallas genannt, und noch in den Kaiserzeiten feierte man das Feuerfest der Palilien am 21. April gleichzeitig als den Geburtstag der Stadt Rom. Aus dieser Sage spricht ein leiser Nachklang der Erinnerung, daß die italienischen Hirtenvölker der Vorzeit nicht, wie es sonst wohl heißt, aus Arkadien, sondern über die Alpen in die sonnigen Gefilde Hesperiens niedergestiegen sind und von dort ihre Feuergötter Mamurius und Pales, nebst deren Töchtern Minerva und Palanto mitgebracht haben. Übrigens erscheint die ehemalige germanische Sonnengöttin, die hier auch Pallantia oder Palatua genannt wurde, in Italien, gerade so wie die indische Surya, bereits zur Göttin der Morgenröte umgewandelt und erfuhr von den dortigen Hirten eine ebenso lebhafte Verehrung, wie diejenige war, von der die Gesänge der Veden Kunde gaben. Darüber mehr im folgenden Kapitel.

52. Aurora und die Dioskuren.

Einer der ausgedehntesten Sagenkreise ist derjenige von der Morgenröte oder richtiger gesagt, der beiden zu einer einzigen mythischen Person zusammengeflossenen Röten, welche anscheinend in den ältesten Zeiten zu zwei Wölfen gemacht wurden, von denen der eine im Westen,

der Finsterniswolf (S. 205), die Sonne abends verschlingt, der andere sie am Morgen verjüngt gebiert. Daher die Wolfsgestalt der Leto (S. 204), welche an Lada der Slaven und Hludana, die Mutter Thors, erinnert, und die beiden Wölfe Odins und Apolls. Aber dieses nur niedrigstehende Völker befriedigende Bild, bei welchem wahrscheinlich die Abendröte auf das den westlichen Himmel überflutende Blut des zerfleischten Sonnengottes gedeutet wurde, ist früh durch die angemessenere Personifikation zu einer Göttin der ewigen Jugend und Schönheit, der Eos der Griechen, ersetzt worden. Die Möglichkeit und Nötigung, Morgen- und Abendröte in eine Person zu verschmelzen, war dadurch gegeben, daß sie beide meist zugleich auftreten; denn wenn sich am Morgen der Osthimmel in glänzende Farben kleidet, dann rötet sich durch Wiederschein auch der Westen, und umgekehrt erweckt die Abendröte auch im Osten ein schwächeres Aufflammen. Nichts kann natürlicher sein, als daß sie sich zu einer Göttin gestaltete, die den Sonnengott am Abend in ihren glänzend erleuchteten Wohnungen empfängt und ihn des Morgens wieder daraus neu erquickt und verjüngt entläßt.

Die geringe Ausbildung des Eos-Mythus im germanischen Norden hängt wahrscheinlich mit dem Umstande zusammen, daß man hier ursprünglich eine Sonnenjungfrau verehrte, deren Reinheit eine Verwickelung in Liebesabenteuer nicht gestattete. Dies konnte erst geschehen, nachdem sie im Westen zur Ruhe gegangen und ihr Schlummerbett mit Waberlohe umzogen worden war (S. 408) mit der Bestimmung, daß nur der die Flammen durchbrechende Sonnenheld zu ihr gelangen solle. Die Sonnenjungfrau wurde so zur Göttin der Morgenröte, wie ihr bei den Slaven (Zora, Zare) ähnlich und bei den Indern (Surya, Suradeva) gleichgebliebener Name beweist. In Indien hat ihr Kultus die größte Höhe erreicht. Man hat ihr den Wagen der Sonnengöttin gelassen; aber um die roten Farbentinten zu versinnlichen, mit denen sie Wolken und Höhen schmückt, denkt man sich denselben mit roten Kühen bespannt. Die durch die Finsternis der Nacht geängstigten Hirten des Himalaya begrüßen sie mit der lebhaftesten Freude, da sie es ist, welche die Thore des Himmels öffnet und die Sonne hereinführt. „Die Morgenröte,“ singt ein vedischer Sänger in einer der vielen ihr gewidmeten Hymnen, „ist die Freundin der Menschen; sie lächelt wie eine junge Gattin; sie ist die Tochter des Firmamentes; sie besucht jedes Haus, vernachlässigt die Wohnung keines Menschen und vergißt weder den Kleinen noch den Großen. Sie bringt den Reichtum; sie ist immer dieselbe, die Unsterbliche, Göttliche, der das Alter nicht zu nahen im stande ist; sie ist die junge Göttin, aber die Menschen läßt sie altern.“

Man glaubt eine Anspielung auf die Sage von Eos und Tithonos hindurch zu hören, und in der That ist die indische Usha durchaus nicht sehr verschieden von der litauischen Ausca oder Auszra (S. 209). In den alten Salierliedern hieß die Sonne selbst oseul (usil der Etrusker), und die Sprachforscher behaupten, keine Schwierigkeit zu finden, daraus sowohl den Namen Aurora, wie durch das äolische Auos (für Ausos) Eos abzuleiten. Aber sie bekam, als ihr Mythus sich in Indien entwickelte, noch viele andere Namen außer Surya und Usha, nämlich Sukanyâ (die schöne Jungfrau), Ahana (woraus Max Müller Athene ableiten will), Aditi, Saranyu und Sarama, falls dies nicht bloße Nachtgottheiten sind, Urvaçi und in Persien Ardvî-Çûra-Anâhita, d. h. die Erhabene, Mächtige, Unschuldige.

Durch die germanische, indische, persische und griechische Mythe geht nun die Dichtung, daß der Sonnengott seine Vorgängerin, die Sonnengöttin, verfolgt, sie am Abend einholt, sich in ihren Armen über Nacht verjüngt und sie dann aus irgend einem Grunde wieder verlassen muß. So läßt Sukanya den Cyavana, ihren Gatten, in ein Bad steigen, aus dem man mit dem Alter, welches man sich wünscht, wieder heraussteigt. Ardvî-Çûra, deren Name derjenige des Jungbrunnens geworden ist, die schöne, starke und glänzende Jungfrau mit dem goldenen Diadem, giebt dem Thraetaona, der zu ihr flüchtet, im Avesta Gesundheit und Stärke zurück. So verjüngt Medea den Sonnengott, der bei den Slaven Jason hieß, und was von Eos und dem wilden Jäger (Orion oder Kephalos), von Ariadne und Dionysos, von Simson und Delila, von Helena und Menelaos, Helena und Iwan bei den Russen, Brunhild und Siegfried bei den Germanen, Urvaçi und Pururavas bei den Indern, und von Amor und Psyche bei den Griechen erzählt wurde: es ist immer wieder die alte, ewig neue Geschichte von Trennung und Wiedersehen von Sonne und Aurora. Andererseits verschönt Indra das häßliche, graue Mädchen der Dämmerung, Ayâlâ, giebt ihm eine glänzende Haut, indem er die alte runzlige Eselshaut (S. 367) wegnimmt, d. h. Aschenbrödel-Aurora enthüllt ihre volle Schönheit nur dem sich nahenden Sonnenbräutigam (Rigveda VIII. 80). Unübertroffen bleibt unter diesen Aurora-Dichtungen die germanische von dem Sonnenheld, der durch die Flammen der Abendröte zu ihr dringt, worauf sie, obwohl er sie über Tag verlassen, am nächsten Abend mit ihm den Scheiterhaufen besteigt. Aber das indisch-griechische Märchen von Pururavas-Amor, welcher der Urvaçi-Psyche das Versprechen abnimmt, ihn niemals nackt sehen zu wollen, kann sich daneben behaupten.

In einer von **Kuhn** (S. 72—76) ausführlich mitgeteilten Darstellung der Brahmanischen Fassung des Yagurveda, welche mit dem Völundurliede der Edda die größte Ähnlichkeit darbietet, hat sich Urvaçi (eine der walkürenhaften Apsarasen der Inder) in den Pururavas verliebt und bittet ihn, sich ihr nicht nackt zu zeigen, „denn das ist," sagt sie, „ja die Sitte (oder Vorschrift) von uns Frauen." Aber die Gandharven, deren Tochter die Himmlische war, sagten, sie habe nun genug bei dem Irdischen geweilt, und reizten den Pururavas, indem sie einen Widder (sollte es nicht ein Sohn gewesen sein?) aus dem Schlafzimmer stahlen, so daß sie sprach: „Als wären hier keine Helden, wahrlich, als wären hier keine Männer, so rauben sie den Sohn!" Und als sich dies nun wiederholt, als auch das zweite der kleinen Geschöpfe von den Gandharven ihrer Obhut entrissen wird und sie dieselbe Klage wiederholt, da konnte er sich nicht länger halten, sprang nackt vom Lager, um, ohne sich ein Gewand zu gönnen, den Räubern nachzueilen. Da ließen es die Gandharven blitzen, daß sie ihn wie am hellen Tage sah, und mit den Worten: „Ich kehre wieder!" verschwand. Es ist, wie Max **Müller** zweifellos richtig gesehen hat, die Morgenröte, welche in dem Augenblicke verschwindet, in welchem sich die Sonne nackt von ihrem Lager erhebt. Das griechische Märchen, welches die Schuld der Psyche zuschreibt, ist demnach entstellt. In Schwanengestalt erscheint sie ihm, gerade wie in der germanischen Sage, auf einem Teiche wieder, und sie antwortet auf seine Klagen: „Was soll ich thun mit dieser deiner Rede? Fort ging ich, **wie die erste der Morgenröten**. Pururavas gehe wieder heim, schwer zu erlangen bin ich, wie der Wind." Er droht nunmehr, daß er, der Göttergenoß, sich in den Tod stürzen werde, und nun sagt sie ihm, wie er zu ihr nach den Goldpalästen kommen solle, und weiter wird erzählt, wie er, nachdem er den Menschen das Feuer gebracht, als Gottheit in den Himmel aufgenommen wird.

Einer der schönsten Gesänge der Odyssee ist aus dieser indogermanischen Walkürensage, welche mit derjenigen von der Begünstigung des Agnar-Prometheus durch Brunhild-Minerva Ähnlichkeit hat, hervorgegangen. Die Inder hatten noch mancherlei Nebenformen dieser Allegorie, in welcher gewöhnlich dem Sonnengotte die Schuld beigemessen wird, so z. B. entflieht bei Somadeva Urvaçi, weil König Pururavas sich im Himmel ihrer geheimen Liebe gerühmt hat, bei Kalidasa, weil er ihr untreu geworden, oder anderwärts, weil er ihre Kinder verachtet hat. Andererseits wird aber auch der vedischen Aurora Untreue und Zauberei vorgeworfen und Indra (als Sonnengott) belobt, daß er das ränkevolle Weib gezüchtigt und verstoßen habe. Ein vedischer Hymnus rät der Aurora, ihre Netze nicht zu weit auszulegen, damit der Sonnengott nicht komme und alles verbrenne. Grund zur Eifersucht gaben ihm vor allem die Açvinen, d. h. die beiden Göttersöhne, welche mit der Aurora tändeln und denen sie der Sonnengott gleichsam alle Tage abjagen muß. Daher verfolgt er die Aurora alltäglich, und sie flieht vor ihm.

Die Açvinen sind die griechischen Dioskuren, d. h. das göttliche Zwillingspaar Kastor und Pollux, welche auf schnell reitenden Rossen da-

hersprengend, von den Griechen als schnelle Helfer in dringender Gefahr, namentlich in Sturmesnöten auf dem Meere angerufen wurden und sich im sog. Elmsfeuer sichtbar verkörperten. Den Naturkern dieses Gedankenkreises dürfte Welcker richtig erfaßt haben, als er die Dioskuren als Vergötterungen von Morgen- und Abendstern erklärte, obwohl diese Erklärung beinahe auf der ganzen Linie von den Mythologen, die nur eine Verkörperung des Wechsels von Tag und Nacht und daher Dämonen der Dämmerungen in ihnen sehen wollen, zurückgewiesen wurde. Allein man muß bei einem Mythus stets den Kern, aus welchem er hervorgegangen, von dem unterscheiden, was die dichtende Phantasie der Völker daraus gemacht hat, und wenn wir die gesamte Entwickelung des Açvinen- und Dioskuren-Mythus betrachten, erscheint mir die Richtigkeit der Welckerschen Auffassung zweifellos. Sie erscheinen in der indischen Dichtung ebenso untrennbar mit der Surya, der zur Morgenröte gewordenen germanischen Sonnengottheit verbunden, wie die griechischen Dioskuren mit der Helena, deren Name bereits ihre Sonnennatur verrät. Das heißt, wir haben es mit Gestalten zu thun, die mit Sonnenauf- und -untergang in nächster Verbindung stehen, und wir müssen uns deshalb fragen, was können dies für Erscheinungen sein?

Zu einer gewissen Zeit des Jahres erscheint früh am Morgen, wenn in der Dämmerung alle anderen Sterne zu erblassen scheinen, ein sie alle an Helligkeit übertreffender Stern, der sich im schnellen Laufe, der Sonne und Morgenröte voraneilend, am Osthimmel erhebt, der Morgenstern, um dann nach einer Reihe von Monaten ganz vom Himmel zu verschwinden und endlich als Abendstern der Sonne nachzufolgen. Diese beiden Erscheinungsformen der Venus als Morgen- und Abendstern (Phosphorus oder Lucifer und Hesperus) mußten als die einzigen Gestirne, die man (außer Sonne und Mond) in der Dämmerung und am hellen Tage gewahrt, früh die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehen, und es scheint mir ein ganz unausweichlicher Schluß, daß man nicht die Dämmerungen, sondern die Gestirne der Dämmerungen in den Göttersöhnen personifiziert hat. Da man nämlich ursprünglich keine Ahnung davon hatte, daß Morgen- und Abendstern ein und dasselbe Gestirn in seiner westlichen und östlichen Stellung zur Sonne sein könnte (selbst bei den Griechen soll erst Pythagoras die Einheit der beiden erkannt haben), so mußte infolge der Ähnlichkeit der Erscheinung daraus der Mythus von den Zwillingsbrüdern erwachsen, die nicht bei einander sein können, weil der eine in der Unterwelt zu weilen hat, wenn der andere am Himmel steht, oder von denen

einer den andern abwechselnd erschlägt, oder in der Gunst der Sonnengöttin oder der Aurora aussticht.

In dieser Auffassung sind Namen und Mythen der Dioskuren ziemlich leicht verständlich und würden es noch mehr sein, wenn sie nicht in die Umgestaltung des Göttersystems, welche der Sturz der Feuergötter mit sich brachte, notwendig hineingerissen worden wären. Solange sich die altgermanische Auffassung der Sonnengöttin als Gemahlin ihres Bruders, des Mondgottes, auch in Indien erhielt (vergl. S. 405), galten die Dioskuren als ein anderes Zwillingssohnpaar desselben Vaters (d. h. des Himmels- und Feuergottes) und erscheinen daher in den vedischen Hymnen, welche die Vermählung der Surya mit dem Mondgotte Soma zum Gegenstande haben, ganz ebenso als Brüder und Brautführer der Surya, wie die griechischen Dioskuren als Brüder der Sonnengöttin Helena bei deren Vermählung mit dem Mondmanne Menelaos auftreten. Allein die Herabdrückung der Brunhild-Surya aus der Stellung der Sonnengöttin in die der Morgenröte machte eine Umgestaltung der Erzählung nötig, da nun die Göttin der Morgenröte zu dem Gegenstande der Sehnsucht des neuen Sonnengottes wird, der sie verfolgt, wie vordem der Vater die Tochter verfolgte. Man erfindet nun eine Vorgängerin der neuen Aurora, Saranyu, die ich nicht mit Max Müller mit der Morgenröte selbst, sondern mit der dunklen Finsterniswolke des Chaos oder der Dämmerung, allenfalls mit der Abendröte vergleichen möchte, da sie sich zu ersterer, wie die Medusa oder Demeter Erynnis zur Athene verhält. Von ihrem eigenen Vater, dem Himmelsschmied Tvashtar verfolgt, der die Gestalt des Sonnengottes Vivasvat angenommen hat, setzt sie an ihre Stelle die Savarnâ, welche den leuchtenden Mondgott und ersten Menschen Manu (nach anderer und richtigerer Erzählungsform Yama und Yamî, d. h. Manu und Surya) gebiert. Jetzt erkennt Tvashtar-Vivasvat, daß er getäuscht worden ist; er eilt der Saranyu, die sich in eine schnellfüßige Stute verwandelt und einen großen Vorsprung erlangt hat, nach, und sie gebiert ihm, der ebenfalls Roßgestalt angenommen, die Reiterzwillinge (Açvinen), die demnach Halbbrüder der Surya, wie der Helena in Griechenland, sind und deren Namen von dem litauisch-indischen asva, die Stute oder das Pferd, herzuleiten ist (vergl. oben S. 44 und M. Müller II. S. 445).

Die Vorstellung des Reiterwesens entspringt aus der Täuschung von dem schnellen Aufsteigen am Abendhimmel und dem Voraneilen der Sonne am Morgenhimmel, und so wurden sie dann Gottheiten der schnellen Hilfe für jedermann. Sie leihen der Schwester, die von ihrem Vater verfolgt wird, den von ihren schnellen Pferden gezogenen Wagen, dem Schiff-

brüchigen ihr Flügelschiff; aber die beständige Nähe der strahlenden Göttin macht die Brüder und Brautführer schließlich zu Anbetern der Schwester, welche inzwischen die Göttin der Morgenröte geworden war. Aus dieser Wandlung ergeben sich eine Menge tragischer Konflikte für die Volksdichtung; denn der Mondgott, der frühere Gemahl der Sonnengöttin, macht nun dem Morgenstern die Geliebte — seine frühere Frau — streitig. In zahlreichen Sagen der alten Preußen und in litauischen Liedern (Dainos) wird dieses Himmelsdrama besungen.

Die Letten erzählten, wie Saule (die Sonne) ihrem Manne Mehnes (Mond) die Sterne (Swaigonas) geboren habe. Als dann aber Mehnes seiner Frau treulos wurde und der dem Morgenstern verlobten Morgenröte nachging, zerhieb die Sonne ihn mit scharfem Schwert in die Mondviertel (Hagens Germania, I. 28). In einem litauischen Liede wird der Mond Menas ebenfalls als der ungetreue Gatte der Sonne geschildert, welcher der Aushrine (vedisch Usra, der Morgenröte) nachläuft und dafür von Perkun geviertelt wird (Gubernatis, S. 406). Darauf beziehen sich noch verschiedene von Rhesa u. a. mitgeteilte litauische Lieder, z. B. das folgende: „Es nahm der Mond die Sonne, — Da war der erste Frühling. — Die Sonne stand schon früh auf, — Der Mond verbarg sich scheidend. — Der Mond wandelte einsam, — Gewann den Morgenstern lieb. — Darob ergrimmte der Donnergott, — Zerhieb ihn mit dem Schwerte" u. s. w. Im Original steht irrtümlich der Morgenstern statt der Sonnentochter (Morgenröte); richtiger heißt es in einem von Bergmann mitgeteilten lettischen Liede: „Die Sonne zerhieb den Mond — Mit einem scharfen Schwerte. — Warum hat er dem Morgenstern — Die verlobte Braut genommen?" In einem anderen Liede (bei Rhesa) klagt die Sonnentochter, daß bei der Gewaltthat des Perkunas ihr ganzes Gewand mit Blut bespritzt worden sei. In einem vierten preußisch-litauischen Liede (bei Rhesa) klagt das Firmament, wie es scheint, über den Untergang eines Planeten (?): „Gestern abend, gestern — Ging mein Schäflein unter. — Ach, wer wird mir helfen, — Mein einz'ges Lämmlein suchen? — Ich eil' zum Morgensterne, — Doch dieser spricht zu mir: — «Ich hab' der Sonn' gleich frühe — Die Flammen anzufachen.» — Ich eil' zum Abendsterne, — Doch dieser spricht zu mir: — «Ich hab' der Sonn' am Abend — Das Lager herzurichten.» — Ich eile hin zum Monde, — Doch dieser spricht zu mir: — «Ich bin durchs Schwert zerteilet, — Und traurig ist mein Aug'» u. s. w.

Diese und viele andere Lieder der Litauer und anderer slavischen Stämme können als Beweis dafür angeführt werden, daß Morgen- und Abendstern mit ihrem Umwerben der Sonne, als sie noch als Göttin galt, und der Morgenröte, als diese in die Rolle der Sonnengöttin eingetreten war, die Aufmerksamkeit der Naturvölker in ausgezeichnetem Grade erregten, eine Thatsache, die mit Unrecht bezweifelt worden ist. Daraus ergab sich nun, wie wir sahen, der Keim dramatischer Entwicklungen, sofern der Mondgott als früherer Anbeter das nächste Recht auf die Braut des Morgensterns zu haben glaubte, und schließlich erscheinen auch die

beiden, die Sonne und Sonnentochter umwerbenden Sterne als gegenseitige Nebenbuhler. Die erotische Dichtung der Germanen und Inder erfand dann eine ganze Reihe von Erzählungen mit der Verwickelung, daß die Göttin wegen der Ähnlichkeit der beiden Zwillinge (Morgen- und Abendstern) oft nicht unterscheiden kann, ob der rechtmäßige Gatte sie besucht oder dessen Bruder, worauf schließlich der eine den anderen erschlägt, eine von der astronomischen Erscheinung geforderte Lösung des Bruderzwistes, da immer nur einer der Dioskuren am Himmel sichtbar sein kann.

In Griechenland trat eine weitere Verwickelung durch Verdoppelung der Paare auf. Denn Theseus und Peirithoos, welche Helena, die Sonnenjungfrau, beim Tanze in Sparta rauben und um ihren Besitz würfeln, sind offenbar nur Spiegelbilder der Dioskuren, die aber auch noch in alter Gestalt als Brüder der Helena vorhanden sind und sie dann wieder befreien. Die Dioskuren bleiben sich hier treu und so eng verbunden, daß, als Kastor von Idas erstochen wird, sein unsterblicher Bruder vom Zeus die Gnade erbittet, zusammen mit ihm einen Tag in der Unterwelt zubringen und dafür wieder mit ihm einen Tag im Lichte wohnen zu dürfen (Preller G. M. II. 96). Darin liegt nun aber ein gründliches Mißverständnis; denn wie man die beiden Gestalten auch fassen möge, so viel ist sicher, daß sie nur abwechselnd, nicht zusammen, in der Ober- und Unterwelt sein konnten. Daher werden die Açvins schon in den Veden mit dem Beiwort ihehajâte, d. h. hier und dort, der eine im Osten, der andere im Westen, oder der eine oben, der andere unten geboren, bezeichnet, und griechische Münzen stellen Himmel und Unterwelt zu ihren Symbolen. Nach indischen Sagen sollte auch wohl der eine ein Sohn des Tages, der andere ein solcher der Nacht sein, wie Natt und Dag der Edda, denen Odin Pferde gab, damit sie die Erde in vierundzwanzig Stunden umkreisen.

Diese Unsicherheit zeigen auch die indischen Schriften, und schließlich wird auch in ihnen bei den Açvinen nur an den Gegensatz zweier Gottheiten gedacht, so daß Tag und Nacht, Licht und Finsternis, ja Sonne und Mond als Açvinen nebeneinander gestellt werden. Yâska im zwölften Buche seines Nirukta sagt anfangs wenigstens halb zutreffend, man müsse die Açvins vor allen anderen Göttern nennen, weil sie sogar vor Sonnenaufgang da seien. Dann aber auf die eingehendere Frage, wer diese Açvinen eigentlich seien, sagt er ausweichend: „Einige sagen, sie seien Himmel und Erde, andere Tag und Nacht, andere Sonne und Mond, und die Legendenerzähler behaupten, daß sie zwei tugendreiche Könige gewesen seien.“ Wenn M. Müller (II. 451) seine weiteren Äußerungen richtig

so auffaßt, daß der eine von ihnen (den er einen Sohn der Morgenröte nennt) dem Lichte beisteht, die Finsternis zu überwinden, und der andere (als Sohn der Nacht) umgekehrt der Finsternis, das Licht zu besiegen, so würde das wieder der Sage von Theseus und Peirithoos nahekommen. Denn nachdem letzterer dem ersteren beigestanden hat, die Herrscherin des Tages, Helena, zu gewinnen, steht Theseus dem Peirithoos bei, die Herrscherin der Nacht, Persephone, zu erobern. Dabei werden beide in der Unterwelt festgehalten, bis Herakles wenigstens den einen dieser beiden Dioskuren wieder losreißt und zum Lichte emporführt.

Dieser Sage wohnt noch ein tieferer Gehalt insofern bei, als ein starker Anschein vorhanden ist, als ob Surya, das erste Weib, allmählich ebenso zur Beherrscherin des Totenreiches geworden sei, wie Mani, der erste Mann, zum König der Toten. Sonne, Mond und alle Gestirne gehen im Westen unter und steigen ins Totenreich hinab, und schon als Morgenröte war Surya eine Göttin der Unterwelt geworden, welche die verjüngenden Heilwasser emporschickt und bei der die Sonne nachts einkehrt. Die nordische Totengöttin Hel und die griechische Helena sind daher sprachlich mit Helias und untereinander nahe verwandt, und wenn Max Müller (II. 435) findet, daß Saramâ im Sanskrit dasselbe Wort, wie Helena bei den Griechen sei, so gilt das sicherlich in sehr erhöhtem Maßstabe von der deutschen Sulis und Sirona, die mit Selene und Helena zusammengestellt werden müssen. Die personifizierte Morgenröte wird die Göttin, von der alles hergekommen ist und zu der alles wieder hinuntersteigt, der Sonnenweg selbst wird der Hel-Weg, d. h. die Straße, die zur Hel führt, genannt, und so ruft der vedische Dichter: „Wer wird uns der großen Aditi (der Morgenröte, oder vielmehr der, von welcher wir gekommen sind, übersetzt M. Müller) zurückgeben, damit ich Vater und Mutter sehen möge!“ So muß Balder, der Allgeliebte, hinab zur Hel reiten; denn die böse Höck ruft: „Hel behalte, was sie hat!“ Er ist der von seinem Bruder unversehens getötete, in die Unterwelt hinabgestiegene Göttersohn, den sein zweiter Bruder Hermodr nicht zurückzuholen vermochte.

In Griechenland hatte sich das Zwillingspaar verdoppelt oder verdreifacht, wahrscheinlich indem es zunächst in verschiedenen Ländern verschiedene Namen erlangte, so daß die Brüderpaare dann einander fremd oder wohl gar feindlich gegenübertreten durften. So sind außer Theseus und Peirithoos auch die Aphariden Idas und Lynkeus offenbar nur Gegenstücke der Tyndariden Kastor und Pollux, mit denen sie ebenfalls und zwar erst um die Rinder und dann um die Frauen kämpfen, wobei Kastor fällt und beide Aphariden getötet werden. Auch Achill und Patroklos ge-

hören in diesen Kreis. Sofern es sich in diesen Paaren nicht immer um leibliche oder gar Zwillingsbrüder handelt, muß man sich erinnern, daß hierbei die weitverbreitete Vorstellung der „Blutbruderschaft," d. h. der durch Blutmischung erworbenen Bruder-Rechte und -Pflichten in Wirksamkeit trat, die auch in deutschen Sagen und Märchen, wie Gerland (S. 31 ff.) gezeigt hat, nachklingt.

53. Baldur und Hödur.

Dem Tacitus verdanken wir die wertvolle Nachricht, daß bei den Naharvalen (oder Naharnavalen), einem am Riesengebirge wohnhaften germanischen Stamme, den er zu den Ligyern rechnet, ein Hain mit althergebrachter Götterverehrung den so weit nach Nordosten vorgedrungenen Römern gezeigt worden sei. „Ihm steht ein Priester in weiblichem Anzuge vor, die Gottheiten aber erinnern nach römischer Auslegung an Kastor und Pollux. Dies ist der Gottheit Wesen, der Name aber Alkis. Keine Bildnisse, keine Spur fremden Aberglaubens, doch werden sie als Brüder, als Jünglinge verehrt" (Germania 42). In ähnlicher Weise erzählt Timäos (bei Diodor IV. 56), daß die am westlichen Ocean wohnenden Kelten die Dioskuren als ihre höchsten Götter verehrt hätten, und daß man sich dies dadurch erkläre, daß die Argonauten, deren Fahrtgenossen sie waren, ihre Fahrt dorthin ausgedehnt hätten, indem sie den Don aufwärts gefahren seien und ihr Schiff dann nach einem Flusse getragen hätten, der ins Westmeer fließe. Die letztere Nachricht hat nur begrenzten Wert; aber die Angabe des Tacitus lautet so bestimmt, die Betonung, daß der germanische Dioskurenkultus von keinem fremden Aberglauben beeinflußt sei, klingt so wohl unterrichtet und sicher begründet, daß man ihr seit jeher große Aufmerksamkeit gewidmet hat. Schon 1832 schrieb Karl Barth im Anschluß an diese Worte seine „Dioskuren in Deutschland."

Vor allem mußte der angeführte Namen zu Nachforschungen anspornen, und Anton wies in seiner Übersetzung der „Germania" auf die slavischen Holzy oder Holtschy (d. h. die Jünglinge), die man als auf einem Baumstamme stehendes Brüderpaar dargestellt haben soll. Man nannte sie Lel und Polel, und weil als ihre Mutter Lada die slavische Liebesgöttin be-

zeichnet wurde, so knüpfte sich daran leicht der Glaube, daß man es mit Leda und ihren Söhnen Kastor und Pollux zu thun habe (vergl. S. 184 ff.). Nun meint zwar Hanusch, Lel und Polel (deren Namen sich verhalten wie leto, Sommer, zu poleto, Nachsommer) seien Bezeichnungen von Morgen- und Abendstern, als Kinder der zur Liebesgöttin gewordenen Aurora, und würden als Liebes- und Ehegötter (also wie die Açvinen, als Brautführer) noch jetzt bei slavischen Hochzeiten angerufen; allein seine lange Untersuchung über Lel und Polel (S. 348—366) hinterläßt keinen überzeugenden Eindruck. Es ist überdies sehr unwahrscheinlich, daß man es, wie Hanusch schließt, mit rein slavischen Göttern zu thun habe; denn in Schlesien, wohin man die Naharvalen des Tacitus heimisch denkt, gab es damals keine Slaven, dagegen ist es bei der nahen Verwandtschaft der germanischen und slavischen Göttersysteme und der vielfachen Abhängigkeit der letzteren von den ersteren durchaus nicht ausgeschlossen, daß die slavischen Holzy den germanischen Alkis entsprechen.

Nach Zachers Runenalphabet bedeutete der Name Alci (gotisch Alkeis) die Leuchtenden, Glänzenden, was genau dem Wesen der meist mit einem Sterne über dem Haupte abgebildeten griechischen Dioskuren und indischen Açvins entspricht, und dem mag sich auch Alkys oder Algis der Litauer und Polen anreihen, obwohl derselbe nur noch als eine Art Sendbote der höheren Götter fortlebte. Ein solches Amt wäre den germanischen Dioskuren, hinter denen bereits Grimm (S. 109) Baldur und Hödur vermutete, was dann Müllenhoff in der Zeitschrift für deutsche Philologie Band XII. weiter begründete, nicht fremd gewesen, wie wir an ihrem Bruder Hermodur sehen, und die beiden Odinssöhne verhalten sich den „beiden Indras“ oder Zeussöhnen (Dioskuren) ähnlich genug, obwohl im Norden nicht hervorgehoben wurde, daß sie Zwillinge seien, vielleicht weil der Begriff des lichten Asen, dessen Brauen so weiß sind, wie die Kamillenblüte, später nur noch mit Baldur verbunden wurde, während Hödur in der weiteren Entwickelung des Mythus zu einem Wesen der Finsternis und Blindheit geworden war. Es geschah dies, weil die Açvinensage sich im Norden zu einem tiefsinnigen Weltjahreszeiten-Mythus entwickelt hatte, in welchem Baldurs Herrschaft die Zeit des glücklichen, gerechten, vielleicht für immer vergangenen Sommers im goldenen Zeitalter, diejenige des seinem Vater Odin nur allzuähnlichen Hödur aber das eiserne Zeitalter, den strengen Winter der Gegenwart bedeutet. Nur die Hoffnung blieb, daß der Sohn Baldurs, der gerechte, auf der heiligen Insel (Helgoland) verehrte Forseti, die kriegerischen blutigen Sitten der Gegenwart mildern, und daß einst ein neuer Baldur

erscheinen werde, welcher der Welt von neuem den Frieden bringen sollte.

Ich glaube nicht, daß der Baldur-Mythus, wie er sich im Norden entwickelte, in der Litteratur aller Zeiten und Völker ein anderes Seitenstück findet als das Christus-Evangelium; denn diese lichte, fleckenfreie Gottheit, die nur einen Feind, den Gott des Bösen besitzt, der leider ein blindes Werkzeug seiner bösen Absichten in dem Bruder desselben findet, dem er die geeignete Waffe in die Hand drückt und richtet, um deren Tod dann alle Götter und Menschen, ja selbst die gefühllosen Kreaturen trauern, ist unbedingt die höchste Schöpfung des germanischen Tiefsinns. Sie ist darum auch, wie wir gleich sehen werden, für ein Plagiat der Christus-Legende gehalten worden, aber mit großem Unrecht; denn sie ist viel älter als diese. Wir müssen sie, um diesen Verdacht zu zerstreuen, in ihrer allmählichen Entwickelung betrachten.

Daß die Baldurdichtung ursprünglich dem Açvinen-Mythus entsprungen ist, verrät sich unter anderem darin, daß Baldur in den Merseburger Zaubersprüchen sowohl, wie in der Edda als ein berittener Gott dargestellt wird, dem das treue Roß zum Scheiterhaufen folgt, so wenig kriegerisch sein sonstiges Walten auch erscheint. Die Darstellung, nach welcher der Bruder nicht an sich böse und feindlich gesinnt, sondern nur durch das Schicksal bestimmt ihn niederstreckt, bleibt ebenfalls noch einigermaßen im Geleise der vorausgesetzten Grundanschauung. Baldurs böse Träume, welche ganz Asgard beunruhigen und seine Mutter Frigg veranlassen, alle Tiere und Pflanzen in Eid zu nehmen, ihm nicht zu schaden, wobei sie nur die auf Bäumen wachsende Mistel übersieht, gemahnen an die Unabwendbarkeit eines Naturgesetzes oder unabänderlichen Geschickes, welches den finsteren Hödur seinem lichten und freundlichen Bruder in der Herrschaft folgen läßt, wie nach den mahnenden Boten des Herbstes der unliebsame Winter auf den für jedermann freundlichen Sommer folgt. Das Mitsterben seiner Gattin Nanna, deren Name auf Blüten und Knospen gedeutet wurde, vermehrt die Wahrscheinlichkeit, daß bei der Umdichtung durch letzte Hand ein Jahreszeiten-Mythus entstanden ist, wobei die Blumengöttin dem Sommergotte unter die Erde folgt.

Allein ursprünglich war es anders, und es scheint, daß der dänische Geschichtsschreiber Saxo zum Teil ursprünglichere Züge bewahrt hat, wenn er erzählt, Balderus und Hotherus seien Nebenbuhler gewesen, die beide um Nanna warben, wie die indischen Açvins um Surya, worauf der eine den anderen aus Eifersucht erschlägt. Und wie in der griechischen Erzählung der eine der Dioskuren unsterblich ist, so gilt Balder hier für

unverwundbar; nur ein im hohen Norden verborgenes Schwert, welches im Besitze des Waldmannes Mimring (d. h. des Schmiedes Mimir) ist, kann ihn fällen. Durch Saitenspiel und andere Minnekünste gelingt es dem Hother, die Gunst der Nanna zu gewinnen; er fährt auf einem mit Hirschen bespannten Wagen nach dem hohen Norden, wo er in den kürzesten Tagen ankommt, das Schwert nebst einem dazu gehörigen Zauberring gewinnt, und sich schon dadurch als Wintergott kennzeichnet. Man wird an die keltische Sage von der Jungfrau, um die Tages- und Nachtgott streiten (S. 119), erinnert. Erst nach Anwendung der Wunderwaffen gelingt es Hother, den Balder in einer Seeschlacht zu besiegen, obwohl Odin und Thor letzterem beistehen, und er heiratet dann Nanna. Nunmehr wendet sich das Kriegsglück, Balder erquickt seine Krieger durch einen aus der Erde durch den Huf seines Rosses gestampften Brunnen bei Röskilde, der noch heute seinen Namen führt; aber in einer ferneren Schlacht gelingt es dem Hother, nachdem Waldfrauen ihn gestärkt, den Balder mit dem Schwerte Mimrings zu verwunden, so daß er stirbt und, abweichend von der Eddasage, in einem Hügel beigesetzt wird.

Es waren also mehrere ganz verschiedene Formen der Sage vorhanden; denn die Erzählung Saxos erhebt ebenso den liedermächtigen, kriegstüchtigen Hotherus über den schwachen, wollüstigen Balder, wie die Eddasage den göttlichen Baldur über alle Götter und Menschen, geschweige denn über den blinden Hödur erhebt. Die erstere Wendung wäre leicht als eine tendenziöse Verdrehung der heidnischen Sage von seiten des christlichen Geschichtsschreibers, der aus den Asen Helden machte, zu erklären; aber gleichwohl scheint der Saxosche Bericht ältere Bestandteile zu enthalten als die Eddasagen, wohin namentlich der Streit um die Jungfrau und die Unverwundbarkeit des Balder durch Eisen zu rechnen ist. Man wird daher die ursprüngliche Fassung in der Mitte beider Gestaltungen zu suchen haben, und da die Nanna in der Edda dem Baldur, bei Saxo dem Hother als Gattin folgt, annehmen dürfen, der Kern sei der Açvinen-Mythus, in welchem die Sonnenbraut Surya-Brunhild bald dem Morgen- und bald dem Abendstern angehört, die sich ihr abwechselnd nahen; denn wenn der Abendstern funkelt, ist der Morgenstern getötet und umgekehrt. Derselbe Gedanke scheint auch in die Heldensage von Siegfrieds und Gunthers abwechselndem Besitz von Brunhild eingedrungen zu sein, obwohl Siegfried in erster Linie ein Nachbild des altarischen Kämpfers für die Sonnenjungfrau ist, die ursprünglich dem Mondgotte angehörte, aber später das Ziel der Sehnsucht für die beiden Dioskuren sowohl, als für den Sonnengott selber und zwar in seiner doppelten Gestalt, als Winter- und Sommer-

sonnengott, geworden war. Das Abwechseln der Herrschaft in Unter- und Oberwelt, welches die griechische Dioskuren-Mythe auszeichnet, wird auch in der nordischen durch den Rächer Balders Bous-Wali, einen neuen Sohn Odins, betont, der, kaum einen Tag alt, Hödur erschlägt. Er ist wahrscheinlich mit dem als Kind auf einer Korngarbe daherschwimmenden Sceaf zusammenzuhalten, der nun wieder ein friedlicheres Regiment beginnt. Indem man aber allmählich immer sicherer erkannte, daß die Sonne des Winters und Sommers dieselbe ist, wurden die sich befehdenden Jahreszeiten-Sonnen schließlich durch einen unnahbareren, stabileren Sonnengott (Freyr-Apoll) ersetzt und der Dioskuren-Mythus zum Range einer Weltjahreszeiten- oder Messiasdichtung erhoben.

Bekanntlich hat nun gerade diese erhabenste Dichtung des Nordens in dem letzten Jahrzehnt eine sehr abfällige Kritik erfahren, sofern einer der gelehrtesten Kenner der altnordischen Sprache und Litteratur, Sophus Bugge in Christiania, in ihr die Kennzeichen eines Plagiates der Christuslegende nachzuweisen versuchte. Dieser Angriff auf den Edelgehalt der Edda schneidet zu tief in unsere Darlegungen ein, als daß wir ihm nicht einige Beachtung widmen sollten, zumal unseres Wissens eine völlige Widerlegung bisher nicht erfolgt ist. Im Jahre 1879 veröffentlichte der dänische Kandidat der Theologie A. Chr. Bang eine Abhandlung über eine von ihm vermutete Anlehnung der Völuspa an die sogenannten sibyllinischen Orakel, in welcher er nicht mehr noch weniger zu erweisen suchte, als daß die Völuspa mit teilweise wörtlicher Anlehnung an die sibyllinischen Orakel entstanden sei, welche christliche Mönche nach dem Norden gebracht hätten, daß die Sage von der Weltesche Yggdrasil aus derjenigen vom biblischen Lebensbaume entstanden sei, welcher das Holz zum Kreuze Christi geliefert haben sollte, daß Loki aus Luzifer, sein Bruder Byleistr aus Beelzebub, die Erzählung vom Fange der Midgardschlange an der Angel aus einer ähnlichen vom Fange des Leviathan, daß endlich die Rolle Odins, Thors und Freyrs im letzten Kampfe aus derjenigen von Enoch, Elias und St. Michael entstanden sei.

Trotz des unwissenschaftlichen Charakters der Bangschen Darlegungen fanden dieselben merkwürdigerweise bei einer Reihe tüchtiger Forscher auf dem Gebiete der nordischen Altertumsforschung, wie Edzardi in Wien und Maurer in München, vor allem aber bei Bugge unverdienten Beifall. Der letztere übertrumpfte seinen Vorgänger noch, indem er in seinen „Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage" (München 1881—83) behauptete, daß überaus zahlreiche nordische Götter- und Heldensagen „Erzählungen, Dichtungen oder Legenden, religiöse oder

abergläubische Vorstellungen wiedergeben oder wenigstens unter Einwirkung von solchen entstanden sind, welche halbheidnische und heidnische Nordleute in den Wikinger Zeiten auf den britischen Inseln von Christen, und zwar von Mönchen und in Mönchsschulen erzogenen Leuten, vernommen haben." (S. 9.) Neben der Bibel und einigen Kirchenschriftstellern sollten namentlich die sogenannten Vatikanischen Mythenerzähler und die Darstellungen des Trojanischen Krieges von Dares Phrygius und Diktys von Kreta, die im vierten und fünften Jahrhundert auftauchten und stark in den Klöstern gelesen wurden, Stoff zur Ergänzung resp. Erfindung nordischer Mythen geliefert haben.

Im besondern sollte der Baldur-Mythus die unverkennbarsten Spuren davon darbieten, daß er der mittelalterlichen Christuslegende nachgebildet sei. Der blinde Hödur nämlich, welchem Loki den tödlichen Mistelzweig auf den Bogen legt und richtet, sei aus dem blinden Feldhauptmann Longinus entstanden, der den am Kreuze hängenden Heiland durchbohrt, nachdem man ihm die Lanze mit der Stoßrichtung in die Hand gedrückt hatte, eine Legende, die nachweislich schon im neunten und zehnten Jahrhundert, also vor der Zeit der Edda-Niederschrift, in der vorliegenden Form in angelsächsischen und irischen Handschriften vorhanden gewesen. Auch in alten Handschriften des Nikodemus-Evangeliums, die aber nicht über das achte Jahrhundert zurückreichen, findet sich dieselbe Sage von der Blindheit des Longinus, von der man annimmt, daß sie aus Evang. Johannis 19, 34—37 entstanden sei, woselbst es heißt: „Und der das gesehen hat, der hat es bezeuget . . . . . Sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben," sofern man angenommen habe, der Stechende müsse vorher blind gewesen und erst durch Christi Blut sehend geworden sein.

Dieser höchst geschraubten Erklärung hat Grundtvig eine bessere des Inhalts gegenübergestellt, daß mit größerer Wahrscheinlichkeit das Umgekehrte anzunehmen sei, daß nämlich bei der ohne Zweifel bei Christianisierung des Nordens unvermeidlichen Gegenüberstellung von Baldur und Christus der Zug von der Blindheit des Hödur erst diese Longinussage erzeugt habe. Für solche Auffassung spricht, daß seit dem achten bis zehnten Jahrhundert in die Christuslegende die Meinung eindrang, Christus sei (wie Baldur) erst durch diesen Stich in die Seite wirklich gestorben, während die Bibel vielmehr das Ergebnis des Stiches als Beweis giebt, daß Christus tot war, als er den Stich empfing. Wahrscheinlich hat es dieselbe Bewandtnis mit einer anderen Übereinstimmung, auf welche zuerst Konrad Hofmann (in Pfeiffers Germania II. S. 48) hingewiesen hat.

In der jüdischen Spottschrift Toledoth Jeschu, die in Eisenmengers Entdecktem Judentum (I. 179) abgedruckt ist, wird nämlich erzählt:

„Als nun die Weisen befohlen hatten, daß man den gesteinigten Jesus an das Holz henken sollte und das Holz ihn nicht tragen wollte, sondern unter ihm zerbrach, sahen es seine Jünger, weineten und sprachen: „Sehet die Gerechtigkeit unseres Herrn Jesu, daß ihn kein Holz tragen will;" sie wußten aber nicht, daß er alles Holz vereidigt hatte, als er den Namen (d. h. Gottes mystischen, zauberkräftigen Namen) noch in Händen hatte; denn er wußte sein Urteil wohl, daß er zum Hangen würde verdammet werden . . . . Da aber Judas sah, daß kein Holz ihn tragen wollte, sagte er zu den Weisen: „Betrachtet die Arglistigkeit des Gemüts dieses — —; denn er hat alles Holz in Eid genommen, daß es ihn nicht tragen sollte; siehe, es ist in meinem Garten ein großer Kohlstengel, ich will hingehen und selbigen herbringen, vielleicht wird er ihn tragen." Die Weisen aber sprachen: „Mache es, wie du gesagt hast." Da lief Judas hin und holte den Kohlstengel, und sie hängten Jesum daran."

Da nun Wagenseil feststellen zu können glaubte, daß diese jüdische Schrift schon vor 1278 vorhanden gewesen ist, so hält es Bugge für wahrscheinlich, daß sie bei der Gestaltung der Baldursage, wie sie in der Edda vorliegt, benutzt wurde. Ja auch die Mistel selbst sollte aus der Christussage stammen; denn Thiselton Dyer soll eine alte Volkssage ermittelt haben, nach der Christi Kreuz aus Mistelholz verfertigt gewesen sei, welches darum auch früher lignum sanctae crucis genannt worden sei. Die letztere Auffassung vertrat Seb. Rouilard in seiner 1609 erschienenen «Parthenie,» in welcher er erzählt, daß die alten Druiden die Kirche von Chartres der Madonna gewidmet hätten. Müllenhoff hat im fünften Bande seiner deutschen Altertumskunde (Berlin 1883) diese im Gewande höchster Gelehrsamkeit und Sorgfalt vorgetragenen Angriffe auf das Altertum der in der Edda mitgeteilten Sagen mit dem gebührenden Spott und mit dem bei ihm gewohnten Scharfsinne zurückgewiesen. Er zeigt, daß, wenngleich die Baldursage bei Saxo ältere Bestandteile verrät, doch auch die isländische Form aus südlicheren Gegenden stammen muß, da die Mistel in Schweden nicht über Stockholm oder den 60. Grad nördl. Breite hinaus, in Norwegen wohl ein paar Grad nördlicher, in Island aber gar nicht mehr vorkommt. Die Mistel muß also bereits vor der Auswanderung der Skandinavier nach Island einen Bestandteil der Baldursage gebildet haben, und wenn der Longinus- und Kohlstengel-Legende ein noch über das achte Jahrhundert hinausgehendes Alter nachgewiesen werden könnte, so würden damit hauptsächlich Anhaltspunkte für das frühe Vorhandensein der Baldursage in einer der Eddafassung sich annähernden Form gewonnen werden.

Schon Plinius berichtet von dem hohen Ansehen, in welchem die Mistel bei den Kelten stand, und wie man sie mit großer Feierlichkeit aus dem Walde holte, und wir werden sogleich sehen, daß sie allen Anspruch besitzt, um zum Symbol des keltischen Wintergottes, der das Leben bewahrte, erhoben zu werden. Wir wissen auch aus späteren französischen Nachrichten und noch gegenwärtig fortdauernden englischen Gebräuchen, daß man die Mistel im besondern mit Julfest- und Neujahrsfeier verknüpfte, und es wird der Schluß gestattet sein, daß darin nicht allein ihre Eigenschaft als Schmarotzerpflanze maßgebend war, die sie den Druiden nach Plinius als ein vom Himmel herabgesandtes (e coelo missum) Gewächs, sondern vielleicht noch mehr, das schon von Vergil hervorgehobene winterliche Grünen, Blühen und Fruchttragen der Mistel. Vielleicht galt sie wegen dieser Eigenschaft als jenes Hoddmimir der Edda, in welchem, wenn alles Leben ringsum erloschen scheint, der prometheische Funken fortglüht, oder als die Schlafrute in „Odins Rabenzauber.“ (S. 152.)

Wir würden dadurch leichter verstehen, wie die Mistel als Zauberrute des Wintergottes in den Baldurmythus eindringen konnte, nachdem derselbe zu einem Jahreszeiten-Mythus geworden war. Müllenhoff hat eine geistreiche Kombination erdacht, nach welcher das Schwert, welches Hotherus, bei Saxo, dem höhlenbewohnenden Waldmann (Mimring) in Finnmarken oder doch im höchsten Norden Skandinaviens zur Zeit der kürzesten Tage abgewinnen muß, um Balder damit zu töten, und dessen Namen er nicht nennt, obwohl alle solche berühmten Schwerter Namen hatten, eben jenes Schwert Mistiltein gewesen sei, welches nach der Hervarar-Saga (Kap. 3) Säming, der zweite der Arngrims-Söhne von Bolm in Halogaland besaß. Vielleicht ward es früher auch dem vornehmsten Säming, dem Ahnen der Herrscher von Halogaland, der nördlichsten von Norwegern und von Finnen (Lappen) bewohnten Landschaft, dem Sohne Odins und der Skadi beigelegt.

„Die Herkunft des Schwertes Mistiltein aus der Polargegend,“ fährt Müllenhoff (V. 56—57) fort, „unterliegt jedesfalls keinem Zweifel, und da Saxos Hotherus sein unbenanntes Schwert ebendaher holt, so wird es auch schwerlich ein anderes sein. Das Schwert Mistiltein aber hat die Pflanze und ihren schwanken Zweig anerkannt als ein todbringendes Werkzeug zur Voraussetzung. Die isländische Überlieferung hat daher ein älteres Element des Mythus bewahrt als Saxo in seiner Darstellung, und der Mythus steht damit ganz auf dem Boden des Volksglaubens, der sich weit umher bei den Germanen und Kelten, (nach Fleckeisen) vielleicht auch bei den alten Griechen an die wunderbare Pflanze knüpfte, die, wenn im Winter alles erstorben ist, allein nicht nur fortgrünt, sondern auch wächst und Blüten und Früchte trägt, die daher als ein Symbol des Todes, des Winters und

des Dunkels, aber freilich auch ebensogut als ein Zeichen des Sieges des Lebens über den Tod aufgefaßt und darum als nach beiden Seiten hin äußerst zauberkräftig angesehen werden konnte. War aber der Mistelzweig von altersher ein Teil des nordischen Mythus, so wäre es ungereimt, für ihn auf den Kohlstengel des Judas, das Rohr des Kriegsknechtes oder den Speer des Longinus noch einen Wert zu legen."

Von der frühen und weiten Verbreitung des Baldur-Mythus, welchen das Lied der Seherin (Völuspa) zur Grundlage ihrer Weltanschauung nimmt, giebt die Verehrung seines Sohnes Forseti nach Müllenhoff einige beachtenswerte chronologische Zeugnisse. Denn während der Forseta-Sund in Norwegen seit unvordenklichen Zeiten diesen Namen führt, scheint es ziemlich zweifellos, daß der Fosite, dem der h. Willibrord um 700 die Insel Helgoland und der h. Liudger noch um 785 geweiht fanden, kein anderer war als Forseti, Baldurs Sohn. Die Berichte von der Heiligkeit des dem Sohne gewidmeten Landes lassen aber zurückschließen auf die hohe Weihe des älteren, dem Vater gewidmeten Kultus, der auch in der Frithjofsage lebendige Spuren zurückgelassen hat.

Müllenhoff scheint aber übersehen zu haben, daß ein viel wichtigeres Zeugnis für das hohe Alter des Baldurkultus in einer Erzählung des Herodot vorliegt, die nur wie eine dunkle Erinnerung an die nordische Legende aufgefaßt und verstanden werden kann, dieselbe also fünf Jahrhunderte vor Christi Geburt hinaufrückt und die Tüfteleien der Herren Bang und Bugge in ihrer ganzen Hohlheit darlegt. Da ich nirgends eine Würdigung dieser Stelle mit Bezug auf das Alter des Baldurmythus gefunden habe, so müssen wir dieselbe genauer betrachten.

Herodot erzählt nämlich (Klio, Kap. 34—45), wie Krösos, bald nachdem ihn Solon gewarnt hatte, sich nicht vor seinem Tode glücklich zu preisen, böse Träume bekam, nach denen sein Lieblingssohn Atys durch eine eiserne Waffe umkommen sollte. Krösos hatte zwei Söhne, von denen der eine durch einen Naturfehler (er war stumm) gehindert war, sein Nachfolger auf dem Throne Lydiens zu werden, während der andere, dem die bösen Träume galten, „der beste aller Jünglinge seines Alters war." Krösos verheiratete ihn deshalb früh, um ihn von der Armee, an deren Spitze er bisher gestanden, fernzuhalten, und ließ alle Schwerter, Speere und jede Art von Kriegswaffen aus den Palästen in Magazine bringen, aus Furcht, daß sie herabfallend seinen Sohn töten könnten. Zu dieser Zeit kam nun ein phrygischer Prinz, Namens Adrast, der seinen Bruder aus Versehen getötet hatte, an den Hof des Königs Krösos mit der Bitte, ihn bei sich aufzunehmen und nach griechischer Art von dem Morde zu entsühnen, was der König dem stammverwandten Prinzen nicht weigern konnte. Bald nach vollzogener Hochzeit des Sohnes erschien nun in Mysien ein gewaltiger Eber, der das Land verwüstete, so daß die Mysier eine Gesandtschaft an den König sandten mit der Bitte, seinen tapferen Sohn Atys an der Spitze einer auserlesenen Jägerschar zu senden, um

das Untier, dessen sie nicht Herr zu werden vermöchten, zu vertilgen. Krösos, seines Traumes eingedenk, schlug der Gesandtschaft diese Bitte rund ab, sein eben vermählter Sohn habe zur Zeit an andere Dinge als an Eberjagden zu denken, doch werde er statt seiner eine tüchtige Jägerschar senden. Der Prinz indessen beklagte sich bitter, daß ihn sein Vater, nachdem er ihn von der Armee entfernt, nun auch der Ehren eines solchen Jagdzuges berauben wollte, und Krösos war gezwungen, ihm seinen Traum zu erzählen, um ihm zu erklären, wie alle seine Vorsichtsmaßregeln, die frühe Vermählung eingeschlossen, nur von dem Wunsche ausgingen, ihn vor dem Umgang mit eisernen Waffen zu bewahren, damit sein Leben solange als möglich erhalten werde. Der Sohn war nun über seine Entfernung von der Armee beruhigt; aber er konnte nicht finden, daß ihn die Gefahr, die ihm von einer Eisenwaffe drohe, von der Jagd zurückhalten sollte. „Hat denn ein Eber Hände?" fragte er. „Ist er denn mit diesem spitzen Eisen bewaffnet, welches Du fürchtest? Wenn Dein Traum Dir mitgeteilt hätte, daß ich bei der Verteidigung gegen einen Eber, oder bei irgend einer ähnlichen Gelegenheit umkommen sollte, so wären Deine Maßregeln gerechtfertigt; aber hier ist von keinem spitzen Eisen die Rede. Da es nicht Menschen sind, mit denen ich kämpfen will, so laß mich ziehen." Diesen Bitten und Vorstellungen vermochte der König nicht länger zu widerstehen; aber er bat im geheimen den phrygischen Prinzen Adrast, als Gegendienst für seine Entsühnung die Eberjagd mitzumachen und den Atys unter seine besondere Obhut nehmen zu wollen. Man bricht auf, kommt zum Olymp, findet den Eber umringt und überschüttet ihn mit Waffen. „Da," sagt Herodot, „schleudert dieser Fremde, dieser von einem Morde entsühnte Adrast, einen Wurfspeer, verfehlt den Eber und trifft den Sohn des Krösos. So wurde der junge Prinz von einem spitzen Eisen durchbohrt, so der Traum des Königs erfüllt." Obwohl Krösos anfangs die Beihilfe Jupiters des Sühngottes anruft gegen diesen Menschen, den er vom Morde entsühnt und gastfreundlich aufgenommen und der ihm nun den Sohn getötet, erfaßt ihn doch die Rührung, als Adrast sich selbst stellt und ihn bittet, ihn auf dem Leichname seines Sohnes zu töten, und er erklärt, nicht den unschuldigen Mörder anzuklagen, sondern nur den Gott, der ihm den Tod im Traume verkündet und also wohl seinen Arm gelenkt habe. Adrast tötet sich dann auf Atys Grabe.

Wenn Herr Bugge diese Erzählung gekannt hätte, — und es wäre bei seiner großen Gelehrsamkeit zu verwundern, wenn sie ihm entgangen wäre — so würde er ohne Zweifel ausgerufen haben: Da haben wir ja in einem geschichtlichen Begegnis die Quelle des ganzen Baldermythus! Aber mit der Geschichtlichkeit dieser Nachricht ist es nicht weit her. Über die Erzählung von der Unterredung des Krösos mit Solon, welche dieser Traumgeschichte als Einleitung und Grundlage dient, machten sich schon, wie Plutarch in seiner Lebensgeschichte des Solon (Kap. 27) bemerkt, die Geschichtsforscher des Altertums lustig. Denn Solon starb bald nach dem Regierungsantritt des Krösos (563 v. Chr.), kann ihn also schwerlich, wie die Erzählung andeutet, auf dem Gipfel seiner Macht gesehen haben. Wie sehr im allgemeinen die Geschichte des Krösos bei Herodot mit mythischen

Bestandteilen durchsetzt ist, geht unter anderem auch daraus hervor, daß Apoll dreimal zu Gunsten des Krösos interveniert.

Wir haben es also mit einer Sage zu thun, welche Herodot lediglich als passende Illustration zu dem Ausspruch des Solon, daß niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei, verwandte, einer Sage, die ebenso innig mit der lydischen, wie mit der germanischen Sage verwachsen ist. Die ältere Königs-Dynastie der Lydier, die Atyaden, leitete sich nämlich von einem Atys, Sohn des Manes, König der Mäonen, ab, mit dem man den germanischen Mannus vergleichen darf. Dieser Atys war aber offenbar kein anderer als der phrygisch-lydische Sonnengott Atys, der eine ebenso große Ähnlichkeit mit dem nordischen Odin, wie mit dem syrischen Adonis hatte, und von dem der Elegiker Hermesianax gesungen hatte, daß Zeus aus Widerwillen gegen den Kultus der Kybele, in deren Geheimnissen Atys die Lydier unterrichtet habe, einen großen Eber ins Land sandte, der den Atys umbrachte. Zum Andenken an die Ermordung des Atys durch den Eber rührten die keltischen Galater in Pessinus, so erzählt Pausanias (VII. 14), Schweine nicht an.

Wenn wir bedenken, eine wie bedeutsame Rolle die vorherbedeutenden Träume in der Sage von Odins und Siegfrieds Tod auf der Eberjagd spielen (S. 228) und uns erinnern, wie stark die thrakischen Einflüsse in Kleinasien und besonders in Phrygien waren, so kann es uns gar nicht überraschen, in der phrygischen Atys- und in der lydischen Krösos-Sage versprengte germanische Religionszüge anzutreffen. Zu der inhaltlichen Übereinstimmung kommt, daß die Mutter des phrygisch-lydischen Atys Nana, die Frau des Baldur Nanna genannt wird, daß Porphyrios, der es als Kleinasiate wissen konnte, den Atys einen Blumengott (wie Baldur) nennt. Vor allem aber muß uns der genaue Parallelismus der isländischen und lydischen Sage in Erstaunen setzen. Vielleicht ist es gut, die beiden Sagen in dieser Richtung unmittelbar miteinander zu vergleichen.

1. König Odin hat zwei Söhne, von denen der eine ein Muster aller Vollkommenheiten, von Göttern und Menschen geliebt wird, der andere durch einen Naturfehler (er ist blind) von der Thronfolge ausgeschlossen erscheint.	1. König Krösos von Lydien hat zwei Söhne, von denen der eine durch seine Tugenden alle Altersgenossen überstrahlt, der andere durch einen Naturfehler (er ist taub) von der Thronfolge ausgeschlossen erscheint.
2. Die Asen haben böse Träume, nach denen ihrem allgeliebten Balder von einer unheimlichen Waffe Gefahr drohe.	2. Krösos träumt, daß ein spitzes Eisen seinen geliebten Sohn Atys töten werde.
3. Frigga nimmt alle Geschöpfe in Eid, ihrem Sohne nicht schaden zu wollen.	3. Krösos entfernt alle eisernen Waffen aus dem Bereiche des Sohnes.

4. Balder wird jung vermählt, seine Gattin heißt Nanna.	4. Atys wird jung vermählt, seine Mutter heißt Nana.
5. Die Asen machen sich ein Vergnügen daraus, auf Balder zu schießen, weil kein Geschoß ihm schaden kann.	5. Atys giebt sich dem Jagdvergnügen hin, weil er den Zahn des Ebers nicht zu fürchten braucht.
6. Sein eigener Bruder tötet ihn unabsichtlich.	6. Ein Freund, durch dessen Versehen bereits ein Bruder ermordet wurde, tötet ihn unabsichtlich.
7. Dem Loki wird Schuld gegeben, den Mord veranlaßt zu haben.	7. Die Schuld an dem Tode wird einem Gotte beigemessen.
8. Das unschuldige Werkzeug wird trotzdem ebenfalls ermordet.	8. Der schuldlose Mörder entleibt sich am Grabe.

Man wird sogleich bemerken, daß die wenigen, in diesen beiden Erzählungen nicht übereinstimmenden Stellen in der Edda bei weitem besseres Gefüge zeigen als in der Herodotischen Fassung. Denn wenn man auch nicht wüßte, daß der betreffende Sagenkreis aus demjenigen der Götterzwillinge hervorgegangen ist, von denen einer den anderen tötet, so sieht man doch nicht ein, weshalb, um das Maß der Leiden des Krösos voll zu machen, nicht der eigene Bruder den anderen „aus Versehen“ tötet, sondern erst noch ein Fremder herbeigezogen wird, der schon seinen eigenen Bruder versehentlich getötet hat, als ob zu diesen Versehens-Morden einige Übung gehörte! Wozu ist dieser von der Natur vernachlässigte Bruder überhaupt vorhanden, da er doch den Verlust mindert, statt ihn zu mehren. Der Naturfehler selbst ist in der nordischen Fassung wohl motiviert; denn Hödur ist der Sohn des oft blind oder einäugig gedachten Odin, er ist, nachdem die Dioskuren-Mythe mit der solarischen zusammengeflossen war, außerdem der Vertreter des lichtarmen, finsteren, blinden Wintergottes. So spricht alles dafür, daß der nordische Baldur-Mythus schon vor drei Jahrtausenden vorhanden war, daß er zu Herodots Ohren kam, ohne völliges Verständnis zu finden, und dadurch in verballhornter Gestalt in die lydische Geschichte verwebt wurde.

Allerdings glaube ich nicht, daß er damals schon in der Fassung der Edda vorhanden war, daß vielmehr von altersher zwei Erzählungsformen sich gegenüberstanden, von denen die eine bei den Indern, den Griechen und bei Saxo erhaltene, die beiden Brüder um die von ihnen umkreiste Sonnenjungfrau oder Göttin der Morgenröte in Streit geraten läßt, der nur bei Theseus und Peirithoos gütlich beigelegt wird, indem sie um die entführte Helena würfeln und die Entschädigung darin finden, daß sie gemeinsam für den zweiten Bruder die unterirdische Göttin erobern. In der indischen und nordischen Fassung tötet der eine Bruder den anderen,

und es ist nur eine spätere Milderung, wenn gesagt wird, der Mord sei versehentlich geschehen, durch einen Dritten, der ein Interesse daran hatte, veranlaßt. Man muß, um das recht zu verstehen, die Nibelungensage mit der Baldursage vergleichen. Hier ist der finstere grimme Hagen, der in mehr als einer Beziehung dem Hödur der nordischen Sage gleicht, derjenige, welcher den Siegfried auf der Eberjagd ermordet, nachdem er, wie Loki die vergessene Mistel bei Frigga, die verwundbare Stelle bei Siegfried ausgekundschaftet hat. Freilich haben auch hier wieder die Figuren gewechselt; denn eigentlich wäre Gunther, der Nebenbuhler Siegfrieds im Herzen der Brunhild, derjenige gewesen, welcher ihn ermorden mußte. Es haben hier mannigfache Schiebungen stattgefunden, und in der Sigurdsage ist es Gunnars Bruder Guthorm, der den Helden ermordet. Aber alles dies erklärt, wie die dritte Person in die Herodotische Erzählung gekommen ist. Denn da die beiden Dioskuren Götter sind, die abwechselnd am Morgen oder Abend herrschen und bei der Sonnengöttin weilen, so müssen beide schuldlos bleiben, obwohl man wahrscheinlich den Morgenstern immer gegen den Abendstern begünstigt hat. Einem Dritten muß daher die Schuld aufgebürdet werden, daß einer den anderen erschlägt.

Nach Erkenntnis der Thatsache, daß der Baldur-Mythus in einer der Edda-Fassung sehr ähnlichen Form schon in den Tagen Herodots vorhanden war, also nichts weniger als ein Plagiat des Johannes-Evangeliums darstellt, werden wir mit etwas anderem Auge einige Nachweisungen Bugges ansehen, denen zufolge ein großer Teil derjenigen Züge, die nicht aus der Bibel herzuleiten waren, aus der Sage vom Trojanischen Kriege stammen sollen. Schon lange vor Bugge hat G. v. Hahn auf die große Ähnlichkeit der Patroklossage mit der Baldursage hingewiesen, die namentlich in der Schilderung der Bestattungsvorgänge in die Augen springt; aber Hahn war weit entfernt, den thörichten Schluß zu machen, daß die Edda da, wo sie Übereinstimmungen mit der Ilias aufweist, aus dieser abgeschrieben sein müsse. Er erklärte sich die Ähnlichkeiten vielmehr aus dem gemeinsamen Ursagen-Besitz der indogermanischen Stämme. Ich glaube aber einen ansehnlichen Schritt weiter gehen zu dürfen und zu sagen, die nordische Fassung ist die ursprüngliche; sie war vor der griechischen vorhanden. Und wenn wir mit guten Gründen den Schluß stützen konnten, die Herodotische Atyssage sei eine durch Mißverständnis verschlechterte Form der Baldursage, wie sie in der Edda vorliegt, diese mithin ihrem Kerne nach beinahe 2500 Jahre rückwärts zu verfolgen, so werden wir keine Schwierigkeit finden, ihr noch ein paar hundert Jahre zuzulegen und zu vermuten, daß sie auch gewissen Episoden der Ilias zu Grunde gelegen haben könne.

„Saxos Hotherus, der Mörder des Balderus," sagt Bugge (S. 85), „hat nach meiner Meinung seinen Ursprung mittelbar im trojanischen Helden Paris oder Alexander, welcher den Achill tötet." Er ist hier weder blind noch Bruder des Balder, dagegen Harfenspieler, wie Paris Zitherspieler (S. 84). Beide im Kampfe gewandt und tüchtige Bogenschützen. Nanna als Hothers Gattin sei aus Önone, der Geliebten des Paris entstanden (S. 89), deren Vater bei Saxo Gevarus, in Griechenland Cebren genannt worden sei. Wenn Saxos Balder nur durch ein bestimmtes Schwert, so sei Achill nur an der Ferse verwundbar gewesen. Saxo begünstigt den Hotherus als den Ahnherrn der dänischen Dynastie und schildert Balder als zudringlichen, schmachtenden, wollüstigen, feigen Liebhaber, der immerfort von Nanna träumt und liebesiech dahinschmachtet (S. 92).

In ähnlicher Weise hatte der sogenannte Phrygier Dares den trojanischen Krieg vom trojanischen Standpunkte erzählt und Paris zu dem trefflichsten aller Helden aufgeputzt, und es ist recht merkwürdig, daß die mittelalterlichen germanischen Schriftsteller, welche die Geschichte vom trojanischen Kriege neu geschildert haben, gerade als ob sie sich einer näheren Verwandtschaft mit den Trojanern bewußt gewesen wären, unter Verwerfung der für die Griechen Partei nehmenden Darstellung des Homer immer die für die Trojaner günstigere Erzählung des Dares und Diktys von Kreta als Quelle benützt haben. Sie beginnen daher auch die Geschichte des trojanischen Krieges regelmäßig nicht mit dem Ei der Leda, sondern mit Geburt, Erziehung und Jugendliebe des Paris zur Önone. So Konrad von Würzburg und die Verfasser des bulgarischen und isländischen Trojanerkrieges. Es sind dies Thatsachen, die bei dem hohen Ansehen der homerischen Dichtung schwer zu verstehen sein würden, wenn man nicht gewisse Untergrund-Strömungen der eigenen Überlieferung annehmen will, die eine andere Fassung jener Sagen enthielten und aus denen eben die gedachten Gegenberichte hervorgegangen sein mögen. Denn wir finden eine Menge Episoden der Ilias auch in der germanischen Volkssage lebendig, und die Gudrunsage darf mit gutem Grunde nicht, wie es gewöhnlich geschieht, als „deutsche Odyssee," sondern als „deutsche Ilias" bezeichnet werden.

Nun ist es ganz augenscheinlich, daß Saxo seine im eleganten Latein verfaßte dänische Geschichte vielfach mit Anlehnung an klassische Vorbilder verfaßt und namentlich die mythische Periode mit allerlei Reminiscenzen aus dem Altertum aufgeputzt hat. Es ist deshalb in keiner Weise ausgeschlossen, daß er seine Erzählung von Baldur und Hödur mit Zügen aus dem Dares Phrygius und ähnlichen Machwerken noch des Mittelalters ausgestattet haben kann; das Merkwürdige wäre nur, daß er dennoch instinktiv

die Verwandtschaft der Achilles-Parissage mit dem indogermanischen Dioskuren-Mythus herausgefühlt hätte, welcher den Griechen verborgen geblieben war. Wir müssen demnach diesem dänischen Gelehrten des zwölften Jahrhunderts ein Feingefühl zuschreiben, das den Forschern unserer Tage abgeht, und wir werden dieselbe Bemerkung bei Betrachtung seiner Bearbeitung der Haddingsage zu machen haben, die den Saxo an die Spitze der Mythenforscher aller Zeiten stellen würde, wenn man ihm die Absicht zuschreiben wollte, darin ein Seitenstück der Odyssee zu liefern.

Man wird am besten thun, sein Urteil über diesen Punkt in der Schwebe zu lassen, zumal diese mutmaßlichen Zuthaten des gelehrten Geschichtsschreibers den Kern der Frage nicht berühren. Wir wissen nicht, welche Quellen ihm vorgelegen haben, obwohl bei vielen seiner lateinischen Gedichte klar hervorgeht, daß sie Übersetzungen skandinavischer Gesänge und Lieder sind. Offenbar hatte er eine von derjenigen der Edda ganz verschiedene Überlieferung der Baldursage vor sich; denn es geht nicht an, alle Abweichungen ihm zuzuschreiben, da manche derselben deutlich auf ältere Quellen hinweisen. In mancher Beziehung aber müßte der isländische Dichter in einem seltsamen Einverständnis mit dem Manne von Röskilde gewesen sein; denn jener hätte nach Bugges Ansicht die Schilderung der Bestattungsfeier des Baldur aus der Ilias entnommen, die wieder Saxo ganz unberücksichtigt ließ, weil ihm nicht Baldur, sondern Hödur der Hauptheld war und für ersteren nicht Patroklos, sondern Achill das Vorbild lieferte. Jedenfalls wird soviel als sicher dargelegt gelten können, daß die Baldursage lange vor Christi Geburt vorhanden war und daß damit Bugges Versuch, sie als eine Dichtung der bereits mit christlichen Mönchen in Berührung gekommenen Nordleute zu entlarven, gründlich mißlungen ist. Manches hierauf Bezügliche wird noch im nächsten, von der Ilias handelnden Buche beizubringen sein.

54. Der Sagenkreis von den drei Götter-Brüdern.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die weitere Entwickelung der Götter- und Heldengestalten im Norden zu verfolgen, da uns für unsere Untersuchung nur diejenigen Gestalten wichtig erscheinen, die den arischen Hauptstämmen gemeinsam sind und die wir demgemäß für die ältesten

halten müssen. Von besonderer Tragweite ist hierbei namentlich die Übereinstimmung der germanischen mit der indischen Götterlehre, da sie uns lehrt, daß die arische Theologie bereits weit vorgeschritten war, als diese beiden Hauptstämme sich trennten. Wenn es richtig ist, was Müllenhoffs Untersuchungen als wahrscheinlich ergeben haben, daß die nordischen Stämme mindestens ebenso früh wie Griechen und Römer ihre gegenwärtigen Sitze eingenommen haben, so wird dadurch bewiesen, daß diejenigen Anschauungen und Erzählungen der Edda, die sich nur noch in den Veden, nicht aber im griechischen Mythus wiederfinden, den ältesten Teil darstellen müssen, also auf ein Alter von 4000—5000 Jahren zurückblicken, da ein späterer Ideenaustausch zwischen Germanen und Indern nicht angenommen werden kann. Diese Gemeinsamkeit betrifft aber vor allem den Sagenkreis, der sich auf den Götterkampf, den Ersatz einer alten Feuerreligion durch einen Sonnen- und Himmelskultus bezieht, wobei die Verdrängung einer ehemaligen Sonnengöttin durch einen männlichen Gott, der zunächst Sonnen- und Gewittergott zugleich war, den hervortretendsten Zug bildete.

Wenn daher Cäsar berichtet, daß die Germanen zu seiner Zeit Sol, Luna und Vulkanus verehrt hätten, so wissen wir, daß diese Angabe nicht genau sein kann, sofern neben diesen drei sicherlich in hervorragendem Maße im Kultus gefeierten Göttern eine Anzahl anderer längst emporgekommen war, vor allem ein Himmelsgott, der seine Obergewalt im Gewitter bethätigte und den Feuergott, mit dem er als Himmelswölber und Herr des himmlischen Feuers fast verschmolz, von seinem oberen Platze verdrängte. Das arische Göttersystem hat seit jeher zur Annahme einer Dreiheit der höchsten Gewalten geneigt, die sich in Luft, Wasser und Feuer offenbarte und denen in der eddischen Ursage von der Menschenschöpfung (S. 307) Odin, Hönir und Hlodur, bei den Römern Jupiter, Neptun und Pluto, bei den späteren Indern Brahma, Vishnu und Çiva ziemlich genau entsprechen. In Odin liegt, wie in Brahma und Jupiter, der Begriff des belebenden Hauches und der bewegenden ersten Ursache, in Hönir, Vishnu und Neptun der des lebenerhaltenden Wassers, und in Hlodur, Pluto und Çiva der des zerstörenden, zuletzt in die Unterwelt gebannten Feuers. Ursprünglich aber kannte man nur das aus Sonne, Mond und Gestirnen, sowie vom Tageshimmel herableuchtende und aus der Gewitterwolke hervorbrechende Feuer, ein wohlthätiges Element, dessen verderbliche Eigenschaften der Mensch erst erfuhr, nachdem er feste Wohnungen gegründet und das Erdfeuer kennen gelernt hatte. Daher erscheint es mir nicht unwahrscheinlich, daß in Hlodur (d. h. Glüher von hlod, Glut) ursprünglich der Begriff des Himmelsgottes Tyr gesteckt hat, der auch Zio,

Heru, Er und Aor genannt wurde und sich später durch Aufnahme der Sonnenvertretung in Thor umwandelte, welcher noch zuweilen den alten Namen Hlodur oder Hloduridi (Hlodurs Sohn) als Beinamen führte. Damit wurde ein neuer Gott der verzehrenden Flamme Logi oder Loki nötig, der außerhalb dieser Triade steht und später (wie Vulkanus, der Sohn des Coelus bei Cicero, Pluto) in die Unterwelt verwiesen wird. In diesem Sinne scheiden sich Himmelsgott, Erdoberflächen- oder Wassergott und Feuergott des Erdinnern auch in drei horizontale Schichten. Bergmann meint, daß die andere Triade der Edda: Odin, Vili (d. h. der Erwünschte = Hönir) und Ve (d. h. der Heilige = Hlodur) der ersteren entspricht, und die drei Söhne Forniots: Kare (Wind, Luft), Ögir (das Meer), Loge (das Feuer) kommen auf dasselbe heraus.

Von diesen drei, untereinander nicht immer friedlich gesinnten Göttern, welche die alten Feuergötter entthront hatten, scheinen die drei Brüder, welche in so unzähligen Göttersagen und Volksmärchen der Arier eine Rolle spielen, ihren Ursprung herzuleiten. Das merkwürdigste ist, daß sie oft geradezu numeriert wurden, und es scheint damit eine Rangordnung oder ein Emporkommen des einen über die beiden andern, oder die Zeitfolge ihrer Herrschaft angedeutet werden zu sollen. Wir lesen in der Erzählung von Gylfis Verblendung, daß auf den drei Hochsitzen in Asgard, der Götterhalle, drei Häuptlinge saßen, von denen der des untersten Har (der Hohe), der im nächsten Jafnhar (der Ebenhohe) und der im obersten Sitze Thridi (der Dritte) hieß. Es scheint danach, daß sich der Dritte über die beiden Brüder erhoben hatte, und im Grimnirliede der älteren Edda erfahren wir, daß Thridi (der Dritte) ein Beiname Odins war. Allein das war nicht überall und schon zu allen Zeiten so; denn wir erfahren anderwärts, daß Odin auch Tweggi, der Zweite, genannt wurde.

In den Veden finden wir in einer Reihe von Sagen und Anspielungen der drei Brüder (Rhibus) gedacht, von denen der dritte und jüngste (Trita) offenbar mit Indra eine Person bildet, da ihm die Besiegung der Nachtungeheuer und des Vritra zugeschrieben wird. Trita (oder Trâitona) trinkt wie Indra das Wasser der Stärke (den Somatrank), nachdem er das Feuerungeheuer, welches das Wasser bewachte, durch Enthauptung getötet hat. Aber während er dies thut, haben ihn einige Feinde in das Wasser hinabgedrückt, so daß er in dem Brunnen hätte ertrinken müssen, wenn die Açvinen nicht sein Rufen gehört und ihm aus dem Wasser herausgeholfen hätten (Rigveda I. 105, 112, 158, 187 u. a.). In der Volkssage der Hindus hat dieser Mythus die folgende, von Wilson und Gubernatis (S. 19) wiedergegebene Form angenommen: „Drei Brüder, Ekata

(der erste), Dvita (der zweite) und Trita (der dritte) reisten in der Wüste. Von Durst gequält, kamen sie zu einem Brunnen, aus welchem der jüngste Wasser heraufholte und es den älteren gab. Zum Lohne warfen sie ihn in den Brunnen, um seinen Anteil für sich zu verwenden, bedeckten den Rand mit einem Wagenrade und ließen ihn darin. In seiner Not flehte er zu den Göttern, ihn zu befreien, und entrann durch ihre Gnade.".

Diese noch jetzt im Hindumunde fortlebende Erzählung muß uralt sein; denn sie ist auch in die persische Mythe übergegangen und kehrt in derjenigen von Odin, der sein Auge in Mimirs Brunnen lassen mußte, und in derjenigen von den griechischen Urvätern (Tritopatoren) wieder, wo zwei Brüder den dritten ermorden, der dann im Zeussohne Dionysos wieder auflebt (vergl. S. 389). Auch hier spielt das abgeschnittene Haupt, wie in der Mimirsage und in den Veden eine Rolle, und nach einigen sollte Tritos das abgeschnittene Haupt, nach andern, denen Grimm (S. 148) gefolgt ist, ein Beiname des Zeus sein, aus dessen Haupt Pallas Tritogeneia geboren wurde. Damit erklären sich die Fabeleien der Alten, daß ein Triton der Vater der Pallas Athene gewesen sei, daß sie aus einem Tritonsee hervorgestiegen sei u. s. w. Im Mahabharata und anderen indischen Dichtungen wird freilich auch erzählt, Trita sei nach seinem Beiworte aptya (worin er dem zendischen Thrâetâna âthwyâna entspricht) ein Sohn des Wassers Athwya und werde im Wasser hausend gedacht, wie er auch im Brunnen täglich Soma bereite, den Indra bei ihm in großen Zügen trinke, und Odin den Meth in der Wassergrotte der Saga (S. 409).

Im Avesta vollbringt Thrita oder Thraetaona, der auch der erste der Heilkundigen heißt, die Besiegung des großen Feuerdrachen (Dahaka), und in der viel jüngeren persischen Heldensage ist durch eine Lautverschiebung aus Thraetaona der Held Phreduna (Feridun) geworden, welcher den Schlangenkönig Dahak vernichtet. Der letztere, welcher auch Zohak genannt wird, erfreut sich der Hilfe eines im Wasser lebenden Genossen Kendrew, der den indischen Gandharven zu entsprechen scheint, die es, obwohl im Wasser lebend, stets mit den Feuergöttern hielten. Die Sagen von dem im Wasser verborgenen Agni, Hephästos und Marmenil (Mimir) scheinen hier mitzuspielen; allein ich finde keine Befriedigung bei der Erklärung, daß unter dem Wasser die Gewitterwolke zu denken sei, in welcher sich der Blitz versteckt hält. Der Sonnengott, der aus dem Wasser emporsteigt und in dasselbe zurückkehrt, um den in der Tiefe hausenden Drachen (wie Thor den Grendel und die Midgardsschlange) zu bekämpfen, und der

dabei bei der Methgöttin Surya Meth aus goldener Schale trinkt, würden mir als bessere Erklärung erscheinen.

In der That spricht manches dafür, daß Thor vor Odin der dritte und höchste Gott der Nord-Arier in älteren Zeiten gewesen und daß ihm, der seinem ganzen Wesen nach dem Indra und Zeus besser entspricht, ursprünglich der Beiname Thridr (der dritte) gegolten habe, nämlich die Burg Thrudheim im Lande Thrudwangr, wo Thor „wohnen soll, bis die Götter vergehen,“ ferner seine Tochter Thrudr, „von deren weißen Händen ein Schein ausgeht, der in Luft und Wasser und in allen Welten wiederstrahlt,“ und welche die Zwerge in die Unterwelt entführen wollen, wie es die Riesen mit der Sonnengöttin vorhatten. Dazu stellen sich Namensformen wie Drida, Gvendrida, Gertrud, Mimitrud (Grimm S. 394), eine gallische Trytta u. a. Dies verdient insofern Aufmerksamkeit, weil dem Drachentöter Traetona von Warena, mit dem man Dhritarashtra (Tritresht) des Mahabharata und Zerdush, Zarathustra (Zoroaster) der persischen Sage verglichen hat, drei Töchter zugeschrieben wurden: Freni, Thriti und Purucista. Von Thraetaona wird berichtet, daß er drei Söhne (Selm, Tûr und Er) gehabt habe, und diese drei Söhne werden auch seinem Vertreter in der Heldensage, dem großen König Feridun, zugeschrieben, der die Welt in drei Teile teilt und den Westen seinem erstgeborenen Sohne Selm und den Norden dem zweiten (Tûr) zuerteilt, während er Iran für den dritten und jüngsten zurückbehält, der hier nicht Er, sondern Ireg heißt. Die beiden ältesten sind aber eifersüchtig und drohen dem Vater mit Krieg, falls er den jüngsten Sohn nicht verstoßen wolle, worauf sie sich desselben bemächtigen und, wie die griechischen Tritopatoren, den dritten Bruder töten. Auch in der litauischen Sage klingt der Bruderkampf wieder, hier aber besiegt der dritte (Perkunos) den Riesen Aukßtis, während der zweite (Sweistiks) am Kampfe nicht teilnimmt.

Die Namen der zwei jüngeren Brüder der persischen Sage (Tûr und Er oder Ireg) klingen auffallend an Thor und Er der Skandinavier und Süddeutschen an, während Selm auf Zalmoxis oder Salmoxis (S. 111), d. h. Odin, hinzudeuten scheint, der nach der zuerst bei Fredegar (um 650) auftauchenden, dann in der Heimskringla-Saga und bei Saxo weiter entwickelten Erzählung von Asaland (Asow) am Flusse Tanais (Don) oder aus Byzanz nach Skandinavien gekommen und die Alleinherrschaft an sich gerissen haben soll. Sicherlich war er nicht der ursprüngliche, oberste Gott der Goten, obwohl dies einige Forscher aus seinem Beinamen Gautr schließen wollten; denn die zahlreichen, von dem Gotte Thor hergeleiteten Eigennamen gotischer Herrscher und Heerführer, wie Thorer,

Thorismund (d. h. Thors Schutz), Thorimuth (Thors Mut), Thurisend (Thors Diener) u. a. beweisen eher das Gegenteil. Die in der persischen Sage von den drei Brüdern wiederklingenden Namen Selm (Salmoxis), Tûr und Er nebst Irmin (Ariman) scheinen im Norden älter als Odin, obwohl der ihm entsprechende Vata ein altarischer, aber ursprünglich nicht an erster Stelle genannter Gott war. Ich möchte hier auch an den Pamphylier Er, Sohn des Armenios (Irmin?) erinnern, von dem Platon in seinem „Staat" (Buch X) ein merkwürdiges, nachher zu besprechendes, arisches Märchen erzählt. Diesem Er oder seinem Vater Irmin-Thor, in welchem der Begriff des Himmels-, Sonnen- und Gewittergottes verschmolzen war, habe ich schon oben (S. 266) die Entwickelung jenes stürmischen Charakters zugeschrieben, der den kriegerischen Germanen so wohl entsprach und auf seine Nachkommen überging. Ihm und nicht dem Usurpator Odin wäre daher ursprünglich die Mischung jener Eigenschaften eines Sonnen-, Schwert- und Doppelbeil-Gottes zuzuschreiben, die später auf den Zeus Chrysaores, Ares und Wolfsapoll übergingen. Aber da Odin mit der Führerschaft der Asen auch die Ämter des Sonnen-, Sänger- und Kampfgottes übernommen hatte, so begreift sich, daß er mehr dem Apoll als dem Zeus unter den griechischen Göttern gleicht.

Daß derjenige, den er entthront hat, Irmin-Thor gewesen, ergiebt sich aus vielen Anzeichen. Vor allem darin, daß er ihm gegenüber als Eroberer auftritt, daß demgemäß die landgesessene Bevölkerung (Bauern), die Thräle oder Knechte nach ihrem Tode zu Thor eingingen, der adelige und Kriegerstand dagegen zu Odin. Überhaupt bleibt ein fortwährender Gegensatz zwischen Thor und Odin erkennbar, der nicht dem Kampfgott Zio gegenüber merklich wird, obwohl doch hier größere Nebenbuhlerschaft natürlich wäre. Aber wie Tyr den Mimir, so hatte Thor den Tyr ersetzt, und nun folgte ihm Odin als dritter und höchster. Darum kämpft jetzt Odin (bei der Götterdämmerung) mit dem Fenriswolf und Thor mit der Midgardschlange. Selbst in der äußeren Erscheinung scheint Odin manches von Thor entlehnt zu haben; denn sein Beiname Hruodperaht (Ruprecht), der Rotglänzende, würde eher auf Thor passen. Wahrscheinlich war auch der Eberkampf bei Odin bereits Erbgut; denn Spuren desselben finden sich in Indien bei Indra und Trita, die auf den Gott von Thrudheim bezogen werden können, nicht aber bei Vayu, dem indischen Odin. Indra, nachdem er gut gegessen und getrunken, tötet im Rigveda (I. 61) mit einer dem Tvashtar entwendeten Waffe den wilden Eber, der die Opfer der Götter stiehlt. Und im zehnten Buche ist es Trita, der mit der von Indra empfangenen Stärke den wilden Eber überwindet. Das deutet

entschieden darauf hin, daß Thor, der dem Indra viel genauer entspricht, ursprünglich der dritte (Thridr oder Trita) geheißen hat; denn er war gerade so dem Tyr wie Indra dem Dyaus in der Herrschaft gefolgt. Auch entspricht der Name Thors, den man gewöhnlich auf den Donner bezieht, wie wir oben sahen (S. 141), der dem Indra und Zeus eigentümlichen Vorstellung des Sonnenstiers, der den kuhgestaltigen Mond (Io) oder die Morgenröte verfolgt. Der nordische Vanengott Niördr wird als der Sohn eines Sonnenstiers (Svafurthorinn) bezeichnet, auf den auch ein slavischer Svalotur (Sonnenstier) und vielleicht die alte Namensform Solitaurilia der Römer hindeuten. Und da Thor auch dem stierkräftigen und stierverschlingenden Herakles (S. 155 ff.) entspricht, Apoll aber mehr seinem Nachfolger Odin, so würde darin die Sage von dem Herakles als Vorfahren des Apoll eine Bestätigung aus religionsgeschichtlichen Vorgängen im Norden erfahren.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls fanden die späteren Römer, Tacitus und selbst noch christliche Sendboden immer noch eine Dreiheit von Hauptgöttern vor, die sie Merkur (Odin), Herkules (Thor) und Mars (Tyr) tauften, aber schon bei Tacitus eine weitere Triade (Inguino, Istio und Irmino) als Stammväter der drei Hauptstämme der deutschen Ingävonen, Istävonen und Irminonen (Herminonen) hervortreten lassen. Sie werden Söhne des Mannus genannt; aber wir finden sie auch mit Odin in Verbindung gebracht. Unter ihnen ist Irmin mit Thor und Ing oder Ingvi mit Freyr, der auch Ingvi-Freyr genannt wird, eng verbunden. Freyr wird überall als ein später gekommener Gott, der von Osten nach Dänemark übers Meer gekommen sei, geschildert, sein Name Ingvi bedeutet auch den Ankömmling, und an ihn, wie an Odins Sohn Sceaf, Skiöld, Schilt knüpfen sich die schönen Mythen von dem schlafend auf einer Strohgarbe im Nachen wiederkehrenden verjüngten Gott, die in der Helias- und Lohengrinsage des Mittelalters nachklingen. Der Grund scheint alt zu sein und von der Sage einer Wiedergeburt und Zurückkunft des weit entfernten oder getöteten Sonnen- und Sommergottes herzurühren, wie sie im Apoll-, Odur-, Baldur-, Dionysos- und Osiris-Mythus ausgeprägt ist; der Anlaß ist aber nicht erborgt, sondern in einer Reaktion gegen das gewaltthätige, kriegsuchende, eidbrüchige Regiment Odins, in welchem Macht vor Recht ging, zu suchen. Wie auch Indra als ein eidbrüchiger, zorniger Gott dargestellt wurde, so durchdringt die gesamte Edda das Sehnen nach einem Besserwerden, nach einem Messias, der aber kein neuer, sondern der Gott der guten alten Zeit sein sollte, unter welchem das goldene Zeitalter geblüht und die Menschen friedlich gelebt hätten.

Der Wiederkömmling nahm die Züge des alten Schwanenritters und Rechtsgottes Tyr an, oder auch die eines Sohnes und Rächers Balders, Wali oder Forseti genannt (vergl. S. 435).

In gewisser Beziehung sollten aber schon Freyr und Freyja dieses goldene Zeitalter verwirklichen, die mit ihrem Vater Niördr eine neue Dreiheit darstellten, welche schon in den Tagen des Tacitus am Ruder war, wie wir aus seinen Nachrichten über die Verehrung der Nerthus schließen dürfen. Genauer betrachtet, ist Freyja eine Wiedergeburt der alten Sonnengöttin als Schönheitsgöttin und an die Çri der Inder und Pravia der Slaven erinnernd. Ihr Bruder, der früher ihr Gatte (Odur) war, ist nicht so eigentlich Sonnengott als vielmehr Fruchtbarkeitsgott (S. 368), in mancher Beziehung dem Volos der Slaven und Pales der Römer entsprechend, und so stellt sich uns das Göttergeschlecht der Vanen wie eine Wiedereinsetzung der alten Götter friedliebender Ackerbau-Völker dar, denen freilich von den Odinverehrern das Dasein schwer gemacht wurde. Wir erfahren aus Saxo, daß in Upsala die Obergewalt zwischen Odin und Freyr vielfach wechselte; aber daß die Geschwister zeitweise als die obersten Götter betrachtet worden sind, geht daraus hervor, daß Fro der Herr und Frouwa die Frau oder Herrin hieß, wie denn unser Wort Frau von dieser Göttin herstammt. Die Schilderhebung des Dionysos in Griechenland war eine ganz ähnliche Erscheinung, die sich dort aber mit dem Versuche verband, den alten orientalischen Erdmutter-Kult ebenfalls von neuem zu beleben. Da aber die Zeus-Religion in Griechenland zu wohl gefestet war, mußte sich dieser Umwälzungsversuch, der darauf hinzielte, die alten Natur-Vergötterungen — denn Freyr-Dionysos ist der verjüngte Aukßtis-Uranos (vergl. S. 140 und 368) — im Dunkel des Mysterienkults bewegen, und Dionysos konnte nicht so offen als Nebenbuhler des Zeus ausgespielt werden, wie Freyr dem Odin oder Thor gegenüber.

Siebentes Buch.

Die Quellen der Ilias.

55. Trojas erste Eroberung.

Es wird heutzutage wohl nur noch sehr wenige Forscher geben, die den Glauben der Alten, daß die Ilias wirkliche historische Ereignisse schildere, teilen. Andererseits haben die Ausgrabungen Schliemanns den nur noch von vereinzelten Köpfen bezweifelten Beweis geliefert, daß genau an der Stelle, wo die griechische Überlieferung die Stätte Trojas durch neue Tempel und Kulte festhielt, in grauer Vorzeit eine reiche Stadt und Burg durch einen ungeheuren Brand in Asche gelegt worden ist. Da nun die Ilias durchweg aus Sagen besteht, die sich über das gesamte Gebiet, in welchem indogermanische Völker wohnen und gewohnt haben, verbreiten, in der Edda, im Gudrun- und Nibelungenliede ebenso wiederkehren, wie im Mahabharata der Inder, so kann dies nur durch die Annahme erklärt werden, daß ein Ausschnitt des Ursagenbesitzes hier wie in den andern Ländern mit einem bestimmten Ereignis verknüpft worden ist, um dann durch die Behandlung einander folgender Sänger zu einem Kunst-Epos gestaltet zu werden, welches freilich in der homerischen Behandlung fast noch weniger Anspruch auf historische Darstellung erhebt als selbst unser Nibelungenlied.

Müllenhoff hat im ersten Bande seiner „Deutschen Altertumskunde“ (1870) die geistreiche Vermutung aufgestellt, daß die Entstehung der Ilias mit der Auswanderung der Äoler und Achäer nach Kleinasien und der

Troas in Zusammenhang stehe, und daß sich unter den Auswanderern, vielleicht unter den Führern derselben Argiver befunden haben möchten, die ein lebhaftes Interesse daran fanden, ihrem Fürstenhause (Agamemnon) einen hervorragenden Anteil an der Niederwerfung des durch den Handel reich und mächtig gewordenen troischen Fürstenhauses zuzuschreiben. Alles das ist ziemlich wahrscheinlich, bezieht sich aber nur auf die Form, welche die Troja-Dichtung unter den Händen der Rhapsoden gewann, deren Gesamtleistung unter dem Namen des Homer geht. Wir wissen aber, daß schon vor der homerischen Ilias eine in derselben häufig erwähnte Dichtung von Trojas Fall vorhanden war, welche sich noch unverkennbarer als diese selbst als ein Naturmythus zu erkennen giebt, der eben an diese bestimmte Stätte geknüpft worden ist.

Die Erkenntnis, daß wir in der Ilias lediglich einen Naturmythus zu suchen haben, ist nicht neu; von früheren Forschern zu schweigen, hat das schon P. W. Forchhammer in seinem „Achill“ (1853) behauptet. Seine „Erklärung der Ilias“ (1884), nach welcher Achill die vom Meere herkommende Überschwemmung darstellt, welche durch die Flußgötter Xanthos und Hektor bekämpft wird, mag durch den XXI. Gesang der Ilias, in welchem Achill und Hephästos gegen den Flußgott Xanthos ankämpfen, ein schwaches Relief erhalten, bleibt aber im ganzen gegenstandslos, um so mehr, wenn wir sehen werden, daß der Widerstand des Flußgottes auf ganz andere Quellen hindeutet. Müllenhoff andererseits hat in Achill den vom Gebirge herabstürzenden Bergstrom sehen wollen, dessen Anprall unwiderstehlich ist, dem aber ein desto kürzeres Leben beschieden sei, da er nach kurzem Laufe das Meer erreicht. Näher der Wahrheit kam meines Erachtens Max Müller, als er (Bd. II. 436. 1864) schrieb: Die Belagerung Trojas sei „die tägliche Belagerung des Ostens durch die Streitkräfte der Sonne,“ welche das beständige Thema der Veda-Hymnen bilde. Dieser Gedanke wurde dann durch G. v. Hahn (1876), der die Helena der Göttin Iduna und Gudrun verglich, klarer gefaßt, worauf Schwartz (1882) die Befreiung der Sonnentochter vor dem Andrängen der Gewitterwolken als das eigentliche Kampfmotiv der Ilias erkennen wollte. Diese letztgenannten Sagenforscher haben einen entfernten Einblick in die wahre Natur der Entstehung dieser Dichtungen gethan; aber keiner von ihnen hat eine genauere Darlegung oder einen Beweis dafür geliefert, daß es sich wirklich so verhalte.

Wir müssen, um die Sage vom trojanischen Kriege richtig zu verstehen, durchaus drei oder vier aufeinander gefolgte Behandlungen derselben unterscheiden und gesondert betrachten, nämlich 1. die älteste Sage von der

Zerstörung Trojas durch Herakles, 2. die Ilias, 3. die Trojasage der Kyprien und 4. die späteren Darstellungen. Es kann wohl kein Zweifel darüber sein, daß die Sage von der Zerstörung Trojas durch Herakles die älteste Form darstellt, welche sie in Griechenland gewonnen hat; denn dieselbe wird so oft in der Ilias (man vergl. V. 269—270 und 633—651. VII. 451—453. XIV. 250—256. XXI. 435—460) angeführt, ja das ganze Verhalten des Poseidon und anderer Götter ist so tief in dem Hinblick auf diese ältere Troja-Dichtung begründet, daß es eine Thorheit sein würde, und soviel mir bekannt, auch von niemand versucht worden ist, zu behaupten, jene Anspielungen auf die ältere Troja-Dichtung seien spätere Einfügungen in den Text der Ilias. Ich bemerke dies, weil man in dem sogleich zu erwähnenden Hesione-Mythus ein Nachbild der bei Joppe in Syrien lokalisierten Andromedasage hat sehen wollen.

Die ältere Geschichte Trojas zeigt schon in ihren Königsnamen, daß sie nacherfunden und vollkommen mythisch ist. Ein Gründer des Reiches, Dardanos, der Sohn des Zeus, wird genannt, welcher im Gebirgslande des Ida, lange bevor Troja erbaut war, die Stadt Dardania anlegte, deren Namen in den Dardanellenschlössern noch heute fortlebt. Die Sage läßt ihn bald von Samothrake, bald aus dem Norden Griechenlands kommen und vom Teukros, dessen Tochter Bateia er heiratet und damit das Land erbt, freundlich aufgenommen werden (vergl. S. 96). Sein Sohn Erichthonios, ein Gegenstück des athenischen Stammkönigs, wird wegen des Reichtums seiner Felder und Heerden, namentlich seiner Pferdezucht gerühmt. Ihm wird dann ein Sohn Tros, als Ahnherr der Troer, und ein Enkel Ilos, als Namengeber von Ilion geschenkt. Ilos hatte zwei Brüder, den Assarakos und den schönen Ganymed, welchen Zeus raubte und dem Vater dafür nach der einen Sage den Weinstock (vergl. S. 389), nach der anderen das Geschlecht windschneller Rosse, wie sie die Götter reiten, als Entschädigung gab und die, wie aus den wiederholten Erwähnungen derselben hervorgeht, das Haupterzeugnis der troischen Ebene ausgemacht haben müssen. In den Brüdern Ilos und Assarakos teilt sich das Königsgeschlecht in zwei Linien, zwischen denen eine alte Spannung bestand, die noch in ihren Endgliedern Priamos und Aeneas fortdauerte. Der Name Assarakos deutet unzweifelhaft auf assyrische oder semitische Einflüsse, die sich in Kleinasien später geltend machten und dem Ansehen der arischen Phrygier, deren Verwandtschaft mit Griechen und Germanen oft betont wurde, entgegentraten. Ilos soll dann Ilion oder Troja in dem gegen den Hellespont ausmündenden Skamanderthale gegründet haben,

und mit seinem Sohne Laomedon, dem Vater des Priamos, beginnt die griechische Dichtung sich zunächst zu beschäftigen.

Laomedon baute die Burg oberhalb Trojas, und um sie zu befestigen, machte er mit Apoll und Poseidon einen Vertrag, nach welchem sie dieselbe mit hohen Mauern umschließen sollten, aber nach Vollendung derselben um den dafür bedungenen Lohn geprellt wurden. Nach anderer Fassung hätte nur Poseidon den Bau übernommen, während Apoll dem Laomedon, gleichwie dem Admet, dienstbar gewesen sei und dessen Heerden inzwischen gehütet habe. So stellt unter anderem ein pompejanisches Wandgemälde (Fig. 73) die Scene dar, während in der Ilias beide Lesarten nebeneinander vorkommen. Als nun der rechtmäßig erworbene Lohn verweigert wird, schickt Apoll eine Pest ins Land, und Poseidon verwüstet in Gestalt eines Seeungeheuers das Ufer. Worin der vertragsmäßige Lohn des Baumeisters bestanden habe, wird nicht ausdrücklich erwähnt; aber daß es sich um des Königs Tochter Hesione handelt, geht ganz klar aus dem Umstande hervor, daß Laomedon dieselbe schließlich an einen Strandfelsen bei Troja festbinden läßt, um das Meerungetüm zu besänftigen. Auch diese nachträgliche Sühnung reut den wortbrüchigen König, und er ruft Herakles um Hilfe an, dem er eins seiner Wunderrosse verspricht, wenn er die Hesione aus der Gewalt des Poseidon befreie, was dieser auch vollbringt. So erscheint Poseidon als der hauptsächlich Betrogene, und es ist nur recht und billig, daß ihn die Ilias als den unversöhnlichen Feind der Troer hinstellt, der es nicht begreifen kann, wie Apoll all seine erduldete Unbill und Schmach vergessen und sich in der späteren Dichtung wieder auf die Seite der Troer stellen konnte. Daher seine Ermahnung bei Homer:



Fig. 73.
Poseidon und Apoll beim Mauerbau von Troja.
Pompejanisches Wandgemälde. Nach Engelmann, Bilderatlas zu Homer.

Thor, wie erinnerungslos dir das Herz ist! Selber ja deß nicht
Denkst du, wieviel wir bereits um Ilios Böses erduldet,

Wir von den Göttern allein, als hergesandt von Kronion,
Wir ein völliges Jahr dem stolzen Laomedon fröhnten
Für den bedungenen Lohn, und er uns herrisch Befehl gab.
Ich nunmehr um die Stadt von Ilios baute die Mauer,
Breit und schön, der Feste zur undurchdringlichen Schutzwehr;
Doch du weidetest Phöbos, das schwer hinwandelnde Hornvieh
Durch die bewaldeten Krümmen des vielgewundenen Ida.
Als nun aber das Ziel die erfreuenden Horen dem Lohne
Endlich gebracht, da entzog mit Gewalt der grausame König
Uns den sämtlichen Lohn und trieb uns hinweg mit Bedrohung.
Denn dir drohete jener die Füß' und die Hände zu fesseln,
Und zum Verkauf dich zu senden in irgend ein ferneres Eiland,
Ja, er verhieß, uns beiden mit Erz die Ohren zu rauben.
Also kehreten wir mit erbitterter Seele von jenem,
Zornvoll wegen des Lohns, um den der Versprecher getäuschet.

(Ilias XXI. 441—457.)

Apoll weiß darauf weiter nichts zu entgegnen, als die allerdings sehr feine Bemerkung, daß es sich nach seiner Meinung beim trojanischen Kriege um keinen Kampf der Menschen, sondern um einen solchen der Götter gegeneinander handle. Mit diesem Hinweis, auf den wir später zurückkommen, wird aber der Unsinn nicht aus der Welt geschafft, daß die Götter einem sterblichen Menschen um Lohn dienen und sich, ohne denselben sofort zu strafen, noch um den Lohn betrügen lassen. Wie in so vielen Fällen, hat auch hier die Edda den mehr als dreitausendjährigen Mythus in seiner richtigen, vernünftigen Gestalt bewahrt, und er lautet dort mit kurzen Worten wie folgt:

Ein Baumeister sei nach Walhall gekommen und habe sich erboten, den Göttern in einem Winter eine feste Burg zu bauen, in welcher sie vor jedem Angriff der Riesen sicher wären, wofür man ihm als Lohn Freyja und dazu Sonne und Mond geben müsse. Odin, der gleich Priamos auf dem Idafelde thronende Gott, schreckt vor der bedenklichen Lohnforderung zurück; Loki aber rät, das vorteilhafte Anerbieten anzunehmen, und bringt nur die Klausel in den Vertrag, daß, wenn am ersten Sommertag noch irgend etwas an der Burg unvollendet wäre, der Baumeister seines Lohnes verlustig gehe; auch dürfe er sich keiner Hilfe bedienen als derjenigen seines Rosses Swadilfari, welches ihm über Nacht die gewaltigen Steinquadern zuführte, die er am Tage zusammenfügte. Die Asen sahen mit Erstaunen und Angst, wie der Riesenbau emporwuchs, der schon drei Tage vor Sommers Anfang so weit war, daß nur noch das Thor fehlte. Sie hatten sich durch so viele Eide vor Zeugen gebunden, Freyja nebst Sonne und Mond dazu auszuliefern, daß sie nun beim Herannahen des Abrechnungstermins in der größten Sorge waren, besonders auch darüber, was Thor, der damals abwesende, auf seiner gewöhnlichen Ostfahrt gegen die Riesen begriffene, geschworene Feind derselben, bei seiner bevorstehenden Heimkehr zu dem Handel sagen werde. Da setzten sich die Götter, heißt es, auf ihre Richterstühle und hielten Rat, und einer fragte den andern, wer dazu

geraten hätte, Freyja nach Jötunheim zu vergeben und Luft und Himmel so zu verderben, daß Sonne und Mond hinweggenommen und den Jötunen gegeben werden sollten. Da kamen sie alle überein, daß der dazu geraten haben werde, der zu allen Übeln rate: Loki, Laufeyjas Sohn, und sagten, er solle eines übeln Todes sein, wenn er nicht Rat fände, den Baumeister um seinen Lohn zu bringen. Und Loki fand die Auskunft, daß er sich in eine Stute verwandelte, die vor dem Hengste Swadilfari vorauslief und ihm zuwieherte, als der Baumeister am Abend ausfahren wollte, um Steine zu holen. Der Hengst riß sich los und lief die ganze Nacht, von seinem Herrn verfolgt, der Stute nach, und am nächsten Morgen waren keine Steine da, um das Werk zu vollenden. Und als der Baumeister sah, daß er sein Werk nicht zu Ende bringen könne, geriet er in Riesenzorn, und nun erkannten die Asen erst klar, daß ihre Ahnung sie nicht betrogen und daß sie mit einem Bergriesen zu thun gehabt hätten. Sie vergaßen nunmehr ihrer Eide, die sie dem Baumeister in Bezug auf seine persönliche Sicherheit geschworen hatten, und riefen Thor gegen den tobenden Riesen zu Hilfe, der auch im Augenblick da war und dem Riesen statt mit Sonne und Mond mit seinem Hammer Miölnir den Baulohn auszahlte.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Erzählung die Grundform des alten Troja-Mythus darstellt, zumal hier auch der Ursprung der windschnellen Wunderrosse erzählt wird, die als Geschenk der Götter in der Trojadichtung eine so große Rolle spielen. Denn es heißt in der Edda dann weiter, daß Loki als Stute schließlich dem Swadilfari begegnet sei und einige Zeit danach ein Füllen geboren habe, welches grau war und acht Füße hatte, Odins Roß Sleipnir, „der Pferde bestes bei Göttern und Menschen.“ Wir dürfen nun freilich nicht erwarten, in der spät niedergeschriebenen Edda die eigentliche Urform der Sage zu finden; denn eine große Anzahl von Anspielungen, die hier nicht besonders angeführt werden können, deutet darauf hin, daß es nicht Freyja, Sonne und Mond, sondern die Sonnenjungfrau allein war, nach denen den Riesen gelüstete. Die Edda ist in einer Zeit verfaßt, in welcher die Sonnenjungfrau der Vergangenheit angehörte und wo ihr nun Freyja, die Göttin der Liebe und Schönheit, in der Riesensage untergeschoben wurde. Darum wird in der neueren Fassung außer Freyja noch die Sonne und der von derselben untrennbare Mond von den Riesen verlangt, ursprünglich war es die Sonnenjungfrau allein, welche das fortwährende Ziel der Riesenwünsche bildete. So verlangen in dem Eddagedicht von des Hammers Heimholung die Riesen wiederum die Sonnengöttin als Lösegeld für den zurückgehaltenen Hammer, und Thor macht sich, als Freyja verkleidet, auf den Weg, um dem liebestollen Riesen seine Gelüste auszutreiben. In mehreren anderen Eddastücken finden wir eine jüngere Form der Sonnengöttin, die Trank- und Unsterblichkeitsgöttin Idun den Riesen bereits preisgegeben, so daß die

Götter genötigt sind, sie zurück zu erobern, da sie ohne deren Verjüngungsmittel schnell dahinaltern.

Erinnern wir uns nun, daß allemal Thor derjenige ist, der den Übermut der Riesen zügelt und ihnen die schon halb oder ganz in ihren Händen befindliche Sonnen- oder Schönheitsgöttin wieder entreißt, so werden wir den zweiten Teil der älteren Trojadichtung verstehen, in welchem Herakles, der stets Thors Stelle einnahm, die schon dem Baumeister-Ungeheuer preisgegebene Jungfrau wieder befreit, das Ungeheuer erschlägt und die Tochter dem Vater zurückbringt. Was wir aber schlechterdings nicht begreifen können, ist, daß Laomedon nunmehr den Befreier der Tochter, dem er als Lohn einige seiner windschnellen Götterrosse versprochen hatte, ebenso betrügt, wie vorher den göttlichen Baumeister. Daher kehrt Herakles in Begleitung mehrerer Kampfgenossen auf sechs Schiffen nach Troja zurück, besiegt den eidbrüchigen König und verwüstet die Stadt. So erzählt die Ilias die Geschichte an mehreren der oben (S. 451) angeführten Stellen und es wird mehrfach wiederholt, daß er die Stadt in Trümmern und menschenleer zurückließ.

Sehr bald, schon zu Pindars Zeiten, wurde die Sage von dem Feldzuge des Herakles gegen Troja zu einer Art von Vor-Ilias ausgearbeitet. Man verband damit den Bericht von dem Zuge des Herakles gegen die Amazonen und ließ die Eroberung Trojas auf dem Rückwege erfolgen. Hier war Herakles mit achtzehn fünfzigruderigen Schiffen gekommen, und die Episode des Kampfes der Troer bei den Schiffen, die in der Ilias einen so bedeutenden Raum einnimmt, fehlt auch der Vor-Ilias nicht, in welcher die Väter der homerischen Helden, nämlich Herakles, der Vater des Tlepolemos, Peleus und Telamon, die Väter von Achill und Ajas, kämpfen. Schließlich wird die Mauer erstürmt, wobei Telamon zuerst auf die Bresche steigt und dafür beinahe dem Zorn des Herakles zum Opfer fällt. Endlich fällt Laomedon mit allen seinen Kindern, Hesione und Podarkes allein ausgenommen. Hesione spielt hier die Rolle der Helena, wird als Siegespreis nach Salamis geführt und dem Telamon vermählt. Ihr Bruder Podarkes wird von ihr der Sklaverei entrissen und besteigt als Priamos (d. h. der Freigekaufte) den väterlichen Thron. Und damit dieser Vor-Ilias auch eine Vor-Odyssee nicht mangele, hindert Here, indem sie den Gemahl einschläfert und die Seestürme wachruft, die schnelle Heimkehr des ihr verhaßten Herakles. Darauf beziehen sich die Worte des Schlafgottes in der Ilias (XIV. 249—255):

Einst schon witzigten mich, o Königin, deine Befehle,
Jenes Tags, da Zeus' hochherziger Sohn Herakles

Heim von Ilios fuhr, der verwüsteten Feste der Troer;
Denn ich betäubte den Sinn des ägiserschütternden Gottes,
Sanft mich schmiegend umher; doch du sannst jenem ein Unheil,
Über das Meer aufstürmend die Wut unbändiger Winde,
Und du verschlugst ihn drauf in Kos' volkblühendes Eiland,
Weit von den Freunden entfernt.

Es bleibe dahingestellt, ob alle diese Zurückbezüge des homerischen Gedichtes auf die ältere Ilias alt sind, jedenfalls war dieselbe vorhanden und zeigt sich derartig mit dem Edda-Mythus verwachsen, daß sie ohne denselben geradezu unverständlich bleiben muß. Selbst die absonderlichsten Züge des ersteren fehlen der troischen Sage nicht, und in ähnlicher Weise wie der hinkende Loki, der sich der Gunst Freyjas rühmte, dem Wunderroß ein Junges abgewinnt, so wußte sich Anchises, der hinkende Liebling der Aphrodite, von den troischen Wunderrossen Nachkommen zu verschaffen, indem er Stuten unter sie jagte! Worauf ich aber vor allem die Aufmerksamkeit des Lesers lenken möchte, ist der Umstand, daß der Edda-Mythus ein streng logischer, nordischer Naturmythus ist, der alle Elemente seines südlichen Zerrbildes enthält und diesem somit seinen Ursprung geben konnte, während es jeder Einsichtige für unmöglich erklären wird, daß aus dem wüsten Trümmerhaufen der Laomedonsage jemals die Eddasage entstehen konnte.

Ursprünglich war der Baumeister, der in einem Winter die Burg vollenden will, der Winterriese selbst, welcher die Ströme überbrückt, die Berge und Wasserfälle in Eispaläste verwandelt, dem das windschnelle Roß, nämlich der Nordostwind, die Quadern herbeiführt, und der gewiß den Bau vollendet haben würde, wenn nicht der feurige Südwind (Loki) sein Roß schließlich vom rechten Wege abwendig gemacht, wenn ihm die Sommersonne, welche die ganze Winterherrlichkeit wieder herunterschmilzt, als Geißel gegeben würde, und wenn nicht schließlich gar der sommerliche Gewittergott Thor käme und alles zusammenschlüge. Niemand, der da bedenkt, daß dieselbe Geschichte in schier unzähligen deutschen Ortssagen und Heiligenlegenden wiederkehrt, wie der Teufel mächtige Brücken, Burgen, Paläste, Kapellen, ja selbst christliche Dome in kürzester Zeit, um den Preis einer armen Seele, die zuerst darüber hinweg oder hinein schreiten soll, fertig baut und dann regelmäßig um den bedungenen Lohn geprellt wird, indem man einen schwarzen Bock, Hund oder Hahn über die Brücke oder durch das Thor jagt, kann daran zweifeln, in jener Eddasage eine echt germanische, der Rasse in Fleisch und Blut übergegangene Ursage vor sich zu haben. Die zahlreichen Teufelsbrücken (z. B. in Frankfurt a. M.,

Mainz, Regensburg, in Uri, bei Einsiedeln, im Montafun u. s. w.) deuten darauf hin, daß man den naturhistorischen Hintergrund noch recht wohl kannte; denn wer überbrückt einen breiten Fluß schneller als der Winter? In der Folge dachte man natürlich an Steinbauten, und überall werden die erratischen Blöcke in der Volkssage als Steine gedeutet, die der Teufel oder ein Riese zu einem benachbarten Monumentalbau durch die Luft trug und unterwegs fallen ließ, als er sich betrogen sah.

Manchmal ist die Verwandtschaft mit der Eddasage auch noch unmittelbarer, so in der Erzählung von dem Troll, welcher dem König Olaf von Norwegen versprach, zu Nidarös eine Kirche zu bauen, derengleichen in der Welt sich nicht finden sollte und dafür Sonne und Mond, oder aber den heiligen Olaf selber verlangte. Hier geht die Baumeistersage in die vom Teufelspakt über, die im deutschen National-Drama vom Faust ihre Weihe als echt nordische Sage erhalten hat. Ebenso durchsichtig ist der Zusammenhang in der Sage vom h. Wolfgang, dem der Teufel eine Kapelle am Abersee, der jetzt St. Wolfgangssee heißt, bauen mußte. Denn der h. Wolfgang verrät schon durch seinen Namen, daß er ebenso für den Wolfsgott (Odin), wie der arme Teufel für den betrogenen Winterriesen eingetreten ist, der nicht allein das Nachsehen, sondern auch den Spott obendrein hat:

Doch statt den heil'gen Mann zu narren,
Muß er ihm dienen und Steine karren.

Im Süden konnten diese Sagen nicht in ähnlicher Weise gedeihen, weil dort sowohl die bauende Macht des Winters, als die erratischen Blöcke fehlen, die man im Norden als die verstreuten Werkstücke des Riesen deutete, und die ja wirklich in grauer Urzeit durch den Winterriesen über das Land verstreut wurden. Daß sie nach Süden gelangt waren, beweisen außer der älteren Trojasage auch die Erzählungen von den Burgmauern in Tiryns und Mykenä, welche durch lykische Kyklopen aufgebaut sein sollten; aber während sie sich im Norden zu einer schönen ethischen Vollendung durcharbeitete, blieb sie im Süden eine völlig unverstandene Karikatur. In der Edda zwingt der ordnende Geist (Odin) die ungezügelten, rohen Naturkräfte (Riesen), ihm dienstbar zu sein und an der Vollendung des Weltbaues mitzuarbeiten, wofür sie allerdings die Göttin des Lichts und der Schönheit verlangen, um wieder das alte Chaos heraufzuführen. Statt dessen sind es in der trojanischen Sage unsinnigerweise die Götter, welche von einem verruchten Menschen zu seinem Dienste gezwungen und nachher um ihren Lohn geprellt werden! Und das letztere wiederholt sich sogar zweimal; sofern auch der Retter aus der Macht der Riesen, der dem

Thor der nordischen Fassung entsprechende Herakles, um den Lohn betrogen wird! In der nordischen Mythe ist es ein Überlisten der rohen Kraft, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft,“ und dies galt als erlaubter Zwang; tragisch wendet sich die Sache erst dadurch, daß die Götter eidbrüchig werden, indem sie, ihrer Schwüre ungeachtet, nicht für die gewährleistete Sicherheit des Riesenbaumeisters eintraten, als er den Zorn Thors erregte. Darauf beziehen sich die Verse der Völuspa:

Da gingen die Berater zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rat,
Wer frevelhaft hätte den Himmel verpfändet,
Oder den Joten Odurs Braut gegeben.
Da schwanden die Eide, Wort und Schwüre,
Alle festen Verträge, jüngst trefflich erdacht.
Das schuf vom Zorn bezwungen Thor.

Hier deutet die Völuspa wieder darauf hin, daß Freyja bereits den Riesen übergeben war und daß Thor-Herakles sie wieder zurück erkämpfen mußte. Damit wäre dann der Übergang von der älteren zu der jüngeren (homerischen) Troja-Dichtung gegeben, wenn der einfache, schöne und folgerichtige nordische Mythus nicht bei den Griechen, die ihn nicht mehr verstanden, in unheilbare Verwirrung geraten wäre. In Anlehnung an vorhandene Sagentrümmer würde das Gebäude sich so wieder zusammenfügen lassen, daß Troja von Riesen bewohnt gewesen wäre, die König Prötos von Tiryns herbeirief, um ihm eine Burg zu bauen, wofür er ihrem Führer, dem Fürsten von Troja, seine Tochter Hesione versprochen. Nach vollendetem Bau verweigert er aber die Tochter, die Trojaner rauben sie, worauf Herakles, der rechtmäßige Erbe der beiden Kyklopenburgen (Tiryns und Mykenä), nach Troja eilt, um die Hesione zurückzufordern. So ungefähr müßte der alte Mythus gelautet haben, wenn er richtig verstanden worden wäre, und die Ilias holte das nach, indem sie eine argivische Fürstin thatsächlich von dem trojanischen Prinzen entführen ließ. Für den unmittelbaren Zusammenhang der Eddasage mit der Laomedon-Mythe spricht noch ein kleiner Zug, der darin besteht, daß dort die von dem Riesen bedrängten Asen nach Thor rufen, der dann im selben Augenblicke unter ihnen erscheint. Genau ebenso finden sich die griechischen Götter den Giganten gegenüber in der höchsten Not und rufen nach Herakles, als dem einzigen, der ihnen helfen könnte, und Athene holt ihn von seinem Troja-Zuge dorthin ab. Auch die durch ganz Nord- und Mitteleuropa ehemals mit dramatischen Spielen gefeierte „Austreibung des Winters“ beziehe ich auf den Baumeister-Mythus der Edda und die

Laomedonsage der Griechen; sie fand noch jenseits der Alpen Wiederhall in der Austreibung des Schmiedemeisters Mamurius (vergl. S. 341), worauf dann die Zurückführung der Maikönigin, als eines Nachbildes der Sonnenjungfrau, der natürliche Abschluß des Jahreszeiten-Dramas, folgte. Die Abspeisung der Riesen, welche den Winter über vergeblich gearbeitet haben, bildet das Vorspiel, die Wiedergewinnung der Sonnen- und Vegetations-Göttin, der Triumph ihrer Zurückführung in ihr Reich den Inhalt des eigentlichen Stückes.

56. Helena und ihre nordischen Gegenbilder.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwebt ihr Charakterbild in der Geschichte. Dieser Ausspruch des Dichters kann kaum auf irgend eine Person mit mehr Grund angewandt werden, als auf die schöne Helena. Während die einen ihr Tempel und Heiligtümer errichteten und sie als Göttin verehrten, nicht bloß den Paris, sondern auch den strengen Hektor zu ihrem Verehrer machten und dem betrogenen Ehemann bei ihrem Wiederanblick in Troja die schon zum tödlichen Streiche erhobene Hand sinken lassen, haben andere sie zur liederlichen Dirne gemacht, die kaum den Kinderschuhen entwachsen, dem Theseus den Kopf verdreht und nacheinander dem Menelaos, Paris und schließlich dem Achill angehört. Ihr Wesen wurde im Altertum so wenig verstanden, wie in der Neuzeit; denn man sah in ihr immer nur die siegende Kraft der Schönheit, welche die Bande der Sitte durchbricht, und erzählte, ihr Vater habe dem Tempelbilde der Aphrodite Fesseln anlegen lassen, weil sie ihm durch seine Tochter so große Schmach zugefügt. Andere, welche (wie Lukian) einsahen, daß alles das, was man von der Helena erzählte, unmöglich auf eine menschliche Person bezogen werden könnte, machten sich über das ehrwürdige Alter lustig, in welchem die Matrone, die einst den Theseus entflammt, noch den Paris in Fesseln geschlagen haben sollte.

Die Mythologen sind ebenfalls von ihr genarrt worden; denn wenn sie auch den in ihrem Namen so deutlich ausgesprochenen Charakter einer Lichtgöttin nicht zu verkennen im stande waren, so haben sie doch, in dem beengenden Horizonte der griechischen Mythologie gefangen, immer nur die Ähnlichkeit des Namens mit dem der Mondgöttin Selene gesehen und demgemäß

die Helena (wie z. B. Creuzer that) zur Mondgöttin machen wollen. In der That hat der Name Selene wahrscheinlich denselben Ursprung wie Helena und bedeutet die Leuchtende oder Glänzende, und wenn wir uns neben den nordischen Namen der Sonnengöttin Sulis, Suria, Sirona einen durch das Eddawort Svalin (Sonnenschild) vermittelten Namen Svalina darstellen könnten, so würden wir daraus ganz unmittelbar den Namen Helena ableiten können, ebenso wie es bereits oben mit Helios geschehen (S. 272). Helena gehört nach dem Zeugnisse griechischer und römischer Grammatiker zu den Namen, die im Anlaute ein Digamma (*F*) hatten, und man findet thatsächlich in alten Inschriften den Namen *FΕλένα* geschrieben. Dieser Anlaut entspricht dem alten Vau, wonach ursprünglich möglicherweise Velena gesprochen wurde, ist aber ebenso häufig in S, H oder J übergegangen. Der Name Selene verhält sich somit zu Helena wie Selloi zu Helloi, dem Namen der bei Dodona wohnenden Griechenstämme, oder wie selas zu helane (Fackel), welche beide, wie der Name des Sonnenschildes svalin von svel (Glanz, Strahl, Schimmer) abstammen (vergl. M. Müller II S. 437).

Dieses Ergebnis der sprachlichen Ableitung wird nun durch die mythologische Untersuchung vollauf bestätigt; denn Helena ist im Grunde nichts anderes als die ursprünglichere, weibliche Form und Vorgängerin von Helios und Helias; sie scheint thatsächlich als eine Göttin Halia vor oder neben Helios auf Rhodos verehrt worden zu sein. Mit dem Monde hat ihre eigene Person nichts zu thun, derselbe wird vielmehr durch ihren Gatten Menelaos deutlich genug vertreten, wir haben mit einem Worte in dem Ehepaar Helena und Menelaos das altnordische Ur-Ehepaar Sulis und Mani vor uns, und es ist mir unbegreiflich, daß dies den Forschern bisher entgangen ist; denn die Beweise lassen sich förmlich mit Händen greifen. Wir haben nämlich oben (S. 326) gesehen, daß dieses erste Ehepaar in den germanischen Ländern, wie in Indien, Persien, Phrygien und auf Kreta durch einen sehr natürlichen Gedankenprozeß auch zu dem ersten Totenpaar geworden ist, die Sonnengöttin daher zur Totenmutter Hel oder Frau Holle der Germanen; Mani, Manu, Manes oder Minos zum Totenkönig. Zu Homers Zeiten bestand diese Überlieferung auch noch in Bezug auf Menelaos; denn in der Odyssee (IV. 561—569) verkündet ihm Proteus, der Meergreis, daß er nicht in Argos sterben, sondern als Beisitzer des Totenrichters Rhadamanthys im Elysium weiter leben solle:

Doch nicht dir ist geordnet, du Göttlicher, o Menelaos,
Im roßweidenden Argos den Tod und das Schicksal zu dulden;

Nein, dich führen die Götter dereinst an die Enden der Erde
Zu der elysischen Flur, wo der blonde Held Rhadamanthys
Wohnt und ganz mühlos in Seligkeit leben die Menschen:
(Nimmer ist Schnee, noch Winterorkan, noch Regengewitter;
Ewig weh'n die Gesäusel des leis' anatmenden Westes,
Die Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen:)
Weil du Helena hast und Zeus dich ehret als Eidam.

Man bemerke, wie fein hier statt Minos sein Bruder Rhadamanthys vorgeschoben wird; denn der Dichter empfand vielleicht, daß Minos, der attische Flutkönig Menys und Menelaos eine Person bilden. Da nun aber Odin und Frigga im Norden selbst das Totenkönigspaar darstellen, zu denen die gefallenen Helden eingehen, so blieben dort der Hel nur die an Krankheiten Gestorbenen und die Kinder, und wir begreifen, wie Frau Holle, die weiße Frau, vorzugsweise als Kindermutter und Führerin der gestorbenen Kinder auftritt. Ganz dasselbe geschah nun in Griechenland mit Helena und Menelaos, da ja im Hades für die erwachsenen Toten ein besonderes Totengötterpaar Hades und Persephone sorgte, die dem unterirdischen Odin und seiner Gemahlin entsprechen. So stürzt sich Halia (Helena) auf Rhodos ins Meer und wird als Leukothea (die weiße Frau der Griechen) wiedergeboren, welche fortan gerade so wie Frau Holle im Norden als Kindermutter, mit einem Kinde im Arm, dargestellt wird. Da sie die Gattin des Mondmannes war, so begreifen wir, wie in dem germanischen und griechischen Volksglauben der Mond zum Elysium der kleinen Kinder wurde. Im Schutze von Helena und Menelaos standen daher im besondern die Geburten und kleinen Kinder, und so erzählt uns Herodot (VI. 61), daß zu Therapne bei Sparta ein Tempel der Helena gestanden, in welchen man häßliche Kinder trug, damit die Göttin sie schön mache. Es war dies ein Tempel, in welchem Helena und Menelaos eine gemeinsame Verehrung erfuhren; Pausanias sagt, sie hätten da begraben gelegen, was eben darauf hindeutet, daß sie als Totengötter dort verehrt wurden. Vor dem Glanze der homerischen Poesie verschwand aber der alte Ruf der unter die Erde hinabgestiegenen Sonnengöttin als Totenmutter; Schönheit und Tod schienen den Alten einander zu widersprechende Begriffe, als daß sie dieser nordischen Idee eine weitere Entwickelung hätten geben sollen, während die Römer den Kultus der Schönheits- und Leichengöttin (Venus Libitina) vereinigten.

Diese Wandlung der Sonnengöttin in eine unterirdische war außerdem bei den Griechen schon in mehrfacher Gestalt anderweit vertreten. Die alten Germanen wußten den Begriff der ewigen Schönheit und Jugend mit dem des Herabsteigens in die Unterwelt sehr gut in dem ihrer Iduna

zu vereinen, und diese Iduna, die wir oben ein Nachbild der in die Unterwelt hinabgestiegenen Sonnengöttin genannt haben (S. 409), zeigt nun, wie schon G. v. Hahn in seinem Kapitel Idun und Helena (S. 366—370) gezeigt hat, die vielfachsten Berührungen mit Helena. Ich füge hier eine Reihe von Punkten hinzu, welche Hahn übersehen hat. Die Edda erzählt uns, wie der Winterriese Thiassi die an der Esche Yggdrasil wohnende Göttin der Schönheit und ewigen Jugend, welche wie Sulis und Surya das Verjüngungswasser und die Verjüngungsäpfel bewahrte, in die Unterwelt entführt hatte, und wie darüber große Trauer unter den Asen entstand. Die nunmehr plötzlich alternden Asen sandten Boten auf Boten ab, um die Göttin, deren bloßer Anblick, wie derjenige der Helena „Greise verjüngte," zurückzufordern. Durch Lokis List wird sie endlich zurückgebracht und der Riese getötet. Ich habe schon oben (S. 417) auf die Ähnlichkeit des Kultus der Athene Itonia mit dem der Iduna aufmerksam gemacht, und es ist für mich gar kein Zweifel, daß Helena und ihre ärgste Feindin Athene eigentlich dieselbe Figur resp. Abkömmlinge desselben Urbildes, der germanischen Sonnengöttin sind. Thatsächlich werden auch beide (die Helena lebendig und die Athene in Gestalt ihres vom Himmel gefallenen Schnitzbildes) aus Troja (d. h. aus der Unterwelt) zurückgeführt. Weitere Seitenstücke liefern Hades und Persephone, welche dem Ehepaar Menelaos und Helena in der Unterwelt entsprechen, obwohl hier Hades der Räuber ist. Eine merkwürdige Erinnerung an die am Baume wohnende Iduna liefert noch die von Pausanias (III. 19) bewahrte Nachricht, daß Helena nach dem Tode des Menelaos wieder nach Rhodos gegangen sei und dort als Baumgöttin (Dendritis) einen besonderen Tempel empfangen habe. Wir haben schon gesagt, daß der Kult der Halia auf Rhodos neben dem des Helios zu Hause war, daß derselbe dort in den der Leukothea überging, und daß außerdem auf der Insel Leuke die Helena als Gemahlin des Achill im Jenseits verehrt wurde, geradeso wie Brunhild sich im Tode dem Siegfried vermählte.

Wir können einen vernünftigen Zusammenhang dieser Sagen nur dadurch herstellen, daß wir annehmen, der Winterriese Thiassi sei der Baumeister, dem die Sonnengöttin versprochen war, und der sie nachher mit Lokis Beistand in die Unterwelt entführte. Loki verlockt Iduna nach dem Walde, wo sie noch schönere Äpfel sehen soll, als sie am Weltbaume bewacht, und sie wird von da hinabgeführt, wie Persephone beim Blumenpflücken auf der Wiese. Um die Ähnlichkeit vollständig zu machen, müßte Troja die Unterwelt bedeuten, nach welcher die Sonnengöttin entführt wurde, und es sind schon früher allerlei Versuche gemacht worden, um zu

beweisen, daß der Name Troja der urgermanischen Sage entnommen sei und soviel wie Unterwelt bedeute. Linnés Vorgänger auf dem Lehrstuhl zu Upsala, der in alter Mythologie wohl erfahrene Rudbeck, hatte schon vor zweihundert Jahren behauptet, der Name Troja sei ein der skandinavischen Ursprache entnommenes Wort, welches in der Form Trojin oder Trojen soviel wie feste Burg, d. h. also das Nämliche, wie der Nebenname Ilions, Pergamos, bedeute. Er hielt bekanntlich die Schweden für das auch in Troja seßhaft gewesene Urvolk; aber jedenfalls spricht der Umstand, daß die Ortschaft drei so verschiedene Namen wie Ilion, Pergamos und Troja führt, dafür, daß der dritte Name vielleicht mit einer fremden Sage eingewandert sein könnte. Man weiß heute nicht mehr, auf welche Ortsnamen Rudbeck seine Behauptung gestützt haben kann; aber von dem nordischen Worte tro, tru, d. h. getreu, sicher, ließe sich die Bezeichnung für ein sicheres Gewahrsam (man vergleiche unser Truhe, Trone) ebensowohl ableiten, wie Veste und Festung von fest. Vielleicht hatten die zahlreichen Ortsnamen in Deutschland, Frankreich, Bulgarien und Italien, welche Troja, Troyes, Troneg, Troneck, Trony heißen, ursprünglich dieselbe Bedeutung wie der ebenso verbreitete Ortsname Burg. Das berühmteste alte Troja in Deutschland war Xanten am Niederrhein, die Heimatsstadt des deutschen Achilles (Siegfried), und schon auf Münzen des elften Jahrhunderts kommt der Name Sancta Troja für diese Stadt vor, woraus dann zuerst Santen und zuletzt Xanten entstand. Man hat die Entstehung des Namens von einer römischen Colonia Trajana herleiten wollen; aber auffallend genug wird Siegfrieds Gegner in deutschen und skandinavischen Heldengedichten Hagen (Högni) von Troja und der „Tronjer" genannt und dieser Name von einer Burg Troneck an der Mosel hergeleitet. Ältere Dichter erklärten ihn dadurch, daß Hagen die zehnjährige Belagerung Trojas mitgemacht habe; aber merkwürdigerweise kommt der Name Troja in einer Reihe deutscher Dichtungen des Mittelalters stets in einem Sinne vor, daß M. Rieger und Simrock (S. 296) zu der Überzeugung gelangt sind, es solle damit die Unterwelt bezeichnet werden. So kommt Salvius Brabon, der Schwanenritter, weit übers Meer von Troja her, und Hagen von Troja mag seinen Namen daher erhalten haben, weil sein Vater ein Unterirdischer, d. h. ein Mann aus Troja, war.

Besonders häufig wird die „alte Troje" im Wolfsdietrich, einem Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts erwähnt, und zwar mit Bezügen, die in keiner Weise auf die klassische Trojadichtung zurückgehen, sondern auf eine unabhängige, stark verdunkelte germanische Trojadichtung hindeuten, die allerdings im Grunde dieselbe ist, wie die griechische. Die „alte Troje"

ist hier ein fern jenseits des Meeres gelegenes Land, aus welchem ein häßliches Mädchen, die „rauhe Else“ stammt, welche Wolfsdietrich (Odin) erlösen soll. Dieses häßliche, in unzähligen deutschen, französischen, slavischen und indischen Märchen wiederkehrende Mädchen ist die von der dunkeln Eselshaut der Nacht und Dämmerung bedeckte Sonnenjungfrau, welche erst bei der Annäherung und Verbindung mit dem Befreier in allen Farben der Morgenröte erstrahlt und schön wird (vergl. S. 367 und 420). Sie ist ferner im Besitz des Verjüngungsbades wie Menglada, Iduna, Sulis, Surya, Sirona der Skandinavier, Kelten, Deutschen und Inder, Ardvi-çura der Perser und Medea der Griechen, in welchem sie nicht nur sich selbst, sondern auch den Befreier verjüngt. Denn aus der Unterwelt kommt man in einer schwarzen, verwilderten, halbtierischen Gestalt zurück, ein Zug, der im Wolfsdietrich, Iwein und selbst noch im Orlando furioso wiederkehrt, und wie wir sehen werden, auch auf die Kirke-Sage erst das rechte Licht wirft. Von dem Jungbrunnen aber heißt es im Wolfsdietrich:

Sie führt' ihn hin im Lande, den Fürsten auserſehn,
Wo sie einen Jungbrunnen vor dem Berge wußte stehn.
Der war warm zur Hälfte, zur Hälfte war er kalt.
Da sprang sie in den Brunnen und befahl sich Gottes Gewalt.

Da wurde sie verwandelt, einst rauhe Els genannt,
Nun hieß sie Siegeminne, die Schönst' ob allem Land.
Drinnen in dem Brunnen ließ sie die rauhe Haut.
Nie eines Menschen Auge hatt' ein schöner Weib erschaut.

Alles dies sind Züge, die nicht mehr in der griechischen Troja-Sage enthalten sind, dagegen von Indien bis Holland und England der Sonnenmythe angehören; in der Ilias findet sich nur noch der kalte und warme Brunnen vor den Thoren Trojas, aber ohne das Verjüngungswunder, welches nur in der Ortssage von Sparta erhalten war, wonach die Göttin Helena angerufen wurde, häßliche Mädchen schön zu machen (vergl. S. 461). In dem nicht eben durch Klarheit der Entwickelung ausgezeichneten Wolfsdietrichsliede hätte nun der Held mit Siegeminne glücklich leben können, wenn ihn nicht ein Hirsch mit goldenem Geweih verlockt hätte, ihm in weite Fernen zu folgen (vergl. S. 254) und dadurch dem Riesen Drasian Gelegenheit gab, die Frau nach einem unterirdischen Schlosse zu entführen, so daß Wolfsdietrich sie von neuem erkämpfen muß. Auch Menelaos war von Sparta abwesend, als ihm die Helena entführt wurde. Schließlich muß sich Wolfsdietrich noch zum drittenmal eine Frau erkämpfen, und zwar nach dem Tode der eigenen Gattin die des Kaisers Ortnit, seines ermordeten Waffenbruders, welche eine andere Sonnenfrau ist und von jenem

im Kampfe gegen zwölf Eisriesen (Isunge; in der Hromundarsaga findet der Eroberungskampf sogar auf dem Eise statt) gewonnen worden war. In dieser Rolle als Rächer des von einem Drachen ermordeten Waffenbruders und noch in mancher andern Beziehung erinnert Wolfdietrich stark an den nordischen Wali und den griechischen Achill, die den Tod des Baldur und Patroklos rächen und, wie sich herausstellen wird, sehr nahe Beziehungen zu einander aufweisen.

Schon oben wurde auf die Verwirrung der arischen Sonnensage hingewiesen, welche dadurch entstand, daß die ältere Sonnengöttin, für welche der Himmelsgott stritt, zu einer Göttin der Morgenröte herabgedrückt wurde, die außer von dem angestammten Mondgatten sowohl von dem neuen Sonnen- und Himmelsgott, als auch von dem Morgenstern, dem einen der beiden Açvinen, umworben wurde. In der griechischen Sage sind nun die Dioskuren ebenso Brüder der Helena, wie in der indischen die Açvinen Brüder der Surya, was sie hier wie dort nicht hindert, auch als Bewerber der eigentlich dem Mondgotte vermählten Göttin aufzutreten. Wir haben also dieselbe Wandlung in der indischen und griechischen wie in der germanischen Sage; denn Baldur und Hödur werben ebenso um Nanna, wie Theseus und Peirithoos um Helena. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß die nach der Unterwelt entführte, dem alten Bragi angetraute Verjüngungsgöttin Iduna im Eddaliede von Odins Rabenzauber Nanna genannt wird, also mit Iduna-Helena ein und dieselbe Person bildet.

Auch die germanische Lohengrinsage wird erst durch diese Entwickelung der Vorstellungen verständlicher. Denn der Schwanenritter, welcher aus dem jenseits des Meeres gelegenen Troja, d. h. der Unterwelt, der bedrohten Frau, die auch hier wieder Elsa heißt, zu Hilfe kommt, ist zwar offenbar der altgermanische, das Recht schützende Schwanen- oder Himmelsgott Tiu-Zeus (S. 245), aber in seiner verjüngten Gestalt als Tiu-Sohn (Dioskur), von dem die indisch-griechische Mythe erzählte, daß er aus weiten Fernen allen Bedrängten, die seine Hilfe anrufen, zu Hilfe eile. Wir erkennen nun, weshalb Zeus sich in Schwanengestalt der Leda nähert; denn der alte Ziu, der im Lohengrin verjüngt erscheint, war der Schwanengott, daher die von den griechischen Dichtern so vielfach ausgemalte Ei-Geburt der Helena wie der Dioskuren. So wird auch die nordische Sonnenjungfrau Brunhild-Menglada selbst als Schwanenjungfrau aufgefaßt; aber sie hat diesen Charakter nur auf die Athene, nicht auf die Helena vererbt. So deutet auch die deutsche Sage an, daß der Schwan, welcher den Ritter zur bedrängten Frau führt, sein Bruder sei, der ungeduldig die Rückfahrt erstrebt, die dann infolge eines Versehens der Frau, wie im Märchen von

Amor und Psyche (S. 421), alsbald angetreten wird. Die Ankunft des rettenden oder rächenden Ritters in Gestalt eines kleinen Kindes, wie in der Sceaf- und Baldursage, der, kaum geboren, den Hödur bereits erschlägt, wird auch im Liede vom Wolfdietrich gestreift, dem versprochen wird, er solle dem Jungbrunnen wie ein Knabe von sieben Jahren entsteigen.

Schließlich muß auch noch ein Blick auf das Gudrunlied geworfen werden, welches man zwar die nordische Odyssee zu nennen pflegt, welches aber mit viel größerem Rechte die nordische Ilias genannt werden darf. Leider leidet das Gedicht an demselben Kompositionsfehler, wie die lombardische Erzählung vom Wolfdietrich, sofern es nämlich die Entführung zweimal, in zwei Generationen erzählt, die Mutter Hilde, wie die Tochter Gudrun in ferne Länder entführt werden läßt, die eine von Irland nach Dänemark, die andere von Dänemark nach der Normandie, so daß das Interesse zersplittert wird.

Wir haben also eigentlich zwei Epen: die Hildensage und die Gudrunsage, die sich, wie Hahn (370—379) nachzuweisen suchte, verhalten sollen wie die Argonautensage zur Ilias. In der ersten wird die Tochter des Königs Högni (Hagen) von Irland, die schon viele Freier abgewiesen hatte, durch den Gesang Horands von Dänemark gewonnen und durch List entführt, der Vater kommt nachgesegelt, und es kommt zwischen ihm und König Hettel auf einer Insel zur Schlacht, wobei Hilde (von hildr Kampf?) sich als echte Walküre und Heilgöttin erweist, indem sie die auf beiden Seiten am Tage Gefallenen über Nacht zu neuem Kampfe belebt und, der Medea ähnlicher als der Helena, dem Gatten folgen darf, aber in ihrer Wahl glücklicher, einer guten Zukunft entgegengeht und in ihrer Tochter Gudrun ein vielumworbenes Wunder an Schönheit erzieht. Die Werbung um das gepriesene Königskind vollzieht sich nicht ohne Kampf und Streit und erinnert dadurch lebhaft genug an den Streit der Freier um Helena, auch darin, daß sich, ähnlich dem Menelaos, auch hier der begünstigte Freier Herwig von Seeland unter den ehemaligen Mitbewerbern Bundesgenossen für die Wiedergewinnung der von Hartmut, dem Prinzen von Normannenland, entführten Braut gewinnt. Da Gudrun die Bitten Hartmuts nicht erhören will, wird sie von dessen Mutter hart geplagt und muß die niedersten Dienste verrichten, und ähnlich scheint es der Helena im Hause des Theseus gegangen zu sein; denn sie wurde auf alten Kunstwerken dargestellt, wie sie nach ihrer Befreiung durch die Brüder die böse Schwiegermutter Äthra mißhandelt. Die Schilderung der endlich eroberten Normannenburg, das Morden und Brennen in derselben würde dem Falle von Troja ähnlich sein, wenn nicht auf Gudruns Fürbitte ihr Bruder und

Bräutigam das Leben des Entführers schonen mußten, wodurch der Abschluß ein versöhnlicher wird. Überhaupt überragen an Adel der Gesinnung sowohl Hilde als Gudrun die Helena weit, und selbst ihr Entführer könnte eher dem Hektor als dem Paris verglichen werden.

Das Gudrunlied wurde gegen Ende des zwölften Jahrhunderts gedichtet, und es ist sehr wohl möglich, daß seinem Verfasser, ebenso wie den lombardischen Dichtern der Ortnit- und Wolfdietrich-Lieder die Sage vom trojanischen Kriege wenigstens in den Bearbeitungen von Diktys und Dares bekannt war, die den mittelalterlichen Darstellungen des trojanischen Krieges zur Grundlage dienten. Die Benutzung war aber häufig eine sehr oberflächliche, so z. B., wenn in der Wilkinensage ein König Ilias von Griechenland auftritt, und wir müssen bei genauerer Untersuchung immer wieder die innerliche Unabhängigkeit dieser nordischen Seitenstücke zur Ilias anerkennen, da sie mit den Eddasagen auf das nächste zusammenhängen und eine viel ältere und darum durchsichtigere Beziehung zur Grundidee erkennen lassen, als bei den griechischen Dichtungen durchleuchtet. Die griechische Dichtung ist durch die germanische zu erläutern, nicht aber umgekehrt. Wenn die germanischen oder skandinavischen Neubearbeiter der alten Natursage hier oder da den ihnen von den christlichen Mönchen zugänglich gemachten griechischen Litteraturwerken eine Wendung oder einen Namen entnommen haben sollten, — und es sind nur wenig sichere Fälle nachweisbar — so betrifft das Äußerlichkeiten, die den Kern kaum berühren.

Die griechische Helena hatte als Lieblingskind der Dichter des klassischen Altertums große Wandlungen durchzumachen gehabt. Bei Homer zeigt sie noch einige Ähnlichkeit mit dem germanischen Urbilde, sie ist noch nicht zum bloßen Spielball olympischen Frauenneides und des Göttergezänks geworden, vielmehr wird das in Menelaos verletzte Gattenrecht als Anlaß der Teilnahme der Götter und besonders des Zornes der Here betont, Helena ist noch eine ehrbare Fürstin, die trotz des Unheils, welches sie über Troja heraufbeschworen hat, im Hause des Priamos mehr Sympathieen findet als ihr Entführer; wie sie denn auch ihr Schicksal beklagt, so viel tapfere Männer um ihre Person in den Staub sinken zu sehen. Aber die spätere Dichtung, die den Naturkern der Sage nicht mehr durchfühlte, nicht ahnte, warum sich die Götter selbst so lebhaft an dem Kampfe beteiligten, erfand eine neue Motivierung, indem sie mit Hinwegräumung des Baumeister-Mythus ein anderes Vorspiel erfand, den von Paris geschlichteten Schönheitsstreit der Here, Athene und Aphrodite, infolgedessen die durch seinen Spruch bevorzugte Göttin ihm die schönste Frau versprach und zu ihrer Erlangung behilflich war.

Es war im Grunde ein schlecht genug ausgesonnenes Vorspiel; denn wenn einmal eine Göttin der Schönheit aufgestellt ist, so sollte ihr der höhere Liebreiz unbestritten beiwohnen, und es ist auch zweifelhaft, ob die homerische Dichtung dieses nur im Vorbeigehen, an einer einzigen, vielleicht später eingeschobenen Stelle der Ilias erwähnte Vorspiel bereits gekannt hat. Die ergänzenden Dichtungen einer jüngeren Zeit, namentlich die Kyprien des Stasinos von Cypern, haben die Lücke dann ausgefüllt und sogar die eben gerügte Schwäche der Begründung gemildert, indem sie die Ilias mit einer Kabinettsberatung zwischen Zeus und Themis über die drohende Übervölkerung der Erde beginnen und zu dem Ratschlusse kommen lassen, daß derselben am besten durch einen langen und mörderischen Krieg vorzubeugen sei. Um denselben recht wirksam einzuleiten, wird die unter den Einladungen zur Hochzeit des Peleus mit der Thetis allein übergangene Göttin der Zwietracht angestiftet, jenen Apfel mit der Aufschrift „der Schönsten“ unter die Göttinnen zu werfen, der dann die drei obersten Göttinnen veranlaßt, mit dem Apfel zum Paris nach Troja zu wandern. Der ebenso feine wie grobe Zug, daß eine zwischen Göttinnen erzeugte Zwietracht nachhaltiger wirke, als wenn dieselbe zwischen Männern ausgebrochen wäre, wird in seiner Wirkung leider geschwächt durch die Unterstellung, daß auch auf der Hochzeit des Menelaos mit Helena ein Verstoß vorkam, sofern man vergaß, der Aphrodite zu opfern. Sie bestimmte daher die Helena zur Belohnung ihres Preisrichters, und indem die andern Götter ihre Entführung zuließen, wurde Helena das im Grunde unschuldige Rachewerkzeug der Dichtung, weshalb sie auch später zu einer Tochter der Rachegöttin (Nemesis) gemacht wurde.

Die späteren Dichter bemühten sich dann immer weiter, die Sage aus den Höhen des Olympos auf die Erde herabzuziehen, und sie glaubten, die Natur- und Göttersage am besten in Geschichte zu verwandeln, indem sie sowohl die Jugenderlebnisse, als die Heimkehrschicksale der Helden möglichst ausführlich erzählten, und so entstand ein besonderer Legendenkreis zunächst um Paris und Helena, dann aber auch um die aus dem männermordenden Kampfe an die griechischen Gestade zurückkehrenden Helden Agamemnon, Menelaos, Odysseus u. a. Die sogenannten Nosten oder Heimkehr-Gedichte spiegelten, sofern sie den Agamemnon ermordet werden, den Menelaos und Odysseus die teure Heimat erst nach langen Irrfahrten erreichen lassen, gleichsam nachträgliche Wutausbrüche der bei Troja überwundenen Götter, zu denen in erster Linie Aphrodite, Poseidon und Apoll gehörten. Von besonderem Interesse sind dabei die Versuche der römischen Epoche, die Griechen gegen die Trojaner, von denen man herzustammen

glaubte, ins Unrecht zu setzen, und hierher gehören die Schriften des sogenannten Diktys von Kreta und Dares von Phrygien, welche in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auftauchten und den Anspruch erhoben, den trojanischen Krieg auf Grund persönlicher Teilnahme oder zeitgenössischer Mitteilungen zu schildern. Sie haben für unsere Untersuchungen ein besonderes Interesse, weil einige Forscher angenommen haben, die Baldursage sei durch sie beeinflußt worden. Davon weiter unten Näheres.

57. Der Götterkampf um Troja.

Jedem unbefangenen Leser der Ilias muß die Thatsache auffallen, daß es in den beiden ältesten Darstellungen des trojanischen Krieges nicht sowohl Menschen als vielmehr die Götter des Himmels sind, welche um Troja und die darin eingeschlossene Frau kämpfen. Wir sehen den Olymp in zwei große Lager geteilt: Here, Athene, Poseidon kämpfen mit aller Kraft gegen Troja, Apoll und Artemis, sowie Aphrodite befinden sich auf Seiten der Trojaner, Zeus als oberster Lenker sorgt, daß der Krieg nicht zu schnell zu Ende gehe, scheinbar, weil ja dann der Zweck, den Achill zu verherrlichen und das Menschengeschlecht zu vermindern, nicht erfüllt werden würde. Here hatte sich schon bei jener ersten Zerstörung Trojas durch Herakles so stark eingemischt, daß Zeus sie zum abschreckenden Beispiel für die anderen Götter, mit zwei Ambossen an den Füßen beschwert, zum Himmelsfenster hinaushing; nichtsdestoweniger rast sie wieder so heftig gegen die Trojaner, daß Zeus ihr rät, sich in die Stadt einzuschleichen und den Priamos samt seinen Söhnen roh zu verzehren (IV. 35), und wiederholte ernsteste Verwarnungen sind nötig, um die Götter in ihrem Eifer für und wider Troja zu mäßigen. Es ist interessant, daß Dares und seine mittelalterlichen Nachfolger dem Homer öfter dieses Kämpfen der Götter mit Menschen zum Vorwurf machen und daraus beweisen, daß er nicht (wie Dares) die Wahrheit als Augenzeuge beschrieben haben könne!

Der in einer unendlichen Reihe von Zweikämpfen fortgesponnene Kriegsbericht des Homer fördert darum auch außerordentlich wenig wirkliche Heldenthaten zu Tage; denn wir werden Zeuge, daß die meisten von ihnen durch göttliche Waffen und göttlichen Beistand errungen werden; Menelaos, Diome-

des, Odysseus u. a. erfreuen sich der beständigen Obhut der Here und Athene, sowie Hektor derjenigen des Apoll und Paris von seiten der Aphrodite, so daß ihrer eigenen Heldenkraft kaum etwas zu leisten übrig bleibt; mehr als einmal lenken die Götter das tödliche Geschoß von ihrem Schutzempfohlenen ab oder entreißen ihn durch Umhüllung in dunkle Wolken dem übermächtigen Gegner. Nicht Hektor erschlägt den Patroklos, sondern Apoll versetzt ihm den tödlichen Schlag in den Rücken, und nicht würde Achill den Hektor niedergestochen haben, wenn nicht Athene ihn durch täuschenden Trug wehrlos gemacht hätte. Selbst die Götter Ares und Aphrodite werden blutend vom Schlachtfelde heimgeschickt; Athene hilft dem Diomedes, daß er dem Ares eine tüchtige Schlappe beibringe, so daß er brüllend und mehrere Acker Landes bedeckend hinschlägt; andererseits aber werden tödliche Wunden im Nu geheilt und schon Hinsinkenden neue Kräfte eingeflößt. Athene waltet in jeder Beziehung einer nordischen Walküre entsprechend auf dem Schlachtfelde, und da sie selbst in der Ursage die geraubte Göttin war, so wird man in doppelter Beziehung an die Hilde des Gudrunliedes erinnert, die, obwohl Gegenstand des Kampfes, doch die Verwundeten beider Parteien heilt und die Toten auferweckt, als wollte sie den Kampf in alle Ewigkeit verlängern.

Wenn überhaupt daran ein Zweifel bestehen könnte, so würde uns diese handgreifliche Einmischung der Götter lehren können, daß der trojanische Krieg ursprünglich nichts als eine Göttersage, die Wiedererkämpfung der Sonnengöttin von den Unterwelts- und Kälteriesen darstellte, und wir sind bei der Ilias in dem seltenen Falle, den sonst meist nur an inneren Kennzeichen nach geschehener Vollendung erkennbaren Übergang der Göttersage in die Heldensage gleichsam in flagranti zu überraschen. Die Göttersage ist hier erst auf dem Wege, Heldensage zu werden, und darum sind die Helden vor Troja nur Marionetten der Götter, deren Sinn hierhin und dorthin gelenkt wird, je nachdem die Partie oben steht. Dabei fällt nun ein Umstand besonders ins Auge, das gegenseitige Überlisten und Intriguieren der olympischen Götter gegeneinander. Im besondern sieht sich Zeus zu oft wiederholten Malen genötigt, Gattin, Tochter und Bruder daran zu erinnern, daß er im Olymp allein zu befehlen habe, und daß er jedem, der seinem Ratschluß Widerstand leiste, seine Macht schrecklich zum Bewußtsein bringen werde.

Obwohl jedesmal die ganze hochansehnliche Versammlung zittert, wenn er zu donnern anfängt, so hindert das doch weder Gattin und Tochter, noch den Bruder, heimlich weiter gegen die Trojaner zu wüten, Here mit dem Schönheitsgürtel der Aphrodite bezaubert seine Sinne und senkt ihn,

uneingedenk der Amboß-Geschichte der alten Trojadichtung, mit Hilfe des Schlafgottes zum zweitenmal in Schlummer, um seine Blicke vom Schlachtfelde abzulenken. Das Verhältnis erinnert auf das lebhafteste an dasjenige zwischen Odin und Frigg, die sich oft darüber streiten, welchem von zwei Menschen sie den Vorzug oder Sieg geben sollen, wobei regelmäßig der Günstling Friggs gewinnt, weil sie den Gemahl zu überlisten weiß. So geht es im Grimnirliede der Edda, worin Odin von den beiden Söhnen des Königs Hraudung dem älteren Geirröd und Frigg dem jüngeren Agnar zur Herrschaft verhelfen wollte. Frigga schlägt ihm, während beide auf Hlidskialf sitzen und die Welt überschauen, eine Wette vor, daß Geirröd ein Neiding sei, der die Gastfreundschaft mißbrauche und seine Gäste quäle, ja ihn selbst übel empfangen werde, wenn er zu ihm komme. Heimlich aber sendet sie ihr Schmuckmädchen Fulla, die ganz die Rolle spielt wie Pallas Athene in der Ilias, zu Geirröd und läßt ihm sagen, ein böser Zauberer werde ihn morgen besuchen, welchen er daran erkennen werde, daß kein Hund gegen ihn anschlage. Natürlich empfängt Geirröd den Odin darauf übel, und Frigg hat ihre Wette gewonnen. Auffallenderweise heißt auch der Held, welchen Brunhild gegen das Gebot Odins im Kampfe begünstigte und um dessentwillen sie ihres Amtes entsetzt und in Schlaf versenkt wurde (S. 408), Agnar. Ich habe die Sage oben auf die altarische Sonnengöttin bezogen, die den Agni-Prometheus begünstigte, und auffallend genug wird in der Ilias (VIII. 382—408) erzählt, wie Here und Athene gegen den Willen des Zeus den „flammenden Wagen“ besteigen, um diejenigen zu bekämpfen, denen Zeus den Sieg geben will. Man glaubt den der Brunhild drohenden Odin zu vernehmen, wenn man Zeus wettern hört:

Lähmen werd' ich jenen die hurtigen Ross' an dem Wagen,
Stürzen sie selbst von dem Wagen herab und den Wagen zerschmettern!
Nicht auf einmal, in zehn umrollender Jahre Vollendung
Würden die Wunden geheilt, womit mein Strahl sie gezeichnet:
Daß mir erkenn' Athene, was sei ankämpfen dem Vater!
Weniger reizt mir Here den Unmut oder den Zorn auf;
Stets ja war sie gewöhnt, daß sie einbrach, was ich beschlossen!

Noch näher gehört die lustige Sage hierher, wie die Langobarden, die Hamburg gegenüber an der Unterelbe wohnten, gegen den Willen Odins Sieg und Namen erhielten. Paulus Diaconus, der Geschichtsschreiber der Langobarden, und das Vorwort zu Rotharis Gesetzbuch erzählen übereinstimmend, wie Gwodan den Wandalern den Sieg verheißt, falls er sie am andern Morgen ostwärts vor seinem Fenster sehen werde. Die Win-

niler aber wenden sich an Frigg (die hier Frea heißt und thatsächlich kaum von Freyja zu trennen ist), und diese rät ihnen, sich im Westen der aufgehenden Sonne gegenüber aufzustellen, die Frauen mit gelöstem Haar und ihre langen Locken wie einen Bart um das Kinn gehüllt. Dann dreht sie heimlich das Bett ihres schlafenden Gemahls um, so daß dieser zuerst die Winniler mit ihren langbärtigen Frauen erschaut und über die Langbärte schilt. Sie aber ergriff die Gelegenheit und sagte freundlich:

„Langbärte nennst du sie, und Langobarden,
Nicht Winniler wollen sie weiterhin heißen.
Zum Namen gehört das Namensgeschenk:
So gieb ihnen Sieg, du Gott des Sieges.“

Da lachte Gwodan der List des Weibes
Und schenkte zum Namen das Namensgeschenk:
Mit Schrecken schlug er der Wandaler Scharen;
Freas Günstlingen gab er Glück und Ruhm.

Was aber ganz besonders hierbei hervorgehoben werden muß, ist der Umstand, daß der Streit, wem der Sieg zu verleihen sei, zwischen Odin und Frigga ganz natürlich erscheint; denn Odin war der oberste Schlachtengott, Frigga aber, die ziemlich nahe mit Brunhild und Freyja zusammenfällt, die oberste der Walküren, der nach dem Volksglauben die Hälfte der Gefallenen zukam. Was demnach bei Zeus und Here seltsam berührt, die beide nichts von der Schlachtengottheit in sich haben, erscheint bei Odin und Frigg aus ihrer innersten Natur erwachsen, und wir werden daher kaum fehlgreifen, wenn wir auch diese Seiten der Ilias lediglich der nordarischen Sage entsprungen denken. Dasselbe gilt von Apoll, der als trojanischer Kriegsgott eine sehr sonderbare Rolle spielt, eine Rolle, die aber sofort verständlich wird, wenn wir uns erinnern, wie nahe der gerade in Kleinasien stark verehrte Wolfs-Apoll (Apollon Lykeios) sich mit dem Kampfs- und Sonnengott Odin berührt (vergl. S. 200). Lykaon, der Wolfsmann, erscheint in der Ilias geradezu als vermenschlichter Wolfsgott, ähnlich wie Odin so oft in nordischer Dichtung inmitten der Schlachtreihen erscheint.

In den Künsten, womit Here den Zeus berückt und seinen schützenden Blick von den Trojanern hinwegzieht, spielt nun bekanntlich der Schönheitsgürtel der Aphrodite eine wichtige Rolle. Sie muß ihn von der Liebesgöttin borgen, und es ist merkwürdig genug, daß diese, die doch auch Frauenlist kennt, den Gürtel hergiebt, ohne zu ahnen, daß er ihren trojanischen Schützlingen zum Verderben gereichen soll. Dieser Gürtel entspricht nun in jeder Beziehung dem Brisingamen genannten, in der Mythe viel er-

wähnten Halsgeschmeide der nordischen Liebesgöttin. Es wird unter anderm erzählt, daß die vier zaubermächtigen Zwerge, die es schmiedeten, die Kraft hineinlegten, dem Träger Liebesreiz zu verleihen, weshalb sich in der Thrymssage der Edda, Thor dieses Halsband borgt, um dem Winterriesen Thrym, der Thors Hammer entwendet hatte und dafür Freyja verlangte, in deren Verkleidung und mit dem ihr eigenen Liebreiz geschmückt, die Sinne zu verwirren. Der Freyja selbst war über die unverschämte Forderung der Riesen das Halsband über dem Busen entzwei gesprungen, eine schöne Umschreibung für den Gedanken, daß das Weib im Zorne seinen höchsten Liebreiz einbüßt. Diese der Trojadichtung so nahe verwandte nordische Sage scheint denn auch zur Entstehung der in Rede stehenden Episode der Ilias den Anlaß gegeben zu haben, und wenn wir genauer hinschauen, so bemerken wir leicht, daß in der Ilias ebenfalls von einem Halsgeschmeide die Rede ist und nicht von einem Gürtel (wie Voß fälschlich übersetzt hat, sofern man bei einem Gürtel stets an eine Gürtung unter der Brust denkt); denn es heißt dort (XIV. 214 ff.):

Sprach's und löste vom Busen den wunderköstlichen Gürtel,
Buntgestickt, dort waren die Zauberreize versammelt;
Dort war schmachtende Lieb' und Sehnsucht, dort das Getändel,
Dort auch die schmeichelnde Bitte, die oft auch den Weisen bethöret.

Der Zug, daß Here dieses Halsband von der Aphrodite leihen geht, erscheint ebenfalls sehr lehrreich, sofern Frigga und Freyja der nordischen Mythe deutlich aus einer Person hervorgegangen sind, der dieses Halsband ursprünglich zukam. So haben wir eben gesehen, daß die langobardischen Schriftsteller die dem Gwodan gesellte Göttin, die ihnen durch List den Sieg zuwandte, Frea nannten, und noch in der späteren Sage erscheint Freyja dem Odur vermählt, der nur eine andere Form Odins als Sommer-Sonnengott ist. Daher erscheinen in der späteren nordischen Sage sowohl Frigga als Freyja mit dem Halsbande geschmückt, und es wird in den Zeiten des das Heidentum verdrängenden Christentums beiden Göttinnen zum Makel nachgesagt, daß sie mit den kunstreichen Zwergen gebuhlt hätten, um diesen kostbaren Schmuck zu erlangen. Ich habe schon früher und an anderer Stelle von der uns heute sehr fremdartig berührenden Freundschaft erhabener Göttinnen und edler Frauen mit rußigen, hinkenden und verkrüppelten Schmieden gezeigt, daß darin ein der Prähistorie angehörender, sehr natürlicher Zug liegt: „Geschmeide ist Geschmiede; die kühnen Recken und Helden verstanden ja nicht, das gleißende Metall zu zierlichen Schlingen zu formen, es zu verketten, m. h. d. brîsen, wovon J. Grimm den Namen Brisingamen für Freyjas Halsgeschmeide herleitet; wollten die Frauen da-

her solchen Schmuck haben, so mußten sie eben zur Höhle der Schmiede herabsteigen. Daher jene Mythen, daß Frigga und Freyja mit den kunstreichen Zwergen gebuhlt, um den strahlenden Schmuck zu erlangen, daß Schmied Wieland die Tochter des Königs Nidung berückte, als sie zu ihm kam, den zerbrochenen Goldreif löten zu lassen, daß Here, Athene und Aphrodite es mit dem, wie Wieland hinkenden, aber geschickten Hephästos gehalten, den die Schönheitsgöttin dann gar zum Gatten erhielt.“ In dem Besuche der Thetis beim Hephästos hat uns die Ilias eine prachtvolle Schilderung der hier angedeuteten Wertschätzung der Schmiedekunst im höhern Altertum hinterlassen.

Was nun die Entleihung des Halsbandes in der Ilias betrifft, so ist daran zu erinnern, daß auch Zeus (ebenso wie Odin) ursprünglich der Halsbandgöttin vermählt erscheint; denn in der ihm zu Dodona in Epirus gesellten Dione liegen genau ebenso Here und Aphrodite verschmolzen, wie in der Frea der Langobarden Frigg und Freyja der Edda. Soviel ich sehen kann, handelt es sich ursprünglich um einen der Himmelsgöttin angehörigen Schmuck, welcher das Gegenstück des dem Himmelsgotte zugeschriebenen Stärkegürtels bildet. Wie Thor seinen Stärkegürtel umlegt, wenn es gilt, im Gigantenkampfe die höchste Macht zu entfalten, so legt die Himmelsgöttin den Gürtel der Gürtel über den Busen, wenn es gilt, durch den Zauber der Schönheit den schwersten Widerstand zu besiegen. Es giebt eine Reihe geheimer Kennzeichen in der betreffenden Schilderung der Ilias, die uns ziemlich deutlich beweisen, daß auch die Halsbandgeschichte von Norden nach Süden gewandert ist. Schon Grimm (S. 284) wurde über diese Beziehungen stutzig, und ich habe das von ihm nur Angedeutete in einem früher veröffentlichten Aufsatz über „Menglada“ weiter ausgeführt, woraus ich das Hierhergehörige wörtlich anführen will: Damit der Freyja ihr kostbares Halsband nicht so leicht geraubt werden könnte, besaß sie ein schönes und so sicheres Gemach, daß niemand ohne ihren Willen die Thür desselben öffnen konnte, genau entsprechend jenem unmittelbar vor dem Halsbandhandel (Ilias XIV. 165 ff.) erwähnten Gemach der Here

. . . . das ihr Sohn, ihr trauter Hephästos,
Schön ihr gebaut und die Pforte voll Kunst an die Pfosten gefüget,
Deren verborgenes Schloß kein andrer Gott noch geöffnet.

„Obwohl der griechische Dichter dieses Wunderzimmer fast in einem Atem mit der Halsbandgeschichte erwähnt, kannte er doch nicht mehr den wahren Zusammenhang dieser beiden Dinge, welchen uns ein nordischer Sagensammler, Olaf I. Tryggveson (um 995—1000) bewahrt hat. Bei diesem handelt es sich nämlich darum, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckende Erfindungsgabe und List Lokis

zu verherrlichen, dem Odin aufgetragen hatte, Freyjas Halsband aus dem allen Göttern und Menschen, ja dem kunstreichen Schlosser selber unzugänglichen Schlafgemach der Göttin zu stehlen. Loki verwandelte sich in eine Fliege und schlüpfte durch das Schlüsselloch, fand aber die Göttin auf ihrem Ruhebette in einer Lage schlafend, daß er ihr das Halsband nicht ohne die Gefahr, sie zu ermuntern, abnehmen konnte. Doch ein Loki läßt sich niemals in Verlegenheit bringen: er verwandelt sich vielmehr einfach in einen Floh und beißt sie ins Kinn. Nunmehr regt sie sich und wendet sich im Schlafe, so daß Loki sich des Halsbandes bemächtigen kann."

Wir wollen hier nicht weiter darauf eingehen, wie dieses Halsband in der griechischen Sage von der Aphrodite (nach Pindar) an Harmonia und von dieser auf ihre Tochter Semele, später an deren Schwestern Ino, Agave und Autonoë gelangt, endlich auf Jokaste, Argeia und Eriphyle übergeht und allen Besitzern Unglück bringt, weil Hephästos bösen Zauber hineingeschmiedet, worauf es wie der Nibelungenhort von einem späteren Mythographen (II. 78 bei Westermann) ins Wasser versenkt wird und nicht herausgenommen werden darf, weil das die Sonne beleidige und Sturm errege. W. Schwartz hat nachzuweisen gesucht, daß unter dem Halsbande ursprünglich der Regenbogen zu verstehen sei, der auch in der finnischen Sage als Gürtel der Lauma und in der neugriechischen als Gürtel der Mutter Gottes vorkommt, und daß damit das Emporkommen des Unglücksringes der Edda aus dem Wolkenwasser und Wiederversenken in dasselbe zusammenhänge.

Ich will nun nicht bestreiten, daß ursprünglich bei dem Schmuckgürtel einer Sonnen- oder Himmelsgöttin an den Regenbogen gedacht worden sein mag; allein da Schwartz in der Ableitung fast aller mythologischen Vorstellungen immer wieder vom Gewitter ausgeht, so hätte er berücksichtigen müssen, daß der Regenbogen nach dem Gewittertoben erscheint und daher in den Anschauungen aller Völker zu einem freundlichen Zeichen geworden ist, so daß der an dem Halsbande klebende Fluch unerklärt bleiben würde. Ich glaube daher, daß der Fluch, wie auch immer die Halsbandsage entstanden sein mag, nur auf ein stofflich wertvolles Schmuckstück zu beziehen ist, und daß die Halsbandsage in dieser Beziehung völlig mit der germanischen Hortsage zusammenfällt oder aus dieser entstanden ist. Ein prahlender Schmuck, eine schimmernde Rüstung reizte ehemals, als dergleichen Kleinode noch selten waren, die Habgier in ganz anderem Maßstabe als später, wo dergleichen in Massen hergestellt wurde, und so mag mancher Fürst, wie er in altgermanischen Gedichten so oft als „Geber der Ringe" gepriesen wird, manche schmuckfrohe Frau nur um den weit und breit berühmten Besitz an Ringen und Geschmeide bekriegt und erschlagen worden sein und den bösen Fluch, der an dem Goldbesitz haftete, an sich

selbst erprobt haben. So entstand die Sage vom Nibelungen-Horte, der in den Rhein versenkt wird, wie das Halsband der Harmonia in einen tiefen Quell, oder das fluchbringende und daher sprüchwörtliche „Tolosanische Gold" in die Seen bei Toulouse (S. 403), um den Zorn unterirdischer Gottheiten zu besänftigen. Den weit über ganz Europa ausgedehnten Funden ungebrauchter Schmuck- und Ausrüstungsgegenstände in der Nähe alter Pfahlbauten gegenüber erscheint es ziemlich gesucht, zur Erklärung dieser Sagen die Gewitterwolken herbeizuziehen, in denen das Halsband der Freyja auftaucht und wieder versenkt werden soll.

Kommen wir nach dieser Abschweifung wieder zu dem Halsband der Aphrodite zurück, so sehen wir, daß sich Here desselben lediglich als eines Zaubermittels bedient, um ihre Macht über Zeus zu erhöhen, und daß sich derselbe dadurch völlig als das Gegenstück zu Thors Stärkegürtel erweist. Dieser Gedanke, seine angeborene Kraft durch solche Zaubermittel zu vermehren, durchdringt die nordische Göttersage vollständig, und wir haben schon oben (S. 240) gesehen, wie man die Gewalt der Waffen durch eingeritzte Runen zu erhöhen suchte. In der Wielandsage hat der zur Schlacht ziehende König Nidung vergessen, seinen „Siegstein" einzustecken, und Wieland muß windschnell heim eilen, um den Talisman herbeizuschaffen. Wieviel nötiger mußten nicht solche Wunderwaffen in einem Kampfe sein, wo Gottheit gegen Gottheit in Reih' und Glied kämpfte (Ilias XX. 67—74).

„Siehe nunmehr entgegen dem Meerbeherrscher Poseidon
Stellte sich Phöbos Apollon und trug die gefiederten Pfeile;
Gegen den Ares stand die Kriegerin Pallas Athene;
Gegen Here die Göttin der Jagd mit goldner Spindel,
Artemis, froh des Geschosses, des Fernetreffenden Schwester;
Gegen Leto Hermeias, der segnende Bringer des Heiles;
Doch dem Hephästos entgegen des Stroms tiefstrudelnder Herrscher,
Xanthos im Kreise der Götter genannt, von Menschen Skamandros."

58. Ögishelm und Ägis, Tarn- und Hadeskappe.

„Aber Athene — barg sich in Aïdes Helm vor dem Blick des gewaltigen Ares," heißt es Ilias V. 845, und wenn diese Stelle alt ist, würde damit bezeugt sein, daß die unsichtbar machende Tarn- oder Nebelkappe, welche nicht nur der Perseus-, sondern auch der Siegfriedsage an-

gehört, schon in der ältesten griechischen Sage eine Rolle spielte. Mit der nordischen Götterlehre ist seit alter Zeit der tief ins Gesicht gedrückte, breitkrämpige Hut Odins, welcher den Träger unkenntlich macht, so eng verwachsen, daß man ihn, ebenso wie den weiten, fleckigen Mantel, in den er seine Schützlinge hüllt, unschwer als ein Bild der Nebel und Wolken erkennt, die den Sonnengott zeitweise verhüllen. Der „Hut" des Pilatusberges, dessen Name ursprünglich höchst wahrscheinlich Hutberg (mons pileatus) lautete, entspringt ja einer ganz ähnlichen Vorstellung, und ebenso der Zug der nordischen und griechischen Mythe, daß Hadding oder Odysseus, wenn sie in die Unterwelt gehen, mit einer Nebelkappe oder einem Nebelschleier versehen werden, um als Sonnenverkörperungen durch ihr Licht die Ruhe der Unterwelt nicht zu stören. Ja, sie kommen mit verdunkeltem Antlitz sogar aus der Unterwelt wieder herauf. Es liegt nun nahe, diese verhüllende Nebelkappe auch als Kampfmittel zu verwenden, und in der That wird die Kriegslist der Tintenfische, welche sich in eine dunkle Wolke hüllen, um den Verfolgern zu entschwinden, in der Ilias sehr häufig angewandt, nur daß es gewöhnlich eine Gottheit ist, welche den Nebel schickt.

In der deutschen Sage tragen auch die unterirdischen Zwerge, welche das Licht nicht vertragen können, einen solchen Tarnhut oder Helhut (von tarnan verbergen oder hel verhüllen), der als Mantel, Haut oder Hut gedacht wird; in der Regel aber verleiht sie Odin seinen Günstlingen, wie dem Hadding und Siegfried, damit sie sich derselben im Kampfe bedienen, wobei auch wohl die Gabe hinzutritt, daß die Tarnhaut Neunmännerkraft verleiht, und der Wunschmantel, wie der Wunschhut den glücklichen Inhaber als Wolkenschiff schnell über Länder und Meere trägt (Odins und Fausts Zaubermantel). Bei den Franken wurde noch in den christlichen Zeiten auf den blauen, mit einer Kapuze versehenen Mantel des heiligen Martin (der hier für Odin eintrat) eine solche Schutzkraft übertragen, daß die merowingischen Könige von demselben einen gewissen Sieg in der Schlacht erhofften, weshalb von Martins Mantel (cappa) die Kapellen und Kapellane (als Aufbewahrungsorte und Hüter dieses Wunschmantels) ihren Namen erhalten haben sollen.

Während nun Odin kurzweg auch Höttr (der im Hute) oder Sidhöttr, der Breithutige, genannt wird, zum Beweise, daß der Hut zu seinem innersten Wesen gehöre, scheint dieses Abzeichen bei den Griechen auf zwei Götter übergegangen zu sein, die zwei verschiedene, in Odin noch vereinigte Charakterseiten vertreten, auf Hermes und Hades, und da Aïdes den Unsichtbaren bedeutet, glaubte man darin den echtgriechischen Ursprung der Tarnkappe erkennen zu müssen. Aber man muß die gesamte Sachlage,

bevor man einen solchen Schluß macht, prüfen; denn Aïdes war nur als unterirdischer Gott unsichtbar. Als die Römer nach Deutschland kamen, verglichen sie ganz allgemein den höchsten Gott des Nordens (Wodan oder Irmin?) ihrem Merkur, und zwar hauptsächlich wohl, weil sie den deutschen Gott mit Hut und Stab ausgerüstet fanden; denn die andern, dem Wodan mit dem griechischen Hermes gemeinsamen Wesenheiten als Sturm- und Totengott waren bei dem römischen Merkur der Kaiserzeiten bereits stark im Verbleichen. Im Merkur fehlt außer der Sonnennatur das verbindende Glied, welches uns erklärt, wie der Sturmgott zum Seelenführer werden konnte, nämlich das im Sturme vorangehende Heerführeramt Odins, welches die Lebenden zum Siege, die Toten nach Walhalla führt, damit sie dort in seinem Reiche ewig mit ihm leben. Es ist nun überaus wichtig, sich zu erinnern, daß dieser Charakter als Herrscher über die zu ihm eingegangenen unsterblichen Seelen bereits vor jeder geschichtlichen Berührung oder Wiederbegegnung der Griechen und Römer mit den Germanen in ihrem Sturmgotte vorhanden war, zum größten Erstaunen des Herodot und Platon (vergl. S. 109 ff.). Wenn also Hermes und Hades gewisse Eigenschaften darbieten, die sie mit Odin verbinden, so liegt alle Wahrscheinlichkeit vor, daß sie dieselben in vorgeschichtlichen Zeiten von einem gemeinsamen Urbilde ererbt haben, und das kann nach der allgemeinen Sachlage nur Odin-Zalmoxis der Germanen sein. Ist bei Hades und Hermes die Kampf- und Sonnennatur ganz ausgeschieden, so finden wir bei einem andern Erben, dem trojanischen Apoll, andererseits Sonnen-, Kampf- und Totengottheit vereinigt, während die Sturmnatur ausgeschieden ist.

Wir wissen, daß sich die Sonnennatur Odins in zwei Zwillingspaare zerlegte, die als seine Söhne galten, in Sommer- und Wintersonne und -Wind (Odur und Uller) und in Tag und Nacht (Baldur und Hödur). Die letzteren wurden in Morgen- und Abendstern gesehen, weil der Morgenstern den Tag und der Abendstern die Nacht heraufführt, und als Baldur erschlagen, wird auffallend genug ein anderer Sohn Odins, Hermodur, ganz in der Mission des Hermes nach dem Totenreiche gesandt, um Baldur zurückzufordern. Wenn der Name Hermodur alt wäre, und bei dem frühen Auftreten nach ihm (oder Irmin) genannter Völker, wie Hermionen, Hermunduren, ist kaum daran zu zweifeln, so wäre das ganze Amt des griechischen Hermes als Unterweltsbote oder Seelenführer (Psychopompos) schon im Norden vorgebildet gewesen. Die vom leichtesten Windstoße dahin geführten Seelen sind allerdings eine der gesamten Welt gemeinsame Vorstellung. (Vergl. S. 262.)

Sofern nun der Keim des odinischen Wesens offenbar und geschichtlich nachweisbar nicht in der lichten und sonnigen Seite, sondern in der winterlichen, nächtlichen und stürmischen Natur des altarischen Vata gelegen hat, der erst später die Sonne in sich aufnahm, so neigt er mehr dazu, als Winter-, Nacht-, Nebel- und Totengott aufzutreten, denn als Gott des ruhigen, stillen Sommertages, und so bleibt er dem Hödur, Hadding, Hagen und ähnlichen nächtlichen Gestalten näher verwandt, als dem lichten Odur, Baldur und Siegfried, obwohl dieselben nur die andere Seite seines Wesens darstellen. So wird er auch im späteren Volksmärchen als König der Unterirdischen (Elfen und Zwerge), die den abgeschiedenen Seelen entsprechen, selber zu einem Zwergwesen (Alberich, Eugel, Oberon), dem aber die Nebelkappe als ein Hauptabzeichen bleibt, weshalb sie auch Nebelinge (Nibelungen, Niflungen) genannt werden und auch wohl unter Namen wie Hütchen, Pumphut u. s. w. auftreten, weil sie immer in Dunkel gehüllt bleiben müssen. Frau Holle als Mutter der verstorbenen Kinder ist sein Seitenstück.

Im „kleinen Heldenbuche“ wird uns der „hörnene Siegfried,“ der dem indischen Karna (d. h. dem Gehörnten) des Mahabharata völlig entspricht, geschildert, wie er eine Jungfrau aus der Gewalt eines Drachen befreit und dabei den Nibelungenhort erwirbt, was ihm aber nicht gelungen sein würde, wenn ihn nicht der Zwerg Eugel (d. h. der einäugige Odin) während der vorhergehenden Kämpfe mit seiner Nebelkappe beschützt hätte. Es ist offenbar der altarische Sonnenkämpfer, welcher die Sonnenjungfrau aus der Gewalt des Drachens befreit, der sie in seine Gewalt gebracht hat, jenes oben (S. 206) erwähnte, in unendlich vielen Sagenformen vom Atlantischen Ocean bis Indien wiederklingende Abenteuer. Ein Riese Kuperan, der wohl der Drache in vermenschlichter Gestalt ist, hat ihm einen harten Streich versetzt, und es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn nicht Eugel-Odin eine Nebelkappe über ihn geworfen, wie es Apoll in der Ilias mit Hektor thut:

Da unter seinem Schilde da lag der Held Siegfried,
Da kam das Zwerglein Eugel, das gern sein Wohl beriet.
Es nahm eine Nebelkappe und warf sie über ihn her:
Wie feind ihm war der Riese, er sah ihn jetzt nicht mehr.

Im Nibelungenliede gewinnt Siegfried die Nebelkappe dem Zwergkönig Alberich ab, der natürlich mit Eugel identisch, aber hier schon zu einem feindlichen Wesen geworden ist, so daß sich darin das höhere Alter der Heldenbuchsage, oder vielmehr die getreuere Bewahrung der alten Sage in demselben zu erkennen giebt. Bekanntlich verrichtet dann Siegfried mit

der ihn unsichtbar machenden Tarnkappe manche Heldenthaten, unter andern die Bezwingung der Brunhild für König Gunther. Die Verwendung der Tarnkappe findet sich nun genau ebenso im Perseus-Mythus, weshalb man denn auch nicht verfehlt hat, die Siegfriedsage für ein Nachbild desselben zu halten. Allein mit den Perseus- oder Persessagen ist es ein eigentümliches Ding; sie scheinen sich erst in nachhomerischer Zeit ausgebildet zu haben, und die Ilias kennt nur die Geburtssage „des herrlichsten Kämpfers der Vorzeit" (XIV. 319), sowie das Gorgonenhaupt, auf welches wir sogleich zu sprechen kommen. Die Geburtssage von dem Könige Akrisios, der seine Tochter in einen Turm sperrt, damit kein Mann zu ihr dringen könne, kehrt in vielen nordischen Heldenliedern wieder, z. B. in der Hugdietrichsage, wo es heißt:

Auf einem Turm verschlossen ist die werte Magd:
Allen Männern hat ihr Vater sie verschworen und versagt
Bis an sein Ende, so lang ihm währt das Leben:
Und bät' um sie ein Kaiser, dem wollt' er sie nicht geben.

Wie in der griechischen Sage Zeus als goldener Regen, so schleicht sich hier Hugdietrich als Mädchen verkleidet bei Hildburg ein, und sie gebiert den uns schon bekannten Wolfsdietrich, der sich sogleich durch ein rotes Kreuzlein zwischen den Schulterblättern als Doppelgänger von Siegfried und somit auch von Perses und Achilles zu erkennen giebt. Die Mythologen haben dann die Perseus-Sage, durch den Namen verführt, aus Persien, Syrien und Äthiopien herleiten wollen; allein für denjenigen, der den mythischen Hintergrund und die Entwickelungsgeschichte der Mythen ins Auge faßt, kann nicht der geringste Zweifel daran bleiben, daß Perseus wie Achill nichts als Seitenstücke des germanischen Sonnenkämpfers Siegfried sind. In dem deutschen Märchen von den zwei Brüdern (Gebr. Grimm Nr. 60), welches viel ältere Züge bewahrt hat als Nibelungenlied und Sage vom „hürnen Siegfried," so daß es in vielen Punkten an die Sonnenkämpfer-Sage der Veden erinnert, finden wir die Elemente der Siegfried-, Perseus-, Peleus- und Achillsage noch verschmolzen, namentlich in den hessischen Nebenformen, welche die Gebr. Grimm im erläuternden dritten Bande (2. Aufl. S. 105—110) mitgeteilt haben. Wir erfahren hier von einem König, der seine Tochter in einen Turm bringen läßt, damit sie nicht einen Freier findet, der stärker wäre als er selber, eine Befürchtung, welche die Perseus- und Achillsage teilen. Allein, die Prinzessin trinkt aus einem Brunnen am Turme und gebiert davon Zwillinge, die sich so ähnlich sind, daß sie den einen Johannes-Wassersprung und den anderen Caspar-Wassersprung nennt. In einer anderen Form desselben Märchens heißen sie Brunnen-

hold und Brunnenstark, und in einer dritten, wo ein Strahl Wasser in das Turmfenster spritzt und von der Prinzessin und ihrer Dienerin aufgefangen und genossen wird, gebiert jede einen Sohn, die sie Wasserpeter und Wasserpaul nennen, in ein Kästchen legen und ins Wasser setzen, wo sie ein Fischer findet, der sie aufzieht, gerade so wie Siegfried und sein indisches Gegenbild Karna im Wasser treibend aufgefunden werden. Nachher besiegt der eine der Zwillinge den Drachen, der die Sonnenjungfrau gefangen hält, befreit dieselbe und will sie heiraten, findet aber den ihm ganz ähnlichen Zwillingsbruder in ihrem Bette und erschlägt denselben. Es ist die in so vielen indischen und persischen Sagen wiederklingende Mythe von den beiden Dioskuren (Morgen- und Abendstern. Vergl. S. 424—25), die um die Sonnenbraut freien, welche der eine von ihnen befreit hat. Nachdem er aber gefunden, daß der Bruder ein nacktes Schwert zwischen sich und die Braut gelegt hatte, erkennt er dessen Treue und macht ihn mit dem Wasser des Lebens wieder lebendig. Man erkennt sofort das Verhältnis zwischen Siegfried und Gunther, die nicht zu unterscheiden waren, zwischen Baldur und Hödur, Karna, der seine Braut dem Könige abtritt, Theseus und Peirithoos, welche um die Helena freien, Achill, der die Briseïs nicht berührt hat, und Agamemnon u. s. w.

In mehreren schwedischen und norwegischen, sowie in der litauischen, von Schleicher mitgeteilten Form des Märchens vom hörnernen Mann wird nun die Ähnlichkeit mit dem Perseus-Mythus immer größer. Hier erschlägt der Held, bevor er zu dem die Jungfrau bewachenden Drachen gelangt, drei Meertrolle samt ihren Hunden mit Hilfe seines einen oder seiner drei alles niederreißenden Hunde und seines Wunderschwertes, welches ein ganzes Heer auf einmal zu Boden streckt. Dieses Schwert hat er von einer Alten zum Dank für die Wiedergabe ihres gestohlenen Auges erhalten. Der Schluß, wie er den Drachen erlegt, die Jungfrau befreit, einschläft, einen Zuschauer aber, der sich der Drachenköpfe bemächtigt und den Siegespreis (die Jungfrau) beansprucht, durch die vorher ausgeschnittenen Zungen (oder Augen) des Drachen als Betrüger entlarvt, stimmt dann ganz genau mit der Ragnar-Lodbrok-, Wolfsdietrich-, Tristan-, Siegfried- und Peleussage überein, welche wir weiter unten im Zusammenhange genauer vergleichen.

Nun schiebt bekanntlich die Perseussage vor die Befreiung der Andromeda die Tötung der Medusa ein, und dieser Zug scheint zum Teil auf die Ermordung der winterlichen Form der Sonnengöttin hinauszugehen, die als abschreckend häßlich gedacht wurde, wie alle aus der Unterwelt wiederkehrenden Wesen, aber durch die Verbindung mit dem Sonnenritter

wieder schön wird. Es ist die „rauhe Else“ des Wolfsdietrichliedes, die Morena oder Mamurienda der Slaven (vergl. S. 413). Doch liegen hier, wie sich bald herausstellen wird, noch andere Züge verschmolzen. Recht merkwürdig ist es, daß auch die Künstler jener oben erwähnten altgriechischen Überlieferung von dem nichtgriechischen Heimatslande des Perseus folgten, indem sie ihm mit ausgesprochener Vorliebe auf ihren Darstellungen die Tracht eines Barbaren gaben. Namentlich gilt dies nun von der Hadeskappe oder dem Aïdes-Helm auf seinem Haupte. Eine ganze Reihe von Altertumsforschern hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Hadeskappe gewöhnlich in Form einer phrygischen Mütze mit Flügeln an den Schläfen dargestellt werde, und K. F. Hermann hat diese Frage in einer besonderen Schrift (Die Hadeskappe, Göttingen 1853) behandelt, aus der die hier folgende Abbildung entnommen ist. Doch erscheint Perseus auf anderen Bildern auch mit dem breitkrämpigen Wanderhute des Odin oder Hermes, und die Erzähler wechseln in der Angabe, daß er seinen Hut von Hades oder Hermes erhalten habe. Die phrygische Mütze war aber nicht bloß den Phrygern eigen, die als gemeinsamen Stammes mit den thrakischen Brygern angesehen wurden, sondern auch den Kelten Südeuropas, wie wir unter andern aus den Darstellungen des Bronze-Eimers von Watsch (s. Fig. 15 auf S. 85), wie auch aus Darstellungen der Trajans-Säule entnehmen können, und ist schließlich die nordische Zipfelmütze, die man, wenn es kalt wird, über die Ohren ziehen kann. Sicher ist nun, daß Perseus genau so als Ritter der Athene dargestellt wird, wie Siegfried als derjenige der Brunhild. Auf Athenes Befehl zieht er aus, die Medusa zu bekämpfen, und eine schon dem Pindar (Pythic. 10, 30) bekannte Sage läßt ihn genau so wie Herakles, als er nach dem Hesperiden-Drachen zieht, nach dem Hyperboreerlande gelangen, wo er am Eridanosstrome die drei Nymphen oder Najaden antrifft, die ihm, wie dem Herakles, den weiteren Weg zeigen. „Jene Nymphen oder Najaden des Eridanos,“ sagt Preller (G. M. II. 67), „scheinen also in diesem Zusammenhange dämonische Wesen des hohen Nordens zu bedeuten, der Region der Stürme oder des Nebels. Daher



Fig. 74.
Perseus mit der Hadeskappe.

die windesschnellen Flügelschuhe und der Helm des Aïdes, welcher nichts anderes ist, als die auch unseren Märchen wohlbekannte Tarn- oder Nebelkappe." Von diesen Nymphen, nach andern von Hermes und Athene, empfängt er auch die Ausrüstung, also den Aïdeshelm, von dem Hesiod („Schild des Herakles") sagt, er sei schwarz wie die Nacht, nach Apollodor (II. 4, 2) mit Hundsfell überzogen gewesen und wer ihn trug, konnte alles sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Ein Sichelschwert, ein spiegelnder Schild, um die Gorgonen nicht direkt ansehen zu müssen, und ein Schubsack, um das Haupt der Medusa hineinzustecken, bilden die fernere Ausrüstung, die stark an Wunschschwert, Wunschhut und Wunschseckel der deutschen Sage gemahnt, ebenso wie der Zug, daß Perseus das einzige Auge der drei Nachtschwestern (den Mond) in den Tritonsee wirft, etwas an Odins Auge im Mimirbrunnen erinnert. Er enthauptet nun die schlafende, im Spiegel gesehene Medusa, schiebt ihr Haupt in die Tasche und entflieht den Schwestern unsichtbar durch die Luft.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, die Einzelheiten dieser Sage weiter zu verfolgen; wir sahen schon oben, daß den Graeen und Gorgonen ähnliche Ungeheuer auch der germanischen Sage nicht fehlen; uns interessiert hier in erster Reihe nur der Hades- (Aïdes-) Helm und sein Verhältnis zur Tarnkappe Odins. Schon oben wurde darauf hingedeutet, wie Hödur und Hadding dem Hades verwandte nordische Formen sind; eine viel merkwürdigere Zwischenform aber gewährt ein christlicher Heiliger, St. Aidanus, von dem Wolf in seiner Zeitschrift (I. 344) nachgewiesen hat, daß er mit dem Hades-Namen alle Züge Odins verbindet. Er soll ein irischer Bischof des siebenten Jahrhunderts gewesen sein, Wölfe zu Begleitern gehabt, seine Schutzbefohlenen schnell durch die Luft nach Rom geführt haben, übers Meer gewandelt sein, verzweifelnden Kriegern den Sieg verliehen, mit seinem Zauberstabe Tote erweckt und unüberschreitbare Linien auf dem Schlachtfelde gezogen haben. Einmal öffnete er dem Abt Munna die Augen und läßt ihn, wie von Odins Hochsitz Hlidskialf aus die ganze Welt mit einem Blick überschauen. Alles das sind dem Odin zugeschriebene Wunder, und das „Ausführliche Heiligen-Lexikon" von 1719 setzt noch hinzu, daß er den Armen Getreide geschenkt, welches sich in Gold verwandelte. Dasselbe Buch nennt ihn auch Aidus, sonst Maedhogh oder Methodus, was an den mehr erwähnten Mit- oder Meth-Odin erinnert. Übrigens zählt dasselbe Lexikon noch nahezu ein Dutzend weiterer irischer Heiligen desselben Namens auf, und sind dieselben ganz offenbare Namensvettern oder Nachbilder des britischen Unterweltgottes Äddon, der nächtlichen Form des großen Hu (vergl. S. 117), der nach Namen und

Legende den Übergang zwischen Odin und Aïdoneus bildet. Da ich Wolfs Arbeit über Aidanus nur aus Menzels „Odin“ (S. 152) kenne, so weiß ich nicht, ob er den Übergang Odin-Aeddon-Aïdoneus bereits erkannt hatte.

Nun wird man aber vielleicht das versteinernde Gorgonen-Haupt, welches Perseus der Medusa abschlägt und welches dann schon in der Ilias als Schildschrecken des Zeus, der Pallas und selbst sterblicher Helden erscheint, in der deutschen Sage vermissen; aber es ist, wenn irgendwoher, aus derselben entwickelt. Man muß zunächst daran denken, daß die Elfen und Zwerge, die sich ohne Tarnkappe von der Sonne treffen lassen, nach der Sage sogleich in Stein verwandelt werden. Als nun Siegfried den Wurm Fafnir bekämpfen wollte, war derselbe mit dem Schreckenshelm (Oegishialm) bewaffnet, „vor dem alles Lebende sich entsetzt,“ und blies Gift aus, konnte aber damit dem Siegfried nicht schaden, der ihm in einer Grube auflauerte und also dem gefährlichen Anblick wie dem Anhauche entging; ja Fafnir klagt, daß der Schreckenshelm, den nun Siegfried von seiner Heldenthat mitbringt, wie Perseus das Gorgonen-Haupt, sein Unglück gewesen wäre, weil es ihn sicher machte, und im Fafnir-Liede der Edda erklärt Siegfried, daß der Wurm ihm gegenüber auch mit dem Schreckenshelm nicht sicher gewesen sei:

Fafnir: Der Schreckenshelm schützte mich lange,
Da ich über Kleinoden kroch,
Allein deucht' ich mich stärker als alle
Und fand selten meinen Mann.

Sigurd: Der Schreckenshelm wird niemand schützen,
Wo Zornige kommen zu kämpfen.
Ja größer wird freien Söhnen die Schmach,
Wenn solchen Helm sie tragen.

In diesen nach Bergmanns Übersetzung wiedergegebenen Schlußversen wird die Sitte der Krieger barbarischer Völker verdammt, sich durch eine scheußlich anzusehende Larve für den Gegner fürchterlicher zu machen, als man ist, und in dieser bei einzelnen Germanenstämmen bis zum Anfang unserer Geschichte festgehaltenen Sitte liegt ganz offenbar der Ursprung des Gorgonen-Mythus. Wir wissen aus Cäsars Berichten, daß die Pikten und Skoten Körper und Antlitz noch mit Waid bemalten, und eine ähnliche Sitte schreibt Tacitus noch den Ariern, einem lygischen Stamme, zu, der am Riesengebirge gewohnt haben mag. „Die widerspenstigen Arier,“ sagt er (Germania 42), „unterstützen außer der Stärke, durch welche sie die eben aufgezählten Völker übertreffen, die ihnen angeborene Wildheit noch durch Kunst und Zeit. Schwarze Schilde, gefärbte

Körper; zu den Schlachten wählen sie finstere Nächte. So jagen sie durch die Furchtbarkeit und das Düstere eines Gespensterheeres Schrecken ein, indem keiner der Feinde den neuen und gleichsam unterirdischen Anblick erträgt: denn in allen Schlachten werden zuerst die Augen besiegt."

Die germanische Mythe legte nun jenen schreckenerregenden, versteinernden Helm ihrem Meeres- und Sommergotte Ögir-Aukßtis bei (vergl. Kap. 12), und zahlreiche Worte der älteren germanischen Dialekte, wie got. agis, ahd. aki, eki, akiso, egiso, agſ. egesa und ege bedeuten danach Furcht und Schrecken, so daß man wohl keinenfalls dieses in so vielen altnordischen Sprachen enthaltene Wort von der griechischen Ägis, sondern eher diese von ihm, statt von dem Ziegenfell (S. 269) herleiten kann, da Ögishelm, Ägis und Gorgonenhaupt dieselbe versteinernde Wirkung (vergl. S. 127) hatten. Sofern wir den unsichtbar machenden Ring schon auf Gyges, einen anderen Nachkommen des Ögir (S. 132) vererbt sahen, so gewinnt es den Anschein, daß alle diese Wunderwaffen, die Tarnkappe, versteinernde Maske, das Zauberschwert u. s. w. samt der von ihm geraubten Sonnen-Jungfrau ursprünglich dem Ögir-Aukßtis im Kampfe abgenommen wurden und zwar aus folgenden Gründen. In der deutschen Heldensage raubt Dietrich von Bern dem Riesen Ecke, der so schwer war, daß kein Pferd ihn tragen konnte, mit dem Leben zugleich sein Zauberschwert (Eckensachs), einen zauberkräftigen, funkensprühenden Helm, die Schreckensmaske (Egesgrime) und die von ihm bewachte Jungfrau. Wir erhalten somit ein vollständiges Seitenstück zur Siegfried-, wie zur Perseussage, nur daß die Bewachung der Jungfrau durch den Drachen, die in der letzteren als besonderes Andromeda-Kapitel behandelt wird, sich in der deutschen Sage naturgemäßer mit der Erwerbung des Zauberschwertes (Chrysaor) und der Medusen-Maske, die im Besitze des Ungeheuers waren, verbindet.

Außerdem deuten die nordischen Züge tiefer. Denn Dietrich, der den Riesen Ecke besiegt, ist Odin-Äddon, der Wintergott, der dem Sommergott Jungfrau, Schwert, Tarnkappe und Maske abgewinnt und mit in die Unterwelt entführt. Ich war nicht wenig überrascht, die Mehrzahl dieser Gestalten auf einem alten etruskischen Wandgemälde (Fig. 75) zusammen anzutreffen. Wir erblicken hier Hades mit der Hadeskappe in der Gestalt jenes Wolfs- oder Hundsrachen, den der griechische Name der Tarnkappe (Aïdos Kyne) andeutet, vielleicht ein Bild des Wolfrachens, in welchem bei totalen Finsternissen die Sonne spurlos verschwindet. Er hat diese Tarnkappe samt Jungfrau dem vor ihm stehenden dreiköpfigen Riesen Ägeon-Briareus (Briareos) abgenommen, der dem nordischen Ögir-

Aukßtis auch darin entspricht, daß er als Meerriese den schlafenden Kronos bewacht (S. 114), der ihm Jungfrau und Waffen geraubt hat, offenbar damit ihm nichts von seinem früheren Eigentum entgehe, wenn er wieder ans Regiment kommt als Sommerriese. Der dreiköpfige Kerberos als Kronos- oder Aidoneus-Wächter scheint aus ihm hervorgegangen. Vor allem merkwürdig ist nun hier Persephone mit dem Medusenhaupt oder der Gorgonenmaske. Sie erinnert uns daran, daß die unter die Erde entführte Sonnenjungfrau der deutschen und litauischen Sage als in eine Schlange oder einen Drachen verwandelt geschildert wird, die durch ihren Befreier erlöst, erst wieder Menschengestalt annimmt, wozu ihr, wie der



Fig. 75.
Etruskisches Wandgemälde. Nach Monumenti inediti dell' Instit. archaeol. IX. T. 15.

Medusa, das Haupt abgeschlagen werden muß. Die Namen Kriemhild (Chriemhild) und Krumine, die der in die Unterwelt entführten Göttin in Deutschland und Litauen beigelegt wurden (vergl. S. 391 ff.), deuten darauf hin.

Wir müssen uns ferner erinnern, daß allem Anscheine nach die Medusen- oder Gorgonen-Maske der griechischen Sage aus der Schreckensmaske entstanden ist, welche nordische Krieger, ähnlich wie die Naturvölker aller Weltteile, trugen, um fürchterlicher zu erscheinen, als sie sonst aussehen, weshalb diese Masken oft mit höchster Erfindungsgabe im Gräßlichen hergestellt werden, wie man in allen ethnologischen Museen sehen kann. Es war daher ein ganz natürlicher Zug, daß Siegfried die den Gegner vor Schrecken starr machende, „versteinernde" Maske des Feuerriesen Fafnir, der sich der Sonnenjungfrau bemächtigt hatte, für eine er-

bärmliche Kriegslist erklärte (vergl. oben S. 484). Bei den germanischen Völkern war die Erinnerung an diese Kriegslarven noch im Mittelalter lebendig, und die Eigennamen Egihelm, Agihelm, Yggr (Schrecken), ein Beiname Odins, der Dämonen-Name Egisgrimolt gehen auf diese Kriegslarven zurück. Grima heißt im Altnordischen die Larve, und die Namen Hildegrim und Krimhild können ganz wohl als diejenigen verlarvter Jungfrauen oder Göttinnen gedeutet werden. Bei den Griechen gehörten solche Kriegslisten der Naturvölker einer längst begrabenen Vorzeit; sie verstanden den Ursprung der Medusen-Maske nicht mehr, obwohl sie auch bei ihnen ursprünglich als Kriegsmaske mit weit herausgestreckter Zunge dargestellt worden war, später aber veredelt wurde. Die sie umkränzenden Schlangen scheinen Bilder der aus der Wetterwolke zuckenden Blitze oder der Protuberanzen zu sein, welche bei totalen Finsternissen die Sonne umkränzen. Beide Male, bei der Finsternis wie vor dem Gewitter, schleicht der Sonnenräuber völlig unsichtbar, weil mit der Tarnkappe bedeckt, an die Sonne. Dann verwandelt sich der helle Himmel plötzlich in Nacht, der Sonnenräuber hat das Blitzfell oder die Blitzmaske erst hervorgezogen, als der Himmelsgott ihm die Jungfrau streitig macht. Der aber nimmt ihm Maske oder Blitzfell weg, die demnach bei den Griechen zur Ägis verschmolzen, und entführt seinerseits (im Winter) Jungfrau, Tarnkappe, Blitzfell und Schlangenmaske zur Unterwelt, wie dies jenes etruskische Gemälde (Fig. 75) zeigt, welches die Worte der Odyssee (XI. 633) erläutert:

— — — — — — es faßte mich bleiches Entsetzen,
Ob mir jetzt die Schreckensgestalt des gorgonischen Unholds
Send' aus Aïs Nacht die furchtbare Persephoneia.

59. Walküren und Keren.

In der Ilias werden an fünf oder sechs Stellen die Keren erwähnt, in denen man ohne allen Zweifel die nordischen Walküren wieder zu erkennen hat, obwohl eine schreckliche Veränderung mit ihnen vorgegangen ist. Die germanischen Walküren (d. h. Todeswählerinnen) wurden bekanntlich als flugbegabte, kriegsfreudige Jungfrauen von edelster Bildung des Körpers gedacht, die eine Art von Amazonen-Leibgarde Odins bildeten,

am Kampfe ihre Lust fanden, die Helden anspornten und jeden Augenblick bereit standen, Odins Auserwählten den Sieg zu bringen, oder ihr Unsterbliches, wenn ihnen der freudige Schlachtentod beschieden war, von der Walstatt abzuholen, in Odins goldenen Saal (Walhalla) zu führen und ihnen dort den Trank der Unsterblichkeit zu reichen. Frigga (oder gelegentlich auch Freyja) selbst, die Gemahlin Odins, erscheint in vieler Beziehung nur als die oberste, als Königin der Walküren; denn auch ihr eignet das Fluggewand, auch sie reicht eigenhändig den in Walhalla einziehenden Helden das Trinkhorn, ja sie teilt sich mit Odin in die Gefallenen, die eine Hälfte derselben gehört ihr.

Eine solche Verkörperung der Schicksalsfrauen erscheint einem kampffreudigen Volke in jeder Beziehung angemessen, und ich kann daher dem neuesten Bearbeiter des „Valkyrjen-Mythus“ W. Golther nicht beipflichten, wenn er in seinen „Studien zur germanischen Sagengeschichte“ (1888) meint, sie seien in dieser lichten Gestalt erst im Anfange des neunten Jahrhunderts erschienen, in welchem aus der finsteren Totenhalle Valholl das Ideal eines kriegerischen Königshofes wurde, in welchem in ewiger Jugend blühende Wunschmädchen die zu Odin eingegangenen Helden erfreuten. Denn wenn wir einen vergleichenden Blick auf die indische Mythe werfen, so werden wir sehen, daß die alten Inder in ihren Apsarasen und Vidyadharen völlig entsprechende Gestalten besaßen, von denen vielfach dieselben Mythen erzählt wurden, wie von den germanischen Walküren, namentlich was ihre Schwanenkleider, ihr Herabsteigen auf die Erde, ihre Bündnisse mit sterblichen Menschen betrifft, so daß es außer Zweifel steht, daß diese Sagen aus von vornherein gemeinsamer Quelle geflossen sein müssen.

In der Form des indischen Weltschöpfungsberichts, welche im Vishnupurâna gegeben wird, erheben sich aus dem mit dem Berg Mandara gequirlten Milchmeer (vergl. S. 387) nächst der Surâ oder Surâdevi, der himmlische Parijâtabaum, dann die Apsarasen, der Mond und endlich der Amrita-Träger Dhanvantari. Sie sind also mit Sonne und Mond zugleich erschaffen, und ihre Zahl wird von den in Zahlen nicht zurückhaltenden indischen Dichtern auf rund sechshundert Millionen geschätzt. Genau den germanischen Walküren entsprechend, ist auch den indischen Himmelsjungfrauen die strenge Pflicht auferlegt, niemals den Wünschen sterblicher Männer, mögen sich dieselben ihnen als Bittende oder Werbende nahen, nachzugeben; sie haben sonst unnachsichtliche Strafe zu gewärtigen, werden auf die Erde verbannt, und selbst wenn sie durch bloße Unvorsichtigkeit in die Macht eines sterblichen Mannes kamen, der ihnen ihren

Schleier oder ihr Schwanenkleid raubte, und sie dann bei der ersten Gelegenheit reuig nach der goldenen Himmelsstadt zurückkehren, dort zur Strafe niederer Handreichungen verurteilt. So hat Richard Wagner ganz im Sinne der germanischen, wie der indischen Überlieferung den tiefen Schmerz Odins geschildert, daß gerade Brunhild, sein „liebstes Kind," einem sterblichen Manne ihre Neigung geschenkt, ihm gegen seinen Willen den Sieg zugewendet und ihn selbst dadurch in die bittere aber unausweichliche Notwendigkeit versetzt habe, sie dafür zu strafen.

In der griechischen Mythe giebt es nur eine echte Walkürengestalt, welche alle Züge der germanischen Frigg, Freyja, Hilde und Brunhild in sich vereinigt, und das ist die Sonnenjungfrau Athene selber, welche Zeus oder Here herabsenden, um den Mut der Männer zu stärken, sie im Kampfe zu schützen und ihnen beizustehen, wobei sie freilich wie Brunhild nicht selten ihrer eigenen Meinung folgt und von Zeus mit Strafe bedroht wird (S. 471). Am genauesten dem nordischen Vorbilde gleicht sie, wenn sie in Erfüllung des Zeusbefehles, dem Achill, der sich weigerte, Speise und Trank zu nehmen, bevor er Patroklos gerächt, Nektar und Ambrosia einflößt, damit er nicht schimpflich im Kampfe vor Schwäche umsänke (Ilias XIX. 342—354):

Schnell, wie ein schreiender Adler mit weitgebreiteten Flügeln,
Schwang sie vom Himmel herab durch den Äther sich: wie die Achaier
Emsig zur Schlacht im Heere sich rüsteten; und dem Achilles
Flößte sie Nektar sogleich und Ambrosia sanft in die Brust ein,
Daß nicht starrten die Kniee von unerfreulichem Hunger.

Auch Hebe wäre vielleicht noch unter die Walkürengestalten zu rechnen, obwohl sie sich völlig auf das Mundschenkamt zurückgezogen hat, dessen die nordischen Walküren nur beim friedlichen Mahle der Odinsgäste walten. Dieselbe Wandlung haben die Apsarasen und Vidyadharen Indiens durchgemacht; denn sie erscheinen in Indras Himmel nur noch als Peris oder Houris nach parsischem oder islamitischem Zuschnitt; es sind somit — um die Kunstsprache der Entwickelungslehre anzuwenden — Rückbildungen eines nur im alten Germanien und Skandinavien erhaltenen Urbildes; denn sie haben einen Teil ihrer Organe und Funktionen gänzlich eingebüßt. Wir dürfen daher auch wohl als sicher annehmen, daß in diesen nordischen Ländern, wo die Frauen seit jeher am Kampfe der Männer teilnahmen, sei es auch nur als Alrunen, heilkundige Frauen oder den Mut anfeuernde Walas, auch ihre geistige Wiege gestanden hat; denn was uns Cäsar und Tacitus über die zukunftskundigen Kampfgenossinnen der Germanen und

Gallier erzählen, hat weder in der griechischen und römischen, noch in der indisch-persischen Geschichte Seitenstücke.

Noch weiter, aber in einer der indischen entgegengesetzten Richtung war dieser Rückbildungsprozeß bei den alten Griechen fortgeschritten, wo die den Helden schon bei ihrer Geburt, aber mehr als Schicksals-, denn als Schutzgöttinnen zuerteilten Keren nichts mehr von der anmutsvollen, kampfesfrohen Natur ihrer nordischen Schwestern übrig behalten haben, sondern zu schrecklichen, blutgierigen Würgengeln, zu wahren Hyänen des Schlachtfeldes geworden sind, bei denen schließlich nur noch die scharfen Vogelkrallen an das Schwanenkleid erinnerten. Sicherlich war ihnen auch im Norden eine Neigung angeboren, mit den Nornen oder Schicksalsschwestern zusammenzuschmelzen, dahin führte ihre „wissende" Natur, ihre Neigung, Urlog (Schicksal, Krieg) zu treiben. Daher auch ihre Gewohnheit, zu dreien (z. B. im Völundurliede) aufzutreten, ja in der späten Nialssage finden wir sie (Kap. 158) zu echten Parzen verwandelt, welche das Schicksal der Menschen spinnen. Dörrudr erblickt durch einen Felsspalt singende Frauen an einem Gewebe beschäftigt, wobei Menschenhäupter zum Gewicht, Därme zum Garn, Schwerter zur Spule und Pfeile zum Kamm dienen; aber wie ist das verklärt durch den Umstand, daß sie die Gewebe des Schicksals singend lenken! Übrigens war der Rückbildungsprozeß bei Homer noch nicht völlig vollendet, und wir können ihm schrittweise folgen. Er nennt sie zwar schon die „grausigen Keren" (Ilias XII. 113), spricht von Tausenden dieser „Keren des schrecklichen Todes, die nicht meidet ein Sterblicher oder entfliehet" (XII. 326—327); aber seine Schilderungen haben noch versöhnende Seiten, wenn es z. B. (XVIII. 534—540) heißt:

Zwietracht tobt' und Tumult ringsum und des Jammergeschicks Ker,
Die dort lebend erhielt den Verwundeten, jenen vor Wunden
Sicherte, jenen entseelt durch die Schlacht fortzog an den Füßen;
Und ihr Gewand um die Schulter war rot vom Blute der Männer.
Gleich wie lebende Menschen durchschalteten diese die Feldschlacht,
Und sie entzogen einander die hingesunkenen Toten.

In dieser Schilderung klingen noch einige Saiten der germanischen Auffassung nach. Die „Keren des Todes," wie sie noch XXII 202 heißen, sind noch nicht ausschließlich Würgengel; sie erhalten den einen Kämpfer am Leben und sichern den andern vor Wunden, wenn sie auch, scheint es, niemand mehr Sieg verleihen. Sie streiten sich nur um die Toten; denn diese zu küren, war ja, wie der Name sagt, ihres Amtes. Alles aber, was an die Lehre des Zalmoxis von der Unsterblichkeit der zu Odin eingehenden Sieger erinnert und die Walküren dabei beteiligt, war bereits ver-

schwunden. Ein paar hundert Jahre später waren sie schon, wie die Schilderung bei Hesiod im „Schild des Herakles“ (156—160, 248—257) zeigt, zu verderblichen, brüllenden Würgengeln, mit fürchterlicher Wildheit des Blickes geworden, die am Blute der Gefallenen sich ersättigen:

— — — — — — hinter den Reihen
Standen die finsteren Keren und knirschten mit blinkenden Zähnen,
Furchtbar gräßlichen Blicks, vom Blute gefärbt; unnahbar
Stritten sie dort um die Fallenden sich; und alle gelüstet's
Gierig nach schwärzlichem Blut; und wen sie am ersten gefunden
Liegend oder soeben von Wunden gefallen — so warf dann
Jede die mächtigen Krallen an ihn, und zum Aïs hinab stieg
Tief in des Tartaros Schauer der Geist; war ihnen das Herz nun
Satt von dem menschlichen Blute, so warfen sie diesen zurücke,
Und dann fuhren sie wieder dahin in dem Schlachtengetümmel.

Wie ganz anders jene Kâra, die mit ausgebreiteten Schwanenfittigen singend über dem kämpfenden Helgi schwebte und durch deren Beistand er stets gesiegt hatte, bis er einmal aus Versehen zu hoch mit seinem Schwerte ausholte und seinen Schutzengel tötete, oder jene schon erwähnte Hilde des Gudrunliedes, welche des Nachts auf dem Schlachtfelde erscheint und die Verwundeten mit Balsam erquickt, die Toten wieder belebt, oder endlich Sigrdrifa (Brunhild), die dem geliebten Manne auf den Scheiterhaufen folgt. Wie die beiden äußersten Pole einer weit auseinandergegangenen Entwickelung stehen die griechischen Keren den indischen Vidyadharen gegenüber, und der gemeinsame Ausgangspunkt kann nur in der nordischen Walküre gesucht werden. Walhalls Freudensaal ist ja auch in der Zalmoxissage früh genug bezeugt (vergl. S. 109).

60. Achill.

Schon überaus oft ist die Bemerkung gemacht worden, daß die Ilias eigentlich Achilleïs heißen müßte, sofern das Epos mit dem Streit des Achill und Agamemnon anhebt, das Unglück der Achäer als Folge vom Zorn des Achill schildert und mit der an Hektor gekühlten Rache schließt. Allein eine richtige Deutung seines Wesens ist bisher noch immer vergeblich angestrebt worden, obwohl viele eingesehen haben, daß er eine auf ältester indogermanischer Sage beruhende, dem deutschen Siegfried,

dem persischen Rustem und dem indischen Karna aufs nächste verwandte, zum Nationalheros gewordene Göttergestalt ist. Er vereinigt die Züge des nordischen Siegfried mit denjenigen des Wali, Baldurs Rächer, und das ist dasjenige, was hier eingehend nachgewiesen werden soll, nachdem wir einen Blick auf den Unsinn geworfen haben werden, der über diese Lieblingsgestalt Homers bisher zusammengeschrieben worden ist.

Der Versuch, sein Wesen aus dem Namen zu deuten, hat unendliches Unheil angerichtet. Unschädlich war die Ableitung des Kallimachos von Ach-ileus „Betrüber der Ilier,“ welcher in neuerer Zeit Pott beipflichtete, hergeholter schon die Curtiussche Erklärung durch Echelaos „Volkshalter,“ ganz bedenklich aber die zuerst von Skaliger vorgeschlagene Vergleichung mit der Wurzel ach, Wasser, die in dem vielen deutschen Gebirgsflüssen beigelegten Namen Ache und dem griechischen Acheloos und Acheron wiederklingt. Allerdings hat die Acheloossage gewisse Ähnlichkeiten mit der Achillssage, und da Acheloos, der Fluß der Flüsse, zu Dodona als Sohn des Okeanos und der Thetis galt, ebenso wie Achill als Sohn des Peleus und der Thetis, und in der späteren Sage selbst alle die Verwandlungen in Feuer, Löwe, Schlange, Stier u. s. w. zeigt, welche den Wassergöttern (Proteus, Nereus und Thetis) so häufig zugeschrieben werden, ist eine Durchkreuzung der Achill- mit der Acheloossage, als ein schon in Homers Tagen vorhandenes etymologisches Mißverständnis zweifellos. Aber darum mit Forchhammer, Roscher und Müllenhoff im Achill nur die tobende Meeresflut oder das wilde, zu Thal stürzende und alles mit unwiderstehlicher Gewalt wegreißende kurze Leben eines vom Pelion herabstürzenden Bergstromes sehen zu wollen, der wegen seiner Überschwemmungen der Lippen- oder Uferlose (a cheilos) genannt worden sei, das scheint mir ebenso geschmacklos, wie der Versuch jener alten Erklärer, den Namen von a chilos (ohne Pflanzenkost) abzuleiten, weil er lediglich in seiner Jugend mit Tiermark genährt wurde.

Im zweiten, „Achilleïs“ betitelten Bande seiner „Indogermanischen Mythen“ hat der gelehrte Bearbeiter der Grimmschen Mythologie, E. H. Meyer, den Achill als eine Personifikation des Blitzes enträtselt, was ich für ebenso weise halte, wie wenn Panofka einen Mondmann aus demselben macht. Ich habe mich daher nicht entschließen können, den 1887 erschienenen, über siebenhundert Seiten starken Band durchzulesen, da es nachgerade als festgestellt gelten darf, daß Achill in der Hauptseite seines Wesens dem indogermanischen Sonnenkämpfer entspricht, der die von einem Drachen entführte Sonnenjungfrau zu befreien auszieht, auf der anderen Seite als Wali erscheint, der den Tod seines Bruders Baldur rächt. Der

indogermanische Sonnenkämpfer ist seit altersher mit dem Blitze bewaffnet, und daher kann man seine nimmer ihr Ziel verfehlende Lanze allenfalls mit dem Blitze vergleichen, aber nimmermehr ihn selber.

Unsere Aufgabe wird eine doppelte sein, einmal das Vorhandensein der Achillsgestalt in der vom Rheine bis zum Ganges reichenden Dichtung kurz nachzuweisen, um zu verhüten, daß man Siegfried und Baldur noch länger als Abkömmlinge von Achill, Perseus und Theseus ausgeben könne, und zweitens, die nordische Heimat aller dieser Gestalten zu zeigen. In der ersteren Richtung hat mir mein Schulfreund, der Deutsch-Amerikaner Joh. Heinrich Becker, in der Vorrede seiner in deutschen Stabreimen wiedergegebenen Übersetzung des „Mahabharata“ (Leipzig 1888) vorgearbeitet, indem er zeigt, daß das altindische Heldengedicht, welches wahrscheinlich ebenso alt ist wie die Ilias, im wesentlichen denselben Stoff behandelt wie unser Nibelungenlied, nämlich Kampf und Sieg der aus ihrem Reiche vertriebenen Ambalika (= Amelungen) gegen König Gandharis (Gunthers) Sippe. Ich muß für das Nähere auf diese Vorrede verweisen und kann hier nur auf die Ähnlichkeit der Hauptperson der beiden Dichtungen mit einigen Worten näher eingehen. Ich will aber sogleich, was Becker unterlassen hat, den Achill in die Vergleichung mit einbeziehen.

Die deutsche Sage ist die einzige, welche den organischen Zusammenhang aller dieser Sagen erkennen läßt. In einem Glasgefäße, den Wellen ausgesetzt, kommt Siegfried als Kind angeschwommen (vergl. S. 481), ebenso in einem Korbe der indische Sonnensohn Karna, und sie geben sich dadurch als Gegenstücke des neugeborenen, auf einer Korngarbe daherschwimmenden Skeaf-Wali-Lohengrin zu erkennen. Aber nur die Siegfriedsage erzählt, wie derselbe bei der Befreiung der von einem Drachen bewachten Jungfrau die ihn unverwundbar machende Hornhaut erlangt, indem er sich mit dem Blute des Drachen salbt, dabei aber eine kleine Stelle zwischen den Schulterblättern nicht erreichen kann, die deshalb seine „Achillesferse“ blieb. Davon, wie Achill die kleine Stelle am Knöchel behielt, an der seine Haut ungehörnt blieb, werden wir später im Zusammenhange berichten. Karna, bei dessen Namen Menzel an den britischen Sonnengott Karneios und den griechischen Apollon Karneios (S. 258) erinnert, empfing die Hornhaut, nach der er benannt ist, als Gabe seines Vaters, des britisch-indischen Sonnengottes Surya (S. 407). Die nächste Übereinstimmung besteht in der großen Ähnlichkeit der Stellung dieser drei unverwundbaren Sonnenhelden zum Gesamtkampfe. Siegfried weilt am Hofe Gunthers als Fremder, aus seiner Sippe gehen die Angreifer hervor. Achill, der blonde

Heros von der Donau, ist ebenfalls unter den Griechen ein Fremdling; Karna, am Hofe der indischen Gandhari, gehört eigentlich zu den feindlichen Pandu-Brüdern. Siegfried führt dem König Gunther die eigene Braut Brunhild zu, ebenso tritt Achill dem König Agamemnon seine unberührte Geliebte, die Briseïs ab, welche in der ersten im Sonnenkampf der Veden erkämpften Jungfrau, Brisayas Tochter, ein merkwürdiges Gegenstück hat, und Karna erkämpft und holt gerade so wie Siegfried dem Gandharikönige die Braut. Auch die Ursache des Kampfes ist in den drei National-Epen dieselbe, mag die geraubte oder beschimpfte Frau nun Brunhild, Helena oder Draupadi heißen!

Auf die Übereinstimmung der übrigen Gestalten des Heldenkampfes kann ich nicht weiter eingehen und verweise auf die von Becker gemachten Gegenüberstellungen zwischen Nibelungenlied und Mahabharata. Sie sind, da das erstere am Rhein, das letztere am Ganges Wurzeln getrieben hat, nicht so schlagend wie im Charakter und Verhalten der Hauptfigur, immerhin schlagend genug, um den gleichen Ursprung erkennen zu lassen. Besonders lehrreich ist aber Verhalten und Tod der Haupthelden. Wie Achilles, so bleibt auch Karna dem Kampfe anfangs trotz aller Bitten der ohne ihn ohnmächtigen Partei fern; Siegfried kommt infolge seiner vorherigen Ermordung nicht mehr in Betracht; er entspricht in diesem Punkte mehr dem Patroklos der Ilias, um den der Entscheidungskampf erst entbrennt. Doch herrscht darin wieder Übereinstimmung, daß auch Achill und Karna lange vor dem letzten Entscheidungskampfe fallen, und zwar ganz ebenso wie Balder und Siegfried durch Hinterlist und Götterneid. Während Loki die tödliche Pflanze, Hagen die hornhautlose Stelle zwischen den Schulterblättern erkundet, giebt in der griechischen Sage Apoll dem feigen Paris ein, nach der ungehärteten Stelle an der Ferse zu schießen, und ebenso hinterlistig wie Loki, Hagen und Apoll, naht Gott Indra in der indischen Sage dem schlechthin unverwundbaren Karna in der Gestalt eines indischen Brahmanen, um ihm seine Hornhaut abzubetteln. Die letztere Wendung ist jedenfalls die ungeschickteste; sie deutet an, daß der Dichter von einer Hornhaut gehört hatte, die den Träger unverwundbar machte, und da ihm die Sage von der kleinen, ungehärtet gebliebenen Stelle zwischen den Schulterblättern in Vergessenheit geraten war, erfand er die Wendung von der Abbettelung der Hornhaut, die dem brahmanischen Sänger willkommen sein mochte, um das Dogma, daß man einem Brahmanen nichts abschlagen dürfe, zu verherrlichen. Aber ganz wie im Nibelungenliede fällt auch der gehörnte Siegfried der Inder durch einen ihn im Rücken treffenden Schuß, und wir sehen hier ganz deutlich, daß Sieg-

fried am getreuesten die Ursage bewahrt hat, die nicht über Griechenland nach Indien gelangt sein kann, weil die Griechen die Hornhautsage nicht bewahrt hatten.

Hermann Ethé hat im Anschluß an ähnliche Studien des deutsch-italienischen Sagenforschers Arturo Graf auf weitere Spuren der germanischen Dichtung aufmerksam gemacht, die in Iran haften geblieben sind und im Schâhnâme oder Königsbuche des persischen Dichters Firdusi ihre Auferstehung aus dem Volksmunde gefeiert haben, in derselben Zeit ungefähr, als Edda und Nibelungenlied zuerst niedergeschrieben wurden. Die Haupthelden dieses 60000 Doppelverse umfassenden Riesengedichtes Feridun, Iredsch, Rustem und Issendiar, sind mehr oder weniger lauter Doppelgänger von Siegfried und Baldur. Gleich Siegfried ist Rustem schon mit acht Jahren ein mächtiger Held, der mit Drachen, Zauberinnen und Dämonen kämpft, aber schließlich wiederum wie Siegfried und Baldur den Ränken eines feindlich gesinnten Bruders erliegt, der ihn durch einen Pfeilschuß hinterlistig tötet. Sein Sohn Issendiar gleicht dem Drachentöter Siegfried noch mehr, da er am ganzen Körper, bis auf die Augen, unverwundbar ist und darum mit Löwen, Drachen und anderen Ungeheuern kämpfen kann, worauf er seine zu niederen Magddiensten herabgewürdigten Schwestern befreit, was stark an die Befreiung Gudruns (die in der nordischen Dichtung Sigurds Gemahlin heißt) durch ihren Bruder im Gudrunliede erinnert. Im Schâhnâme kommt auch ein Seitenstück der nordischen Brunhild vor, Bânu-Guschâps, die Tochter Rustems. Eine Menge Ritter bewerben sich um sie; aber sie lebt einer Amazone gleich, kämpft mit wilden Tieren und will keinen zum Gatten nehmen. Endlich wird ihr ein persischer Fürst, wie Gunther der Brunhild, aufgedrungen; aber es geht ihm auch ebenso wie dem Gunther im Nibelungenlied; sie fesselt ihn mit ihrem Gürtel und wird erst von ihrem Vater Rustem, der darin wieder Siegfried gleicht, gebändigt. Es ist schwer, in diesen iranischen Dichtungen etwas anderes als Bruchstücke der nordgermanischen Heldensage zu sehen, die mit der Zeit, von ihrem Heimatsboden losgerissen, stark entstellt worden sind. Die germanische Hildebrand-Sage kehrt im iranischen Königsbuche mit größerer Treue wieder; aber ich muß für die Einzelheiten auf Ethés „Essays und Studien“ (Berlin 1872) verweisen, da es hier nur darauf ankommt, den neuerdings wieder durch Bugge erweckten Wahn, als könnten Siegfried und Baldur Nachbilder von Achill und Patroklos sein, zu bannen.

Da nun Siegfried dem Achill fast in jedem Zuge gleicht, auch darin, daß Brunhild dem Siegfried auf den Scheiterhaufen folgt, während Helena

dem Achill im Jenseits vermählt erscheint, so ist es merkwürdig, daß wir den Drachentöter in Achill nicht wiederfinden, zumal derselbe in seinem Namen zu liegen scheint. Schon Preller und andere haben denselben vom griechischen echis (Schlange, Drachen) ableiten wollen, und dieses letztere Wort hängt unmittelbar mit dem indischen Ahi, dem Sonnendrachen, zusammen, der die Sonnenjungfrau rauben will und von Indra oder einem anderen, Achilaras (Drachenzerschmetterer?) genannten Sonnenkämpfer erlegt wird. Nun war aber die griechische Mythologie bereits so reich an Drachentötern, wie Apoll, Herakles, Perseus, Jason, Kadmos u. s. w., daß es begreiflich erscheint, wenn die Dichter, um der Eintönigkeit zu entgehen, eine dieser gleichwertigen Gestalten vom Drachenkampf entlasteten, wobei sie unglücklicherweise gerade den Helden trafen, der schon durch seinen Namen als Drachentöter gekennzeichnet ist.

Schon die Alten hatten ein ziemlich sicheres Gefühl davon, daß Achilles dem nordischen Sagenkreise entsprungen sei, und Homer hat ihm alle Züge eines blonden Barbaren gelassen, wie dies schon Menzel (Odin S. 296) gut dargelegt hat. Mit den Myrmidonen kommt er vom Norden her zu den Griechen und kehrt nach seinem Tode wieder nach dem Norden zurück, auf die selige Insel Leuke im Schwarzen Meere, den Mündungen der Donau gegenüber, woselbst noch späte Geographen, wie Strabon (VII. 3), dem Achill gewidmete heilige Haine, Rennbahnen, denn er war ja als Schnellläufer berühmt, und Tempel erwähnen. Daraus geht deutlich genug hervor, daß es sich im Kern der Sage um eine in den Donauländern verehrte Lichtgottheit handelte, die bald Achill, bald Jason genannt wurde. Polybios und Appian gedenken einer illyrischen Völkerschaft, welche sie Egchelanes nennen und die nach einem Gotte oder eponymen Heros Egcheleus benannt war, der mit dem griechischen Achilleus identisch sein dürfte; Lukan (III. 189) nennt dieselbe Enchelier, was noch näher auf anguis (Schlange, vergl. S. 32) zurückgeht, und spielt auf die Sage an, daß Kadmos und Harmonia nach Illyrien gezogen und dort in Schlangen verwandelt worden seien. Wir wissen nun aus vielen Stellen alter Chronisten, daß die slavischen Bewohner Schlesiens, Mährens, Böhmens, Polens u. s. w. noch bis zum zehnten Jahrhundert einen Sonnengott verehrten, den sie Jason, Gason, Chason, Jasen, Jassen, Jasny, Jessen u. s. w. (d. h. den Hellen, Leuchtenden von jasny, gasny, hell, leuchtend, heiter) nannten und den einige Chronisten dem Zeus, andere besser dem Helios oder Phöbos verglichen (vergl. Hanusch an vielen Stellen, besonders S. 170 und 209). Es kann kein Zweifel sein, daß dieser slavische Lichtgott Jason dem griechischen Jason zu Grunde liegt,

dessen aus der redenden Eiche von Dodona verfertigtes Schiff Argo sich deutlich genug neben Freyrs und Apolls Sonnenbarke stellt.

Ich möchte nun glauben, daß der illyrische Egcheleus, dessen Name wie Achilleus auf den Drachentöter weist, dem slavischen Sonnengotte Jason und griechischen Drachentöter Jason sehr nahe verwandt war und daß daher die fortwährenden Verwechselungen des Jason und Achill stammen. Denn nicht nur, daß der weise Kentaur Chiron dem Jason, gerade so wie dem Achill, als Erzieher beigegeben wird, erscheint auch Achill statt Jason mit der Medea verbunden, und beide teilen mit Siegfried das Sichscheiden von der ehemals Geliebten. Schon Homer gedenkt der nahen Verwandtschaft und Landsmannschaft des Achill mit Jason, indem er den ersteren Lemnos verschonen läßt, weil dort der Sohn seines Verwandten regierte (vergl. Strabon I. 2). Nichts kann nun nordischer anmuten, als der Bericht über Achills Jugenderziehung und Sitten. Wie der weise, musik- und heilkundige Mimir (Schmied Mime) Jung-Siegfried erzieht und sich endlich als Geißel selbst opfert, um den Frieden zwischen Asen und Vanen herzustellen, so erzieht der weise, musik- und heilkundige Chiron, der sein Leben dahingiebt, um Zeus mit den Menschen zu versöhnen, den jungen Achill oder Jason. Aber in allen diesen Fällen hat der Erzieher wenig Erfolg. Chiron nährt den Achill mit dem Marke junger Löwen, Bären und Hirsche, um ihn ebenso stark, so mutig und so schnellfüßig zu machen wie diese Tiere, und dies ist ein echt barbarischer Zug, den wir in skandinavischen Mythen fortwährend wiederkehren sehen, wenn z. B. Odin oder Bödwar (in der Hrolfkraki-Saga) einem Bären die Brust öffnet, um seinen stark zu machenden Schützling das warme Blut trinken zu lassen. Die Naturvölker glauben, daß die Kräfte und Fähigkeiten eines Tieres auf den ihr Fleisch oder Blut genießenden Mann übergehen; aber daß die Griechen diesen Zug noch in der Achilles-Sage betonten, deutet darauf hin, daß sie denselben aus uralten Zeiten bewahrt hatten oder, wahrscheinlicher, daß die Achilles-Sage ihnen erst nach ihrer eigenen Einwanderung aus dem Norden nachgezogen kam.

Genau so wie die germanische Sage den Siegfried seine Mitgesellen prügeln und selbst gegen den weisen Mime sich rüpelhaft benehmen läßt, so ist der Achill des Homer ein unverfälschter Wilder, voller Edelmut und Heldensinn, aber maßlos in seinem Zorn und ohne alle hellenische Bildung, „das bißchen Klimpern auf der Leyer ausgenommen, was ihm aber die Muse Kalliope ausdrücklich nur verlieh, damit er sich beim Mahl erheitere oder in Mißstimmungen sich tröste. Er solle ein Held werden, das sei etwas mehr wert als Singerei; aber sie wolle dafür sorgen, daß der

größte aller Sänger gerade nur **seine** Thaten besinge" (**Menzel**, nach Philostratos', Heroiden 19).

Mancherlei Einzelheiten der Achill-Dichtung finden sich in anderer Gestalt in skandinavischen und germanischen Liedern wieder. So z. B. der Zug, wie Odysseus den Achill als Mädchen verkleidet unter den Töchtern des Lykomedes auf Skyros ausmittelt. In der Edda findet sich die Erzählung, wie Hunding den Helgi verfolgt, welchen Hagal, in eine Mahlmagd verkleidet, an der Mühle arbeiten läßt, wobei er sich den spähenden Blicken Odins ebenso durch seine Stärke verrät wie Achill dem Odysseus. Der schlimme Einäugige (Odin) will indessen den verkleideten Helgi nicht verraten und sagt nur spöttisch:

Scharf sind die Augen der Schaffnerin Hagals,
Nicht gemeinen Mannes Kind steht an der Mühle;
Die Steine brechen, die Mühle zerspringt.
Ein hartes Los hat der Held ergriffen;
Ein König muß hier Gerste mahlen.
Besser stünde solcher Hand wohl
Des Schwertes Griff als die Mandelstange.

Ebenso enthalten die alten Lieder von Hugdietrich und Wolfsdietrich mancherlei Bestandteile, die teils in der Peleus- und Achilleus-, teils in der Perseus-Sage wiederkehren. Hugdietrich kommt als Mädchen verkleidet zur schönen Hildburg und verhält sich bei ihr ganz wie Achill auf Skyros, und dieser Zug findet sich auch im Leben anderer Sonnenkämpfer, wie z. B. bei Herakles, der bei der Omphale in Weiberkleidern weibliche Handarbeiten verrichten muß, ein Gegenstück ihrer Bekämpfung der Amazonen, die bei Thor, Siegfried, Rustem, Herakles, Theseus und Achill einen feststehenden Bestandteil der Ursage bildet. Und ähnlich wie Achill im Flusse Skamander nochmals mit den Leibern der von ihm Erschlagenen kämpfen muß, so wird Hugdietrichs Sohn Wolfdietrich, der Siegfried und Drachentöter der lombardischen Sage, zur Sühne seiner Sünden von den Mönchen, unter denen er sein Leben zu beschließen gedenkt, nachts auf einer Totenbahre in die Klosterkirche getragen:

„Da liege du und schlafe, wenn du magst vor Angst und Graus!"

Die alten Feinde kamen herbei in breiter Schar:
Ein jeder wollt' es rächen, der ihm erlegen war.
Er kam vor ihnen allen die Nacht in große Not,
Denn die da mit ihm fochten, die scheuten nicht mehr den Tod.

So trieb es Wolfdietrich eine winterlange Nacht,
Mit ungezählten Toten focht er in heißer Schlacht.

Vor Müde wie vor Hitze ward dem Helden weh,
Das Haar auf dem Haupte ward ihm so weiß wie der Schnee.

Man muß gestehen, daß, wenn das eine Nachahmung der Achillsage sein soll, es eine solche wäre, die das Vorbild weit übertrifft. Aber es sind gute Gründe vorhanden, sie als einen alten Bestandteil der nordischen Sage zu betrachten, in welcher, wie wir später in der dänischen Hadding-sage sehen werden, die Geister im Jenseits weiterkämpfen und einen reißenden Strom durchschwimmen müssen, der ganz mit eisernen Waffen und Schneiden erfüllt ist und den auch die Völuspa erwähnt: „Ein Strom stürzt von Osten her durch Giftthäler mit Schneiden und Schwertern." Dieser Schwerterstrom, von dem wir schon oben (S. 50) sprachen, begegnet uns wieder in der siebenhundert Jahre alten, im Winter 1189/90 niedergeschriebenen Visio Godeschalci, in der uns der alte, kranke holsteinische Bauer Godeskalk erzählt, daß ihn zwei Engel zu der großen, breiten Linde geführt hätten, die über und über mit Schuhen behangen war, welche den im Leben Barmherzigen gereicht würden, damit sie damit über die ungeheure, mit Dornen dicht wie eine Hechel besetzte Heide kommen könnten, die uns vom Reiche des Totenkönigs Gudmund scheidet. Daran stieß dann der ganz mit eisernen Schneiden erfüllte Fluß, so breit, daß eines Hornes Klang nicht zum anderen Ufer dringt, den nur diejenigen auf schmalen Hölzern überschreiten konnten, welche im Leben für Wege, Dämme, Brücken und sonst für das gemeine Wohl freiwillig gesorgt hatten, die anderen, die den Fluß durchschreiten mußten, wurden von den im Wasser treibenden Messern kurz und klein geschnitten, wuchsen aber drüben wieder zusammen. Diese aus ein und demselben Gusse stammenden, von Holstein über Dänemark bis nach Irland nachweisbaren Sagen waren aber viel weiter verbreitet, wie die Sitte, den Toten einen Schuh an den Füßen festzubinden, das englische Gebot, den Armen Schuhe zu schenken, damit man im anderen Leben selber welche hätte, und anderes beweisen.

Dieses Anlegen des Totenschuh, altn. Helsko (Hel-Schuh), der an Widars großen Schuh erinnert, muß ehemals einen Hauptteil der nordischen Bestattungs-Ceremonieen ausgemacht haben; denn im Hennebergischen und vielleicht auch an anderen Orten nennt man, obwohl die Ceremonie längst aufgegeben und vergessen ist, das Begräbnis, ja selbst das Leichenmahl immer noch den „Totenschuh." Eine ganz demselben Gedankengange entsprechende Sage ist die von der äußerst schmalen Brücke oder dem im Jenseits zu erklimmenden Glasberge, wozu man den Toten besondere Klauen ins Grab mitgab; lauter zusammenhängende, dem griechischen Altertum fremde Sagen, die mit dem Kampfe Achills im Skamanderflusse

zusammenzuhängen scheinen. Die Sage endlich, wie Achill sich an den Zweigen einer Ulme aus dem Skamanderstrudel emporzieht, kehrt in mancherlei Sonnensagen von Island bis Indien wieder, am ähnlichsten in der Edda-Sage von Thors Fahrt nach Geirrödsgard, wo der mit dem Stärkegürtel bewaffnete Sonnenkämpfer dem Strome zuruft: „Weißt du nicht, daß wenn du anschwillst, mir die Asenkraft himmelhoch wächst?“ sich aber doch an einem Vogelbeerbaum emporziehen muß, der danach „Thors Hilfe“ heißt. Aus einer Wiederholung dieser Sage bei Saxo sehen wir, daß die Fahrt des Helden, der hier Thorskill heißt, nach dem dunklen Reiche des Unterweltkönigs (den sedes Geruthi) gerichtet war, wonach es sich also um den Unterwelts-Strom handelte und die Bemerkung nicht überflüssig sein dürfte, daß Achills Insel vor den Donau-Mündungen selbst wie eine Art Totenreich oder Elysium gedacht wurde.

Noch viel deutlicher aber tritt die Verwandtschaft der Achilleïs mit nordischen Sagen durch die Peleïs, d. h. durch den Sagenkreis, der sich an seinen Vater Peleus knüpft, hervor, wie dies Mannhardt (II. 46 bis 78) in seiner Untersuchung über Chiron und die alte Peleïs überzeugend dargethan hat. Wir finden dort den Beweis, daß die Peleus-Sage, wie sie sich erst spät aufgezeichnet findet, aber wahrscheinlich viel weiter zurückgeht, aus lauter kleinen märchenhaften Zügen zusammengesetzt ist, die sich über die ganze indogermanische Welt, namentlich über Nord-Europa zerstreut finden. Ich will die Hauptthatsachen nach Apollodors Bericht (III. 12—13) wiedergeben und dabei zunächst bei einigen Punkten verweilen, die Mannhardt gar nicht berücksichtigt hat, die mir aber von der äußersten Wichtigkeit scheinen. Der leichteren Übersicht wegen werde ich den Bericht aus Apollodor, obwohl gekürzt, in Anführungsstriche setzen und dazu absatzweise die Erläuterung geben:

„Äakos von Ägina, Zeus' Sohn, der gottesfürchtigste Mann der Zeit, welcher die Schlüssel der Unterwelt verwahrt, hatte drei Söhne, Peleus, Telamon und Phokos, von denen der jüngste, der Sohn einer Nereustochter, die Äakos überwältigte, obwohl sie allerlei Gestalten annahm, um sich seinen Liebkosungen zu entziehen, sich in den Kampfübungen durch solche Geschicklichkeit hervorthat, daß die beiden älteren beschlossen, ihn zu ermorden. Telamon, den das Los traf, die That auszuführen, warf ihm bei der Kampfübung wie durch Versehen die Wurfscheibe an den Kopf, so daß er starb. Äakos aber verbannte beide aus Ägina. Telamon ging nach Salamis zu Kychreus, welcher einst die Insel von einem großen Drachen befreit hatte, wurde dessen Schwiegersohn und Nachfolger, blieb aber kinderlos, bis Herakles kam, um ihn zum Zuge

nach Troja abzuholen und dabei um einen Nachkommen für ihn den Vater Zeus anflehte, der zum Zeichen der Gewährung einen Adler (Aëtos) sandte, wonach der Sohn den Namen Ajax erhielt. Telamon aber zog mit Herakles nach Troja und erhielt nach der Zerstörung die Hesione, des Laomedon Tochter, die ihm den Teuker gebar.“ (Vergl. S. 455.)

Wir haben hierin wahrscheinlich ein Stück der älteren Troja-Dichtung vor uns, in welcher Äakos als Mithelfer des Apoll und Poseidon beim Mauerbau von Troja galt, während Telamon in derselben ganz die nämliche Rolle spielt wie Achill in der Ilias, sofern er die Hesione erlangt, wie dieser in der späteren Dichtung die Helena. Deshalb bestritt auch Pherekydes, daß Telamon ein Bruder des Peleus war, er sei vielmehr Kychreus' Sohn und nur ein Freund des Peleus gewesen. Darum wollten manche auch aus dem Ajax ein Seitenstück des Achill machen und fabelten, er sei wie dieser, nachdem ihn Herakles in sein Löwenfell gewickelt, am ganzen Leibe unverwundbar geworden, bis auf die kleine Stelle an der Achsel, woran ihn Herakles hielt, weshalb er sich bei Sophokles das Schwert durch die Seite stößt. Allein im Vordergrunde des Interesses steht hier der Anklang an die indogermanische Sage von den drei Brüdern, von denen der eine oder die beiden ältesten den Lieblingssohn der Eltern töten (vergl. S. 443). Es ist die Geschichte von Odins drei Söhnen Hermodur, Hödur und Baldur oder von Feridûns drei Söhnen Selm, Tûr und Iredsch. Firdusi erzählt die Geschichte am rührendsten. Feridûns jüngster Sohn Iredsch ist so gut, daß, wie er hört, seine herrschbegierigen älteren Brüder hätten vom Vater seine Verbannung verlangt, er sich zu diesen begiebt und ihnen erklärt, er verzichte freiwillig auf jeden Anteil an des Vaters Erbe. Allein sie töten ihn, und Feridûn bittet den Himmel, aus dem Blute des Iredsch einen Rächer zu erwecken und ihn leben zu lassen, bis dieser seinen Lieblingssohn gerächt haben werde. Seine Bitte wird erfüllt, Feridûn aber steht nun am Grabe aller drei Kinder und bricht in rührende Klagen aus. Schon oben wurde gezeigt, daß diese drei Brüder Odin, Thor und Heru entsprechen, und so erscheint auch in der sächsisch-thüringischen Sage Iring als Irminfrieds Mörder.

Die Edda erwähnt an mehreren Stellen, aber immer nur ganz kurz, wie Odin ein Riesenweib, die Asin Rinda, aufsucht, um dem Baldur einen starken Rächer, Bous-Wali, zu erwecken, der dann auch, kaum einen Tag alt, Hödur erschlägt. Saxo, ohne Zweifel aus noch lebendigen Volksdichtungen schöpfend, ergänzte diese Sage dahin, daß Rinda durchaus nicht Odins Gattin werden wollte, daß er immer neue Gestalten annehmen mußte und sie endlich nur mit Gewalt bezwingen konnte, weshalb er dann

auch wegen dieser eines Gottes unwürdigen Handlungsweise für längere Zeit Skandinavien verlassen mußte. Diese merkwürdige Geschichte hat nun aber die auffälligste Ähnlichkeit mit der Fortsetzung der Peleïs bei Apollodor:

„Peleus floh nach Phthia zu Eurytion, wurde von demselben entsündigt, zog mit ihm auf die Jagd des kalydonischen Ebers, warf einen Wurfspieß nach dem Schweine, traf aber den Eurytion und tötete ihn so wider Willen. Er ergriff deshalb von neuem die Flucht und kam von Phthia nach Jolkos zu Akastos, von dem er sich entsündigen ließ.“

Es ist dies offenbar dieselbe Geschichte, die Herodot von dem Gastfreunde des Krösos erzählt, der schon einmal „aus Versehen“ seinen Bruder getötet und nun den Sohn des Gastfreundes auf der Eberjagd tötet (S. 435). Beiden Geschichten hat ganz unzweifelhaft dasselbe Vorbild, nämlich die nordische Baldursage zu Grunde gelegen; denn die Ähnlichkeit mit derselben bei Herodot geht, wie wir oben gezeigt haben, bis ins einzelne. Doch hören wir weiter:

„Astydamia, die Gemahlin des Akastos, verliebte sich in Peleus und verleumdete ihn, da er ihren Winken nicht nachkam, bei dem Gatten, als habe er sie verführen wollen. Akastos konnte sich trotz dieser Anzeige nicht entschließen, den zu töten, welchen er entsündigt hatte, veranlaßte ihn aber, auf dem Pelion zu jagen. Da hier wegen der Jagd ein Wettstreit entstand, so schnitt Peleus den von ihm überwältigten wilden Tieren die Zungen aus und steckte sie in seine Jagdtasche. Die Begleiter des Akastos, denen diese Tiere nachher in die Hände fielen, lachten den Peleus aus, als hätte er gar nichts erjagt. Er aber zog alle die Zungen, die er hatte, hervor, zeigte sie ihnen und erklärte, so viele Tiere hätte er überwältigt.“

Wir müssen hier ergänzen, was schon einige Schriftsteller des Altertums ergänzt haben, daß Peleus nach der Absicht des Akastos den wilden Tieren des Pelion hatte erliegen sollen, und daß letzterer nun hoffte, die ebendort hausenden wilden Kentauren würden den Mann, den er nicht mit eigener Hand töten wollte, ermorden, wenn er ihn vorher seines wunderkräftigen Dolchmessers beraube.

„Nachdem hierauf Peleus auf dem Pelion sich schlafen gelegt hatte, schlich sich Akastos von ihm weg, verbarg ihm sein Messer in einen Kuhfladen und ging heim. Als jener wieder aufstand und eben sein Schwert suchte, wurde er von den Kentauren ergriffen, und es fehlte nicht viel, so wäre er umgebracht worden. Doch wurde er von Chiron noch gerettet, und dieser half ihm durch Nachsuchen wieder zu seinem Schwerte.“

Mannhardt hat die außerordentliche Verbreitung dieser Sage über ganz Europa bis nach Skandinavien nachgewiesen und gezeigt, daß es sich darin um einen uralten Volksmythus handelt, der in einer ganz unvollständigen Gestalt auf den Landes-Heros des Pelionlandes, der danach Peleus genannt wurde, übertragen ist, und daher erst durch die entsprechenden germanischen und keltischen Mythen, welche den Zusammenhang vollständiger geben, aufzuklären ist. Er bildet bei den Germanen einen Hauptbestandteil der Siegfried- und Wolfsdietrichsage, die Uhland mit Unrecht aus Persien herleiten wollte, sowie mannigfacher, noch im Volksmunde lebender Märchen (am kenntlichsten in den von den Gebr. Grimm aufgezeichneten Märchen von den beiden Brüdern), ferner in der keltischen Tristansage, in skandinavischen und irischen Volksdichtungen. Ein junger Held, Königssohn oder Jäger kommt zu einer Stadt, wo gerade eine Königstochter einem siebenköpfigen Drachen zur Beute ausgesetzt werden soll. Mit Hilfe eines wunderbaren, auf dem Drachenberge vergrabenen oder daselbst in einer Kapelle hängenden, alles zerhauenden Schwertes, das er eben vor Beginn des Kampfes auffindet und das nur der zu schwingen vermag, wer drei danebenstehende gefüllte Becher austrinkt, besiegt er das Ungeheuer, schlägt ihm die sieben Köpfe herunter, wickelt sie in ein Tuch und verwahrt sie wohl. Sei es, ob vom Kampfe und der Aufregung todmüde, oder durch den giftigen Hauch des Drachen betäubt, sinkt er nebst der Jungfrau und den ihm in einigen Sagen gesellten treuen Tieren, die auch in einigen Nebenformen der griechischen Peleussage vorkommen, in tiefen Schlaf, worauf der Hofmarschall oder ein anderer Maulheld kommt, die Drachenhäupter einsackt, zum Könige bringt und die befreite Jungfrau als Gattin fordert. Wie nun aber die Hochzeit gefeiert werden soll, erscheint der wahre, durch ein Wundermittel aus dem Todesschlafe erweckte Held und verlangt die Zeichen zu sehen, durch die sich sein Plagiator als der wirkliche Vollbringer der Heldenthat ausgewiesen. Sehr hübsch schildert der „Wolfdietrich“ die Entlarvung des eitlen Prahlers:

Dawider sprach Wolfdietrich: „Das kann nicht geschehn,
Graf von Piterne, laßt eure Zeichen sehn.“
Hinwider sprach Graf Wildung: „Das will ich nicht versagen.“
Die Wurmhäupter ließ er da alsbald zur Stelle tragen.

Sie trugen hin die Häupter vor die Königin.
Da begann Wolfdietrich, der Held, aus kühnem Sinn:
„Nun geht herzu, ihr Frauen, ihr Herren männiglich:
Wer sah je ohne Zungen Häupter? das ist wunderlich.“

Im Grimmschen Märchen von den beiden Brüdern sagt dann der Marschall in seiner Verlegenheit, die Drachen hätten allemal keine Zungen, worauf der Drachentöter schlagfertig erwidert, die Lügner sollten keine Zungen haben. Die Gebr. Grimm haben zum Märchen von den zwei Brüdern eine Reihe von Ergänzungen aus anderen deutschen, böhmischen, italienischen, französischen und persischen Märchen gegeben, die alle mehr oder weniger auf die Siegfriedsage zurückgehen, in denen aber vor allem merkwürdig ist, daß hier wieder zwei voneinander nicht zu unterscheidende Zwillingsbrüder (die Dioskuren) auftreten, die beide, wie Siegfried und Karna, ins Wasser geworfen werden und von denen der eine die Jungfrau von dem Drachen befreit, der andere aber bei ihr die Nacht zubringt, obwohl sie nicht begreifen kann, warum er ein blankes Schwert zwischen sie legt. Man erkennt daraus, daß König Gunther und Siegfried, welche ihre Gestalt tauschen konnten, die beiden Dioskuren des alten Mythus sind (vergl. S. 425).

Nun kommen in diesen Märchen eine Menge weiterer Züge vor, die uns vollends die Augen über das bis zur Unkenntlichkeit entstellte alte Pelionmärchen öffnen. In einem von Raßmann (Deutsche Heldensage I. 360) mitgeteilten oberhessischen Siegfriedmärchen, welches dem Grimmschen Märchen vom „Erdmänneken" ähnlich ist, wird der Held im Walde durch ein Erdmännchen, dem er den Bart in einen Baumspalt klemmt, zum Danke für die Befreiung unter die Erde zum Versteck dreier, von einem siebenköpfigen Drachen gefangen gehaltenen Königstöchter geführt. Er findet hier ein Zauberschwert, das ein daneben stehender Trank ihn zu heben befähigt, erschlägt den Drachen und schneidet ihm die Zungen aus. Seine Brüder bemächtigen sich der befreiten Jungfrauen und lassen ihn allein in der Unterwelt. Er entkommt jedoch und giebt sich durch die Drachenzungen als der rechte Sieger und Bräutigam zu erkennen.

In diesem Märchen ist der Zwerg von besonderem Interesse, der dem Helden mittelst des Zaubertranks zu dem Wunderschwerte verhilft. In dem Grimmschen Märchen von den „beiden Brüdern" stehen auf dem Altar der Kapelle des Drachenberges drei gefüllte Becher mit der Aufschrift darüber: „Wer die Becher austrinkt, wird der stärkste Mann auf Erden und wird das Schwert führen können, das vor der Thürschwelle vergraben liegt." Der Held versucht es ohne den Trank, vermag aber das Schwert nicht zu heben, sowie er aber die Becher getrunken hat, fühlt er sich stark, das Schwert zu führen und den Drachen zu erschlagen. Mannhardt hat sich auf die Deutung dieses Trankes nicht eingelassen; er ist aber einer der ältesten und wertvollsten Bestandteile des Mythus, der in

den Veden seine Erklärung findet. Denn da kehrt der Sonnenkämpfer Indra, bevor er sich zum Kampfe gegen den furchtbaren Drachen Ahi rüstet, der die Sonnenjungfrau verborgen hält, bei dem Götterschmiede Tvashtar ein, der ihm die unüberwindlichen Waffen geliefert hat, und trinkt eine oder auch drei gewaltige Schalen Soma, um sich zu dem großen Kampfe zu stärken, und in dem eben gedachten oberhessischen Siegfriedmärchen finden sich deutliche Anklänge an die uralte Erzählung von den drei Brüdern, von denen der jüngste den Drachen tötet und die Jungfrau erlöst, dann von den beiden andern in einen Brunnen geworfen wird (vergl. S. 443), womit die Namen Wasserpeter und Wasserpaul, Johannes Wassersprung und Caspar Wassersprung, Brunnenhold und Brunnenstark übereinstimmen, welche die Brüder im deutschen Märchen führen.

Wir sehen also, daß die Ursage vom göttlichen Sonnenkämpfer den Grund der Siegfried- und Achillssage bildet; aber lange bevor sie nach Griechenland gelangte, war sie bereits mit der Açvinensage verschwistert, worin der eine Bruder (Baldur-Siegfried) die Sonnenbraut gewinnt, der andere (Hödur-Gunther) aber sie ihm entreißt und ihn tötet. Daher schon in der alten Peleïs jene verworrene, von Herodot besser erzählte Brudermordsgeschichte, die bei Apollodor ganz ohne Zusammenhang mit der Zungensage dasteht. Aber auch die konfuse Messergeschichte und die Einmischung des weisen Chiron wird erst aus der deutschen Sage verständlich. Denn bei den Slaven und Germanen entsprechen die göttlichen Schmiede Sweistiks und Mimir dem indischen Tvashtar in jeder Beziehung; wie er, liefern sie dem Sonnenkämpfer die unüberwindliche Waffe, den stark machenden Methtrank und das Heilmittel für den nach dem Drachenkampfe ohnmächtig umgesunkenen Sonnenkämpfer.

In dem Liede vom gehörnten Siegfried des Heldenbuches begegnet der ungestüme Held dem ihm freundlich entgegenkommenden Zwergkönig Eugel ebenso ungeschlacht, wie Siegfried dem weisen Mime, seinem Lehrmeister; er drückt ihn gegen die Steinwand, um ihn zu zwingen, daß er ihn den Weg zum Innern des Berges führe, woselbst der Riese Kuperan das vom Drachen entführte Mägdlein hütet. Siegfried besiegt zuerst den Riesen, wobei ihn Eugel mit der Tarnkappe deckt (S. 479), dann den Drachen, fällt darauf aber vor Ermattung wie tot nieder, und neben ihm die Jungfrau, worauf Eugel eine Heilwurzel holt und sie wieder ins Leben zurückruft. Ähnlich wird auch der vom Drachenkampf entseelt liegende Tristan wieder ins Leben zurückgerufen. So rettet auch der heilkundige Chiron den Peleus, aber nicht durch seine Heilkunst, die ihn doch, wie Mannhardt ganz richtig bemerkt, erst mit dieser altnordischen Sage

in Verbindung gebracht haben dürfte, sondern vor den anderen Kentauren.

Obwohl daher alle einzelnen Züge der Peleussage in der gleichen Reihenfolge (Kampf gegen Ungeheuer auf einem Berge, Erlangung eines sieghaften Zauberschwertes im rechten Augenblick, Ausschneiden der Zungen, Schlaf auf dem Kampfplatz, Wegnahme der Tierhäupter, Errettung durch einen Halbgott und Bewährung als Sieger durch die Zungen) in der deutschen, keltischen und griechischen Sage genau übereinstimmen, fehlt doch der griechischen Sage ganz das Ziel und die klare Verkettung, welche die nordischen Sagformen auszeichnet, die sich daher als die von den griechischen Bearbeitern nicht mehr völlig verstandenen Ursagen zu erkennen geben. Schauen wir nunmehr zunächst zu, wie Apollodor die Peleussage weiter erzählt:

„Peleus vermählte sich zum zweitenmal mit Thetis, des Nereus Tochter, um deren Hand Zeus und Poseidon sich gestritten und nur erst entsagt hatten, als Themis prophezeite, der Sohn derselben würde größer als sein Vater werden. — — — — Andere aber sagen, Thetis habe die Umarmung des Zeus verschmäht, Zeus aber im Zorne seinen Willen ausgesprochen, daß sie sich mit einem Sterblichen verehelichen müsse. Infolgedessen belehrte Chiron den Peleus, wie er sie ergreifen und festhalten könne, während sie allerlei Gestalten annehme. Dieser paßte die rechte Zeit ab und ergriff sie schnell, ließ dieselbe auch, ob sie gleich bald Feuer, bald Wasser, bald ein wildes Tier wurde, nicht früher los, als bis er sah, daß sie ihre wahre Gestalt wieder angenommen hatte. Er vermählte sich mit ihr auf dem Pelion. Daselbst feierten die Götter das Hochzeitsfest mit Schmausen und Gesang. Auch machte Chiron dem Peleus ein Geschenk mit einem (nie sein Ziel verfehlenden) Spieße aus Eschenholz, Poseidon mit zwei unsterblichen Rossen, Balios und Xanthos. Als Thetis von Peleus ein Kind (den Achilleus) bekam, wollte sie es unsterblich machen, verbarg es, von Peleus ungesehen, des Nachts im Feuer und vertilgte so, was vom Vater her an ihm sterblich war. Bei Tage salbte sie es mit Ambrosia. Peleus aber belauschte sie einst und schrie laut auf, als er seinen Sohn im Feuer zappeln sah. Thetis, auf diese Weise verhindert, ihr Vorhaben zu Ende zu bringen, verließ den Knaben noch unmündig und begab sich zu den Nereïden. Peleus brachte den Knaben nunmehr zu Chiron. Dieser nahm ihn auf, nährte ihn mit der Leber von Löwen und Wildschweinen und mit Bärenmark . . . . ."

Die Verwandlungen der Thetis finden sehr zahlreiche Seitenstücke in der indogermanischen Sage, im Norden wie im Süden, obwohl es meist männliche Gottheiten sind, wie Odin, Loki, Proteus, Acheloos u. s. w., welche diese Verwandlungsfähigkeit zeigen, und Mannhardt hat (a. a. O.) eine große Anzahl davon zur Vergleichung gestellt. Vielleicht sind sie aber erst nachträglich in diese Sage gekommen, und Peleus war vielleicht ursprünglich der Gestaltenwechselnde, als er seine zweite Frau nahm, wie Odin, als er zu Rinda kam, um dem ermordeten Baldur einen Rächer

zu erwecken, größer als er selbst; denn Wali galt als der wiederkehrende Baldur, als der Heiland der Zukunft. Rinda gilt gewöhnlich als die spröde Göttin der winterlichen Erde; aber vielleicht war sie wie Thetis ursprünglich als Meergöttin gedacht; denn an einer Stelle der Edda wird eines heilkräftigen Liedes gedacht, „was Rinda sang der Ran." Darin gleichen sich Siegfried, Wali, Achill und Karna, daß sie im zartesten Alter von ihren Müttern verlassen werden, entweder ins Meer hinausgestoßen, oder einem Waldmanne zur Erziehung überlassen, gleich stark dastehen; denn ebenso wie Achill nicht Speise und Trank nimmt, bis er Patroklos gerächt und Hektor erschlagen, so verfährt Wali gegen Hödur.

Der Zug von dem Unsterblichmachen des Kindes durch Feuer kehrt ebenfalls in unzähligen Sagen und Märchen, die von Nordeuropa bis nach Persien und Indien vorkommen, wieder. Bald taucht die Mutter das Kind in siedendes Wasser, bald hält sie es in die Flammen, bald wirft sie es geradezu in den Backofen und entweicht für immer, wenn der erschreckte Vater dazwischen tritt. Auch hierüber verweise ich auf Mannhardt (II. 68—74). Bekannt ist, daß die Verwundbarkeit des Achilles an der Ferse in der späteren Dichtung davon hergeleitet wurde, daß Thetis ihn am Fuße gehalten und diese Stelle dabei nicht ins Feuer gelangt sei, weil sie an der Vollendung des Werkes gehindert wurde. Auf die Wahrscheinlichkeit, daß Patroklos mit Baldur und Achill mit seinem Rächer Wali gleichzusetzen ist, kommen wir im übernächsten Kapitel zurück. Hier möge nur noch zum Vergleich das Ergebnis mitgeteilt werden, zu welchem E. H. Meyer in seiner weitläufigen Untersuchung über die Achilleïs (1887) gelangt ist. Ihm löst sich die gesamte Ilias in die Schilderung eines Gewitters auf. Apoll und Zeus sind Sturm- und Regengötter, Hera eine Wolkengöttin, Thetis noch eine Wolkengöttin, Peleus der Donnerherr, sein Messer der Blitz, der Misthaufen, in dem es versteckt wurde, wieder die Wolke, die von Chiron geschenkte Lanze wieder der Blitz, und Achill, das Kind des Donnerherrn von der Wolkenfrau, zum dritten Male der Blitz. Auf der Peleus-Hochzeit wird der Schluß des Gewitters als fröhliches Fest begangen; aber im trojanischen Kriege bricht das Unwetter von neuem los. Den schnellfüßigen Achill als Blitzkerl kennen wir bereits aus einer sieben Jahre älteren Arbeit von Wilhelm Schwartz: „Warum wird Achill schnellfüßig genannt?" und noch viel länger ist uns Hephästos als der Gewitterschmied bekannt, der dem Zeus, wie Tvashtar dem Indra, die Blitzgeschosse schmiedet. Aber darum alles in Gewitterwolken und Blitze, Donnerwetter und Regengüsse aufzulösen, Hektor als den „Sperrer," der den Regen zurückhält, Xanthos als die regengießende Gewitterwolke, und Achills

Sohn Neoptolemos-Pyrrhos zum vierten Male als Blitz aufleuchten zu lassen, das scheint mir des fruchtbaren Regens zu viel, und ich glaubte nach Kenntnisnahme dieser Inhaltsanzeige Meyers Buch ebenso getrost ungelesen lassen zu dürfen, wie die meisten mythologischen Bücher von W. Schwartz, in denen sich auch alles und jedes, sogar die Blumen, welche Persephone pflückte, und die lebendigen Häute und Knochen auf den Sirenen-Inseln in Blitze und Gewitterwolken auflösen. Ähnliche Deutungen hatte übrigens auch schon Hahn (S. 363), nämlich Achill als Gott des Regensturms und Hektor als Glutgott, geltend zu machen gesucht; aber mit solchen einseitigen Vergleichen ist nichts gewonnen, wenn nicht vor allem das Urbild der Mythe nachgewiesen wird.

61. Meleager.

In der langen Ermahnung, welche der alte Phönix an seinen Pflegesohn Achill richtet, es nicht wie jener Jäger der grauesten Vorzeit zu machen, der sich so lange und trotz der Bitten aller seiner Angehörigen vom Kampfe entfernt hielt, bis es zu spät ward, wird uns eine ausführliche Schilderung der Meleagersage in ihrer älteren Gestalt zu teil (Ilias IX. 527—600). Wir ersehen, daß hier nur von dem Fluche der Mutter die Rede ist, deren Brüder Meleager getötet hatte, und Pausanias (X. 31, 2) erzählt uns, daß er nach der älteren Dichtung (in den Eoeen und der Minyas) wie Achill vor Troja den Pfeilen des Apoll zum Opfer fiel. Erst der Tragiker Phrynichos († um 470 v. Chr.), ein Schüler des Thespis, soll in seinem Pleuron nach einer ebenfalls bei den Griechen sehr bekannten Sage den Schluß hinzugefügt haben, daß seine eigene Mutter Althäa ihn dem Verhängnis des frühen Todes überantwortet habe, indem sie einen Feuerbrand, mit dem sein Leben verknüpft war, in die Flammen warf. Nach einem Spruche der Parzen sollte nämlich Meleager nicht eher sterben, als bis ein Holzscheit, welches sich in der Stunde seiner Geburt auf dem Herde befand, von der Flamme verzehrt sein würde, weshalb Althäa damals schnell das brennende Holzscheit gelöscht und in einer wohlverwahrten Kiste verborgen hatte, bis sie es nun im voreiligen Zorn herausnahm und verbrannte.

So hatte auch noch Sophokles gedichtet, und erst Euripides brachte die Erzählung von dem Fluche der Mutter in unmittelbaren Zusammenhang mit der viel älteren Sage von der kalydonischen Jagd, indem er ausführte, wie Meleager die zahlreichen Teilnehmer dieser berühmten Eberjagd dadurch beleidigt habe, daß er die Sieges-Trophäen, Haupt und Fell des ungeheuren Tieres, seiner angebeteten Atalante zu Füßen gelegt habe, die dem Tiere den ersten Stich beigebracht hatte. Wir haben somit zwei verschiedene Sagen, die erst nachträglich in Verbindung gesetzt worden sind: diejenige von der großen Eberjagd, an der fast alle Heroen des Altertums, Herakles, Jason, Theseus, Peleus, die Dioskuren u. s. w., beteiligt waren und die deshalb in ein hohes Alter hinaufgeht, und die Feuerbrand-Episode auseinanderzuhalten, und es ist nicht schwer, die Entlehnung beider aus dem nordischen Altertum höchst wahrscheinlich zu machen.

Schon oben (S. 164) haben wir gesehen, daß die Sage von der kalydonischen Jagd in einer so großen Anzahl von Einzelzügen mit der Orionsage zusammenfällt, daß wir dem Meleagros nicht verwehren können, im Bunde der Dritte, d. h. ein Drillingsbruder des wilden Jägers und Orions zu sein. Darauf deutet schon sein Name, den man wörtlich als „wilden Jäger" übersetzen kann, von melas, schwarz, bösartig, wild, und agreus, der Jäger, wie ja auch Apoll als Jäger den Beinamen Agreus führte. Der Name kommt schon bei seinen Vaterbrüdern, Melas (der Schwarze) und Agrios (der Wilde) vor, so daß hier keine Unterstellung zu fürchten ist, und wir dürfen auch den bösen Agis (Mal-Agis) der keltischen Sage (S. 131) zur Vergleichung heranziehen. Wir müssen ferner uns hier der Sagen von Odins, Arthurs, Orions, Atys' und Siegfrieds Eberjagd im Odenwalde erinnern, in denen der vorher verkündigte Tod erst mittelbar durch den sterbenden oder erlegten Eber verschuldet wird, gerade so, wie dies auch in der jüngeren Meleagersage der Fall ist. Bei König Arthurs Tod auf der Eberjagd, die von den Mythologen natürlich allgemein auf Odin bezogen wurde, drängt sich die Frage auf, ob auch der kaledonische Wald Schottlands mit dem kalydonischen Walde der griechischen Sage in Verwandtschaft stehe. Der unmittelbare Ebermord fehlt nun der Meleagersage keineswegs; denn mehrere Helden fallen dem Zahne des Ebers, so z. B. Echepolis, von dem wir sogleich sprechen, und Ankäos. Eine andere Form der Ankäos-Sage erzählt, unmittelbar an die nordische Sage von Hackelberend erinnernd, er habe auf Samos Weinzucht getrieben, und als er den Becher mit dem ersten daraus gekelterten Saft in der Hand hielt, des Sehers gespottet, der ihm beim

Pflanzen dieser Reben prophezeit hatte, er werde keinen Wein davon trinken. Der Seher antwortete aber, zwischen dem Rande der Lippen und des Bechers sei noch viel Raum, und im Augenblick sei ein Eber in den Weinberg eingebrochen und habe den König getötet. Bekanntlich spielt auch die kalydonische, wie Orions Eberjagd am Hofe der Weinkönige Öneus und Önopion, was uns veranlaßte, die unmittelbare Quelle der Griechen in einem Weinlande (Thrakien?) zu suchen.

Viel wichtiger noch ist die fast stehende Verbindung der Sage vom Brudermord mit der Eberjagd. So ermordet Hagen den Siegfried auf der Eberjagd, Peleus den Eurytion aus Versehen auf der kalydonischen Jagd, Adrast ebenso aus Versehen den Atys auf der Eberjagd (S. 435), und wenn der Eber selbst der Mörder ist, so wird anheimgestellt zu glauben, daß Ares, Indra oder Typhon die Gestalt des Ebers angenommen hätten, welcher den Adonis, Hirany-Aksha und Osiris tötete. Meleager tötet zwar nicht die Brüder, aber die Oheime, und mit dem Brudermord scheint der Umstand zusammenzuhängen, daß man in Schleswig den Herzog Abel, der 1250 seinen Bruder, König Erich von Dänemark, ermorden ließ, zum wilden Jäger macht. Müllenhoff fand unter Mommsens Papieren eine ungedruckte poetische Bearbeitung der Sage von Abels wilder Jagd, in welcher er als Herr des Waldes halb Bär und halb Jäger (wie König Arthur) erscheint und den Bruder auf der Jagd im Pöler Walde erschlägt. Im Schleswiger Schloßhof steht sein von Jagdhunden umringtes Standbild, an welchem die Sage unmittelbare Nahrung fand. Sodann fehlt das Traum- und Trauer-Motiv der nordischen Sage von der verhängnisvollen Jagd auch der griechischen nicht ganz. Die bösen Träume der Kriemhild, daß ein wilder Eber den Siegfried ermorden würde, und der tiefe Schmerz um den Gefallenen erinnern ja unmittelbar an die Atys- und Adonis-Sage. Wie Freyja um Odur goldene Thränen weint, Artemis um Orion klagt, die Schwestern des Phaëthon Bernsteinzähren vergießen, so weinen nach Sophokles auch die Schwestern des Meleager um den Frühverstorbenen Thränen, die zu Bernstein erhärten, und werden endlich in die Meleagriden (Perlhühner) verwandelt, deren Gefieder über und über mit Perlen, welche Thränen bedeuten, betaut ist. Plinius macht sich mit Recht über Sophokles lustig, der die Meleagersage nach Indien versetzte, da doch jedermann wisse, der Bernstein komme aus dem nördlichen Europa. Auch Atalante erinnert nach ihrem ganzen Wesen als unnahbare, einsam schweifende Jägerin an Brunhild, die nordische Urheberin der Eberjagd, bei der Siegfried umkam.

Eine ebenso unmittelbare Hindeutung auf das nordische Heimatsland

bietet aber auch der zweite Teil der Meleagersage, die Feuerbrandgeschichte. Ohne Zweifel entspricht die ältere Fassung, nach der Apoll den Meleager wie den Achill und Orion tötete, der nordischen Sage, in welcher der Wintersonnengott den Sommersonnengott und umgekehrt umbringt, besser, allein es muß ein alter Anlaß vorgelegen haben, die Feuerbrand-Sage mit der Meleagersage zu verbinden; denn Pausanias, der sich sonst nicht durch Scharfsinn auszeichnet, macht doch die feine Bemerkung, Phrynichos scheine die von ihm nur kurz angedeutete Erzählung von dem gleichzeitigen Hinsiechen des Meleager mit dem von der Flamme verzehrten Feuerbrand darum nicht weiter ausgeführt zu haben, weil sie nicht seiner eigenen Erfindung angehörte, und das ist psychologisch vollkommen richtig; denn wenn dieser Dichter ums Jahr 500 v. Chr. diesen Zug der Sage erst erfunden hätte, so würde er ihn nicht mit den sechs Versen abgethan haben, die Pausanias anführt, und die nur als Anspielung auf eine unter den Zuhörern bekannte Sage Sinn haben. „Er berührt sie nur mit wenigen Worten als eine bei den Griechen sehr bekannte Geschichte," sagt Pausanias ausdrücklich. Dasselbe geht aus dem Umstande hervor, daß der Feuerbrand als Todesursache in mehr als einer Gestalt mit der Dichtung von der kalydonischen Eberjagd verbunden wurde; denn Pausanias erzählt uns an einer anderen Stelle seines Werkes, wie noch eine zweite Person des Meleager-Epos durch einen Feuerbrand ihr Leben verlor. König Alkotoos von Megara hatte seinen älteren Sohn Echepolis zur Teilnahme an der kalydonischen Jagd, die immer wie ein National-Unternehmen der Griechen behandelt ward, entsandt und hatte schon das Holz auf dem Altar angezündet, um Apoll, vielleicht für die glückliche Vollendung der Jagd, ein Opfer zu widmen. Da kommt in seiner Abwesenheit sein jüngerer Sohn Kallipolis mit der traurigen Nachricht, daß der Bruder auf der Eberjagd getötet worden sei, und wirft schnell das brennende Holz vom Altar, weil es unziemlich schien, dem Gotte für das Unglück zu opfern. Sein Vater aber, der von dem Tode des Sohnes noch nichts gehört hatte, sah dazukommend darin einen unerhörten Frevel und erschlug im ersten Zorn den Sohn mit einem der vom Altar geworfenen Feuerbrände. (Pausanias I. 42.)

Somit kann die Verbindung der Feuerbrand-Erzählung mit der Sage vom wilden Jäger schwerlich mehr als eine zufällige gelten, und ich habe schon vor Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß die Ursache ihrer Verbindung in gewissen Ceremonieen der nordischen Julfeier mit vieler Wahrscheinlichkeit vermutet werden darf. Wir haben oben (S. 235) den zu Weihnachten bis in die Neuzeit hinein verspeisten Jul-Eber, auf dessen Haupt

dann im Norden die feierlichsten Gelübde abgelegt wurden, als einen Sühn-Eber zum Andenken an Odins unglückliche Eberjagd aufgefaßt, und wir finden dieselbe Sitte in der Ilias. Um nämlich die Versöhnung zwischen Agamemnon und Achill durch feierliche Eide zu bekräftigen, gebietet der erstere, einen Eber herbeizuschaffen, „daß wir Zeus und dem Helios opfern,“ schert dann von dem Haupte des Ebers das „Erstlingshaar,“ ruft Zeus, die Erde, Helios und die Erinnyen an, daß er nie des Brises Tochter berührt habe, und schließt:

„Schwör' ich einiges falsch, dann senden mir Elend die Götter,
Wie sie senden dem frevelen Schwörer des Meineids!
Sprach's, und des Ebers Kehle zerschnitt er mit grausamem Erze,
Welchen Talthybios drauf in des Meeres grauwogende Schwellung
Wirbelnd den Fischen zum Fraße hinschleuderte. — — —

(Ilias XIX. 196—268.)

Mit diesem Eberopfer und Eberschwur war aber im Norden die Ceremonie des Julfeuers verbunden, aus dem man halbverkohlte Holzbrände hervorzog, um sie als Lebens- und Fruchtbarkeits-Symbole, die Calendeaus der Franzosen, aufzubewahren bis zum nächsten Eberfeste, in dem Sinne, daß von dem Hause, wo man diese aus dem heiligen Feuer genommenen Brände aufbewahre, alles Unglück im Laufe des Jahres entfernt sein würde. (Vergl. S. 335.) Diese im nördlichen Europa ehemals äußerst verbreitete Sitte scheint in Altgriechenland kaum bekannt gewesen zu sein; aber man sieht, wie leicht sie durch Ideenverknüpfung oder auch durch Mißverständnis zu dem Glauben führen konnte, die Sitte der Feuerbrände stehe mit dem gleichzeitig gefeierten Andenken an Odins oder Arthurs unglückliche Eberjagd in einem innigeren kausalen Verhältnis. Die nordische Sage von Nornagest wäre allerdings geeignet, einen solchen Zusammenhang ahnen zu lassen, und wir müssen deshalb einen Blick darauf werfen.

Zum Julfest war im Hause des Königs Olaf Tryggveson von Norwegen (995—1000) ein Mann erschienen, der sich rühmte, einer von Sigurds Mannen gewesen zu sein und mit ihm den Feldzug gegen Gandalfis Söhne (Gandharven?) mitgemacht zu haben. Er nannte sich Nornagest (Nornengast) und wollte diesen Namen erhalten haben, weil eines Tages drei Volven (Nornen) in seines Vaters Haus gekommen seien, die man um das Schicksal des noch in der Wiege liegenden Kindes befrug, zu dessen Häupten zwei Wachskerzen brannten. Die beiden älteren Nornen sagten ihm ein günstiges Schicksal voraus; aber die jüngste, die man nicht gefragt hatte und die auch sonst erzürnt worden war, rief laut dazwischen, sie möchten mit ihren günstigen Verheißungen einhalten; denn sie bescheide dem Knaben, daß er nicht länger leben solle, als die Kerze über der Wiege brenne. Da ergriff die älteste Volva die Kerze, löschte sie aus und hieß der Mutter, dieselbe nicht eher anzuzünden als in seinen letzten Lebenstagen. Und als der Sohn völlig erwachsen

war, gab die Mutter dem Sohne die Kerze zur eigenen Verwahrung, und er trug sie in seinem Harfenkasten, als er zu dem norwegischen Könige kam und da die Geschichten erzählte, die schon vor Jahrhunderten geschehen waren und die er trotzdem selbst erlebt haben wollte. Er war ein zwar eingesegneter, aber noch nicht getaufter Christ, ließ sich dann aber taufen und beobachtete die Gebräuche eifrig. Dann fragte eines Tages der König den Gest, wie lange er noch leben möchte, wenn es in seiner Macht stände? Gest antwortete, nur noch kurze Zeit, wenn es Gott wolle. Der König sprach: „Wie lange würde es dauern, wenn du deine Kerze nähmest, von der du erzählt hast?" Da nahm Gest seine Kerze aus seinem Harfenkasten. Der König hieß sie anzünden; das geschah, und als die Kerze angezündet war, brannte sie schnell nieder. Da fragte der König Gest: „Wie alt bist du?" Gest antwortete: „Ich bin nunmehr dreihundert Winter alt." „Gar sehr alt bist du," sagte der König. Gest legte sich da nieder und bat, ihm die letzte Ölung zu geben. Das ließ der König sogleich thun, und als es geschehen, war nur noch wenig von der Kerze unverbrannt. Da erkannte man, daß es mit Gest zu Ende ging, und sobald als die Kerze verbrannt war, verschied auch Gest."

Edzardi meint in der Vorrede zu seiner Übersetzung der Nornagestsage, daß sie in der Gestalt, wie sie uns vorliegt, ums Jahr 1300 verfaßt sei, aber, wie die Verwandtschaft mit der Meleagersage beweise, auf viel ältere Sagen zurückgehe. In der That ist sie hier dem durch Olaf I. kraftvoll eingeführten Bekehrungswerke angepaßt, während in anderen Episoden sowohl der Olafsage wie der Hervararsaga und Heimskringla ebenfalls ein Fremder am Hofe eines Königs erscheint, sich Gest oder Gestr (Gast) nennt und Heldengeschichten aus heidnischen Zeiten erzählt. In diesen Erzählungen aber tritt Odin selbst unter dem Namen Gest auf. So z. B. erkennt Olaf II. der Heilige in seinem Gaste Odin und wirft mit dem Gebetbuche nach ihm, worauf Gest verschwindet. Auch in der Hervararsaga erkennt König Heidrek, daß der bei ihm eingekehrte Gest Odin ist, der als Falke davonfliegt, als er mit dem Schwerte nach ihm schlägt. Wenn nun diese Sagen auch alle mehr oder weniger aus christlicher Anschauung, der Odin als böser Dämon galt, herauserzählt sind und besonders die eigentliche Nornagestsage, in welcher der alte Heide zuletzt die christliche Taufe annimmt, so scheint doch hervorzugehen, daß die Nornengabe schon vorher mit der Odinssage in irgend einer Verbindung stand. Wollte man nun annehmen, sie sei aus der klassischen Meleagersage entnommen und erst auf Nornagest übertragen worden, so würde man damit dem Erzähler zutrauen, daß er im Meleager den wilden Jäger Odin erkannt habe, also einen Spürsinn bewährt habe, der den Philologen bisher nicht zur Seite gestanden hat. Und in der That tritt die Ähnlichkeit auch erst durch das Mittelglied der Orionsage in das volle Licht. Schon oben (S. 167) wurde in dieser Richtung auf Beziehungen der

Nornagestsage mit der Feuerbrand- (Kedalion-) Sage hingedeutet. Wir müssen also annehmen, daß die Übereinstimmung schon aus dem gemeinsamen Ursprunge der nordischen und griechischen Sage herrührt. Daraus folgt aber, daß Odin, wie Zeus, dessen Geburtsstätte und Grab man auf Kreta zeigte, ursprünglich sterblich gedacht waren, und daß die herabbrennende Lebensfackel der niedrigstehenden Weihnachtssonne entspricht, wobei dann wieder das Herausreißen der Brände aus dem Julfeuer andeuten mochte, daß man später an eine Wiedererstarkung des nur zeitweise siechenden Gottes dachte. Jedenfalls ist in diesem Sinne der Umstand merkwürdig, daß Nornagest kurz vor dem Julfeste am Hofe Olafs auftaucht und dort endlich wirklich stirbt.

Der Vergleich des Lebens mit einer herabbrennenden Fackel oder Kerze ist, obwohl den Griechen nicht fremd, wie das Weiterreichen der Lebensfackel am Prometheusfeste beweist, doch ein echt nordischer Gedanke, wie unter andern das sinnvolle Märchen vom Gevatter-Tod (Gebr. Grimm Nr. 44) lehrt, welches schon Jakob Ayrer († 1605) dramatisch bearbeitet hat. Da führt der Tod sein Patenkind, das er zu einem berühmten Arzt gemacht hat, in eine unterirdische Höhle, wo in unabsehbaren Reihen tausend und abertausend Lichter brennen, einige groß, andere halbgroß und andere klein, wovon die letzteren nicht immer bloß Greisen angehören. Fortwährend erloschen einzelne Lichter, und andere fingen an zu brennen, und endlich zeigte Gevatter Tod auch dem Arzte sein eigenes, eben im Verlöschen befindliches Licht. Auch die zweite Grundlage der Nornagest- und Meleagersage, das Schicksalsbestimmen des neugeborenen Kindes durch die Nornen, scheint im nordischen Glauben viel fester gewurzelt als im griechischen. Den Glauben an die drei Göttinnen, die den Menschen das Schicksal bestimmen, fanden die Römer bei den Kelten und Germanen gleichmäßig vor; sie sind häufiger als irgend welche andere nordischen Gottheiten auf Bildwerken dargestellt und gingen später in drei Feen oder drei christliche Heilige über. Man vergleiche über sie das inhaltreiche Kapitel bei Simrock (S. 340—351) und die schönen Verse im ersten Eddaliede von Helgi, dem Hundingstöter, welche anheben:

Nacht in der Burg war's, Nornen kamen,
Die dem Edeling das Alter bestimmten.
Sie gaben dem König, der Kühnste zu werden,
Aller Fürsten Edelster zu dünken.

Auch in den verschiedenen Formen des Dornröschen-Märchens, die vor Jahrhunderten in Frankreich, Italien und Deutschland aufgezeichnet wurden, treten sie auf, und hier ist noch der Punkt merkwürdig, daß das

Los der Sonnenjungfrau (Brunhild) bestimmt wird, deren Kinder im Pentamerone Sonne und Mond heißen. Im deutschen Märchen sind es zwölf Feen, die Gutes wünschen, während die nicht eingeladene dreizehnte den Fluch hinzufügt, den wieder die zwölfte mindert. Bei diesen zwölf Feen ist an die zwölf Asen zu denken, und das gegenseitige Verbessern und Mildern ihrer Sprüche, die an sich unwandelbar sind, kommt sehr schön in der Gautreksaga zum Ausdruck, worin Odin und Thor vor zwölf Beisitzern dem Helden Starkad sein Schicksal bestimmen. Thor, der darüber grollte, daß dessen Großmutter Alfhild einst seine Werbung ausgeschlagen und ihm einen Jotun vorgezogen hatte, bestimmt ihm, daß er der letzte seines Stammes sein solle; Odin giebt ihm dafür drei Menschenalter; Thor schafft darauf, daß er in jedem derselben eine Schandthat vollbringen solle; Odin verleiht ihm das beste Gewand und Waffenzeug. Thor versagt ihm Land und Grundbesitz, wofür Odin fahrend Gut im Überfluß gewährt. Thor legt auf ihn, daß er niemals genug zu haben glaube. Odin will ihn stets siegreich machen; Thor aber verheißt ihm, aus jedem Kampfe eine Knochenwunde heimzutragen. Odin verleiht ihm, stets in Versen zu sprechen, Thor, daß er das Gesprochene sogleich vergesse. Odin verspricht ihm Ansehen bei den vornehmen Leuten, Thor Haß bei dem Volke, und endlich bestätigen die Beisitzer feierlich, daß alles so kommen solle, wie es gesagt war. Vielleicht wird man finden, daß bei einem Volke, wo sich solche Dichtungen entwickelten, die Meleagersage als ein naturgemäßeres Gewächs erscheinen muß als in Griechenland, wo sie nur Adoptivkind war, und vielleicht war der christliche Gebrauch, dem Sterbenden bei der letzten Ölung eine brennende Kerze in die Hand zu geben (um den Teufel fern zu halten), der Anlaß, an welchem sich die Erinnerung an die alte Nornagestsage wieder entzündete.

---

62. Baldur und Patroklos.

Die Übereinstimmung sowohl in dem inneren Wesen wie in den äußeren Schicksalen des nordischen Gottes und des griechischen Helden Baldur und Patroklos wie zwischen den Gestalten ihrer Rächer Wali und Achill ist so groß, daß sie längst die Aufmerksamkeit der Forscher erregt hat und daß ich mich begnügen könnte, auf das bezügliche Kapitel Hahns

(S. 382—389) zu verweisen, wenn nicht inzwischen diese Ähnlichkeit eine derartige Deutung erfahren hätte, daß die Wiederaufnahme der Untersuchung geboten wäre. Rufen wir uns also zunächst die Ähnlichkeiten ins Gedächtnis zurück. Baldur war der beste, reinste, schönste und weiseste, zugleich aber auch der mildeste aller Asen, so daß er der Liebling aller war und sein von einer hinterlistigen Gottheit veranlaßter Tod die Asen in starres Entsetzen versetzte, welches sich in ein Weinen aller Götter, Menschen und Kreaturen auflöste. Selbst die beständigen Feinde der Asen, die Frost- und Bergriesen, kamen in Haufen zur Bestattung. Die Asen hatten Baldurs Leiche auf Hringhorn, aller Schiffe größtes, gelegt, welches ihm zu eigen gehörte, konnten es aber nicht von der Stelle bewegen, so daß man nach einem Riesenweibe, Hyrrockin, senden mußte, das dann dem Schiffe einen Stoß gab, daß Feuer aus den Walzen fuhr und es ins Wasser hinabglitt. Sein treues Weib Nanna, dem der Schmerz das Herz gesprengt hatte, und sein Leibroß werden mit ihm verbrannt. Nachdem alle Versuche, ihn von der Hel zurückzuerlangen, erschöpft sind, schreitet Odin zum Werke, ihm einen starken Rächer zu erwecken, den Wali, von dem es dann in der Völuspa heißt:

Baldurs Bruder war kaum geboren,
Da einnächtig Odins Erbe zum Kampfe ging.
Die Hände nicht wusch er, das Haar nicht kämmt' er,
Eh' er zum Holzstoß trug Baldurs Töter.

Die Ilias wird nicht müde, das stets freundliche Wesen des Patroklos, „der allen mit freundlicher Seele zuvorkam, da er lebte," (Ilias XVII. 670—71) zu preisen, so daß er ebenso die lichteste und fleckenreinste Gestalt der Ilias, wie Baldur der Edda bildet und ebenso der Göttertücke dahinsinkt wie dieser. Denn erst giebt ihm Apoll den tückischen Schlag in den Rücken, darauf stößt ihm Euphorbos die Lanze zwischen die Schulterblätter, wie Hagen dem Siegfried, und endlich versetzt ihm Hektor den Todesstoß. Nun erfolgt ein Jammern und Weinen im Griechenheer, welches zwar nur ein schwaches Abbild von dem Weinen der ganzen Asenwelt und Natur um Baldur darstellt, aber eben darum, weil es sich um hartherzige Krieger handelt, die nach so vielen noch einen weiteren Kampfgenossen verlieren, als ein innerlich nicht so begründeter und darum einer bloßen Nachahmung verdächtiger Zug erscheint, zumal hier der erschütternde Thränenerguß nicht freiwillig und gleich nach dem Tode des Patroklos, sondern erst lange darauf und auf besonderes Verlangen des Achill, ja eigentlich auf übernatürliches Anstiften der Thetis erfolgt. Es hat etwas Gesuchtes, an die südeuropäische Sitte der gemieteten Klageweiber Er-

innerndes, wenn Achill, nachdem er seiner Rache genug gethan, plötzlich ausruft:

Weinen wir erst um Patroklos; denn das ist die Ehre der Toten!
Aber nachdem wir die Herzen des traurigen Grames erleichtert,
Lösen wir unsre Gespann' und schmausen allhier miteinander,
Sprach's und begann Wehklag', auch klagten alle Genossen.
Dreimal lenkten sie rings schönmähnige Ross' um den Leichnam
Traurig, und Thetis erregte des Grams wehmütige Sehnsucht.
Naß ward jetzo der Sand und naß vor Thränen die Rüstung
Jeglichem Mann; so ward er vermißt, der Schreckengebieter.

(Ilias XXIII. 9—16.)

In der Ilias eilt die Rache dem Begräbnis voraus, da ja der Rächer, wenn auch jünger als Patroklos, längst geboren war; aber auch hier wird hervorgehoben, daß der Rächer seinem Körper nicht die geringste Stärkung und Pflege zugestand, bevor er seine Pflicht gethan, ein Ding, was, da es sich hier um Tage handelt, so undenkbar erscheint, daß Zeus seinen Leib heimlich durch Nektar und Ambrosia erquicken läßt. Bei der Verbrennung des Patroklos erfolgt nun ein ganz entsprechendes Wunder wie bei derjenigen des Baldur. Denn als Achill den Holzstoß anzündet, will dieser nicht brennen, und wie in der Edda Boten ausgesendet werden, um ein Riesenweib herbeizuholen, so wird hier Iris abgesandt, um den Boreas und Zephyr durch die Zusicherung ansehnlicher Opfer herbeizurufen, damit sie das Feuer, welches Patroklos' Leiche verzehren soll, anfachen.

Man muß hier wiederum über die mangelnde Begründung des seltsamen Vorgangs staunen. Warum weigerte sich das Feuer, des Patroklos Leib zu verzehren? In der Edda bedarf es einer ausdrücklichen Begründung nicht; denn hier waren ja alle Elemente in Eid genommen worden, dem Leibe Baldurs nicht zu schaden, darum durften die Flammen nicht brennen, die Walzen nicht rollen, die Fluten ihn nicht aufnehmen. Darum wird auch ein außerweltliches, fühlloses Riesenweib, die wohl Loki selbst oder seine Großmutter war, herbeigeholt, das traurige Werk zu vollenden, und sie benimmt sich dann auch so fühllos und geht so roh mit dem Totenschiffe um, daß wenig fehlte und sie wäre zu einem Denkzettel von Thors Hammer gelangt.

Nun hat, wie schon oben (S. 431 ff.) erwähnt, Sophus Bugge in Christiania, einer der genauesten Kenner der nordischen Litteratur, in neuerer Zeit behauptet, die Baldursage sei neuerer Entstehung und im wesentlichen der Sage vom trojanischen Kriege, unter Einmischung von christlichen Elementen, entnommen. Er glaubt die Einwirkung der klassischen Dichtung besonders an der Fassung nachweisen zu können, die Saxo der alten

Göttersage gab, indem er die Götter zu zwei um Nanna werbende Nebenbuhler macht, von denen Hotherus, als Ahnherr der dänischen Dynastie, nicht nur als der begünstigte Liebhaber, sondern auch als der bei weitem trefflichere und tapferere geschildert wird, wie er auch in der dänischen Reimchronik fortlebte, während Balder als zudringlicher, schmachtender und feiger Liebhaber geschildert wird. Hother, von drei Waldgöttinnen beraten, weiß sich aus dem hohen Norden das Zauberschwert vom Waldgeist Mimring zu verschaffen, mit dem Balder allein zu verwunden ist, und nachdem das Kriegsglück lange zwischen ihnen geschwankt, erlegt er endlich den Gegner, dem Hel, seines nahen Besitzes froh, vorher erscheint. Der feierliche Scheiterhaufen wird hier auf Gelder, einen Genossen Balders, übertragen, von dem die Edda gar nichts weiß.

Zwei in ganz ähnlicher Weise einander entgegengesetzte Berichte haben wir nun auch vom trojanischen Kriege, nämlich außer dem homerischen einen nur in lateinischer Fassung erhaltenen von Dares Phrygius, einem angeblichen Augenzeugen, der vom trojanischen Standpunkte aus geschrieben ist und aus dem bei Homer feigen und schmachtenden Paris oder Alexandros einen großen Helden und die Hauptperson der Erzählung macht. Man betrachtet diese Schrift, die nur in schlechter lateinischer Übersetzung erhalten ist, gewöhnlich als Fälschung aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, die den Zweck gehabt haben soll, die Trojaner, von denen das römische Volk sich herleitete, als die edelste und tapferste der beiden Parteien darzustellen, obwohl in ihr des Äneas und der Abstammung des Cäsar von demselben gar nicht gedacht wird. Schon Älian (V. H. XI. 2), der ums Jahr 180 unserer Zeitrechnung schrieb, gedenkt der Ilias des Phrygier Dares, die vor der Ilias geschrieben und noch vorhanden sei. Fast alle Beurteiler stimmen darin überein, daß die Behauptungen von dem hohen Alter dieser Schrift auf plumper Fälschung beruhen; allein völlig entschieden ist die Frage nicht, ob nicht doch von altersher zwei Lesarten vorhanden waren; denn Gustav Körting ist in seiner Schrift „Diktys und Dares“ (Halle 1874) mit gewichtigen Gründen dafür eingetreten, daß diese Schriften, die wir nur in schlechten und lückenhaften lateinischen Übersetzungen besitzen, ursprünglich in griechischer Sprache abgefaßt waren.

Für unsere Untersuchung sind diese Schriften deshalb bedeutsam, weil die mittelalterliche Trojadichtung, vom Roman de Troie an, bis zu dem langen Gedicht des Konrad von Würzburg, dem bulgarischen Trojanerkrieg, und der isländischen Bearbeitung der Trojumannasaga aus dem dreizehnten Jahrhundert, durchaus auf dem Bericht des sogenannten Dares von Phry-

gien beruhen, und ebendemselben soll nach Bugge auch Saxo seiner Darstellung der Baldursage zu Grunde gelegt haben. Hother sei Paris, mit dessen Geburt, Jugenderlebnissen und Liebe zur Oenone die Schilderung anhebt, und ebenso wie Paris als Zitherspieler gerühmt wird, so sei Hother Harfenspieler, beide gewandte Kämpfer und Bogenschützen, bis dann endlich Paris den Achill ebenso erlegt, wie Hother den Baldur; des letzteren Gestalt sei aus Achill und Patroklos zusammengezogen (!) und er sei deshalb nicht mehr ein Bruder des Baldur, noch blind wie in der Eddadichtung. Aus der Oenone sei die Nanna, aus den drei Göttinnen, die den Paris um sein Urteil befragen, die drei Waldfrauen entstanden, welche den Hother mit Rat und That unterstützen. Ja selbst die Namen weiß Bugge aus der Trojasage herzuleiten.

Es ist wahr, daß jeder einzelne der Vergleiche, aus denen Bugge seine Hypothese aufbaut, seine Achillesferse hat; aber das Ganze wirkt unleugbar überraschend, und es liegt gar kein Grund vor, von vornherein zu bestreiten, daß des gelehrten Historikers Schilderung durch die Trojadichtung beeinflußt sein könne. Allein da wir gesehen haben, daß Bugges Hypothese von der Beeinflussung der Baldersage durch die Christuslegende völlig hinfällig ist, sofern sie schon Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung dem Herodot und dem alten Dichter der Peleïs, wahrscheinlich dem Hesiod, bekannt war, so müssen wir die Behauptungen etwas genauer prüfen. Wir müßten also nach der Buggeschen Aufstellung annehmen, daß die Darstellung der Baldursage in der Edda auf der griechischen Ilias und die entgegengesetzte Saxos auf der sog. phrygischen Ilias beruhe.

Ich will keinen Wert darauf legen, daß in den ums Jahr 1000 oder vorher entstandenen Eddaliedern der Baldurmythus den Mittelpunkt der gesamten Göttersage bildet, sondern nur auf die um Jahrhunderte weiter zurückreichenden verbürgten Spuren des Baldur- und Forsetikultus im Norden hinweisen, die doch nicht aus den damals im Norden ganz unbekannten homerischen Dichtungen oder aus der damals unlängst aufgetauchten phrygischen Ilias stammen können. Wir müssen daher der Sache tiefer auf den Grund gehen und uns überzeugen, daß auch seit alten Zeiten schon im Norden zwei ganz verschiedene Auffassungen des Dioskurenmythus, denn um diesen handelt es sich, wie oben (S. 429) nachgewiesen, vorhanden waren. Die eine Auffassung, die in der Atyssage (bei Herodot) und in der alten Peleïs wiederklingt, giebt einem Gotte die Schuld, der den Pfeil des nichts Böses beabsichtigenden Bruders falsch lenkte, und dies ist die von der Edda angenommene Auffassung, die weder in der griechischen, noch in der phrygischen Ilias eine Stütze findet.

Eine zweite Auffassung, die in unendlich zahlreichen deutschen, indischen, persischen und griechischen Sagen wiederkehrt, ist die von Saxo benutzte, nach welcher die beiden Brüder, Morgen- und Abendstern, um die Sonnenjungfrau streiten und diesen Streit entweder friedlich beilegen, wie Theseus und Peirithoos, welche die Helena entführt haben, oder indem einer den andern ermordet. Auch diese Form konnte weder aus der griechischen, noch aus der phrygischen Ilias entnommen werden, und brauchte es nicht; denn sie ist in zahlreichen nordischen Dichtungen, wie auch in der Siegfriedsage und in vielen Volksmärchen enthalten. Wir kommen also zu dem umgekehrten Schlusse wie Bugge, daß nicht die Baldursage aus der Achill-Patroklossage, sondern daß die Peleus-Patroklos- und Achillsdichtung der nordischen Odin-Baldur-Walisage entsprossen ist. Und damit stimmt das vor wenigen Seiten begründete Ergebnis, daß die hauptsächlichsten Vergleichspunkte zwischen Edda und Ilias, wie wir dies in diesem Buche schon so oft gesehen, in der Edda wohlentwickelt, in den griechischen Dichtungen zum Teil mißverstanden erscheinen, so hier das allgemeine Weinen um den schuldlos Gefallenen und das Begräbnis mit Hindernissen. Fast scheint es, als ob die verschiedene Auffassung der ja im Grunde einander naturgemäß ablösenden Verehrer der Sonnenbraut zwischen Dänen und Schweden ebenso althergebracht war, wie das Urteil über Paris bei Griechen und Phrygiern.

Die Einführung des Mistelgeschosses in den Baldurmythus, und damit den Anlaß, ihn zu einem Sommergott zu machen, halte ich für keltisch; doch mag diese Umgestaltung schon bei dem ersten Vordringen der Kelten in nordische Gegenden geschehen sein und somit über den Beginn unserer Zeitrechnung hinausreichen. Allerdings muß uns der Umstand vorsichtig machen, daß sich derselbe Zug auch in der persischen Heldensage findet. Um den durch Zoroaster unverwundbar gemachten Isfendiâr, den wir schon oben (S. 495) mit Baldur verglichen haben, töten zu können, trägt Simurgh, eine Art Vogel Rok, den Rustem in einer Nacht an das Meer von China zu einer Tamariske oder Tamarinde und heißt ihn, einen Zweig des Baumes abreißen, an diesen sei das Leben des Isfendiâr gebunden, wie das des Meleager an den Feuerbrand und das des Baldur an die Mistel. Der Zweig wird in Pfeile zerschnitten und mit einem derselben trifft Rustem am nächsten Kampftage Isfendiâr an seiner einzigen verwundbaren Stelle, ins Auge. Auch Rustem siegt nur durch das Bündnis mit höllischen Mächten, denen er damit verfällt. Da nun aber ursprünglich der sterbende Dioskur der Morgenstern war, der das Sonnenlicht heraufführt, so lag es nahe, ihn zu einem lichten Sommergott, den Abendstern, der die Nacht

verkündet, und ihn ablöst, zu einem mit den Mächten der Finsternis im Bunde stehenden Wintergott umzugestalten, dessen Zauberrute die Mistel, das Weihnachtsgewächs war, „des reifkalten Riesen dornige Rute, mit der er in Schlaf die Völker schlägt.“ Doch hinken alle solche Vergleiche, da das Verschwinden des einen und das Emporkommen des andern nicht mit dem Jahreszeitenwechsel zusammenfällt. In die persische Sage könnte — um das nebenher zu bemerken, — das Mistelgeschoß, ebenso wie mutmaßlich in die germanische, erst später durch die Kelten gebracht worden sein, welche der Mistel einen alten Kult widmeten und sich, wie wir S. 89 sahen, schon im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Kleinasien ansiedelten und Nachbarn der Perser wurden. Danach dürfte die bei Herodot und in der Peleus-Sage erhaltene Fassung der Brudermordsage als einer älteren vorkeltischen, germanischen entsprechend betrachtet werden. Für ganz verkehrt halte ich die von Uhland und anderen beliebte, unmittelbare Bezeichnung von Baldur auf die Blumenwelt, und der Nanna, der das Herz vor Gram sprang, auf die springende Knospe. Die Göttervorstellungen beschäftigen sich mit schaffenden Mächten, nicht aber mit den von diesen ans Licht gerufenen Dingen selbst. Auch Osiris, Dionysos und Atys-Adonis waren ursprünglich nicht Personifikationen der vergänglichen grünen Pflanzenwelt, sondern die ermordeten und wieder auflebenden, d. h. vorübergehend außer Thätigkeit gesetzten Urheber derselben.

Achtes Buch.

Die Grundlagen der Odyssee.

63. Zur Geschichte der Odyssee.

Das Gedicht von der Heimkehr des großen Dulders ist seit jeher der Gegenstand eifriger Deuter und Kritiker gewesen. Viel gewaltiger das Gemüt ergreifend, sofern es die Schicksale eines einzelnen Mannes schildert, durch mannigfachen Scenenwechsel und märchenhafte Ausschmückung den Sinn, besonders der empfänglichen Jugend gefangen nehmend, geriet es in Gefahr, als geographisches Handbuch betrachtet zu werden, welches das Wissen der Alten von der Welt- und Völkerkunde zusammenfaßte. Pedantische Schulmonarchen hatten die im Reiche der Phantasie vor sich gehenden Fahrten des Odysseus auf ihren Landkarten eingezeichnet und für jedes der romantischen Abenteuer eine bestimmte, wohlbekannte Örtlichkeit in Anspruch genommen. So wurden dann die Lotophagen an der Nordküste Libyens angesiedelt; denn da man weiter kein größeres Meer genauer kannte, mußte natürlich das Mittelmeer den Schauplatz der gesamten Abenteuer darstellen. An seinen Gestaden mußten alle die Landungsversuche und Schiffbrüche, auf seinen Inseln alle die freiwilligen und erzwungenen Aufenthalte des Helden festgesetzt werden, damit man ihnen mit dem Finger folgen und sie zeigen könnte. Es ist bekannt, daß die Abenteuer mit den Kyklopen, Lästrygonen und Sonnenrindern auf diese Weise nach Sizilien, Skylla und Charybdis an die Meerenge von Messina, die Sirenen auf die Sirenusen-Inseln bei

Capri, der Palast der Kirke auf das Vorgebirge von Circeo und der Besuch der Unterwelt an den Lago d'Averno bei Pozzuoli verlegt wurden. Nur bei der Insel der Kalypso, die weit im Westmeere gesucht wurde, wagte man sich nicht so bestimmt zu erklären, nahm dagegen keinen Anstand, die dicht an der Küste von Epiros gelegene Insel Kerkyra (Korfu) für Scheria, das Eiland der seligen Phäaken zu halten, obwohl Nausikaa (Od. VI. 205) doch deutlich genug sagt: „Wir Phäaken wohnen weit abwärts in der endlos wogenden Meerflut, ganz am End', und keiner der andern Menschen besucht uns."

Schon mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung wiesen verschiedene gelehrte Geographen und Himmelskundige, wie Eratosthenes von Alexandrien und Krates von Mallos darauf hin, daß man unmöglich die Erzählungen des Homer für eine Schilderung wirklich vollführter Irrfahrten und ausgestandener Seeabenteuer ansehen könne, da ja einerseits der Dichter äußerst mangelhafte geographische Kenntnisse verrate und andererseits ein Teil der geschilderten Abenteuer deutlich in den fernsten Westen und in hohe nordische Breiten verlegt würden, wohin niemals ein Grieche der homerischen Zeiten hingelangt oder verschlagen worden sei, so daß man wohl annehmen müsse, das Ganze sei ein anmutiges, aber den Leser selbst in die Irre führendes Spiel der Phantasie. Schon oben (S. 37) haben wir gesehen, wie Strabon, der sich an Gelehrsamkeit nicht mit Eratosthenes, dem man die erste Gradmessung verdankt, vergleichen läßt, des Homers Erdkunde zu rechtfertigen suchte, wie er Homers Kenntnis der hellen Nächte des nordischen Sommers auf Berichte der Kimmerier zurückführte, die zu des Dichters Ohren gekommen sein könnten, und es für keineswegs ausgeschlossen hält, daß Odysseus zwischen den Säulen des Herkules hindurch ins Westmeer gelangt sein könnte.

Im übrigen verteidigte er die zu seiner Zeit gangbaren Schulmeinungen von dem Mittelländischen Meer als Hauptschauplatz der odysseeischen Irrfahrten und Abenteuer, wobei sehr gewaltsame Auslegungen gebräuchlich waren, und lehnte nur einiges ab, z. B. den Versuch des Ephoros, den Eintritt des Odysseus in die Unterwelt nach Kumä bei Neapel zu verlegen, und die Worte des Dichters, daß dieser Eingang bei den im nächtlichen Dunkel wohnenden Kimmeriern gelegen habe, durch kimmerische Priester zu erklären, die hier den Dienst des Totenorakels versahen, in unterirdischen Höhlen wohnten und zu ihren religiösen Pflichten auch diejenige zählten, niemals der Sonne Licht zu schauen (V. 4). Diese bei den Haaren herbeigezogene Umdeutung der Dichterworte schien ihm denn doch gar zu erzwungen. Dagegen macht er einige

schwächliche Versuche, die Heimatsberechtigung der Sirenen in derselben Gegend und der Skylla am Vorgebirge Scylläum zu erweisen, worin er sich der Beweisführung des Polybios anschließt.

Diese Beweisführung war aber freilich auch eine etwas stark ungezwungen und freimütig mit den Worten des Dichters umspringende. Er meint nämlich, daß die Sirenen-Inseln im Busen von Neapel gelegen haben müßten, werde ja schon dadurch bewiesen, daß man die Stadt Neapel nach einer dieser Sirenen Parthenope, die daselbst begraben liege und deren Grabmal noch zu sehen sei, getauft habe, und was die Skylla betrifft, so könne man sich das von ihr Erzählte leicht durch die bei Messina häufigen Schwertfische erklären, die sehr gefräßige Tiere seien, mitunter die Schiffswand durchbohren, woraus dann Homer sein sechsköpfiges, um sich schnappendes Ungeheuer gebildet habe. Bei der Charybdis sei ein täglich zweimaliger Wechsel der Strömung durch Ebbe und Flut vorhanden, und wenn Homer sage, dreimal schlürfe sie ein und aus, so sei das entweder poetische Lizenz oder Schreibfehler. Auf den Scherz des Eratosthenes, daß sich die Insel des Äolos erst nachweisen lassen würde, wenn man den Mann gefunden, der dem Könige die Windschläuche zu nähen pflegte, erwiderte Polybios, es könne darunter ein seekundiger König Siziliens verstanden werden, der dem Odysseus gezeigt, wo die Ausfahrt in der durch Strudel und Brandungen gefährlichen Meerenge am besten zu bewerkstelligen sei, darum habe man ihn einen „Herrn der Winde“ genannt, und was dieser „natürlichen Erklärungen“ mehr waren (Strabon, I. 2).

Einige Deuter hatten auch schon damals behauptet, die Odyssee schildere eine Umschiffung Afrikas oder eine Fahrt nach Indien, wobei Odysseus zwischen den Säulen des Herkules hindurchgefahren sei, auf die sich die Schilderung der Planktae beziehe. Eratosthenes habe mit Unrecht behauptet, der Durchbruch des Mittelmeeres nach dem Atlantischen Ocean sei in den Tagen des trojanischen Krieges noch nicht erfolgt gewesen. Diese bereits von Strabon als alte Vermutung aufgestellte Erklärung hat in unseren Tagen der österreichische Gymnasial-Direktor Anton Krichenbauer seinem Buche: „Die Irrfahrt des Odysseus als Umschiffung Afrikas“ (Berlin 1877) zu Grunde gelegt, wobei er als Vorbild auf die von Herodot berichtete Umschiffung Afrikas, die unter König Necho von Ägypten (616—600) durch Phöniker vom Roten Meere aus bewerkstelligt worden sein soll, hinweist. Herodot zweifelte an der Wahrheit dieser Erzählung und fand es besonders unglaublich, daß sich den Schiffenden unterwegs der Lauf der Sonne umgekehrt haben sollte (IV. 42). Indessen ist gerade diese in jener

Zeit kaum als Erdichtung zu begreifende Angabe der beste Beweis dafür, daß die Phöniker damals einmal wirklich den Äquator überschritten haben müssen, worauf sich ihnen die Mittagssonne im Norden, statt wie bisher im Süden zeigte, womit Krichenbauer die Worte des Odysseus (X. 190) auf der Insel Aeäa erklären will:

Freunde, wir wissen ja nicht, wo Finsternis oder wo Licht ist,
Nicht, wo die leuchtende Sonne hinabsinkt unter den Erdrand,
Noch wo sie wieder sich hebt — — — —

Freilich ist diese Stelle auch ohne eine solche gewaltsame Erklärung leicht zu verstehen, und für das Verständnis der Fahrt-Abenteuer leistet die nördliche Halbkugel unvergleichlich mehr als jene angenommene Südfahrt, bei der die Phöniker durch die Säulen des Herkules zurückgekehrt sein sollen. Strabon neigte seiner Zeit entschieden der Ansicht zu, daß Odysseus bei den Säulen des Herkules hinaus in das ferne Westmeer gefahren sei; er glaubte, eine Menge seiner Abenteuer habe sich am spanischen Festlande oder auf den Inseln abgespielt, eine Stadt Odyssea und ein Heiligtum der Athene sollten davon Zeugnis ablegen, und im besondern wurde der Eingang in den Tartaros nach Tartessus in Spanien versetzt (III. 2). So wurde schon um den Beginn unserer Zeitrechnung die Fahrt des trojanischen Helden immer weiter in den fernen Westen verlegt, und dies geschah nicht etwa bloß deshalb, weil die Griechen und Römer, wie alle Völker der Welt den Eingang in das Totenreich und die Lage der Insel der Seligen nach dem Sonnenuntergangs-Lande verlegten, sondern weil die nach den westlichen Ländern gelangenden Römer den betreffenden Teilen der Odyssee sehr genau entsprechende Sagen dort heimisch fanden.

Schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hatten römische Soldaten oder Antiquare die Nachricht nach Rom gebracht, „daß Ulixes," wie Tacitus (Germania Kap. 3) erzählt, „auf jener langen und fabelhaften Irrfahrt in diesen (nordischen) Ocean verschlagen, auch nach Germaniens Ländern gekommen und daß Asciburgium am Ufer des Rheins von ihm erbaut und benannt sei. Ja, ein dem Ulixes geweiheter Altar mit hinzugefügtem Namen seines Vaters Laërtes wäre an jenem Orte ehemals gefunden worden, und noch jetzt ständen Denkmäler und einige Grabhügel mit griechischer Buchstabenschrift an der Grenze Germaniens und Rhätiens." Es sind mancherlei Versuche gemacht worden, diese Nachricht an bestimmte germanische Namen und Ortschaften zu knüpfen. Daß mit Asciburgium das Dorf Asburg bei Mörs gemeint sei, ist ziemlich wahrscheinlich; die weitere Anknüpfung aber dürfte sich darauf beschränken, daß die Römer hier und mit diesem Ort in Verbindung einheimische Sagen

vorfanden, in denen sie mit Erstaunen die griechische Odyssee wiedererkannten. Eine gleiche oder ähnliche Bewandtnis mag es auch mit der Nachricht des Solinus (XXII. 1) haben, es sei in Kaledonien ein Altar mit griechischer Inschrift gefunden worden, welche bezeuge, daß Odysseus auch an den schottischen Küsten gelandet sei.

Einen Teil der Odysseesagen fand man allerdings in den Keltenländern vorzugsweise und seit den ältesten Zeiten heimisch, nämlich die mit der Druidenlehre verbundenen von der Insel der Seligen, auf der ein Totenkönig über die Verstorbenen das Scepter führt, und von den Eingängen in die Unterwelt (vergl. S. 117—122). Noch im Mittelalter blieb die Westküste Frankreichs und Irland, dessen Nordprovinz Ulster man als Ulixis terra ausdeutete, das klassische Land für die Erzählungen von Eingängen zur Unterwelt, den Besuch von Hölle, Fegefeuer und Paradies durch den Eingang der St. Patrickshöhle und ähnliche bis zum Altertum zurück verfolgbare odysseeische Abenteuer. Darum verlegte schon gegen Ende des vierten Jahrhunderts Claudian in seinem Gedicht wider den Rufin (I. 123—128) die Totenbeschwörung des Odysseus nach den Küsten der Bretagne:

Fern an Galliens äußerstem Rand dehnt weit in des Weltmeers
Flut sich ein Erdraum hinaus, wo mit blutigem Opfergetränke,
Wie das Gerücht sagt, Ulyss' die schweigenden Schatten hervorrief.
Geister umschweben mit leisem Geräusch die Gegend; ein kläglich
Stöhnen ertönet umher, und wandelnder Totengestalten
Bleiche Bilder erblickt das Auge des Flurenbewohners.

Während so die Deutung der Odysseusländer und Inseln allmählich immer weiter nach Westen und Norden fortschritt, war zunächst die Entstehungsweise des Textes an sich kaum in nähere Untersuchung gezogen worden, bis F. A. Wolf 1795 in seiner Einleitung zum Homer (Prolegomena ad Homerum) die Ketzerei begann, zu behaupten, Ilias und Odyssee seien keine einheitlichen Dichtungen eines einzelnen Mannes, sondern Verschmelzungen einzelner Gesänge, die schon Jahrhunderte lang durch wandernde Sänger (Rhapsoden) umhergetragen worden seien, bevor sie zu den beiden Epen zusammengefügt wurden. Wir gehen nicht auf den ungeheuren Streit ein, den diese Ketzerei entfachte; denn im wesentlichen ist diese Ansicht heute die allgemein angenommene, wenn auch das Zeitalter der Entstehung dieser Epen, welches Wolf mit der Herrschaft des Peisistratos von Athen verschmolz, der 540 v. Chr. eine sorgfältige Revision veranlaßte, um mehrere Jahrhunderte hinaufgerückt werden mußte.

Diese Erkenntnis ist wichtiger für das Verständnis der Odyssee als

der Ilias, die, wenn man sie auch mit Lachmann deutlich aus einer Achilleïs herauswachsen sieht und die eingewebten älteren Götterfabeln erkennt, doch so sehr durch die Grundidee zusammengehalten wird, daß sie ganz wohl als das Werk eines auf alten Sagen und Gesängen fußenden einzelnen Dichters gelten dürfte, auch wenn hier und da einzelne bereits im Kampfe Gefallene wieder auftreten, menschliche Versehen, die genügend durch die alte Redensart, daß selbst der gute Homer manchmal im halben Schlaf gearbeitet zu haben scheine, erklärt werden könnten. Anders bei der Odyssee. Hier handelt es sich überhaupt nicht um ein einzelnes Ereignis, welches durch das Zusammenwirken vieler zu erreichen ist, sondern um eine Kette von Abenteuern und Schicksalen, die beliebig durch Einfügung neuer Glieder zu verlängern war und thatsächlich so viele Längen und Wiederholungen zeigt, daß man mit ziemlicher Sicherheit den ursprünglichen Faden und die Weiterspinnung desselben durch neue Einschiebsel erkennen kann.

Das Verdienst, diesen Knäuel entwirrt zu haben, gebührt in erster Linie Adolf Kirchhoff in Berlin, der zuerst 1859 sein Werk über die homerische Odyssee und ihre Entstehung veröffentlichte und dasselbe, mit späteren Arbeiten vermehrt, 1879 neu herausgab. Nach dieser Analyse verdankt die Odyssee ihre Gestalt, abgesehen von kleineren Einfügungen und Weglassungen, die auch noch später stattgefunden haben, im wesentlichen der Arbeit dreier Dichter und Bearbeiter, von denen der erste den Kern, der zweite eine Fortsetzung und der dritte eine Überarbeitung mit neuen Ergänzungen geliefert hat, die sich ebenso als jüngste Schicht über die zweite, wie diese über die erste Bearbeitung lagert. Wie man bei Gemälden die letzten Restaurationen und Übermalungen, die in der Regel keine Verbesserungen alter Meisterwerke darstellen, vorsichtig hinwegwischt, um das darunter liegende ursprüngliche Werk zu erkennen, so mußte auch hier verfahren werden, und dabei stellte sich folgendes heraus:

1. Die Grundschicht bildet ein Gedicht von der Heimkehr des Odysseus, welches zwar auf Grund älterer Volkssagen gearbeitet, doch ein einheitliches Ganzes darstellt, von dem Charakter der Nosten, die später allen namhaften Heerführern gewidmet wurden, welche von Troja in ihre Heimat zurückgekehrt sein sollen. Sie enthielt den Angriff der Kikonen und den Besuch bei den Lotosessern, von deren süßer Kost die Trennung so schwer fällt. Es folgte die Blendung des Kyklopen Polyphem, durch die sich Odysseus den Zorn des meerbeherrschenden Poseidon, dessen Vaters, zuzieht, der ihm nun eine schnelle Rückkehr zur Heimat versagt. Um zu erfahren, was er thun müsse, um nach Hause zu kommen, besucht er die

Unterwelt und befragt den Teiresias. Ein Schiffbruch beraubt ihn aller seiner Gefährten und wirft ihn auf die Insel Ogygia, ins Reich der schönen Verbergerin (Kalypso), die ihn sieben Jahre zurückhält, bis sie ihn auf Befehl des Zeus entsendet und ein neuer Schiffbruch ihn an die Küste der Phäaken wirft, die ihn auf ihren Wunderschiffen dann heimführen.

2. Die an poetischem Wert entschieden zurückstehende Fortsetzung oder zweite Bearbeitung, welche vor den Anfang der Olympiaden-Rechnung, d. h. vor das Jahr 776 v. Chr., zu setzen ist, fügte nach Kirchhoff alle diejenigen Schilderungen hinzu, welche die Geschehnisse bei und nach der Rückkehr des Odysseus auf Ithaka zum Gegenstande haben, nur daß hier Telemach, der Sohn des Odysseus, noch nicht die hervorragende Rolle spielt, die ihm die dritte Bearbeitung zuteilte. Auch die neuen Hinzufügungen beruhten aber vielfach auf bereits anderwärts und selbständig bearbeiteten Stoffen, die nur zu einer Art von Ergänzung herangezogen wurden.

3. Die Überarbeitung, welche dem Gedichte durch Erweiterung seines Umfanges um mehr als die Hälfte im wesentlichen die Gestalt gegeben hat, in der uns die Odyssee vorliegt, wird von Kirchhoff auf die Zeit um 660 angesetzt, nachweislich war sie 580 in der auf uns gekommenen Form und Ausdehnung vorhanden. Sie ergänzte (ebenfalls auf Grund vorhandener epischer Dichtungen) sowohl den Reisebericht, wie die Heimkehr-Erlebnisse, fügte den zweimaligen Besuch des Königs Äolos, den Landungsversuch bei den Lästrygonen, den zweimaligen Aufenthalt bei der Kirke, die Vorbeifahrt bei den Sireneninseln, der Skylla und Charybdis, und endlich den Frevel der Gefährten an den Rindern des Helios hinzu, durch den es erklärt wird, daß Odysseus von allen seinen Leuten allein errettet wird. Auch die Reise des Telemach, um Nachrichten über den Vater einzuziehen, ist erst bei dieser Bearbeitung hinzugekommen.

Obwohl also erst dieser dritten Bearbeitung der Reichtum der wechselnden Bilder und Scenerieen verdankt wird, durch welche die Odyssee ihre große Anziehungskraft auf jung und alt erlangt hat, so ist doch nicht zu leugnen, daß diese Abwechselung vielfach durch unkünstlerische Mittel, durch Verdoppelungen und Wiederholungen des schon Erzählten in wenig veränderter Form erzeugt wird. Man ersieht z. B. auf den ersten Blick, daß die Lästrygonensage nur ein Duplikat der Kyklopensage ist. Denn beide Male läuft Odysseus mit einer Flotte von zwölf Schiffen in einen wohlgeschützten Hafen ein, wobei jedesmal ein einzelnes Schiff von den übrigen getrennt wird. Beide Male werden Kundschafter ans Land gesetzt, die daselbst bergehohe Menschenfresser antreffen, welche einige von ihnen packen

und verzehren, den anderen, die auf ihre Schiffe fliehen, unmenschliche Lasten Gesteins nachwerfen. So verschieden der Ausgang, so ähnlich sind die Abenteuer in allen Einzelheiten.

In einem ähnlichen Verhältnis stehen die Kalypso- und Kirke-Episoden zu einander. Beide Male sucht eine Göttin, die auf einsamer Insel wohnt, den Odysseus zum Gemahle zu gewinnen. Kalypso versucht es vergeblich, ihn dermaßen zu bezaubern, daß er Ithakas vergesse, der Kirke gelingt das mittels eines Vergessenheitstrankes wirklich, so daß ihn nach Verlauf eines Jahres die Genossen an die Rückkehr nach der Heimat erinnern müssen. Beide Göttinnen werden singend und webend vorgeführt, und beide Male muß Hermes als Retter erscheinen. Jedesmal erfolgt auf der Weiterreise ein durch den Götterzorn hervorgerufener Schiffbruch, und um ihn herbeizuführen, sinkt Odysseus zweimal in tiefen Schlaf, das eine Mal, damit die Gefährten den Schlauch der Stürme öffnen können, das andere Mal, damit sie trotz der Warnung der Nymphe die Sonnenrinder töten. Auch die Art, wie Odysseus zweimal vom Schiffbruche gerettet wird, einmal aus der Charybdis und dann am Gestade von Scheria, ist nach derselben Schablone gearbeitet. Denn beide Male wird er von den Wellen des erregten Meeres gegen einen steilen Felsen geworfen und entgeht dem Verderben, indem er sich aus dem Wasser emporschwingt, sich oben festklammert und später wieder von der rückströmenden Flut hinunterspülen läßt. Selbst die Erkennung des Heimgekehrten und der Freierkampf ist doppelt vorhanden.

Durch diese Parallelstellen und einige andere Umstände ist dann Otto Seeck in seinem Werke über „die Quellen der Odyssee“ (Berlin 1887), wie vor ihm bereits Wilamowitz zu einer neuen Theorie geführt worden, die man als die Quellentheorie bezeichnet. Er nimmt nämlich an, daß die einzelnen Episoden schon vor ihrer Zusammenfügung in verschiedener epischer Gestaltung vorgelegen haben, so z. B. eine eigentliche Odyssee und eine Telemachie, und daß durch Verschmelzung derselben die Wiederholungen entstanden seien, sofern der Bearbeiter die ursprüngliche Identität der den Irrfahrer zurückhaltenden Nymphe und ähnliches nicht mehr erkannt hätte. In dem Umstande, daß in dem ersten Freierkampf die Athene gar nicht genannt wird, sieht Seeck die Bestätigung des schon von Müllenhoff (I. 30) hervorgehobenen Schlusses, daß die Episode des Bogenkampfes den Kern des gesamten Epos bilde, an den die späteren Bestandteile gleichsam herum krystallisierten, sofern immer neue, den Irrfahrer betreffende Lieder auftauchten, die man dem bequemen Rahmen einzufügen suchte.

Indessen kann man sagen, daß mehrere dieser Wiederholungen doch

einen ganz bestimmten Zweck erkennen lassen, so daß man eine dritte oder vierte Erklärung aufstellen kann, die man als Abrundungstheorie bezeichnen könnte. Durch das Einfügen neuer Episoden dürfte nämlich der ursprünglich einfachere Plan, welcher dem Aufenthalte bei der Kalypso sieben von den verfügbaren zehn Jahren bewilligen konnte, so gelitten haben, daß neue Begründungen an anderer Stelle nötig wurden. So scheint, wie schon Osterwald bemerkt hat, die Fahrt zu den Lästrygonen wesentlich nur den Zweck zu erfüllen, dem Odysseus das große Geschwader, mit dem er aus Troja kam, abzuschneiden, damit nur die Genossen des einen Schiffes übrig blieben, die zuletzt auch der während seines Schlafes erzürnten Gottheit zum Opfer fallen. So ist der Tod des Elpenor ein Notbehelf, um nochmals zur Kirke-Insel zurückzukehren und damit eine neue Folge der Abenteuer zu eröffnen. Die nach dem Freiermord wiederholte Verlegung der Handlung nach dem Reiche der Schatten ist, wie Seeck (S. 89) sehr gut nachgewiesen hat, die Antwort auf eine vielleicht in der Zeit der Blutrache dem Rhapsoden gestellte Frage, warum der Tod der Freier nicht von den Verwandten derselben gerächt worden sei?

Ein neuester Deutungsversuch von Dr. A. Breusing (Die Lösung des Trieren-Rätsels und die Irrfahrten des Odysseus. 1889) geht von der Grundidee aus, daß es der Dichter für möglich gehalten, vom Mittelmeer quer durch Afrika in den Atlantischen Ocean zu gelangen, und er hält demnach die Insel der Kirke für eine der kanarischen Inseln, Ogygia für Madeira, verlegt Skylla und Charybdis in die Straße von Gibraltar und Scheria nach Cadiz. Es muß indessen als eine ganz vergebliche Mühe erscheinen, den Irrfahrersagen noch in unseren Tagen einen bestimmten geographischen Hintergrund leihen zu wollen.

64. Der Naturkern der Odyssee.

Seit alten Zeiten hat es Forscher gegeben, welche in der Odyssee die Darstellung eines Naturvorganges im mythischen Gewande vermutet haben; aber man muß sagen, daß sie in der Deutung desselben lange Zeit hindurch wenig glücklich gewesen sind. So war der alte Zoëga der Meinung, daß es sich in der Odyssee um die Schilderung unterirdischer Verwüstungen, wie in der Ilias um das Gemälde einer Mondfinsternis handle.

Die Zeitbestimmungen der Odyssee, z. B. die Zurückkunft bei Neumond, die sieben Jahre (Monate) bei der Kirke, die dreihundertsechzig Schweine, von denen die Freier jeden Tag eins verzehrten (XIV. 20), die bereits Aristoteles auf die Tage des Mondjahres gedeutet hatte, und anderes ließen früh ahnen, daß ein astronomisches Element im Spiele sei, und so deutete Altenburg schon in seinem Schleusinger Programm von 1835 die Odyssee als eine Schilderung des Kreislaufs der Sonne nebst den Veränderungen, die dieser Kreislauf in der Zeit und in der Natur erzeugt, besonders mit Beziehung auf die Fruchtbarkeit der Erde, wobei die Deutung und Namenserklärung allerdings eine recht geistlose blieb (z. B. Odysseus als Sonne aus olos und leusso, „ich sehe alles") und der Zweck der Dichtung für ein didaktischer gehalten wurde, um den natürlichen Vorgang im Gewande des Mythos und der Symbolik vorzutragen.

Der Name an sich gab allerdings wenig Anhalt. Mochte man ihn nun Odysseus oder nach älterer Form Odyseus lesen und als den gegen die Freier Zürnenden oder vom Zorn der Götter Verfolgten erklären, so war das immer nur ein Charaktername, den charakterisierenden Personennamen der älteren Bühnenstücke entsprechend. Einen kühnen Schritt vorwärts that dann Osterwald in seinem „Hermes-Odyseus" (1853), in welchem er Penelopeia, die „Gewandwirkerin," sehr gut mit der germanischen Erdgöttin verglich, die alltäglich am grünen Gewande der Erde webt, aber allnächtlich im Winter das über Tag Gesponnene (durch Nachtfröste) wieder zerstören läßt, bis im Frühjahr der Sonnenheld (Siegfried) wiederkehrt und sie von den ungestümen Werbern des Winters, den Sturm- und Eishelden, befreit und erlöst. Leider endigte sein frischer Sturmlauf gegen die Rätselburg damit, daß er schließlich im Odysseus den Gott Hermes erkennen wollte, hauptsächlich weil Pan den spielenden Etymologen des Altertums bald als Sohn der Penelope und des Odysseus, bald als Sohn des Hermes galt, während er, wie wir wissen, mit beiden nichts gemein hat. Gleichwohl und trotz des Mißerfolges muß seine Untersuchung zu den bahnbrechenden gerechnet werden.

Weniger kann dies der Arbeit von Wilhelm Schwartz über die Sirenen (1863) nachgerühmt werden, der natürlich wie in der Ilias, der Argonautensage und in allem und jedem mythologischen Vorgange auch in der Odyssee Wolken-Abenteuer und Kämpfe eines Gewittergottes sieht. Ihm ist das weite Meer, auf dem Odysseus zehn Jahre lang umherirrt, das Wolkenmeer, die verschiedenen Inseln und Berge Wolkeninseln und Berge, z. B. die klaffenden Plankten. Der Sonnenriese Polyphem wird im Wolkenberge geblendet und wirft mit Wolkenfelsen, die Wolkenrinder

werden geschlachtet und wie die Wolkenblumen der Lotophagen verspeist, die bellende Skylla ist der Donner, die singenden Sirenen sind pfeifende Winde, ihre Umgebung von abgenagten Knochen und leeren Häuten wird auf Blitzknochen und Wolkenschläuche gedeutet und so weiter bis ins Unendliche!

Inzwischen war von mehr als einem Erforscher der deutschen Mythen auf die Ähnlichkeiten zwischen Odysseus und Odin einerseits und Orendel der deutschen Heldensage andererseits hingewiesen worden; schon Grimm erwähnt eines von ihm nicht namhaft gemachten Forschers (Mone), der die Identitätsformel Odin-Odysseus aufgestellt hatte, die ja sehr nahe liegt, da Frigga (Freyja) ebenso um den lange ausbleibenden Odin (Odur) trauert und von dessen Brüdern Vili und Ve umworben wird, wie Penelope von ihren Freiern, und G. von Hahn hatte schon in den „Mythologischen Parallelen“ (1859) auf die in seinen „Sagwissenschaftlichen Studien“ (1876 S. 390—422) ausführlicher nachgewiesenen Ähnlichkeiten der Odyssee mit mannigfachen nordischen Sagen, namentlich mit der Odin- und Odursage (im Edda-Liede von Fiölswidr) u. s. w. hingewiesen. Er erkannte deutlich, daß Odysseus die wandernde Sonne ist, die zu Mittwinter an ihren Ausgangspunkt zurückkehrt; wenig ergiebig scheinen mir aber seine Versuche, der Odyssee durch astronomische Rechnungen beizukommen und die Penelope auf den Mond zu deuten, der sein Kleid beständig neu webt und auflöst. Der Hinweis auf die Vereinigung der lange getrennten Ehegatten an einem Neumonde muß einem Irrlicht verglichen werden, welches die Forscher immer wieder in den Sumpf lockte. Denn so verführerisch es auch klingt, daß man zur Neumondzeit bemerkte, wie sich die Mondsichel der Sonne immer mehr näherte, um endlich in ihren Strahlen zu verschwinden, so ist es doch ganz unmythisch gedacht, beim Verschwinden von Sonne und Mond an eine Vereinigung derselben in dunkler Kammer zu denken, und dann kehrt ja diese Vereinigung jeden Monat wieder, und noch viel häufiger sehen sich Sonne und Mond am lichten Tageshimmel zur Zeit des zunehmenden Mondes.

Es ist seltsam, daß Otto Seeck in seinem obengenannten Buche (1887) fast eine neue Entdeckung gemacht zu haben glaubte, als er nicht ohne einen gewissen Schauder erkannte, daß die Odyssee sicherlich nichts anderes als die Schicksale eines alten, halbvergessenen Sonnengottes der Griechen erzähle, daß mithin Altenburg, Hahn und alle die bisher von den Philologen mit hochmütiger Nichtachtung behandelten Naturdeuter doch recht gehabt hätten. Und er folgte Hahn sogar darin, daß er in Penelope den Mond erkennen zu müssen glaubte.

„Der Held," sagt Seeck (S. 53 ff.), „welcher auf einer Insel des fernen Westmeers in den Armen der Verbergerin verschwindet und die Unterwelt durchschreiten muß, um von Osten (Thesprotien) her in sein Herrschaftsgebiet zurückkehren zu können, ist kein anderer als der Sonnengott. Seine Gattin, welche die einsamen Nächte fern von dem geliebten Manne trauernd durchwacht und ihr glänzendes Gespinnst immer wieder webt und zertrennt, ist der Mond mit seiner wechselnden Scheibe. Diese ursprüngliche Bedeutung des Odysseus-Mythus muß in der ältesten Form des Gedichtes natürlich am deutlichsten zur Geltung kommen, darum ist nur im «Bogenkampfe» der Held, nachdem er aufgehört hat, Apollon selbst zu sein, wenigstens noch der Schützling des Apollon; daher führt er nur hier die Waffe des Sonnengottes, und seine Vereinigung mit Penelope findet am Neumondstage statt (Od. XIX. 307), wo Sonne und Mond in Konjunktion treten. Hiermit hängt es auch zusammen, daß Odysseus im tiefsten Winter, gerade um die Zeit der winterlichen Sonnenwende, in sein Reich zurückkehrt, ein Motiv, was im «Bogenkampf» überall mit vollem Bewußtsein hervorgehoben wird, während es im «Speerkampf» nur leise und halb verstanden nachklingt."

Unter seinen Gründen für die Sonnen-Natur des Odysseus sind nur wenige neue und darunter solche, die schwer zu erweisen sein dürften. Seeck meint, daß Odysseus in griechischen Urzeiten als Sonnengott verehrt worden sei und daß er Heiligtümer als solcher gehabt habe, an die sich auch Vermutungen über gewisse örtliche Beziehungen der Sage anknüpfen ließen. Auf der im Altertum so gut wie unbekannten Insel Ithaka werde kaum ein Tempel des alten Sonnen-Odysseus gestanden haben, wohl aber auf dem gegenüberliegenden Festlande bei den Ätolern, welche den Sonnengott täglich auf dem nach Westen gelegenen Ithaka zur Ruhe gehen sahen und deshalb seine Heimat dorthin versetzen konnten und bei denen sich auch das bedeutendste Heiligtum des Odysseus befand. Der Mythus vom „Bogenkampf" sei also wahrscheinlich in Ätolien entstanden. Ganz ebenso wie Ithaka zur ätolisch-akarnanischen Küste, liegt die Insel Tenedos zur äolischen und sei wahrscheinlich aus demselben Grunde zur Heimatsinsel des Apoll gemacht worden (S. 273). Es wird aber sehr schwer nachzuweisen sein, daß es sich bei dem erwähnten Odysseus-Heiligtum bei den Ätolern wirklich um ein altes Sonnenheiligtum, nicht um ein bloßes Heroon handelte, wie es deren viele gab.

Die anderen Gründe Seecks, in Odysseus den wandernden Sonnengott zu sehen, haften nicht in griechischen, sondern in den über alle Welt verbreiteten Vorstellungen vom Sonnengotte. So z. B., daß er sich als der beste aller Bogenschützen ausweist, daß Apoll im „Bogenkampf" als sein Schutzgott erscheint, der ihm den Sohn schenkt, dessen Name Telemach gleichbedeutend ist mit dem Beinamen Ekaërgos (Ferntreffer), der dem Apoll zumeist beigelegt wird (Od. XIX. 86). Am Apollfeste findet die Bogen-

probe statt, und Apoll wird von beiden Parteien angerufen. Die Vorstellung der Sonne als eines rastlosen Wanderers ist ebenfalls allen Völkern gemein, so heißt Helios wie Odin oft der unermüdliche Wanderer, und die deutschen Wanderlieder knüpfen vielfach an die Sonne an („wie die Sonne wandert am himmlischen Zelt, so treibt es mich zu ziehen in die weite, weite Welt“). Daß bei der Wanderung um die Erde die Unterwelt besucht wird und dabei verschiedene Abenteuer und Liebschaften das lange Verweilen der Sonne in der Unterwelt während der Winternächte erklären müssen, ist ebenfalls ein kosmopolitischer Zug der Sonnensagen bei allen arischen Völkern; als die „herbergende“ und „verbergende“ Göttin gilt teils die Unterweltsgöttin (Kalypso), teils die Göttin der Abend- und Morgenröte, die auch in Indien und Deutschland als Zauberin gedacht war. Ebenso kommt die schnelle Rückfahrt auf Zauberschiffen in der deutschen, wie in griechischen Sonnensagen vor, und Seeck macht besonders darauf aufmerksam, daß Odysseus im fernen Westen in die Unterwelt einfährt und am Morgen von Osten her heimkehrt, also in der Unterwelt von Westen nach Osten gesteuert wurde. Daß er als Bettler unerkannt heimkehrt, werden wir als stehenden Zug unzähliger deutscher Sagen wiederkehren sehen, ebenso, daß er von den Gästen und Freiern seiner Gattin Unbill zu erleiden hat; seine Dienstbarkeit bei dem Sauhirten Eumäos entspricht der Dienstbarkeit des Apoll bei Admet und Laomedon, des Herakles bei Eurystheus und besonders derjenigen des Königs Orendel beim Fischer Eise. Weniger allgemein ist die Vorstellung der Odyssee, daß der Sonnenwanderer im Winter heimkehrt; im Norden fällt naturgemäß seine Gefangenschaft beim Eisriesen (Fischer Eise), sein Schmachten in den Armen der Unterweltsgöttin in den Winter, und die Rückkehr zur Erdgöttin erfolgt im Frühling und beginnt mit der Austreibung der frechen Werber, nach denen ja Odysseus der „Rächende,“ als Überwinder der Nacht- und Wintermächte, benannt erscheint. Als ein weitverbreiteter Zug darf ferner hingestellt werden, daß dieser wandernde Sonnengott als ein Kind des Meeres bezeichnet wird, aus dessen Schooß er sich dem Küstenbewohner allmorgendlich erhebt. Als der Vater des Odysseus wird in der Odyssee Laërtes genannt; aber diese Auffassung war noch in den Tagen des Äschylos und Sophokles keine endgültige; denn diese beiden Tragiker bezeichnen den Odysseus als Sohn des Sisyphos. Untersucht man den Sinn der Namen, so kommen freilich beide Namen auf denselben Begriff heraus; denn Laërtes bedeutet „Steinheber,“ Sisyphos „Steinwälzer,“ beides also Umschreibungen für Meereswelle. Die älteste Form der Odyssee soll den Poseidon noch nicht gekannt haben, der später als der große

Widersacher des Sonnensohnes erscheint, nachdem der Ursinn des Epos verloren gegangen war. Ganz ähnlich wie Odysseus ist der nordische Freyr ein Sohn des Meeresgottes Niördr, und wir werden auf den letzteren mehrere odysseeische Züge übertragen finden.

65. Die Orendelsage.

Sollte die Sage von Orentils Irrfahrten so alt bei uns sein, daß in „Orentil und Eigil von Trier jener Ulysses und Laërtes zu suchen wäre, den Tacitus (vergl. S. 525) an unseren Rhein setzt?“ so fragte schon vor einem halben Jahrhundert Jakob Grimm (S. 349) mit Hinweis auf die überraschenden Ähnlichkeiten der beiden Mythenkreise, und die Frage erschien um so berechtigter, als die Orendelsage sich als tief eingewurzelt in allen germanischen Ländern erwies und nebst anderen odysseeischen Liedern auch in der Edda und zwar als der Göttersage angehörig vorkommt. Die großen Ähnlichkeiten zwischen der Orendelsage und der Odyssee sind dann ferner von Simrock, Müllenhoff und anderen dargelegt worden; allein infolge einer von Uhland verschuldeten verkehrten Deutung hat man der merkwürdigen Übereinstimmung nicht die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet und sich bei der Meinung Müllenhoffs beruhigt, daß solche Naturmythen gänzlich unabhängig voneinander im Norden und Süden entstehen konnten, ohne daß man an eine Entlehnung denken dürfe. Immerhin muß es Müllenhoff dem philhellenischen Gebaren der meisten Philologen und selbst der meisten Germanisten gegenüber als ein bleibendes Verdienst angerechnet werden, daß er die Unabhängigkeit der deutschen Odyssee verteidigte. Daß sie eine Art von Grundform der griechischen Dichtung darstellt, ahnte er ebensowenig wie ein anderer.

Unter so bewandten Umständen ist es nicht zu verwundern, daß Hahn, der sonst den leisesten Anklängen der germanischen Sage an die griechische nachspürte, die von Grimm und Müllenhoff und so vielen anderen Forschern ersten Ranges betonte Ähnlichkeit bis auf geringe Anklänge ablehnte, so daß Seeck in seinem Werke über die „Quellen der Odyssee“ (1887) nicht mehr für nötig erachtete, zu erwähnen, daß gewisse germanische und skandinavische Sagen über einen lange von Hause abwesenden Irrfahrer vorhanden sind, die ein ursprünglicheres Aussehen

haben als die griechischen. Es wird unumgänglich sein, dem Leser einen Einblick in die gesamte Sachlage zu vermitteln, damit er unserer eben ausgesprochenen Meinung, Orendel sei das Urbild des Odysseus, mit seiner Kritik folgen könne.

Im zwölften Jahrhundert, mutmaßlich bei einer der ersten Ausstellungen des ungenähten heiligen Rockes von Trier, wie sie sich noch jetzt in gewissen Zwischenräumen wiederholen, dichtete ein rheinischer Spielmann ein schönes neues Lied vom Orendel, dem Sohne des Königs Eigel (Oygel), von dem die Straßburger Handschrift des deutschen Heldenbuches in der Vorrede sagt: „Kunig Erendelle von Triere (der die erwähnte Reliquie nach Trier gebracht haben sollte), der was der erste heilt, der je geborn wart.“ Sein Vater hatte ihm eine große Flotte ausgerüstet, damit er nach Jerusalem fahren sollte, nicht eigentlich um den h. Rock zu holen oder das h. Grab zu befreien, als vielmehr die Inhaberin des letzteren, die von Freiern stark bedrängte und anscheinend seiner Ankunft wartende Frau Breide (Brîde), die „schönst' ob allen Weiben“ heimzuführen. Nachdem die Seefahrer mit ihren zweiundsiebzig Kielen die Mosel und den Rhein hinabgefahren waren, kamen sie zuerst in das wetterische Meer und dann nach sechswöchentlicher weiterer Segelung — man denke auf der Fahrt nach Jerusalem! — in das wilde Kleber- oder Leber-Meer der germanischen Seesagen (S. 113), das Meer des Kronos (mare Cronium), welches noch heute in Irland muir chroinn genannt wird. Liber- oder Lebermeer hieß es nach seiner angeblich zähflüssigen Beschaffenheit, die von der Menge darin enthaltener Meerlebern oder -Lungen (Quallen) herrühren sollte, und darauf bezieht sich auch die schon bei Plinius vorkommende Bezeichnung Morimarusa (kymr. mor marw, totes Meer), die dann später Verwechselungen mit dem „Toten Meere“ Palästinas veranlaßte, während alle alten Quellen auf das Meer im Norden Britanniens gehen.

In diesem zähflüssigen Nordmeere wurde nun Orendel mit seinen Getreuen volle drei Jahre lang festgehalten, bis auf Fürbitte der h. Jungfrau Christus einen Sturmwind sandte:

> Der warf das pilgernde Gesind,
> Dieses wonnigliche Heer,
> Wieder aus dem Klebermeer.

Weitere odysseeische Abenteuer folgen, schließlich versinkt im Sturme die ganze Flotte aus zweiundsiebzig Kielen, Orendel allein vermag sich, an eine Planke geklammert, zu retten und wird darauf an das Ufer einer Insel geworfen. Er verbirgt sich drei Tage lang in einer selbstgegrabenen Grube im Dünensande, „damit ihn die Vögel nicht fressen,“ bis

ihn Meister Eise (Ise), „ein Fischer hehr und weise,“ dort findet und nach einer Begrüßung als Seeräuber und Dieb, die einigermaßen an das Harbardslied der Edda erinnert, als Fischerknecht in seine Dienste nimmt, ähnlich wie der griechische Irrfahrer von seinem Sauhirten Eumäos als Dienstknecht eingestellt wird. Orendel ist völlig entblößten Leibes und muß sich wie Odysseus vor Nausikaa mit einem Baumlaub bedecken, als die in Sammet und Seide prangende und in einem Palaste wohnende Frau des Fischers Eise auf den Zinnen erscheint.

Zum Beweise, daß er ein gelernter Fischerknecht sei, fängt darauf Orendel unter dem Beistande des h. Petrus ein ganzes Boot voll Fische, darunter einen Walfisch, der den ungenähten Rock Christi verschlungen hat, welchen Orendel herausschneidet, kauft und fortan als hieb- und stichfestes St. Georgenhemd auf dem Leibe trägt. Besagter grauer Rock war nämlich ehemals von einem Juden, der ihn vom König Herodes geschenkt erhalten hatte, zweiundsiebzig Meilen weit ins Meer hinausgeführt und dann, in einem steinernen Sarge verschlossen, an der tiefsten Stelle versenkt worden, damit er niemals wieder ans Tageslicht komme, weil das Blut Christi sich nicht von ihm abwaschen ließ. Er wuchs aber, wie Thors heiliger Hammer, langsam empor, bis ihn nach neun Jahren ein frommer Waller, Tragemund, am Ufer fand, aber wieder ins Meer warf, weil er ihn als Christi Rock erkannte, den kein Mensch wert sei zu tragen. So verschlang dann der Walfisch den Rock, aus dessen Magen ihn Orendel schnitt.

Der hier als Doppelgänger des Orendel eingeführte Tragemund ist eine sehr häufig wiederkehrende Gestalt der Spielmannsdichtung aus der Zeit der Kreuzzüge und dürfte auf die vielbewanderten Dragomane (Dolmetscher) zurückzuführen sein, denen viel Königreiche und Sprachen bekannt sein mochten. Wenn sich aber der Name gelegentlich in Trugmund und Wahrmund ändert, so wird eine Vergleichung mit dem in Worten und Thaten erfindungsreichen Odysseus nahegelegt, der den Schleier der Leukothea, welcher ihn aus dem Schiffbruch gerettet hatte, wieder ins Meer zurückwarf, wie Tragemund den Rock Christi. In einer Niederschrift vom Leben des h. Oswald, einer Spielmannsdichtung desselben Jahrhunderts, die mit dem Orendelliede vielfache Berührungspunkte darbietet, tritt Trugmund, der aber hier Warmund heißt, wie Orendel in die Dienste eines Fischer Eise, fängt ebenfalls den ganzen Kahn voll Fische und findet in dem Magen des einen derselben einen schmerzlich vermißten Ring.

Der in den grauen Rock gekleidete und von da ab Herr „grauer Rock“ betitelte König Orendel zieht nun, immer noch als Knecht des

Meisters Eise, an den Hof der von Freiern — den Tempelherren! — umworbenen und bedrängten Frau Breide, beweist seine Heldenkräfte, wird trotz seiner ärmlichen Kleidung, ähnlich wie Odysseus, als der längst erwartete König Orendel erkannt und als willkommener Freier begrüßt, obwohl er alles thut, um zunächst unerkannt zu bleiben. Er vermählt sich aber merkwürdigerweise nicht mit ihr, sondern legt ein heiliges Schwert zwischen sie, jener aus der Dioskurensage (S. 481) stammende Zug, der auch im Nibelungenliede und in der Dichtung vom h. Oswald, der ebenfalls ins h. Land zieht, um eine Braut zu gewinnen, die er nicht heiratet, ja auch in Spielmannsliedern vom König Rother und vom Herzog Ernst wiederkehrt, die alle deutlich nach derselben Schablone gearbeitet sind und abenteuerreiche Seefahrten auf dem Wege, eine schöne Frau zu Jerusalem oder Konstantinopel zu gewinnen, schildern.

Von allen diesen Spielmannsdichtungen ist vielleicht das Orendellied die langweiligste und darf überhaupt den einfältigsten Dichtungen zugezählt werden, welche die Kunst Gutenbergs jemals der Vergessenheit entrissen hat. Die ebenso unermüdlichen wie ermüdenden Wiederholungen derselben Wendungen und Redensarten, wie sie in erträglicherer Weise ja selbst in den homerischen Dichtungen vorkommen, wuchern hier derart über, daß das ganze Gedicht wohl zu Zweidritteln aus Wiederholungen besteht. Und doch ist uns in diesem einfältigem Liede ein gerade durch seine Einfältigkeit einziger Schatz erhalten. Denn sein Dichter, der wie ein Papagei einige hundert glücklich zu stande gebrachte Reimzeilen immerfort wiederholt, Rock auf Spott reimt und nur zwei Zahlwörter zwölf und zweiundsiebzig zu kennen scheint, überzeugt jeden Forscher, daß er nicht im stande gewesen wäre, irgend etwas Bedeutsames selber zu erfinden. Man könnte ja nun annehmen, daß jenes „deutsche Buch," aus welchem er seine Legende gezogen haben will, die Odyssee oder ein Auszug daraus gewesen wäre, und daß er diesen Stoff sehr geeignet gefunden habe, ein Kreuzzugslied daraus zu machen, da er ja schließlich nur die Penelope in die Frau Breide, „die schönst' von allen Weiben," und die Freier in Tempelherren und Sarazenen zu verwandeln brauchte, um nach dem Geschmacke jener Zeit Stoff zu unendlichen Einzel- und Massenkämpfen zu finden, an denen sich schließlich Frau Breide selbst beteiligt.

Aber glücklicherweise schauen aus dem dürftigen Gewande altgermanische Sagenstoffe deutlich genug hervor, um ohne Mühe erkennen zu lassen, daß, abgesehen von vereinzelten, möglicherweise eingedrungenen Zügen, nicht die griechische, sondern eine altgermanische Odyssee benützt wurde, um zu erzählen, wie der h. Rock nach Trier gekommen sei, woselbst nach der Vor-

rede des Heldenbuches König Orendel auch gestorben wäre und begraben läge, während ihn das Spielmannslied zu neuen Kämpfen wieder nach Jerusalem zurückkehren läßt. Man kann sogar vielleicht einzelne Zeitereignisse und Personen bestimmen, die sich in dem Liede spiegeln; denn wahrscheinlich ist bei Frau Bride, wie H. E. Meyer gezeigt hat, an die Markgräfin Sibylla von Montferrat, welche der Patriarch trotz des Widerstandes der Templer zur Königin von Jerusalem krönte und die an der Seite ihres Gemahles Guido von Lusignan das h. Grab verteidigte und 1190 in den Kämpfen vor Acres das Leben verlor, zu denken.

Von der zu Grunde liegenden germanischen Odyssee hat die Edda drei oder vier Bruchstücke erhalten, von denen das Lied von Fiölswidr die Rückkehr des lange entfernten und sehnsüchtig erwarteten Gatten, ein anderes die Totenbeschwörung und ein drittes die Irrfahrten des Wanderers im nordischen Meere an den Grenzen der Polarzone schildert. Es sind dies auch nur Bruchstücke einer älteren Göttersage, die in verschiedener Weise auf eine Sage von der Rückkehr eines lange von seiner Gattin abwesenden Gottes, der die bessere Jahreszeit mit sich bringt, hindeuten, aber eben diese doch noch deutlicher erkennen lassen als das Lied des Spielmanns. Dieser hat offenbar eine spätere Umdichtung zur Heldensage vor sich gehabt; denn Orendel gleicht bei ihm bereits stark dem Siegfried, der das Wunderschwert gewinnt, die Apfelstute aus Brunhilds Koppel einfängt und das Schwert ins Hochzeitsbette legt. Das wichtigste ältere Bruchstück findet sich in der jüngeren Edda und zwar in dem Abschnitt der Skalda, welcher von dem Kampfe Thors mit Hrungnir erzählt und dabei der Irrfahrten unseres Orendel, der hier Örvandil heißt, im Polarmeere gedenkt.

Thor, der menschenfreundliche Gott und Sonnenkämpfer, ist von einer seiner regelmäßigen, gegen die feindlichen Kälteriesen unternommenen Ostfahrten (vergl. S. 151 ff.) heimgekehrt; er hat diesmal dem Felsriesen Hrungnir den Garaus gemacht, aber freilich auch selber ein Stück Stein in den Schädel geschleudert bekommen, so daß er eine kluge Frau aufsuchen geht, von der er annimmt, daß sie ihn von dem eingedrungenen Splitter befreien könne. „Da kam," heißt es nun wörtlich weiter, „die Wala hinzu, die Groa hieß, die Frau Örvandil des Kecken; die sang ihre Zauberlieder über Thor, bis der Schleifstein lose ward. Als Thor dies merkte und Hoffnung schöpfte, des Steines ledig zu werden, wollte er der Groa die Heilung lohnen und sie froh machen. Da sagte er ihr die Zeitung, daß er von Norden her über die Elivagar (d. h. die Eis- und Gletscherströme des Polarlandes) gewatet sei und im Eisenkorbe auf seinem Rücken den Örvandil aus Jötunheim getragen habe. Und als Wahrzeichen gab er an, daß eine Zehe desselben aus dem Korbe herausgeguckt habe und erfroren sei; die habe Thor abgebrochen, hinauf an den Himmel geworfen und den Stern daraus gemacht, der «Örvandils Zehe» heißt. Noch fügte Thor hinzu, es werde nicht lange mehr anstehen, bis Örvandil heim-

komme. Darüber ward Groa so erfreut, daß sie ihrer Zauberlieder vergaß, und so ward der Schleifstein nicht loser und steckt noch in Thors Haupte."

Ludwig Uhland hat in seinem Buche über den „Mythus von Thor" (1836, S. 46 ff.) eine Deutung dieser Erzählung gegeben, die unverdienten Beifall bei den Mythologen gefunden hat und die Schuld daran trägt, daß viel vergeblicher Scharfsinn an die Örvandilsage verschwendet worden ist. Nach ihm bezeichnet nämlich Groa (der griechischen Chloë entsprechend) das Wachstum oder das Saatengrün, welches vergeblich bemüht sei, Thors Wunde zu heilen, d. h. die Steine des Feldes (!) zu bedecken. Örvandil bedeute nach dem Nordischen ör (Pfeil), den mit dem Pfeile Arbeitenden, d. h. den Fruchtkeim, der im Frühling aus der Erde herausmöchte, aber von der Kälte des Winters zurückgehalten wird. Ihn habe Thor vom Norden her aus Jötunheim, der Riesenwelt über Elivagar, die Eisströme im Korbe getragen, d. h. Thor habe das keimende Pflanzenleben den eisigen Winter über bewahrt; aber der kecke Örvandil hat eine Zehe hervorgestreckt und erfroren. Leider kennen wir das aus dieser Zehe erschaffene Sternbild nicht, welches Müllenhoff für ein solches hält, dessen Aufgang das Nahen des Frühlings, d. h. die Rückkehr der guten Jahreszeit, verkündige.

Diese seine Erklärung hat Uhland mit dem Eingange der Hamletsage gestützt, wie sie Saxo, offenbar denselben Mythus benutzend, erzählt. Hiernach übertrug König Rörik (Roderich) von Dänemark nach dem Tode Gerwendils dessen Söhnen Fengo und Horwendil die Statthalterschaft über Jütland. Horwendil wird bald einer der gewaltigsten Seehelden, so daß sein Ruhm die Eifersucht Kollers, des Königs von Norwegen, weckt, der heranzieht, um sich mit ihm in einem Holmgange auf einsamer Insel zu messen. Es wird verabredet, daß der Sieger den Besiegten ehrenvoll bestatten und den Hinterbliebenen mit zehn Pfund Goldes büßen solle. Koller fällt und Horwendil bestattet ihn prächtig und ehrenvoll. Er erhält nachmals Röriks Tochter Geruthe (bei Shakespeare Gertrud) zur Frau, besteigt an ihrer Seite den dänischen Thron, und ihr Sohn ist Amleth (Hamlet).

Hier läge nun der Naturmythus noch offenbar, Horwendil sei Örvandil und als Pfeilmann noch deutlicher gezeichnet, da sein Vater Gerwendil (nach ger, Speer) heiße. Koller von Norwegen, d. h. der kalte Nordhauch, sucht ihn an der Heimkehr zu hindern; allein Horwendil überwindet ihn, vereinigt sich mit Geruthe, deren Namen nur eine andere Form der Groa oder Grotha darstellt, und die Buße von zehn Pfund Goldes kann er mit goldenen Körnern zahlen. Ettmüller hat dann in seinem Werkchen über Orendel und Bride (1858) die Allegorie noch weiter durchgeführt. Ihm

ist aber Oygel der Fruchtkeim, Orendel die Ähre, sein Bruder Fengi, der ihn erschlägt, die Fruchtreife, Amleth der mühsam die Ernte Einsammelnde. Orendel strebt nach Osten, wie der junge Keim zum Lichte. Brîde ist die Sonne, wie die englische Brigitta (S. 340). Darum grabe sich Orendel in die Erde, damit ihn die Vögel nicht wegpicken u. s. w.

Es ist kaum zu glauben, welchen Nachhall der schiefste Vergleich findet, wenn er aus berühmter Feder stammt. Denn schief muß man wohl eine Deutung nennen, die unter dem Bilde eines weit über die Meere fahrenden Wanderers den Pflanzenkeim erkennen will, der manchmal, wie die Schwalben, zu früh auf die Erdoberfläche steigt und dann erfriert; aber auch Osterwald hat sich den Vergleich nicht entgehen lassen und den Gefährten des Odysseus, Elpenor, der aus dem Unterweltshause der Kirke auf das Dach steigt und da herunterpurzelt, auf den vom Lenzfrost getöteten Keim bezogen. An dem ganzen Uhlandschen Vergleiche ist nichts treffend, außer die Deutung der Groa und Geruthe, der Gattinnen des Örvandil und Horwendil, auf die ihr grünes Gewand webende Erde, die der griechischen Weberin (Penelope) genau entspricht. Daß Gerda, Jörd, Gertrud u. s. w. Erdgöttinnen sind, wußten wir ja längst. Wie steht es nun mit ihrem aus weiter Ferne heimkehrenden Gatten Örvandil?

Grimm und Mone haben die weite Verbreitung des althochdeutschen Namen Orentil, Orendil, Orandil aus fränkischen und bayrischen Urkunden vom achten bis zwölften Jahrhundert nachgewiesen und mit dem altnordischen Aurvandil, dem jüngeren Örvandil, dem italienischen Auriwandulus und Auriuuandalo, sowie dem ags. Earendel verglichen. Bei Eccard kommt ein bayrischer Graf Orendil vor, und ein Dorf im Hohenlohischen hieß früher Orendelsal, jetzt Orendensall (Grimm 348). Müllenhoff vergleicht (I. 34) das altn. Aurvandil dem Namen der Forelle (altn. aurridi, dän. örred, d. h. der Wasserreiter) und dem Beinamen Aurkonungr des Gottes Hönir, den er mit Wasser- oder Meereskönig übersetzt. Dasselbe lehre die Namensform Earendel, sofern ags. eár Meer bedeutet. Danach wäre Aurvandil der auf dem Meere hin und her schweifende, der seetüchtige, befahrene Mann, der Meerwandler, eine Deutung, die uns vollständig befriedigen könnte, wenn nicht Grimm und Müllenhoff uns noch bessere, wenn auch von dem letzteren verworfene Erklärungen an die Hand gegeben hätten.

Merkwürdigerweise nämlich ist im Angelsächsischen Earendel zu einem Nennwort geworden, womit das lateinische jubar, d. h. das strahlenwerfende Licht im allgemeinen, die Sonne und der Morgenstern im besondern übersetzt wurden. So finden wir die Worterklärungen jubar leoma vel earendil

(Earendil oder das strahlende Licht); iuuar leoma vel oerendil (Örendil, d. h. das strahlende Licht), und der angelsächsische Dichter Cynewulf ruft (Crist 104) Christus als den eárendel und das wahrhafte Sonnenlicht (sunnan leóma) an, welches alle Zeiten erleuchte. Danach dürfte unter Örvandil die wandernde Sonne und unter dem Sterne Örvandils tâ (Örvandils Zehe) der Morgenstern zu verstehen sein, welcher der Sonne vorauseilt und bei den Römern geradeso wie die Sonne selbst jubar genannt wurde, weil er Strahlen wirft wie sie. Dadurch würde sich auch die oben erwähnte Annäherung der Oswaldsage erklären, sofern der Name des englischen Heiligen slavische Stämme an ihren Sonnengott Auschwe, der auch Oswetitel (von osvieciel, der Erleuchter) hieß, erinnern könnte (vergl. S. 208 ff.). Denn der Oswald oder Oswol der Volkssage galt auch als Wetter- und Ernteheiliger, dem man ein Ährenbündel auf dem abgeernteten Felde stehen ließ oder vielmehr aufrichtete. In Tirol stellen sich nach Panzer die Schnitter im Kreise auf, knieen nieder und beten: „Heiliger Oswald, wir danken dir, daß wir uns nicht geschnitten haben.“

Noch weiter führen uns die Namen Groa oder Gerutha, die der Frau des Örvandil oder Horwendil in der Edda und bei Saxo beigelegt werden. Diese im wesentlichen identischen Namensformen kehren nämlich mit einer eigentümlichen Hartnäckigkeit in einer ganzen Gruppe von Parallelsagen wieder, die meist von Saxo berichtet werden. Eine Reihe von Helden: Gram, Hadding oder Halfdan werben um eine Fürstentochter, die von einem oder mehreren anderen Freiern meist riesischen Geschlechts umworben wird. Da der Vater, weil selber vom Riesengeschlecht, die letzteren begünstigt, muß sie ihnen mit Gewalt von dem nicht zum Riesen-, sondern zum Asengeschlecht gehörigen, begünstigten Liebhaber entrissen werden. Dabei fügt sich der odysseeische Zug ein, daß der begünstigte Freier auf Reisen oder Kriegszügen in der Ferne weilt und erst am Hochzeitstage erscheint, um die Braut zu befreien.

So hat König Gram das Jawort der Grô, Tochter das Königs Sigtrygg, muß aber ins Feld ziehen und erfährt dort, daß der wortbrüchige Vater sie einem anderen Manne verheiraten will. Eilig verläßt er das Heer und erscheint in unscheinbarer Kleidung beim Hochzeitsmahle, unerkannt unter den Mannen seinen Platz einnehmend. Nachdem aber die Gäste im Rausche, erhebt er sich, singt ein Lied auf seine Heldenthaten und die Unzuverlässigkeit der Frauen, tötet den Nebenbuhler und viele seiner Genossen, worauf er mit der Braut davonzieht. Genau dieselbe Sage erzählt Saxo von Halfdan (Haldanus), dem Sohne des Borkar, nur daß die Braut hier Gyuritha oder Guritha (in noch weiteren Parallelsagen Sygrutha oder

Syritha) heißt, und mit der einzigen Abweichung, daß die Braut ihn anfangs wegen einer Hasenscharte, die sein Antlitz entstellte, zurückgewiesen hatte, bis er die Spalte seiner Lippe durch große Thaten ausgefüllt hätte.

Aus den acht bis zehn Wiederholungen, in denen dieselbe Sage von der Königstochter Grô, Groa, Gerutha, Guritha, Gyuritha, Sygrutha oder Syritha, die von einem unerwünschten Freier befreit wird oder ihren wahren Gemahl erwartet, bei Saxo und in der Edda vorkommt, um dann in den Heimkehrsagen des Mittelalters, von denen unser letztes Kapitel handeln wird, einen noch weiteren Wiederhall zu finden, können wir mit Sicherheit auf einen alten nordischen Göttermythus von einer vielumworbenen Erdgöttin — denn auf eine solche deuten die Namen — schließen, deren rechtmäßiger Gatte oder Verlobter in der Ferne weilt. Da wir oben (S. 392) gesehen haben, daß fast allen nordischen Himmelsgöttern eine Erdgöttin gesellt war, und wissen, daß der Jahreszeitenkampf in der vordersten Reihe der nordischen Mythen steht, so ergiebt sich der Inhalt des Groamythus von selbst. Den Winterriesen, die beständig darauf aus sind, sich der Erdgöttin zu bemächtigen, gelingt dies, wenn der Sommergott im Winter in weite Fernen gezogen ist.

Schon die Druidenlehre beschäftigte sich mit dem abwechselnden Besitz der Erdjungfrau durch den Sommer- und Wintergott (S. 119), der in dem Bemühen des Zeus (Dionysos) und Aidoneus um Persephone einen schwachen Nachklang fand. Ging es zum Frühjahr, so erwartete die Erdgöttin sehnlichst den Sommergott, worauf dann der Wintergott in jenen über das ganze nördliche Europa und bis nach Rom (S. 341) verbreiteten Spielen von dannen getrieben wurde. Dieses abwechselnde Fortziehen und Wiederkehren ist nun fast allen nordischen Göttern eigen, was darauf hindeutet, daß sie ursprünglich nur zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Stämmen dieselbe Rolle des wohlthätigen Himmelsgottes gespielt haben, der von Zeit zu Zeit dem mächtigsten der nordischen Götter, dem Wintergott, weichen mußte. Wir finden dieses Fortziehen und Wiederkehren, um die umbuhlte Frau zu befreien, schon bei dem alten Zio oder Tyr, wenn wir nämlich die Schwanenrittersage auf ihn beziehen dürfen, wozu aller Anlaß vorliegt, da er ganz im besondern als Beschützer der verleumdeten Unschuld zur rechten Zeit aus dem fernen übermeerischen Land heimkehrt; wir erfahren aber ebenso, daß Odin sehnlichst von Frigga zurückerwartet wird, da seine Brüder Vili und Ve um ihre Hand buhlen und sein Reich teilen wollen, und ebenso dringend erwartet Freyja die Heimkehr Odurs und Sif diejenige Thors aus dem Riesenlande. Andere

Sagen (besonders des sinkenden Heidentums) heben hervor, daß Frigg inzwischen mit dem Wintergott Uller gebuhlt habe, und selbst dem Thor wird von Harbard und Loki die Untreue seiner Gattin während seiner langen Abwesenheit ins Ohr geraunt. Man suchte diesen Naturzug zu motivieren, indem man auch dem in die Ferne gezogenen Himmelsgott Vernachlässigung der ehelichen Treue und namentlich dem Odin ein Buhlen mit allerlei Riesentöchtern und Unterwelts-Göttinnen nachsagte.

Dieser Zug scheint aber erst in die Sage eingedrungen zu sein, nachdem der Himmelsgott das Amt der ehemaligen Sonnengöttin mit übernommen hatte, nachdem Odin und wahrscheinlich schon vor ihm Er und Thor-Irmin den Charakter des Sonnengottes mit ihrem Wesen verschmolzen hatten; denn daß der Sonnengott der eigentlich wandernde Gott und derjenige ist, mit dessen Näherkommen Frühling und Sommer, mit dessen Entweichen Herbst und Winter einkehren, war ein unausweichlich gewordener Schluß, nachdem die Sonnengöttin endgültig beseitigt war. Soweit scheint alles klar, und ich sehe mit Befriedigung, daß die neuesten Bearbeiter und Ausleger der Orendelsage, L. Beer, in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache" (1887) und E. Berger in seiner Orendel-Ausgabe (1888) zu wesentlich denselben Schlüssen gekommen sind wie ich selbst, lange bevor diese Arbeiten erschienen waren und mir bekannt wurden.

Hier ist nun wieder der lehrreiche Unterschied hervorzuheben, daß die Wandersage, die im Norden fast allen Göttern (Zio, Thor, Odin, Odur, Niördr u. s. w.) nach der Reihe beigelegt ward, im Süden nur auf den Sonnengott übergegangen ist, der von einem Halbjahr zum anderen nach Norden zieht und wieder nach dem Süden kommt (S. 182), während die anderen Götter nicht mehr wandern, daß sich andererseits das Jahreszeiten-Epos mit dem Streit um die Erdjungfrau ganz davon losgelöst und im Persephone-Mythus eine völlig andere Gestalt angenommen hat. Nur die Orionsage und Odyssee vereinigen noch beide Elemente der nordischen Sagen, und zwar in ähnlichen Formen wie sie auch im Norden in die Heldensage übergegangen waren. Schon als die Sage auf den Sonnengott übertragen worden war, fand sich Veranlassung, dieselbe mit allerlei Abenteuern zu verknüpfen, die nicht eigentlich dem jährlichen, sondern dem täglichen Sonnenwege (vergl. S. 213) angehören, namentlich mit den Morgenröten- und Unterweltsliebschaften, dann aber auch mit dem Mythus von dem schnellen Wachstum und dem Ersatz der alten Sonne durch die neue. Die oben erwähnten nordischen Sagen von Swipdagr, Örvandil, Gram, Hadding und den verschiedenen Halfdans lassen sich in zwei oder

drei Gruppen teilen, sofern dem Gram und Hadding Odin, dem Örvandil und den Halfdanen Thor als Helfer zur Seite stehen, während Swipdagr mit Odur oder Freyr zu vereinen ist. Dem Hadding steht Odin ebenso bei, daß er zur rechten Zeit heim kommt, wie dem Odysseus Hermes, und dem Örvandil und den Halfdanen Thor, was bei der besondern Behandlung der Heimkehrsagen noch deutlicher hervortreten wird. Die weiten und zum Teil finsteren Wege, die der Sonnengott wandeln mußte, sein der Voraussetzung nach nicht ganz freiwilliger Aufenthalt in den Reichen der Winterriesen und der Unterwelt gaben Anlaß zu den mancherlei episodischen Dichtungen, welche diese Gattung von mythologischen Erzählungen so abwechselungsreich und anziehend gestalteten. Und es wird uns nun obliegen zu zeigen, daß auch noch in der Odyssee diese Episoden nordische Ursprungszeugnisse aufweisen.

66. Fischer Eise, Satyawrata, Kronos.

Aus dem fadenscheinigen Gewande, in welches der rheinische Spielmann die nordische Natursage gekleidet hat, scheinen einige Züge so klar hervor, daß sie nicht verkannt oder übersehen werden konnten und von Müllenhoff trefflich dargelegt wurden. Vor allem die Episode, wie er in das nordische Meer gelangt, wie ihm alle Schiffe versinken und er nackt und bloß auf eine höchst einsame Insel gerät, auf der, wie ihre Beherrscher sagen, Zeit ihres Lebens (seit zweiundsiebzig Jahren) kein Fremder angekommen sei. Der Mann, in dessen fortdauernde Dienstbarkeit Orendel gerät, wird ein Fischer genannt; aber daß es sich hier um keinen gewöhnlichen Fischer handelt, ersehen wir aus dem Umstande, daß er in einem großen Palaste mit sieben Türmen wohnt, eine mit fürstlichem Gepränge auftretende Gattin besitzt und über viel Volk gebietet. Die Schilderung von dem Hofhalte des Gebieters dieser einsamen Insel spricht für sich selber:

Das Haus war so wonniglich:
Sieben Türme herrlich
Stunden vor der Burg fürwahr;
Sie geziemte Königen, das ist wahr.
Ihm dienten von der Feste
Achthundert Fischer aufs beste;

Die mußten leisten allzumal,
Was Meister Eise, der Fischer, befahl.
Des Fischers Frau darinnen
Stand hoch auf einer Zinnen
Mit sechs ihrer Frauen
In Sammt und Seide zu schauen.

Wir sehen uns daraufhin den weißbärtigen Alten, der mit dem Ruder in der Hand vor uns steht, noch einmal an und gewahren jetzt erst, was im Eingange der Bekanntschaft ungesagt geblieben, daß Meister Eise kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein „Weigand“ war, ein Riese, „zwei Spannen breit zwischen den Brauen.“ Er erscheint nämlich erst in seiner ganzen Größe, wie er vor Frau Breide tritt, um seinen Dienstknecht oder Vasallen, den König Orendel, zurückzufordern, wird dann zum Herzog ernannt, und niemals hören wir seinen Namen an unser Ohr klingen, ohne daß seine Weisheit und Erhabenheit gepriesen würde. „Da steckt was dahinter,“ mußten sich alle Sachkundigen sagen, und in Anbetracht des Umstandes, daß jenseits des Lebermeeres, in welches Orendel geraten war, der oceanus glaciatus oder caligans des Adam von Bremen, das „finstre Meer“ des Gudrunliedes und der Brandans-Legende und das Eismeer beginnt, wo am Ende des Himmels jenseits der Elivâgar, dem Hymir-Liede der Edda zufolge, der Eisriese Hymir wohnt, so zweifelte Müllenhoff (I. 36—37) nicht daran, daß der Riese Eise und der Eisriese, von welchem Thor den Örvandil heimführte, eine Person seien. Es ist der auf der einsamen Kronosinsel wohnende Beherrscher des nördlichen Eismeers, dessen Wohnung zwischen den hohen Eisbergen wohl einer turmreichen, mit weiten Hallen versehenen Burg verglichen werden konnte, und der trotz des reichen, in den Höhlen um ihn wohnenden Volkes täglich auf den Fischfang fuhr und daher auch nicht zu Hause war, als Thor im Frühjahr zu ihm kam, um den großen Braukessel von ihm zu holen (S. 155). Seine schöne allgüldne, weißbrauige Frau hatte ihn und seinen Begleiter freundlich aufgenommen, wie sie vorher den Örvandil aufgenommen hatte, den nun Thor aus der Gefangenschaft des Wintergottes befreite und heimführte. Wenigstens verlautet in der Edda von einer anderen Fahrt Thors über die Elivâgar ins Eismeer nichts. Wohl aber war die Sage, daß Ares, der alte Sonnengott, in die Gefangenschaft der Winterriesen gefallen war und befreit werden mußte, schon dem Homer bekannt (vergl. S. 221), und ebenso ward der in einen Käfig eingesperrte Loki von Thor zurückgeholt. Aus seiner Ankunft in dem kalten Lande des Eiskönigs erklären wir uns leichter die Sehnsucht des Orendel nach

dem wärmenden Rocke und die eilige Bitte des Odysseus um einen Mantel, sobald er beim Sauhirten Eumäos zur winterlichen Jahreszeit in Dienst tritt. Ein noch helleres Licht wirft auf diesen Punkt die Vergleichung mit einem indischen Märchen der Sammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir:

Der junge Brahmine Saktideva bemüht sich um die Aufsuchung der goldenen Stadt, durch deren Auffindung er die Hand der Königstochter erlangen soll. Da er nicht weiß, wo er diese Goldstadt suchen soll, hat er sich an einen Heiligen gewendet, der ihm mitteilt, der Fischerkönig Satyawrata, der auf der mitten im Meere liegenden Insel Utsthala wohnt, sei der einzige, der ihm den Weg dahin weisen könne. Er geht zu Schiffe, leidet bei einem fürchterlichen Unwetter Schiffbruch, wird von einem großen Fisch verschlungen und durch diesen an das Gestade der Insel des Fischerkönigs hingeführt. Die Leute desselben fangen den großen Fisch, bringen ihn ihrem Könige, und nun kommt Saktideva lebend heraus und erfährt zu seinem Erstaunen, daß er vor dem gesuchten Fischerkönige steht. Er erfährt in der That durch diesen, wie er nach der goldenen Stadt kommen kann, nämlich indem er den großen Meeresstrudel durchschifft, aus welchem er sich genau so wie Odysseus durch das Ergreifen der Zweige eines in den Strudel herabhängenden Feigenbaumes rettet, nur daß dem Odysseus die Kirke und dem Saktideva der Fischerkönig dieses Mittel anrät. Beide kommen schließlich nach der goldenen Stadt und finden die Gesuchte.

Wer an der Oberfläche bleibt, könnte hier annehmen, die Odyssee sei im Altertum nach Indien geraten und aus dem Morgenlande während der Kreuzzüge mit so vielen anderen Märchen nach Deutschland gekommen, um dann zu dem Spielmannsliede von König Orendel verarbeitet zu werden. Allein bei genauerer Betrachtung gewinnt die Sache ein ganz anderes Ansehen. Wir haben nun bereits früher (S. 124 und 156) die Kette verfolgt, welche diesen indischen Satyawrata durch den slavischen Wintergott Sitiwrat mit dem Kronos verbindet, der nach mehrtausendjähriger Überlieferung auf der einsamen Insel des Nordmeeres wohnt, nach welchem Orendel hingesegelt war, und der sich wieder dem hundsweisen Riesen Hymir und dem klugen Atlas verknüpft, welcher alle Wege und Tiefen der Meere kennt. Als Fischer (wie Hymir und Eise) charakterisierten die Slaven und Deutschen ihren Sitiwrat und Krodo, indem sie ihn mit dem Riesenfische abbildeten, und der indische Name der Fischerinsel Utsthala scheint obendrein an Atlas anzuklingen.

Vor allem auffallend ist aber der dem einsamen Meergreise in der indischen, griechischen und deutschen Sage gleichmäßig beigelegte Charakter der Weisheit und genauen Meereskunde. Dieser Auskunft erteilende Meergreis taucht in allen indogermanischen Sagen auf, wenn es gilt, einen unbekannten Weg zu finden, z. B. in der Heraklessage, wo er am nordi-

schen Eridanos wohnt und diesmal über seinen eigenen Aufenthalt Nachricht geben muß, nämlich über den Weg zum Atlasriesen; er fehlt bekanntlich auch der Odyssee nicht, nur daß er daselbst an eine unrechte Stelle geraten ist. Bekanntlich ist es dort (IV. 351—569) Menelaos, der den Meergreis Proteus befragt, wie er heimgelangen werde, und dann gleich die Auskunft erhält, daß er nicht sterben, sondern wie der Brahmine Saktideva nach der „goldenen Stadt“ des Rhadamanthys kommen solle. Hier ist nun besonders die List von Interesse, wie Menelaos auf den Rat der eigenen Tochter den Meergreis zum Reden bringt. Derselbe sei gewohnt, sich inmitten seiner Robbenheerden, die in Reihen auf dem Ufer der Insel lägen, schlafen zu legen, dieselben aber vorher genau zu überzählen. Menelaos müsse sich also mit einigen beherzten Gefährten in Robbenfelle einhüllen und in die Reihe legen, damit dann der Greis, sobald er sich inmitten seiner Heerde niedergelegt habe, von ihnen ergriffen und zum Wahrsagen gezwungen werden könne. Die Sage duftet nach den nordischen Ufern, wo die Robben in Scharen auf den Klippen liegen.

Unsere Aufmerksamkeit wird aber durch den ferneren Umstand gefesselt, daß Menelaos einer Robbenhaut, Saktideva einem großen Fische entsteigt, um den Meergreis und Fischerkönig zu befragen. Sollte das nicht in der alten Orendelsage ebenso gelautet haben und nicht der „graue Rock,“ sondern der „Herr Graurock,“ d. h. der Mann der Groa, vor Fischer Eise dem Walfisch entstiegen sein? Wir müssen so schließen, weil in dem Liede der graue Rock und der Mann als untrennbares Ganzes erscheinen, und weil auch Herakles, als er nach Troja zieht, um die Hesione zu befreien, dem Magen eines Walfisches entsteigt. Die Fischhaut ist dabei einfach ein Bild der Finsternis oder Dämmerung, in die sich der Sonnenheld über Nacht hüllt, wie die Sonnenjungfrau im Märchen in die Eselshaut. Wann mag die anscheinend hierher gehörige, aber nicht aus der klassischen Mythe erklärbare sächsische Darstellung des auf einem Riesenfisch stehenden Sitiwrat-Krodo zuerst bildlich fixiert worden sein? Ich besitze ein von Harrewyn (der am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Brüssel lebte) gestochenes Bild der nordischen Wochentags-Götter, auf welchem Seater (Saturn-Kronos) ganz wie S. 124 angegeben, dargestellt ist. Nun vermischt sich freilich mit der Sage von Meister Eise die andere von der Dienstbarkeit des Sonnengottes bei dem Eisriesen, dem er sogar dauernd verpflichtet erscheint, alljährlich einige Monate Vasallendienste zu leisten, so daß ein Loskauf nötig wird, und diejenige von der Frage nach dem nächsten Wege zur goldenen Stadt oder nach der Heimat.

67. Die Polyphemsage.

Bei keinem Abenteuer des Odysseus hat man früher einen Einblick in die Entstehungsweise des Gedichtes gethan, als bei demjenigen mit dem Kyklopen, welches sich seiner ganzen Eigenart nach gar zu deutlich als eine dem sonstigen Charakter des Dulders fremde Einschiebung verrät. Denn der sonst weise und vorsichtige Mann, der die frevelhafte Gesinnung des Riesen im voraus kannte, begiebt sich hier, wie Wilh. Grimm in seiner Arbeit über die Polyphemsage mit Recht tadelnd hervorhebt, trotz des Flehens seiner Genossen mutwillig in Gefahr, indem er die Heimkehr des Menschenfressers in seiner Höhle erwartet. Es erscheint in der That völlig thöricht, das Ungeheuer um ein Gastgeschenk anzusprechen (dessen man nicht bedurfte) und ihn an die Rache des Zeus zu erinnern, welcher die Verächter des Gastrechts bestrafe. Daher klingt es auch wie eine wohlverdiente Zurechtweisung, wenn ihm der Kyklop höhnend erwidert:

Thöricht bist du, o Fremdling, wenn nicht von ferne du herkamst,
Der du die Götter zu scheu'n mich ermahnst und die Rache der Götter!
Nichts ja gilt den Kyklopen der Donnerer Zeus Kronion,
Noch die seligen Götter; denn weit vortrefflicher sind wir!

Er verzehrt dann auch gleich zwei seiner Gefährten zur Nachtkost und verspricht dem Odysseus, der sich vorsorglich Utis (Niemand) nennt, zum Dank für seinen vortrefflichen Wein als Gastgeschenk, daß er ihn von allen seinen Gefährten zuletzt fressen wolle. Odysseus hätte nun den nach seinem Rausche in einen tiefen Schlaf gesunkenen Riesen mit seinem Schwerte durchbohren können; aber die Erwägung hält ihn ab, daß er dann mit seinen Gefährten in der Höhle gefangen sei, da sie den vor die Öffnung gestellten ungeheuren Felsblock nicht abzuwälzen vermöchten. Es wird nun ein Olivenstab zugespitzt, ins Feuer gesteckt und dem Ungeheuer das eine Auge ausgebrannt, welches auf seiner Stirn war. Wie dann dem Brüllenden die Nachbarn zu Hilfe eilen und ihn fragen, wer ihn quäle, und auf die Antwort: Utis (Niemand) davon eilen, das klingt vollends wie ein Volks- und Kindermärchen, ebenso die Entweichung der am wolligen Bauch der Widder angeklammerten Gefangenen, die der Kyklop, ihren Rücken betastend, aus der Öffnung gehen läßt. Für die Gefährten hatte er je drei Böcke zusammengebunden, damit sie sich besser gedeckt unter dem mittelsten anklammern könnten, er selbst muß sich, am Bauche

des stattlichen Leitbockes hängend, hinaustragen lassen und kann selbst dann noch seinen Fürwitz nicht verbeißen, er höhnt den Kyklopen noch vom Schiffe aus, indem er seinen wahren Namen sagt, so daß nunmehr, abgesehen von den Felsblöcken, die den Flüchtigen nachgeschleudert werden und die Schiffe bei einem Haar zum Untergang bringen, Polyphem seinen Vater Poseidon anflehen kann, ihn an Odysseus, der unklug sein Inkognito aufgegeben hat, zu rächen. Die Erregung von Poseidons Zorn war ja natürlich ein unentbehrlicher Zug für die ganze Anlage des Gedichtes.

Dieses durchaus unharmonisch zwischen die unverschuldeten Leiden des erhabenen Dulders eingeschobene Zwischenspiel hat man nach und nach als Volksmärchen — womit sein gesamter Charakter im Einklange steht, — bei einer großen Anzahl weit auseinander wohnender Völker angetroffen, zu denen sicherlich die homerische Odyssee niemals gedrungen war. Und, was noch wichtiger ist, diese Volksmärchen weichen häufig in nicht unwesentlichen Punkten von der homerischen Fassung ab und enthalten Abänderungen, die auf ein die Odyssee weit überragendes Alter hinausweisen, sofern bei ihnen der dem Märchen zu Grunde liegende Naturmythus viel deutlicher hindurchschaut als im neunten Gesange der Odyssee. Wir werden zunächst einige der wichtigsten dieser Seitenstücke in kurzem Auszuge vorführen und uns dabei an die akademische Abhandlung von Wilhelm Grimm „Die Sage von Polyphem“ (Berlin 1857) anschließen, aber zugleich dasjenige berücksichtigen, was vorher von Lauer und Osterwald (1853) gesammelt, aber von Grimm nicht berücksichtigt wurde.

1. Die am frühesten im Drucke erschienene Nebenform findet sich in der Geschichte der sieben weisen Meister (Historia septem sapientium), welche zwischen 1184—1212 von Johannes, einem Mönche der zum Bistum Nancy gehörigen Abtei Haute-Seille (Alta Silva), verfaßt und bald nachher unter dem täuschenden Namen «li romans de Dolopathos» durch einen gewissen Herbers in französische Verse übersetzt wurde. Man hatte nach diesem Titel gemeint, die Sammlung sei orientalischen Ursprungs; allein sie hat mit dem echten Dolopathos nur drei Geschichten gemein und andere, die (wie die Erzählung vom Schwanenritter und dem einäugigen Riesen) im Abendlande verbreiteter als im Morgenlande waren.

Hier wird nun erzählt, wie ein Räuber mit hundert Gesellen auszieht, um einen im wilden Walde wohnenden Riesen seiner Gold- und Silberschätze zu berauben. Sie haben auch bereits alles eingepackt, als der Riese mit neun Gefährten kommt und jeder zehn von den Räubern behält. Der Hauptmann mit neun Gefährten wird von dem Hauptriesen in seine Höhle gesperrt und einer nach dem andern verzehrt; der Hauptmann, als der dürrste, soll zuletzt an die Reihe kommen und muß einstweilen mitessen. In seiner Angst ersinnt er eine List und verspricht

dem Riesen, seine bösen Augen mit einem Pflaster zu heilen, welches er zu bereiten verstünde. Er gießt ein Faß Öl in einen großen Kessel, mengt Schwefel, Pech, Salz, Arsenik und andere schädliche Dinge hinein und gießt die siedende Masse dem Riesen über Augen, Hals und Leib, so daß derselbe fürchterlich verbrannt wird und das Augenlicht völlig verliert. Er brüllt und rast nun entsetzlich in der Höhle umher, so daß der Räuber ihm nur mit knapper Not entgeht und die Nacht am Hahnenbalken unter dem Dache hängend verbringt. Am Morgen läßt der Riese die Schafe zwischen seinen Beinen hindurch zum Ausgange gehen, und der Räuber versucht dasselbe auf allen vieren kriechend, nachdem er ein im Winkel gefundenes Widderfell umgenommen, so daß die Hörner gerade auf seinem Kopfe zu stehen kamen. Der Riese betastet jeden Widder, um sich den fettesten zur Mahlzeit zurückzubehalten, und sagt, wie der Räuber kommt: „Du bist feist, du sollst heute meinen Bauch füllen.“ Da macht derselbe einen großen Satz in die Höhle zurück; aber immer wieder fällt die Wahl des Riesen auf ihn, und erst nach sieben Sprüngen läßt ihn der Riese ärgerlich laufen und sagt, die Wölfe sollten ihn fressen. Draußen angekommen, kann er sich doch nicht enthalten, den blinden Riesen zu höhnen. Dieser sagt darauf, ein so kluger und geschickter Mann solle nicht unbeschenkt von ihm gehen, und wirft ihm einen kostbaren Ring nach. Der Räuber, der nicht ahnt, daß eine List dahinterstecken und ein Zauber in dem Ringe verborgen sein könne, steckt ihn an den Finger und muß nun immerwährend rufen: „Hier bin ich!“ so daß ihn der Riese trotz seiner Blindheit, und obwohl er jeden Augenblick gegen einen Baumstamm läuft, doch bald mit seinen langen Beinen einholt. Endlich in der höchsten Gefahr merkt jener den Zauber in dem Ringe, kann ihn aber nicht von dem Finger losbringen. Es bleibt ihm nichts übrig, als sich den ganzen Finger abzubeißen; sofort hört das Rufen auf, und er kann noch glücklich entwischen. Sehr ähnliche Formen dieses Märchens finden sich in altdeutschen Bearbeitungen bei Stricker und Konrad von Würzburg, nur, daß hier zwölf Männer bei der Frau des Riesen einkehren, die sie retten möchte und ihnen rät, unters Dach zu steigen, damit der Menschenfresser sie nicht finde. Er holt sich aber einen nach dem andern und sagt, wie der zwölfte sich wehren will: „Als ihr noch zwölf waret, hättet ihr euch wehren sollen, jetzt ist's zu spät.“ Eine ähnliche Sage fand Pröhle im Harz; doch hier sind es sieben Unglücksgefährten, und die letzten retten sich, indem sie dem Riesen das käsenapfgroße Stirnauge ausbrennen.

2. Zwischen dieser Sagform und der homerischen halten esthnische, litauische und lappländische Sagen fast die Mitte. Ein Riegenkerl (so heißt bei den Esthen der Ernte- und Hofaufseher) sitzt und gießt Bleiknöpfe. Der Teufel kommt hinzu und fragt neugierig, was er da mache. „Ich gieße Augen.“ „„Augen? Vielleicht kannst du mir auch neue gießen?““ „Gewiß! Willst du große oder kleine?“ „„Recht große.““ Nun macht der Riegenkerl die Bedingung, daß der Teufel sich auf eine Bank legen und festbinden lasse, damit er recht still halte, setzt dann eine Menge Blei zum Schmelzen auf, und dabei fragt ihn der Teufel, wie er eigentlich heiße. „Issi (Selbst) ist mein Name. — Jetzt gieße ich,“ sagt der Schlaue, und der Teufel sperrt die Augen weit auf, läuft dann aber, vor Schmerz brüllend, mit der auf den Rücken gebundenen Bank ins Feld, wo die Schnitter ihn fragen, wer ihm das gethan habe. Der Teufel antwortete: „Issi teggi (Selbst that's).“ Da lachten die Bauern und sagten: „Selbst gethan, selbst habe.“ Diese Geschichte scheint nach ihrer weiten Verbreitung sehr alt zu sein, obwohl sie natürlich ursprünglich nicht vom

christlichen Teufel erzählt wurde, der noch heute bei den Litauern Aklatis, d. h. der Geblendete, genannt wird. Schon die Lappen erzählen (wie erst in neuerer Zeit bekannt wurde) dieselbe Geschichte von einem Riesen Stallo, zu dem ein kleiner, durchtriebener Bursche, Askovis, — man beachte die Namensähnlichkeit mit Auskut und Asklepios (S. 208) — kam und von ihm gefangen gehalten wurde. Da sinnt nun Askovis auf eine List, wie er aus der Gewalt des Riesen kommen solle, und fängt an von den vielen Dingen zu phantasieren, die er jenseits der Wolken sähe. Der Riese fragt ihn, wo er seine scharfen Augen her habe, und der Kleine sagt, er habe sich Blei hineingießen lassen, davon würde man für einige Tage völlig blind; aber dann kehre das Augenlicht mit wunderbarer Schärfe wieder. Der Riese läßt die Kunst an sich vornehmen, faßt dann aber Argwohn und läßt, damit Askovis dem Geblendeten nicht entwische, die Hammel zwischen seinen Beinen hinauswandeln. Askovis schlachtet schnell einen Hammel, hüllt sich in die Haut und kommt so glücklich ins Freie, den Riesen höhnend.

Die List des Angreifers, sich Issi (Selbst) zu nennen, welcher Name ohne Zweifel dem Utis (Niemand) des Homer vorzuziehen ist, hat dem Volke seit alten Zeiten außerordentlich gefallen; denn in einem Vorarlberger Märchen, welches sonst nichts mit der Polyphemsage zu thun hat, nennt sich ein Holzhauer, der einen Waldgeist betrügen will, ebenfalls Ipse (Selbst), und in einem von Kuhn mitgeteilten Schifferscherz, der bei Deetz an der Havel zwischen Potsdam und Brandenburg spielt, fragt ein Wassernix einen Fischer, der sich Fische in seiner Pfanne briet, wie er heiße. „Wo ik heten do?“ sagt der Schiffer, „ik het Selberjedan (Selbergethan), wenn det weten wist.“ „„Na Selberjedan,““ sagt der Wassernix und konnte knapp reden, weil er den ganzen Mund voll Padden (Frösche) hatte, „„Selberjedan, ik bedrippe di.““ „Ja, dat saste mal don,“ sagt der Schiffer, „den nem ick en stak und schla di damit ar de rügge, datte janz krum un schef waren sast.“ Aber der Wassernix kehrte sich daran nicht, sagte bloß noch mal: „„ik bedrippe di,““ und ehe sich mein Schiffer das versehen that, spuckte er ihm alle Frösche in die Pfanne. Da kriegte der Schiffer seinen Staken (Stange) her und schlug auf den Wassernix ganz barbarisch los, daß er gottsjämmerlich zu schreien anfing und alle die Wassernixe zusammenkamen und ihn fragten, wer ihm denn was gethan hätte. Da schrie der Wassernix: „„Selberjedan!““ und als die anderen Wassernixe das hörten, sagten sie: „Hast dut selber jedan, so is de nich to helpene,“ und gingen wieder ab, der Geschlagene aber sprang in die Havel und hat keinen Schiffer wieder bespritzt. Sollten diese Geschichten im Altertum so bekannt gewesen sein, daß davon die Issedonen (Selberthuer) ihren Necknamen erhielten? Unerhört wäre ein solcher Vorgang nicht. Ich möchte daher glauben, daß auch in der griechischen Sage Odysseus sich ursprünglich Autos (Selbst) genannt hat und daß daraus erst Utis (Niemand)

entstanden ist. Ebenso bedeutet die griechische Sage von dem Anklammern an der Wolle des lebenden Schafbocks eine entschiedene Verschlechterung der nordischen Sage von der Umhüllung mit dem Widderfell.

3. Eine dritte, wieder andere altertümliche Züge der Sage bewahrende Form hat der Prälat von Diez in seiner Schrift: „Der neuentdeckte oghuzische Cyklop verglichen mit dem homerischen" 1815 aus einer Handschrift herausgegeben. Sie stammt in ihrer gegenwärtigen Form aus einem wahrscheinlich im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert verfaßten Sagenbuche der Oghuzier, eines tatarisch-türkischen Stammes, und erzählt, wie ein Hirte bei einer Quelle mehrere Schwanenjungfrauen gelagert fand, die sich bei seiner Annäherung schnell Flügel anbanden und aufflogen. Er warf einen Mantel auf sie, ergriff eins der Mädchen und that ihm Gewalt an. Es schenkt unter seltsamen Umständen einem Knaben das Leben, der nur ein einzelnes Auge auf der Stirn hatte und danach den Namen Depé Ghöz (Scheitelauge) erhielt. Als das Mädchen nachher fortflog, sagte es: „Hirte, du hast das Verderben über die Oghuzier gebracht." Und so geschah es auch; denn Depé Ghöz ward bald der Schrecken seiner Umgebung. Als eine Amme ihm die Brust reichte, nimmt er ihr mit dem ersten Zuge die Milch, mit dem zweiten das Blut, mit dem dritten das Leben, und muß anders ernährt werden; den Gespielen frißt er Nasen und Ohren ab, so daß er endlich in die Wildnis gejagt wird. Vorher jedoch erscheint seine Mutter, steckt ihm einen Ring an den Finger und spricht: „Sohn, an dir soll kein Pfeil haften, und deinen Leib soll kein Säbel schneiden." Demnächst wird Depé Ghöz ein fürchterlicher Straßenräuber und Menschenfresser, dem die Oghuzier, nach vergeblichen Bemühungen ihn zu besiegen und zu töten, täglich zwei Menschen und fünfhundert Schafe zum Unterhalt liefern müssen, sowie zwei Diener, die ihm das Essen zubereiten. Endlich entschloß sich Bissat, der Sohn des Chan Aruz, der sich in seiner Jugend von Löwen genährt hatte, dem Elend seines Volkes abzuhelfen und dem Riesen, der bereits einen seiner Brüder gefressen hatte, zu Leibe zu gehen. Er kam zu dem Felsen, worin Depé Ghöz wohnte und sich gerade vor der Thür sonnte, und schoß einen Pfeil auf ihn ab. Aber der Pfeil zerbricht und ebenso prallt ein zweiter von der Brust des Riesen ab, und derselbe sagt zu seinen Dienern: „Eine Fliege plagt mich." Wie aber Bissat einen dritten Pfeil absendet, dessen Trümmer dem Riesen vor die Füße fallen, ergreift er den kleinen Angreifer, sperrt ihn in seinen Stiefel und sagt, er wolle ihn zum Abendessen am Spieße gebraten haben. Bissat hat ein Messer bei sich, schlitzt damit die Ochsenhaut des Stiefels auf, tritt hervor und fragt die Diener, wie er den Riesen töten könne. „Wir wissen es nicht," antworten diese, „er hat an keiner Stelle seines Leibes Fleisch, außer an den Augen. Bissat geht zu dem Haupt des Schlafenden und sieht, daß das Auge von Fleisch ist. Er heißt die Diener das Schlachtmesser in das Feuer legen und stößt es dann glühend in das Auge des Ungeheuers, welches brüllt, daß Berge und Felsen wiederhallen. Bissat springt dann unter die Schafe, und wie er sieht, daß Depé Ghöz die Schafe zwischen seinen Beinen herausläßt, damit er ihm nicht entwischen könne, schlachtet er rasch einen Widder und sucht in dessen Haut zu entkommen. Aber der Riese erkennt ihn und will ihn an die Wand schlagen, behält aber das Fell in der Hand, während Bissat entkommt. Auch hier reicht ihm der Riese mit schönen Worten seinen Ring, der ihn hieb- und schußfest machen werde; aber der Ring fällt Bissat vom Finger, und seine eigentliche Wir-

kung scheint hier vergessen. Nach mancherlei für uns weniger wichtigen Abenteuern (darunter auch die Frage nach dem Namen) schlägt ihm Bissat mit seinem eigenen Zauberschwerte das Haupt ab.

Diese Erzählung ist sehr wichtig, da sie eine Verbindung herstellt: 1. mit der Orendelsage, 2. mit der Thorsage, 3. mit dem Däumlingsmärchen und 4. mit der litauischen Aukßtissage, d. h. also allem Anscheine nach aus nordischen Sagen entstanden ist. Zunächst mögen kurze Andeutungen genügen. Orendels Vater Oygel hatte am Wolfssee eine Schwanjungfrau überrascht, die ihm den deutschen Odysseus, Orendel, gebar. 2. Thor muß sich in der Edda wiederholt vorwerfen lassen, daß er einst im Handschuhdaumen des Riesen Skrymir genächtigt, und wie er es versuchte, den Schlafenden mit seinem Hammer zu erschlagen, sagt derselbe zum erstenmal, es sei ihm wohl ein Eichenblatt auf die Stirn gefallen, beim zweiten noch stärkeren Schlage, es scheine eine Eichel herabgefallen zu sein, und beim dritten mit aller Kraft geführten Hiebe vermutet er, ein Vogel habe etwas fallen lassen (Gylfaginning Kap. 45). Noch deutlicher knüpft das Harbardslied an die Däumlingssage (vergl. S. 283) an, indem es dem Thor vorwirft:

Thor hat Macht genug, aber nicht Mut.
Aus feiger Furcht fuhrst du in den Handschuh.
Nicht wagtest du nur, so warst du in Not,
Zu niesen, noch zu f — — —, daß es Fialar hörte.

Wenn daher Diez meinte, die oghuzische Polyphemsage habe so viele ursprüngliche Züge, daß man annehmen müsse, Homer habe die Sage von Depé Ghöz auf seinen Reisen in Asien vernommen, oder es hätten gar Oghuzier am Zuge nach Troja teilgenommen (!), so hatte er darin recht, daß er meinte, das Original sei nicht im Süden, sondern im Norden der alten Welt zu suchen, und wir werden dies ganz deutlich durch die genauere Betrachtung der Däumlingssage erkennen, zunächst aber einige weitere Formen der Polyphem-Mythe betrachten:

4. In den „Reisen Sindbad des Seefahrers,“ die uns aus „Tausend und eine Nacht“ bekannt sind, aber, wie Langles meint, auf eine altpersische Quelle zurückgehen, wird in der dritten Reise erzählt, wie Sindbad mit seinen Gefährten auf einsamer Insel in ein Riesenschloß kommt, dessen Küchenreste und mächtige eiserne Bratspieße ihnen bald verraten, daß sie in das Haus eines Menschenfressers geraten sind. Die Sonne will eben untergehen, als plötzlich die Erde erzittert und durch das Thor ein schwarzer Mann eintritt, groß wie ein Palmbaum, dessen Augen wie brennende Kohlen leuchten. Seine Hundszähne sind großen Spießen ähnlich, sein Mund ist breiter als das Maul eines Kamels, seine Ohren hängen wie Elefantenohren auf den Schultern, seine Nägel gleichen den Klauen der Tiere. Der

Schrecken der Seefahrer, die schon bei seinem Anblick wie tot auf einen Haufen gestürzt sind, erreicht seinen Gipfel, als er einen nach dem andern aufhebt, sein Fleisch prüft und den Schiffskapitän, den fettesten von ihnen, packt und auf den Spieß steckt, um ihn zu braten. Am nächsten Tage, nachdem er noch einen der Gefährten verzehrt hat, machen sie die Bratspieße glühend und stoßen sie dem Schlafenden in die Augen. Dann fliehen sie auf ihr inzwischen gebautes Floß, während der Riese mit seinen Gefährten am Ufer erscheint und ihnen gewaltige Felsstücke nachschleudert. Man würde an eine einfache Entlehnung aus der Odyssee glauben, wenn nicht die Schilderung des Riesen mit den „glühenden Augen" an den litauischen Aukßtis erinnerte, worauf dann wieder die Ähnlichkeit mit dem Lästrygonen-Abenteuer von doppeltem Interesse wird.

5—6. Ein serbisches Märchen der Sammlung von Wuk Stephanowitch Karadschitsch (Nr. 38) läßt einen nachts im Walde verirrten, dem fernen Lichtscheine nachgehenden Priester mit seinem Schüler in die Höhle des Menschenfressers gelangen; der feiste Priester wird verzehrt, und der Knabe bohrt dem schlafenden Riesen mit einem zugespitzten Holze das Auge aus. Er gelangt im Fell eines geschlachteten Widders hinaus, läßt sich aber einen Stab reichen, an dem sein Finger festhaftet, so daß ihn der Riese mittelst des Stockes hält. Doch schneidet er rasch den Finger mit seinem Messer ab, lockt den geblendeten Riesen an den Rand eines großen Sees und stößt ihn hinein. Dieser Schluß ist wahrscheinlich entstellt und findet sich besser in einem von Franz Obert aufgezeichneten rumänischen Märchen vor, worin drei Brüder in die Gewalt des Menschenfressers kommen. Zwei sind bereits gekocht und verzehrt; aber der dritte und jüngste hat sich das Fett von denselben abgeschöpft, macht es siedend und gießt es dem schlafenden Riesen in die Augen. Nachher entwischt er im Widderfell, läßt sich aber zum Andenken den Zauberring schenken, der nicht mehr von seinem Finger losgeht und immerfort ruft: „Hierher, Blinder, hierher!" So kann der Riese seiner Spur folgen und hat ihn beinahe eingeholt, zumal diesen ein Gewässer an weiterer Flucht verhindert. Entschlossen haut er sich den Finger ab und wirft ihn in die Wellen. Der Ring ruft auch hier immerfort: „Hierher, Blinder, hierher!" Da springt der Riese ins Wasser und ersäuft. Dies scheint die beste Fassung des Ring-Abenteuers zu sein, welches durch die mancherlei Gestalten, in denen es wiederkehrt, auf ein höheres Alter zurückweist.

7—8. Ein von Bertram mitgeteiltes finnisches Volksmärchen erzählt von einem armen Stallknecht Gylpho, der auszog, um drei, in eine unterirdische Felsenhöhle gebannte Königstöchter zu befreien. Er gelangt in ein eisernes Gemach, wo eine derselben von dem alten Felsengeist Kammo bewacht wird, der ein großes Horn auf dem Scheitel und ein einziges Auge auf der Stirn hat. Derselbe wittert sogleich das neu angekommene Menschenfleisch; aber die Königstochter beschwichtigt ihn. Sein Auge war trübe geworden, so daß er den Jüngling nicht sehen kann, und es war daher eigentlich überflüssig, daß ihm dieser noch mit dem glühend gemachten Schüreisen das Auge ausbrennt, bevor er ihm das Haupt abschlägt. In einer von Castrén im höchsten Norden, im russischen Karelien, gefundenen Erzählungsform ist der Fehler verbessert, sofern der Riese, welcher den Helden gefangen hält, nur auf dem einen Auge erblindet ist und darum des andern im Schlafe beraubt werden muß, worauf der Held, unter einem Schafe verborgen, das Burgthor verläßt.

9 Ganz abweichend, aber stark an die oben (S. 481) erwähnte litauische Er-

zählung erinnernd, ist das 1850 von Asbjörnsen mitgeteilte norwegische Märchen, in welchem zwei Brüder sich im dunklen Walde verirrt haben und auf ihrem Moos-lager ein fürchterliches Schnauben vernehmen, so daß sie in Zweifel sind, ob ein wildes Tier oder ein Waldtrold sich naht. Gleich darauf hören sie sagen: „Es riecht nach Christenblut" und sehen drei Waldtrolde so hoch wie die Baumwipfel kommen, unter deren Schritten die Erde zittert. Die drei Ungeheuer besitzen aber bloß ein gemeinschaftliches Auge, in dessen Gebrauch sie sich teilen müssen: jeder nämlich hat in der Stirn eine Höhlung, in welche der, an dem die Reihe ist, das Auge legt und dann die andern beiden, die sich an ihm halten, führt. Die beiden Knaben machen einen Schlachtplan; der kleinste muß vorauslaufen und die Riesen locken, der andere trollt dicht hinterdrein, darauf vertrauend, daß der Mann, dessen Auge so hoch steht, ihn nicht sehen könne. Er schlägt sodann dem zuletzt gehenden mit der Axt in den Knöchel, so daß er einen fürchterlichen Schrei ausstößt. Darüber er-schrickt der vorderste so sehr, daß er in die Höhe fährt und das Auge aus der Höh-lung springt. Der Knabe ist gleich bei der Hand und nimmt das Auge weg, wel-ches so groß ist, daß man es nicht in einen Kesseltopf legen könnte, und so klar, daß, als der Knabe hindurchsieht, ein heller Tag leuchtet, obgleich es dunkle Nacht ist. Sobald nun die Trolde merken, daß der Knabe das Auge weggenommen und einen von ihnen verletzt hat, drohen sie ihm, sie wollten ihn in Stein verwandeln, wenn er nicht sofort das Auge herausgäbe. „Ich fürchte mich nicht vor euch," er-widert dieser; „denn ich habe drei Augen und ihr gar keins, und müßt noch zu zweien den dritten schleppen, wenn ihr fortwollt." Da er obendrein droht, den beiden andern auch einen tüchtigen Schlag zu geben, so daß alle drei am Boden lägen, versprechen sie Gold und Silber in Menge; er solle nur das Auge her-geben, damit einer von ihnen das Versprochene holen könne. Allein die Knaben weigern sich, vorher das Auge herauszugeben; erst solle Gold und Silber hergeschafft werden und zwei Stahlbogen dazu. Nun hebt einer von ihnen an, nach der Frau zu schreien, die ihnen gemeinsam das Hauswesen besorgte, sie solle zwei Eimer mit Gold und Silber und zwei Stahlbogen bringen. Mit dem Verlangten angekommen, droht sie den Jungen mit ihrer Zauberkraft; aber die Trolde raten ihr, sich vor der kleinen Wespe zu hüten, die auch ihr noch das Auge wegnehmen könne, und so wird der Handel abgeschlossen, das Sonnenauge zurückgegeben, und die Trolde trollen sich heim.

Grimm hat die verschiedenen Formen der Sage vom geblendeten Riesen verglichen und mit Recht hervorgehoben, daß sie alle voneinander unabhängig sind, da fast jede besondere und bedeutsame Züge aufbewahrt hat. „Jede," sagt er, „steht auf eigenem Grund und Boden, ist auf ihre Weise begrenzt oder erweitert: bei keiner findet man Anzeichen einer Nach-ahmung, noch weniger einer Übertragung: alle zusammen lassen uns erst den vollen Inhalt oder die Tiefe der ursprünglichen, uns unzugänglichen Quelle ahnen" (a. a. O. S. 23). Am wenigsten könne die Odyssee als Quelle angesehen werden; denn sie enthalte eine der am schlechtesten mo-tivierten und unvollständigsten Wiedergaben. In dieser Beziehung ist be-sonders auf das Fehlen des Zauberringes hinzuweisen, der in mehreren

der mitteleuropäischen Formen, sowie in der oghuzischen Erzählung eine so bedeutsame Rolle spielt. In der norwegisch-litauischen Sage ist, wie schon oben (S. 481) gezeigt, dazu eine bedeutsame Annäherung an die Perseussage vorhanden; und schon im Prometheus des Äschylos (Vers 797) erfahren wir, daß die drei in der Finsternis lebenden Jungfrauen, die Gräen, nur ein gemeinsames Auge hatten, welches sie sich gegenseitig liehen und welches ihnen der Sonnenheld Perseus wegnimmt und nur gegen Bedingungen zurückgiebt.

Über den Naturkern der Polyphemsage sind früher ziemlich abenteuerliche Vermutungen aufgestellt worden, die meist an das Stirnauge anknüpften. Homer sagt nicht ausdrücklich, daß Polyphem nur ein Auge gehabt habe, der Name Kyklops (Rundauge) und seine ganze Schilderung beruhen aber auf dieser Voraussetzung, und die Vermutung Osterwalds, daß Kyklops nur eine Verdoppelung aus Klops (Räuber) sei, hätte dem allgemeinen Zeugnis der Dichter, Künstler und Märchenerzähler so vieler Länder gegenüber, die alle von dem runden Stirnauge berichten, nicht erst aufgestellt werden sollen. Ebenso scheint mir seine Annahme, daß die Bezwingung des Polyphem nur ein Seitenstück der Besiegung des Drachen Fafnir durch Siegfried sei, und daß es dabei auf den Schatz des Riesen abgesehen sei, da ja Odysseus noch einen anderen Poseidonssohn, den Palamedes, seines Schatzes beraube (Hermes-Odysseus S. 39—43), nicht glücklich. Ein Schatz des Riesen, von dem das griechische Gedicht nichts weiß, tritt hier und da als Belohnung für den Sieger hinzu, würde auch der übrigen Sage nicht unangemessen sein, erscheint aber neben der Blendung des Riesen und seiner menschenfresserischen Natur erst an zweiter oder dritter Stelle bedeutsam. Ganz abenteuerlich ist die von Böttiger ausgesprochene Meinung, das Auge sei nur als gemaltes zu verstehen, wie es sich Wilde auf die Stirn malen, um die Roheit des Kyklopen zu kennzeichnen (Osterwald S. 29—30).

Als ein Ungeheuer stellte man den Kyklopen allerdings seit alten Zeiten dar, wie z. B. in dem hier wiedergegebenen etruskischen Wandgemälde (Fig. 76), allein bei dem Stirnauge hat Wilhelm Grimm besser an das einzige Auge des Himmelsgottes Ormuzd, Odin und Zeus erinnert. Aber er blieb uns schuldig, zu zeigen, wie die Sage von einer Blendung dieser höchsten Gottheiten hat entstehen können, und so blieb trotz seiner lichtvollen Darlegung der Grund des Mythos dunkel. Alle diese Erklärer haben übersehen, daß wir im litauisch-preußischen Mythus einen höchsten Gott von Riesengestalt mit glühendem einfachen Stirnauge finden, der, seiner Überhebung wegen von den anderen Göttern entsetzt, seines Auges

beraubt, als Teufel oder wilder Jäger fortregiert, in dessen Mythus auch der Zauberring seine Stelle findet (vergl. S. 126—133). Ich glaube nicht, noch weiter beweisen zu müssen, daß diese Gestalt in der Odin-, Orion- und Polyphemsage, sowie in der von den die Götter nicht achtenden indischen Rakshasen (S. 137) fortlebt und daß sie auf griechischem Boden früher in der Gestalt der Orionsage auftrat, bevor sie der Odyssee einverleibt wurde. Nun hat die Orionsage mit der Polyphem- und Agdistissage einen Zug gemein, der auch dem Odin-Mythus nicht fehlt: die Recken werden ihres Auges für einen Trunk köstlichen Weines oder Methes beraubt. In der Orionsage kommt die Eigentümlichkeit dazu, daß die

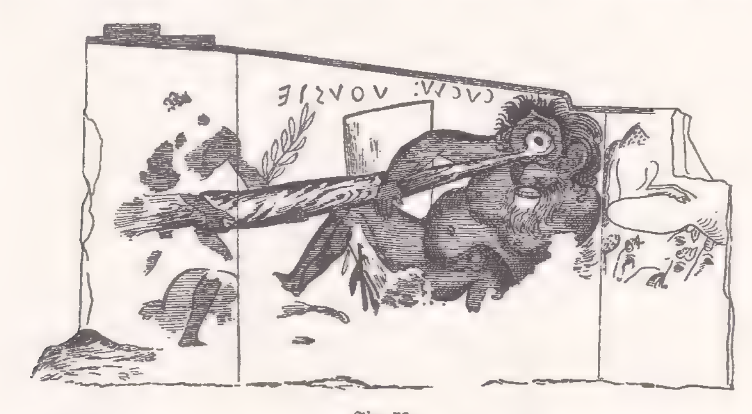


Fig. 76.
Blendung des Kyklopen. Etruskisches Wandgemälde. Nach Monum. inedit. dell' Instit. archaeol. IX. T. 15.

Blendung nur vorübergehend wirkt; nach Osten fortschreitend, erhält der Riese sein Augenlicht wieder.

Wir erhalten darin den deutlichen Beweis, daß es sich um die Sonne handelt, die alle Abende, schon vor dem Untergehen am Horizonte, ihr Auge trübt und dann völlig erblindet, ebenso wie die Jahressonne, die im Sommer ein Riese an Kraft ist, allmählich altert und (im Norden wenigstens) ihr Augenlicht fast ganz einbüßt. Am Ende des Tages und Jahres ist sie ein halbblinder Greis geworden und erhebt sich am Morgen oder zu Beginn des neuen Jahres wieder als Kind, um im Laufe des Tages und Jahres zu erstarken. Im Geiste der Naturvölker verbanden sich nun die beiden Thatsachen der sterbenden und neu erstandenen Sonne und erzeugten das Märchen: Der Sonnenzwerg, der am Morgen oder nach dem kürzesten Tage wieder wächst, habe den Sonnenriesen oder Sonnengreis

getötet, um an seine Stelle zu treten. Dies ist die Entstehung einer besondern Form des Däumlingmärchens, welches wir nunmehr zu betrachten haben, um den Polyphem-Mythus völlig zu verstehen.

Wir haben im Kapitel 35 (S. 275) den Däumling kennen gelernt, der über Nacht den Sonnenwagen vom Ohre des einen Zugtieres aus leitet. Der kleine Mann, der von dem verwundeten Thor, dem geblendeten Orion getragen wird, könnte die Vermutung aufkommen lassen, daß in der ursprünglichen Sage der kleine Feuergott durch seine Schlauheit den Sonnengott aus den Banden der Winterriesen befreit und heimführt: Hermes, der den Odysseus aus den Umstrickungen der Kalypso und Kirke erlöst. Aber bald änderte sich die Sage, und der kleine Mann erscheint selber als die junge, von dem blinden Alten heimgetragene Sonne, als derjenige, der den Sonnengreis geblendet hat. Diese Fassung leuchtet aus dem deutschen Märchen von dem Teufel mit den drei goldenen Haaren (Gebr. Grimm Nr. 29) hervor, wo der kleine Mann, gleich den Sonnenkämpfern Siegfried, Skeaf u. s. w., als kleines, in einer Schachtel liegendes Kind aus dem Wasser gefischt wird, um dann den alten Menschenfresser zu überlisten. Noch ursprünglicher aber ist das gleichnamige, von Chodzko mitgeteilte slavische Märchen, das uns den Schlüssel zu allen Polyphem-Sagen liefert. Plavaçek, der Däumling, tritt hier in den Palast des Dede Usevede, des Greises, der alles weiß, um ihn seiner drei goldenen Haare zu berauben. Er findet dort eine Alte, die wie eine Parze spinnt, die Mutter der Sonne. Aus Mitleid verwandelt sie den Plavaçek in eine Ameise und verbirgt ihn in ihrem Ärmel. „Ich bin Usevedes Mutter,“ sagt sie, „er ist die glänzende Sonne in Person. Alle Morgen ist er ein Kind, mittags wird er zum Manne, und am Abend siecht er wie ein hundertjähriger Greis dahin. Mein Sohn, die Sonne, ist mit einer mitleidigen Seele versehen; aber wenn er nach Hause kommt, hat er Hunger, und ich darf mich nicht wundern, wenn er gleich bei seinem Eintritt ins Haus dich zum Abendessen gebraten verlangen wird.“ Und so geschieht es auch; denn die ersten Worte des heimkehrenden Usevede sind diejenigen des Teufels im deutschen Märchen, des Hidimbas im indischen, des Ogre oder Polyphem in den übrigen: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch.“ Wir erkennen nun auch, wie der Teufel in dem deutschen Märchen zu den goldenen Haaren kommt; denn er ist ja die Abendsonne.

Diese Vorstellungen scheinen ganz außerordentlich alt zu sein; denn gerade so wie der slavische Usevede, dessen Name mit dem des litauisch-slavischen Sonnengottes Auschweitis identisch ist, erscheint auch der indische Vishnu am Morgen als Kind, am Mittag als Mann, am Abend als Greis, er

macht dabei seine berühmten drei Schritte über den ganzen Himmel weg und wächst ebenso wunderbar heran. Daher auch der ungeheure Appetit und Durst, sowie die wachsende Stärke der Sonnengötter. Der finnische Ukko erweist sich, kaum spannenlang, als der stärkste aller Götter, obwohl man ihn den „kleinen Gott“ (pikku mies) nennt. Ivan, der russische Däumling, thut es im Trinken dem starken Indra gleich und säuft ganze Fässer Wein aus, Depé Ghöz, der tatarische Polyphem, tötet alle seine Ammen und frißt alle Tage fünfhundert Schafe, der mongolische Däumling Kan Püdäi verzehrt zweihundert Hasen (Gubernatis 110), d. h. Mondtage, und das ergiebt uns den wirklichen Sinn der Menschenfresserei in den Polyphem-Mythen. Es handelt sich nämlich bei den in die Gewalt des Menschenfressers geratenden Unglücklichen in der Regel um sieben (die Wochentage) oder zwölf Personen (die Monate des Jahres). Wenn der Menschenfresser an den Zwölften und Jüngsten kommt, wird er von diesem erschlagen (vergl. S. 551); denn das Jahr ist um, und der Sonnengott wird durch den Däumling ersetzt, der an seiner Stelle die Zügel des Sonnenwagens ergreift.

In dem volkstümlichen Märchen vom „Superlativ“ (Gubernatis 201) wird dieser Gedanke so ausgedrückt, daß eine vom Sonnenriesen mißhandelte alte Fee den Fluch gegen ihn schleudert: „Eine Sonne verzehrt, um ihre Arbeit zu verrichten, eilf ganze Monde, doch diesmal soll umgekehrt jeder Mond die Arbeit einer Sonne verzehren.“ Damit wird das auf- und absteigende Leben des Sonnenwesens angedeutet. Sechs Monde hat es verzehrt und ist stark geworden, nun zehren die Monde an ihm, und Superlativ wird mit jedem Tage kleiner, so daß es scheint, als werde er vollständig dahinschwinden, doch so weit reicht der Fluch der Fee nicht, und im Augenblick der höchsten Gefahr gelangt er in die Arme seiner Braut, in denen er wieder erstarkt und verjüngt wird. Danach erklären sich nun alle Züge des Däumlingmärchens, wie es unter anderen Perrault erzählt hat, mit Leichtigkeit. Der dunkle Wald, in den die sieben Brüder sich verirren, ist die Nacht, die ausgestreuten Brosamen oder Kieselsteine entsprechen dem Ariadnefaden oder vielleicht der Milchstraße, die Siebenmeilen-Stiefel, die der Däumling dem Sonnenriesen auszieht und selber anlegt, den Flügelschuhen des Perseus, Hermes, und wohl auch denselben, mit denen das Kind Vishnu seine drei großen Schritte über den Himmel macht.

Für unsere Betrachtung wäre es nun besonders wichtig zu erfahren, ob die nordische Sage von den Irrfahrten des Sonnenhelden bereits das Menschenfresser-Kapitel enthalten habe, welches in der Odyssee doppelt

vorhanden ist, nämlich in der Polyphem- und in der Lästrygonen-Sage, welche doch ausdrücklich in das Land der langen Sommertage verlegt wird. Das auf dem weiten Meere im Nachen fahrende Sonnenkind, dem auch der h. Brandanus begegnet, und das im Wasser schwimmende Kind in dem deutsch-slavischen Märchen von dem Menschenfresser mit den drei goldenen Haaren würden so etwas vermuten lassen. Denn der Knabe muß eine weite Wanderung antreten und zuletzt über ein großes Wasser schiffen, um zu dem Menschenfresser zu gelangen, der nebenher als der Mann dargestellt wird, der alles weiß und dem Kleinen allein die drei Fragen beantworten kann, von denen seine glückliche Rückkehr abhängt. So schifft Saktideva zu dem weisen Meergreise, der sich uns als Saturnus, die menschenverschlingende Wintersonne entpuppt hat, Orendel zum weisen Fischer Eise, so schifft auch Thorkill über den Unterweltsstrom zum König Gudmund, der ganz und gar mit dem Kinderfresser Kronos zusammenfällt. Thor selbst erscheint auf einer seiner Riesenfahrten als der Däumling, der sich im Handschuh verkriecht; denn gegen diese Riesen erscheint er als Däumling und Dümmling. Es hatte für den naiven Sinn unserer Vorfahren offenbar einen eigenen Reiz, den alten, weisen, sich allmächtig dünkenden Riesen durch einen kleinen Knirps, dessen Erfahrung gering ist, der aber seine Körperkräfte und seinen Witz behender zu gebrauchen weiß, abthun zu lassen: Goliath und David. Daß der Knabe als Preis für die Beantwortung der drei Fragen und für die drei goldenen Haare, die er vom Haupte des Sonnengottes heimbringt, die Königstochter erhält, würde der Gesamtanlage dieser Sagen nicht widersprechen. Man muß auch die jüngere Edda betrachten, die ganz aus den Nachrichten besteht, die König Gylfi auf seiner Reise nach Asgard einzog. Gylpho heißt aber der finnische Polyphemtöter (S. 555), und Gylfi wird im Eingange gemahnt, er solle sich, bevor er in die Halle eintrete, den Ausgang sichern; wer nicht weiser sei als die Leute drinnen, komme nicht heil heraus.

68. Äolos, König der Winde.

Der Scherz des Eratosthenes, er werde nicht eher an den König Äolos und seinen dem Odysseus mitgegebenen Windschlauch glauben, bis man ihm den Schneider vorführe, der solche Schläuche zu nähen pflege, zeigt, daß dieses in die Odyssee verwebte Märchen-Element damals als

ein Zug galt, der nur noch für Kinder paßte. Es mag in Alexandrien, wo man gegorene Getränke nicht mehr in aufgeblasene Schläuche füllte, fremd erschienen sein; ob das auch in Griechenland der Fall war, wissen wir nicht; in den Nordländern gaben Wasser- und Sandhosen, in denen man die Wirbelwinde leibhaftig daherspazieren sah und mit Messern nach ihnen warf, vielleicht häufigere Gelegenheit, die Windschlauchsage aufzufrischen. Sie ist im Norden bis zum späten Mittelalter volkstümlich geblieben, und das Wetter- und Sturmmachen spielte bekanntlich noch in den Hexen-Prozessen eine große Rolle.

Veckenstedt (I. S. 140 und 153) fand noch im heutigen Litauen die Sage von dem Gotte Perdoytus, dem Herrn der Winde, lebendig, welcher von Riesengestalt auf dem Grunde des Meeres oder auch in einem Lufthause wohnt, die Winde in einen ledernen Sack eingesperrt hält und sie sorgsam behütet. Die Winde aber streben beständig danach, sich aus dem Sacke zu befreien, und manchmal gelingt es ihnen, und dann fährt Perdoytus hinter denselben her und peischt sie, sobald er sie eingefangen und wieder in den Sack eingesperrt hat, gehörig durch. Es ist die deutsche Sage von der Windsbraut, die im Sturme vom wilden Jäger verfolgt wird. Auch in der Odyssee sind es die widrigen Winde, welche Äolos in dem Schlauche eingeschlossen hat, welchen er dem Seefahrer übergiebt, damit er sicher uud schnell, von denselben ungehindert in die Heimat gelange, was aber die Neugierde seiner Gefährten, welche während seines Schlafes den Schlauch öffnen, vereitelt.

Wir wissen aus Olaus Magnus, daß im Norden die Sage allgemein verbreitet war, daß die finnischen Zauberer günstigen Wind verkauften, den sie in Knoten eines langen Fadens einknüpften, und die Art, wie sie den Wind abgaben, kehrt auch in dem von Glanvil oder Bartholomäus anglicus um 1360 verfaßten Werk de proprietate rerum wieder, obwohl der Schacher hier von den Bewohnern Vinlands, d. h. Grönlands, welches auch Vindland genannt wurde, erzählt wird. Sie gaben für gutes Geld einen Knäuel aus Faden, in den sie viele Zauberknoten geknüpft hatten, und rieten jedesmal, ein bis drei Knoten daraus aufzulösen, je nachdem man schwächeren oder stärkeren Wind haben wollte. Diesen Windhandel in „Wilandia“ erwähnt auch Sebastian Franck im „Weltbuch,“ und die Sage scheint im Norden alt zu sein; denn sie klingt in vielen Volksmärchen der Ostseeländer wieder, z. B. in den von Karl gesammelten „Danziger Sagen“ (Nr. 3), genau dem Abenteuer des Odysseus entsprechend. Ein Danziger Schiffer hatte sich in Schweden drei Winde in drei Knoten eines Tuches einknüpfen lassen. Ein paar Matrosen unter

seinen Gefährten fanden das Tuch und glaubten, er habe Gold in den Knoten und öffneten sie. Sogleich brachen fürchterliche Stürme aus, und das Schiff ging unter. Ein ähnliches Abenteuer berichten die von Müllenhoff gesammelten „Märchen und Sagen aus Schleswig-Holstein und Lauenburg“ (Nr. 301). Wir wissen aber, daß in den Märchen gewöhnlich uralte Volksanschauungen verborgen liegen. Sie knüpften sich im Norden hauptsächlich an den Wunschgott Odin, der den Schiffern günstige Winde, sogenannte Wunschwinde (Oscabyrr) sandte. Es scheint, daß in seinem Wünschelhut Gewalt über die Winde stak; denn Saxo und Olaus Magnus berichten vom König Erich von Schweden, daß er einen Wunschhut besaß; wohin er die Spitze desselben drehte, daher kam ihm der erwünschte Wind. Auch Grimms Märchen (Nr. 71) erzählen von einem Manne, der durch Schief- und Geradesetzen seines Hutes das Wetter lenken konnte. Ebenso ist der Glaube, daß man den Wind durch Pfeifen locken könne und andere Künste, um ihn zum Umschlagen zu bewegen, unter den nordischen Matrosen äußerst verbreitet.

Daß der Glaube an Windmacher und Heimatsinseln derselben in Deutschland weit über die Zeiten zurückreicht, in denen die Odyssee bei uns bekannt wurde, würde sich, wenn nötig, leicht erweisen lassen. Schon in einem Kapitular Karls des Großen vom Jahre 789 wird gegen die heidnischen Wettermacher zu Felde gezogen, und Bischof Agobard († 840) schrieb ausführlich von dem Aberglauben der Wetter- und Sturmmacher, wobei denn auch von einem besonderen Sturmlande oder Eilande Magonia die Rede ist, dessen Einwohner die Kunst aus dem Grunde verstehen sollten. Sie besäßen, fast wie die Phäaken, eigentümliche Wolken- oder Nebelschiffe, um darin im Sturme daherzufahren und Ernten von Körnerfrüchten, welche das Unwetter vernichtete, davonzuführen (Grimm 604). Man wird auch hier an die Windhose gemahnt, welche oft genug Feldfrüchte mit sich führt.

An den Sturm erregenden Äolos und noch mehr an den Ägiserschütterer (Zeus Aigiochos) erinnern Ogautan und Möndull in den Fornaldar-Sögur, die einen „Wetterbalg“ nur zu schütteln brauchten, um Sturm zu erregen. Es schließen sich die Sagen vom „Wetter brauen“ der weiblichen Unholdinnen an, um zu zeigen, daß es sich in dem Äolos-Abenteuer der Odyssee um einen Kreis von Vorstellungen handelt, die wohl nirgends verbreiteter waren als auf und an den nordischen Meeren.

69. Kalypso und Kirke.

Die alten Dichtungen, welche die Weltfahrt des Sonnengottes schildern, lassen denselben überall Gastfreundschaft bei den Göttinnen der Nacht, Abend- und Morgenröte finden oder während des Winters wohl ganz dem Zauber und den Liebesbanden einer unterirdischen Göttin verfallen, um daraus sowohl die Länge der Winternächte, als die Schwäche des winterlichen Sonnengottes und sein Fernbleiben von der Oberwelt-Göttin zu erklären. Herakles und Omphale, Simson und Delila, zwei halbsemitische Paare, scheinen neben Odysseus und Kalypso diesen Gedanken am reinsten auszudrücken, der in derselben Form der ältesten indogermanischen Anschauung nicht angehört, die, wie wir wissen, eine Sonnengöttin verehrte, welche umgekehrt während des Winters zu dem unterirdischen Gotte hinabstieg. Aber dafür war der Gedanke des Jahreszeiten-Gottes, der die Erdoberfläche im Winter verläßt und im Sommer zu ihr zurückkehrt, wie wir im Orendel-Kapitel sahen (S. 543), im Norden seit jeher heimisch. Der Gedanke scheint in der Formel Hades-Proserpina älter zu sein; denn wir haben gesehen, daß die Germanen wie die Kelten seit den ältesten Zeiten einen Himmelsgott verehrten, der im Winter als Totengott „im Berge“ wohnte und dort den Reizen einer schönen Riesentochter oder Fee erlag, die ihn nur nach vielen Bitten ziehen ließ, weil sie sah, daß sie ihn länger nicht halten konnte. Odin und Hulda oder Gunnlöd, Niördr und Skadi, Arthur und Fee Morgana, Tannhäuser und Venus, das sind die nordischen Gegenstücke für Odysseus und Kalypso.

Aber schon bevor die Nordvölker ihren Weg nach Süden und Osten angetreten hatten, muß die lichte Sonnenjungfrau Sulis-Surya hinabgesunken sein, erst zu einer Göttin der Morgenröte, dann zu einer Herrin der Nacht und des Erdschooßes; aus der gotischen Halja, der hellen Hellia, war zunächst eine schwarzweiße Dämmerungsgöttin, die freundliche Skadi, dann die nächtliche Hulda und Holle und endlich die hehlende Hel geworden, welche zuletzt in der Edda mit allen Schrecken einer Unterwelts- und Totengöttin umkleidet erscheint. In den altindischen Religionsschriften können wir alle Stufen dieser Wandlung verfolgen, da ist Surya bald Sonnengöttin und als solche Mondsfrau, wie die germanische Sulis und litauische Saule, bald darauf aber erscheint sie bereits durch einen gleichnamigen männlichen Sonnengott ersetzt und als Göttin der Morgenröte

von diesem als Verehrer verfolgt: Savitar (Tvashtar), Indra und andere männliche Sonnenverkörperungen jagen nun, sei es in menschlicher Gestalt als riesenhafte Jäger (Odin, Orion, Herakles, Kephalos, Apollon) der Eos, oder in Hirschgestalt (Cernunnus, Prajapati, Indra) der Hindin nach, die in den dunklen Wald der Nacht entflieht. Auch in diesem Punkte ist Orion wieder der Vorgänger des Odysseus, er verfolgt wie Indra die Göttin der Morgenröte und verweilt in den Armen der Side, einer Unterweltsgöttin, die mit der Persephone das Symbol des Granatapfels, d. h. des fruchtbaren Erdschooßes, gemein hat.

Eine alte, leider nur bruchstückweise erhaltene isländische Sage von Hulda, die im vierzehnten Jahrhundert aufgezeichnet wurde, erzählt, wie König Odin einst mit Loki und Hönir jagte und durch einen Hirsch in eine entlegene Gegend verlockt wurde, bis er im wilden Walde zu Hulda, der Königin der Berggeister kam und bei ihr Nachtherberge nahm. Sie hielt ihn zurück, damit er ihren Rechten als Königin der Berggeister Achtung verschaffe, berief auf den Hallmundehügel bei Jötunheim einen großen Reichstag der nordischen Berggeister und Elben, und Odin bestimmte, daß sie als deren Königin anerkannt werden mußte und daß man ihr auf Trolledynge einen großen Tempel mit weiblicher Priesterschaft bauen sollte. In dieser Sage ist besonders die Verlockung durch den Hirsch und das Liebesverhältnis mit Odin von Wichtigkeit; denn sie verrät damit ihre innere Verwandtschaft mit unzähligen anderen indogermanischen Sagen, wo stets der Hirsch zur Unterwelt führt (vergl. S. 228 und 253).

Man hat die skandinavische Hulda, die als böse Zauberin auch in der Ynglingasaga vorkommt und nach der die Zauberei huldurkonstir (Huldas Kunst) heißt, mit der biblischen Prophetin Chulda zusammenreimen wollen, und Grimm hält den Namen der Holden und Unholden für nahe verwandt; allein sie lebt in der norwegischen Sage noch heute fort, man erzählt, daß sie als von vorn schöne, von hinten häßlich anzuschauende Riesin mitunter gesehen werde, wie sie bei rauhem Wetter Scharen schwarzgrauer Schafe und Rinder (Wolken) zur Weide treibe. Noch öfter höre man ihren klagenden Sang (Huldre slaat) in den Bergen, oder sähe ihre „Hullahöfe" (Luftspiegelung) plötzlich in unbekannten Gegenden. Nach ihr hießen die Berggeister Huldrefolk, auf Island Huldufolk oder Huldumenn (vergl. Müllers Sagaen-Bibliothek, deutsch von Lachmann, S. 272—275), kurz, es ist an ihrer alten Eingesessenheit und Übereinstimmung mit unserer Hel, Hellia und Frau Holle in keiner Weise zu zweifeln.

Den Namen muß man offenbar mit dem isländ. hul, Decke, altn. hulda, Dunkelheit, ebenso zusammenhalten, wie Hilde mit hilende (hehlende)

Göttin, und Hel mit heln, lat. celare, verbergen. Der germanischen Hel und Hulda entspricht dann ziemlich genau die indische Kali oder Kala, nur daß hier die schreckliche Nachtseite noch deutlicher hervortritt, und im Sanskrit bedeutet kala wiederum schwarz, schwarzes Gewölk, Nacht, wie sich Kalypso vom griech. kalyptein, umhüllen, verdecken, ableitet. Kalypso hat, obwohl sie bei Homer die „furchtbare“ Göttin heißt, ähnlich wie Hulda noch nicht alle Züge der Anmut verloren, und beide gleichen weniger der Hel und Kali als der Frau Venus im Hörselberge, die aus der älteren Hellia oder Frau Holle hervorgegangen ist. Bei der Kalypso muß man schon genauer hinschauen, um noch die Unterweltsgöttin zu erkennen; denn der Dichter hat sie mit allen Reizen des Lebens ausgestattet. Auf Ogygia, der einsamen Meeresinsel, bei der kein Lebender einkehrt, hausend, erinnert sie als Tochter des am Erdende wohnenden Atlas lebhaft an Skadi und Ragnhild, die Töchter der nordischen Winterriesen, welche den Niördr und Hadding, nordische Gegenbilder des Odysseus, neun von zwölf Zeiträumen in den Bergen festhielten, sehr wider ihren Willen, ebenso wie Kalypso den inbrünstig nach der Heimat schauenden Odysseus sieben von zehn Jahren (Monaten) festhält.

Natur und Klima der Kalypso- und Kirke-Inseln scheint allerdings mehr an die Inseln der Seligen, als an die Unterwelt zu erinnern: Grüne Wälder bedecken die wasserreichen Schluchten, die Blumen blühen, die Vögel singen; denn Pflanzengrün und Vogelgesang ist aus der winterlichen Oberwelt fortgezogen und hier verborgen. So weilt Bragi, der Gott des Gesanges, eine Verjüngung Odins, bei der Idun in der Unterwelt, und der dichte Wald bezeichnet im nordischen Märchen ganz gewöhnlich Nacht und Unterwelt. Daher wissen auch die Helden auf der Kirke-Insel nicht, wo die Sonne auf- oder untergeht (vergl. S. 525), und wenn wir die Bäume genauer anschauen, so finden wir nach der Symbolik der Griechen lauter Tartarospflanzen. Da schattet die dunkle Erle, die ernste Cypresse ragt hoch empor über die Weißpappel, mit den unten weißen Blättern, dem Baume des Hades. Veilchen und Eppich, die Blumen der Toten, wachsen am Boden, und schwere, an Begräbnisse erinnernde Düfte von Cedern und Thyon durchziehen die Lüfte. Vor allem ist der bei Homer sehr verwischte Zug interessant, daß ein Hirsch auch den Odysseus verleitet, weiter auf der Kirke-Insel vorzudringen. Es ist dies die in indisch-germanischen Sagen immerfort wiederkehrende Hirschkuh, die den Sonnengott in den dichten Wald — die Unterwelt — lockt. Aber der griechische Dichter verstand diesen Zug nicht mehr.

Die Kirke, obwohl nur eine Doppelgängerin und Wiederholung der

Kalypso, hat noch viel zahlreichere Züge der nordischen Nacht- und Dämmerungsgöttin erhalten. Wir wissen, daß dort die in die Unterwelt gesunkene Lichtgöttin ein dunkles Gewand umnimmt, das Wolfskleid der Iduna, die Eselshaut der indogermanischen Märchen, das Pelzwerk der rauhen Else im Wolfsdietrich. Nur bei der Annäherung des Sonnengottes wirft sie das graue Kleid der Dämmerung ab und erglänzt als Göttin der Abend- und Morgenröte; aber gleich darauf hüllt sie sich selbst und ihren Gast dazu wieder in das finstere Tierfell der Dämmerung. Im Wolfsdietrich, Iwein und rasenden Roland steigert sich diese Vermummung der bei der Unterweltsgöttin einkehrenden Helden bis zur völligen Vertierung. Sie werden des menschlichen Bewußtseins beraubt, laufen auf allen vieren in dem dichten Walde, in den sie eine weiße Hirschkuh verlockte, umher, bis sie die rauhe Els minnen, die dann wieder strahlend schön erscheint, während die aus der Unterwelt heimkehrenden Helden noch immer unkenntlich und verwildert ausschauen. Im Wolfsdietrich heißt es von der rauhen Else:

Sie nahm ihm von der Schläfe der Locken zwo hindann,
Zu einem Thoren machte sie den tugendreichen Mann,
Daß er im Wald besinnungslos umlief ein halbes Jahr:
Von der Erde nahm er Speise, das sag' ich euch fürwahr.

Endlich nach einem halben Jahre schickt Gott einen Engel (Hermes) zu der Frau, mit dem Gebot, sie möge dem getreuen Manne seine menschliche Gestalt wieder zurückgeben, sonst werde er sie mit dem Donner erschlagen. Sie muß nun gehorchen, verjüngt ihn und sich im Jungbrunnen der Morgenröte und lebt als sein Weib herrlich und in Freuden mit ihm, bis der weiße Hirsch ihn wieder von dannen lockt:

Da bekam er seine Sinne wieder von dem Weib;
Doch war er noch verwildert und schwarz an seinem Leib.

Derselbe Mythus liegt dem deutschen Märchen von den „beiden Brüdern“ (Gebr. Grimm Nr. 60) zu Grunde, das wir schon früher, als zum Sonnenmythus gehörig, besprochen haben. Eine weiße Hirschkuh hat den einen in den Zauberwald gelockt, die böse Fee ihn und seine „treuen Tiere“ mit einer Rute berührt und in Stein verwandelt, bis der andere Bruder kommt und die Hexe zwingt, die Bezauberung aufzuheben. Eine sehr hübsche Variante liefert das von Heinrich Stilling mitgeteilte Märchen „Jorinde und Joringel“ (Gebr. Grimm Nr. 69), wo die schöne Jorinde durch die alte Waldhexe, die sie als Nachteule umkreiste, mitten im Gesange eines langen Liedes und vor den Augen ihres versprochenen Bräutigams in eine Nachtigall verwandelt wird. Das Märchen schildert anmutig,

wie der menschliche Gesang in Nachtigallengesang plötzlich umschlägt. Jorinde sang:

„Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
Singt Leide, Leide, Leide;
Es singt dem Täubelein seinen Tod,
Singt Leide, Lei — zuküth, ziküth, ziküth."

Der arme Joringel muß noch sehen, wie die Nachteule, die sich wieder zum alten Weibe gewandelt hat, die Nachtigall fängt und in einen Korb sperrt; aber er kann sie nicht freibitten und muß froh sein, daß die Alte ihren Zauber nicht auch auf ihn selbst ausdehnt, obwohl er ihn bereits empfand. Nun umkreist er betrübt immer den Wald und das Zauberschloß, bis ihm eines Tages träumt, er fände eine blutrote Blume mit einer schönen, großen Perle in ihrem Kelche, die allen Zauber zerstört. Er sucht dann nach dieser blutroten Blume acht Tage lang vergebens in Wald und Feld, bis er sie am neunten findet, in ihrem Kelche einen großen Tautropfen, so groß wie die schönste Perle. Froh eilt er damit nach dem Zauberwalde und trifft die Hexe in ihrem Schlosse, wie sie ihre Nachtigallen in siebentausend Körben füttert. Sie speit Gift und Galle gegen ihn, kann ihm jedoch wegen der Blume nichts anhaben; aber wie soll er seine Jorinde unter den vielen Vögeln erkennen? Da bemerkt er, daß die Alte sich mit einem Korbe fortschleichen will, ahnt sogleich, daß dieser seine Jorinde enthält, und springt hinterdrein, um ihn mit der Zauberblume zu berühren. Kaum ist dies geschehen, so steht Jorinde wieder in menschlicher Gestalt vor ihm, und sie erlösen dann auch die andern verwandelten Mädchen.

Schon Gerland hat in seiner inhaltreichen Abhandlung „Altgriechische Märchen in der Odyssee" (1869) auf die Ähnlichkeit dieser deutschen und mannigfacher indischen Märchen mit der griechischen Dichtung hingewiesen und das zauberlösende Moly des Homer mit dem gegen Behexung schützenden Allermannsharnisch (Allium Victorialis) und Siegwurz (Gladiolus communis) der Deutschen verglichen und möchte die letztere Pflanze für die blutrote Blume des Joringel halten. Allein das Merkmal der Perle würde noch deutlicher auf die Kaiserkronen- und Schachblumen- (Fritillaria-) Arten hindeuten, welche einen großen weißen, einer Perle täuschend ähnlichen Fleck am Grunde jedes der blutroten Blumenblätter tragen. Sehr merkwürdig ist dazu eine Bemerkung des gelehrten Homer-Ausleger Eustathios, welcher dem alten Alexander von Paphos nacherzählt, das Moly der Kirke-Insel sei aus dem Blute eines Giganten Pikoloos entsprossen, welcher die Sonnentochter vergewaltigen wollte. Dieser Gigant ist nun offenbar mit dem Unterweltsgott der Slaven Pikolos oder Pikullos identisch, der die Tochter der Zemyne in die Unterwelt entführte (vergl. S. 396), so daß uns bei dem Kirke-Märchen slavische Vermittelung ebenso deutlich entgegentritt, wie bei dem Mythus ihrer Schwester Medea, die durch den slavischen Sonnengott Chason oder Jason entführt wurde.

Denn da die deutschen Märchen von den „beiden Brüdern," „Jorinde und Joringel," der Wolfsdietrich und mancherlei andere Ritterdichtungen viel ältere Züge der Sonnenmythe bewahrt haben als die Odyssee, letztere vielmehr alles in verwischter und verdunkelter Gestalt bringt, so ist nicht daran zu denken, daß erstere etwa in Anlehnung an die Odyssee entstanden sein können. Wir wissen auch, daß bereits die Veden den Gott Indra dazu beglückwünschen, die Göttin der Morgenröte, die böse Zauberin, die ihre Netze überall ausstelle, gezüchtigt zu haben (vergl. S. 421). Daher können wir uns denn auch nicht wundern, der Kirke ebenso wie in den deutschen Märchen auch in der indischen Sammlung des Somadeva Bhatta zu begegnen, und zwar in einer dem „Jorinde- und Joringel"-Märchen ähnlichen Form, worauf ebenfalls Gerland zuerst hinwies:

Ein junger Kaufmann sucht eine ihm erschienene Vidyâdharî (Walküre) wieder zu erlangen und trifft auf seiner Forschungsreise mit vier frommen Pilgern zusammen, in deren Gesellschaft er weiterzieht. Sie kommen abends zu einem dichten, langen Walde, und Holzhacker warnen sie vor einer Yakschinî (Hexe), die in demselben ihr Unwesen treibe, ihr begegnende Wanderer durch Zaubersprüche erst in Tiere verwandle und dann auffresse. (Ebenso verfährt die Hexe im „Jorinde und Joringel"-Märchen, hat aber über unschuldige Mädchen nur die Macht, sie in Vögel zu verwandeln.) Die indischen Wanderer lassen sich aber nicht abhalten. „Um Mitternacht naht tanzend die Yakschinî, schon von ferne ihre aus einem Menschenknochen gebildete Flöte blasend. Sowie jene näher gekommen, richtet sie den Blick fest auf einen der frommen Männer und rezitiert unter wildem Tanze einen Zauberspruch. Durch diesen Spruch wächst jenem ein Horn; wahnsinnig aufspringend stürzt er tanzend in das flammende Feuer. Den Halbverbrannten zieht die Zauberin heraus und zehrt ihn auf. So ergeht es dem zweiten und auch dem dritten Pilger. Als sie eben im Begriff ist, auch den vierten zu verzehren, legt sie zufälligerweise die Flöte auf den Boden. Sogleich springt der Kaufmann auf, ergreift die Flöte, bläst auf derselben und rezitiert, unter wildem Tanze sich umdrehend, den Zauberspruch, den er durch wiederholtes Anhören gelernt hat, und richtet seinen Blick fest auf die Yakschinî. Durch die Macht dieses Spruches aller Kraft beraubt, beugt sie sich vor ihm nieder und spricht: „Töte mich nicht! Laß ab vom Rezitieren des Zauberspruches, schenke mir mein Leben; ich weiß alles und werde jeden deiner Wünsche erfüllen. Ich werde dich dorthin bringen, wo die Vidyâdharî weilt."

Dieses indische Märchen verdient unsere schärfste Aufmerksamkeit, weil es, ebenso wie das Märchen von Jorinde und Joringel die Kirkesage mit der von den Sirenen verbindet. Wir werden daraus schließen dürfen, daß diese Verbindung alt ist, und so hören wir denn auch Kirke singen, ja sie führt den Beinamen der „gesangreichen" Göttin, wie auch die nordische Unterwelts-Zauberin singend auftritt. (Huldas Sang S. 565.) Bei dem indischen Märchen ist wahrscheinlich zu ergänzen, daß sie die Wanderer im Walde durch ihre Musik anlockte, wie die Sirenen den

Odysseus. Dann folgt die weitere Übereinstimmung, daß auch die unterwürfig gemachte griechische Zauberin nunmehr den weiter zu verfolgenden Weg beschreibt, ja selbst die warnende Rolle des indischen Holzhackers und getreuen Eckarts der Germanen übernimmt und vor den Gefahren des Weges warnt, während sie doch selbst eine der größten war. Die Erwähnung der entflohenen Vidyâdharî zeigt wieder das Hineinspielen jenes zweiten Motivs der Sonnensage, die Verfolgung einer dem Sonnengotte entschwundenen Geliebten, und wir werden bald sehen, daß viele dieser Züge der alten Orionsage angehört haben, die wir schon nach mancherlei Richtungen als ältere Form der Odysseus-Sage erkannt haben. Darum vergleicht sich Kalypso der Eos, welche den Orion bei sich verborgen hielt, als der Donnerer genau so wie im Wolfsdietrich seinen Boten sendet, mit dem Befehl, den Helden ziehen zu lassen (V. 118—124).

Grausam seid ihr, o Götter, und eifersüchtig vor andern,
Die ihr es hoch aufnehmt, daß Göttinnen ruhen bei Männern
Öffentlich, wenn wen eine zum lieben Gemahl sich erwählte.
So, da geraubt den Orion die rosenarmige Eos,
Zürntet ihr jener so lang', ihr ruhig waltenden Götter,
Bis in Ortygias Flur die golden thronende Jungfrau
Artemis unversehns mit lindem Geschoß ihn getötet.

Diese Sage hat offenbar vor aller Schrift mannigfache Wandlungen erlebt; denn bald erscheint die entschwundene, vom Sonnengotte verfolgte Jungfrau nur mit der Göttin der Morgenröte als eine Person, und dann ist wahrscheinlich unter der bösen Zauberin, die den bei ihr einkehrenden Wanderer ins Feuer wirft und verzehrt, die Abendröte zu verstehen, welche den Sonnengott verzehrt; aber gewöhnlich schmelzen Abend- und Morgenröte zu einer Person zusammen, wie in der rauhen Else, die am Morgen als Siegeminne, die schönste aller Frauen, erscheint, und die Vidyâdharî wird unter oder über den Sternen gesucht, ihretwegen ersteigt der Sonnengott täglich den Weltbaum, um sie wiederzusehen. Davon in einem folgenden Kapitel Näheres.

70. Die Totenbeschwörung.

Kirke rät dem Odysseus, nach der Unterwelt zu segeln, um dort des Teiresias Schatten wegen des Heimweges zu befragen, ein etwas seltsamer Rat für eine Göttin, die selbst in der Unterwelt wohnt und schließlich auch alle die Ratschläge selbst erteilt, deretwegen sie ihren Schütz-

ling die beschwerliche Reise antreten läßt. Die Verbindung ist daher eine sehr ungeschickte, und die Verwirrung ist dadurch entstanden, daß der Besuch bei der Kirke erst später eingeschoben wurde, während die Einfahrt in das Reich des Hades schon dem älteren Gedichte, wie Kirchhoff annimmt, angehört zu haben scheint. Dort hatte sie denn auch ihre gute Stelle; denn dem Charakter eines wandernden Sonnengottes entspricht es sehr wohl, die Unterwelt zu besuchen und dort den Rat eines weisen Verstorbenen in Anspruch zu nehmen, will doch Osterwald den Namen Odyseus geradezu als den Hinabsteigenden oder -Tauchenden übersetzen. Auch begegneten wir der Reise zu dem Fischerkönig Satyawrata, der als Unterweltsgott zu fassen ist, ebenso im indischen Märchen, und die mittelalterliche Dichtung des Nordens ist außerordentlich reich an solchen Unterweltsfahrten. Außerdem kommt ein psychologisches Moment hinzu, welches das hohe Alter gerade dieses Teiles der Dichtung zu verbürgen scheint.

Den beständig auf ungewisse Meerfahrt ausziehenden Schiffern des Altertums, die nicht so schnell und sicher ihre Fahrten vollendeten wie heute und nicht in der Lage waren, unterwegs Nachricht zu empfangen und zu geben, kam naturgemäß die Frage, was machen Eltern und Weib daheim, nicht aus dem Kopfe. Nichts mochte häufiger vorkommen, als daß sich um die verlassene Frau, deren Mann vielleicht seit Jahren nichts von sich hören gelassen, Freier drängten, und daß der in der Ferne schweifende Mann daher einen dahin gehenden Argwohn niemals los werden konnte und jede Gelegenheit wahrnahm, das Wissen schicksalskundiger Frauen oder andere Mittel in Anspruch zu nehmen, um die Heimatszustände zu erfahren. Das war wohl noch vor wenigen Jahrzehnten bei Matrosen üblich, und von dem Standpunkte ähnlicher Lagen und Geistesverfassungen müssen solche Wendungen der Dichtung beurteilt werden. In diesem Sinne ist auch die „schlechte Zeitung" zu nehmen, welche Harbard dem (mit Örvandil?) von seiner langen Nordfahrt heimkehrenden Thor über Mutter und Gattin erteilt:

Allzu vorlaut rühmst du dein Frühmal;
Du weißt das Weitre nicht:
Traurig ist dein Heimwesen, tot wird deine Mutter sein.
Sif hat einen Buhlen, du wirst ihn bei ihr finden:
Der erfahre deine Kraft, das frommt dir mehr.

Nicht viel tröstlicher lautet die Auskunft des Sehers Teiresias in der Odyssee (XI. 100—104 und 114—115):

Fröhliche Heimkehr suchest du dir, glanzvoller Odysseus;
Doch wird schwer sie dir machen ein Ewiger; nicht unbemerkt wohl

Bleibst du dem Erdumstürmer, der Groll im Herzen dir nachträgt,
Heftig erzürnt, dieweil du den teuren Sohn ihm geblendet.
— — — — — — — — —
Spät erst wirst du unglücklich, entblößt von allen Genossen,
Kehren auf fremdem Schiff und Elend finden im Hause.

Die dazwischen liegende Warnung, die Rinder des Sonnengottes nicht anzugreifen, hält Kirchhoff für Einschiebung der späteren Überarbeitung, die das Kirke-Abenteuer hinzufügte, um nämlich die Weissagung und den Rat des Teiresias in betreff der Heimreise nicht gar zu dürftig erscheinen zu lassen. Hierbei darf nun nicht übersehen werden, daß Odysseus auch den Schatten seiner inzwischen verstorbenen Mutter zu befragen gedenkt, denselben aber zunächst stumm findet. Nun befindet sich in der Edda ein altes Lied, in welchem ein seefahrender Sohn zum Grabe seiner Mutter kommt, um vom Schatten derselben Ratschläge und Zaubermittel zu empfangen, zum Teil, um den üblen Spruch, den seine Stiefmutter ihm auf den Weg gegeben, wirkungslos zu machen. So deutet Bergmann das mancherlei Dunkelheiten, aber auch viele herrliche Verse enthaltende Lied von „Groas Erweckung," welches in den ersten christlichen Zeiten des Nordens die Gestalt erhalten zu haben scheint, in der es vorliegt. Einige Bruchstücke vom Gesange der toten Mutter mögen hier stehen, um die Schönheit des Liedes (in der Simrockschen Übersetzung) anzudeuten:

Zuerst heb' ich an ein heilkräftig Lied,
Das Rinda sang der Ran:
Hinter die Schultern wirf, was du beschwerlich wähnst,
Dir selbst vertraue selber.

Zum andern sing' ich dir, da du irren sollst
Auf weiten Wegen freudenlos:
Dein Herz bewahren dir hütende Schlösser,
Wo du Schändliches siehst.

— — — — — — — —

Dies sing' ich zum Sechsten, stürmt das Meer
Wilder als Menschen wissen,
Luft und See sollen dir lachen
Und frohe Fahrt gewähren.

Dies sing' ich zum Siebenten, wenn der Atem dir stockt
Vor Frost auf Felsenhöhen,
Die kalte Glut soll kein Glied dir verletzen,
Noch dir die Sehnen straff ziehen.

— — — — — — — —

Nun fahre getrost der Gefahr entgegen,
Dich mag kein Hindernis hemmen.

Ich stand auf dem Stein an der Schwelle des Grabs,
Und ließ mein Lied dir erklingen.

Fürwahr ein Abschiedsgesang, würdig der Mutter eines nordischen Seekönigs, dem die Odyssee wenig Ebenbürtiges an die Seite zu stellen vermag. Allerdings ist der Zusammenhang ein verschiedener; denn hier giebt die tote Mutter dem scheidenden Sohne ihre Segenssprüche mit auf den Weg; aber freilich beginnen auch in der Odyssee die schlimmsten Abenteuer erst, nachdem der Held den Schatten der Mutter befragt hat. Obiges Lied ist mit den Bruchstücken der nordischen Odyssee, die wir bereits gefunden haben und noch weiter kennen lernen werden, in einer Weise verkettet, daß wir nicht an seiner alten Zugehörigkeit zu denselben zweifeln können. In der Örvandilsage heißt zwar die Frau, nicht die Mutter desselben Groa; aber wir werden bald mit einem nordischen Doppelgänger des Orendel, dem Hadding, Bekanntschaft machen, dessen Mutter Groa hieß, und die Alioruna (Alrune), welche die Wölundursage der Edda dem Eigel, Orendels Vater, zur Frau giebt, könnte leicht die böse Stiefmutter der nordischen Sage sein.

Viel wichtiger und weitere Blicke eröffnend ist der Umstand, daß in späteren schwedischen und dänischen Volksliedern vom Junker Svedendal (Sveidal) oder Svegder der Inhalt von Groas Zaubergesang stets mit dem Inhalt eines anderen Eddaliedes verbunden erscheint, welches die lange erwartete Heimkehr des Sommergottes Odur oder Swipdagr (Tageverfrüher) bei seiner Gemahlin Freyja, die hier Menglada, die Schmuckfrohe, heißt, schildert. Die Ähnlichkeit des Eddaliedes von Fiölswidr (Vielgewandt) mit dem letzten Teile der Odyssee muß jedermann auffallen und ist auch bereits von zahlreichen Forschern hervorgehoben worden; denn auch hier erscheint Odur, den die Winterriesen so lange gefangen gehalten hatten, in der bettelhaften Kleidung eines Thursen vor dem mit Feuerwall und allerlei Sicherungen umgebenen Bergschlosse und wird von dem Thürhüter (Fiölswidr) rauh empfangen, bis er seinen wahren Namen sagt — er hatte sich erst Windkaldr (der Windkalte) genannt, — worauf sich Feuerring, Gatter und Thor von selbst öffnen, die bösen Hofhunde ihn freundlich hereinlassen und Menglada den lange Ersehnten voller Freude empfängt. Man ersieht hieraus, daß Osterwald nicht ganz unrecht hatte, den Odysseus mit Siegfried zu vergleichen; denn die „sonnenglänzende“ Menglada ist Brunhild und spricht:

Lange saß ich auf Liebenberg,
Nach dir schauend Nacht und Tag;
Nun geschieht, was ich hoffte, da du heimgekehrt bist,
Süßer Freund, zu meinem Saal.

Hier sind noch Spuren der älteren Sage vorhanden, nach welcher Brunhild, die zur Morgenröte herabgesunkene und in der Unterwelt wohnende Göttin, den neuen Sonnengott erwartet, damit er sie wieder ans Licht führe. Deutlich ist noch von einer Heimkehr die Rede, während in den erwähnten späteren dänischen und schwedischen Volksgedichten ähnlich wie in der Orendelsage von der Erwerbung einer neuen Braut gesungen wird, welche gleichwohl auch hier durch ihr emsiges Warten auf den ihr verkündeten Werber den alten Zusammenhang darthut. In dem Eingang der dänischen Sage vom Junker Svegder, welche Wilh. Grimm in seinen „Altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen“ (1811) übersetzt hat, wird erzählt, wie der Junker am liebsten eine Jugendgespielin geheiratet hätte, mit der er sich beim Ballspiel vergnügte; aber die Stiefmutter hatte ihm eine andere Braut in fernen Landen bestimmt, und es heißt nun:

„Du darfst nicht werfen mit dem Ball, und du darfst nicht werfen nach mir:
Es sitzt eine Jungfrau im fremden Land, die verlanget so sehr nach dir.

Du sollst nimmer schlafen einen Schlaf und nimmer Ruh' empfangen,
Bis du erlöst die schöne Jungfrau, die liegt um dich gefangen.“

Da wickelt der junge Svegder in das Kleid sein Haupt sich ein,
So geht er in den hohen Saal vor seinen Hofmännern ein.

Hier sitzt ihr, all' meine guten Mann' und trinket den Meth aus den Schalen;
Ich aber geh' in den Berg hinein, will Rede mit den Toten haben.

Hier sitzt ihr all' meine guten Mann' und trinket Meth und Wein;
Ich aber geh' in den Berg hinein, red' mit der Mutter mein.

Das war der junge Svegder, der hub zu rufen an,
Daß Mauer und Marmelstein zersprang und der Berg zu fallen begann.

„Wer ist's, der mich wecket und solche Worte spricht?
Kann ich hier unter der schwarzen Erde in Frieden liegen nicht?“

„Das ist der junge Svegder und liebste Sohne dein:
Der will so gerne guten Rat von der liebsten Mutter sein.

Ich hab' eine Stiefmutter bekommen, die ist mir also hart,
Die hat mir Runen geworfen um eine, die ich nie sah.“

„Ich will dir geben ein Roß so gut, das soll dich tragen dahin,
Das laufen kann auf dem Meer so leicht, wie auf der Wiese grün

Ich will dir geben ein Tischtuch, das ist von Binsen gemacht:
Die Speise, die du wünschest nur, steht auf dem Tisch alsbald.

Ich will dir geben Trinkhörner, die sind belegt mit Gold:
Von all' dem Trank, den du wünschest dir, stehn sie vor dir gleich voll.

Ich will dir geben ein Schwert danach, gehärtet in Drachenblut:
Wenn du es trägst durch den Wald dahin, leucht't es wie eine Glut.

Ich will dir geben ein Schiffelein, das soll dir werden gut:
Das läuft so über die grüne Erd', wie über die wilde Flut.“

Mit diesen Wunschdingen ausgerüstet, wird es ihm natürlich sehr leicht, die seiner wartende Jungfrau zu erlangen, und es ist keine Rede mehr davon, daß er sie nur, um den Willen der Stiefmutter zu erfüllen, nahm. Aber so sehr auch der Grundgedanke in diesen späten Volksliedern entstellt sein mag, es blieb doch nicht zu verkennen, daß (worauf Grundtvig zuerst aufmerksam machte) die beiden Hälften derselben aus den beiden Eddaliedern hervorgegangen sind. Darauf hat dann Grundtvig die Ansicht begründet, daß sie, obwohl in der Edda ohne Beziehung aufeinander stehend, ursprünglich Teile eines zusammengehörigen Ganzen gebildet haben müssen, weil sonst nicht leicht Volksdichter verschiedener Länder darauf gekommen sein könnten, zwei Gedichte, die in ihrem Inhalt gar keine Hinweise aufeinander enthalten, zu einem fortlaufenden Gedichte zu vereinigen. Der als Sprach- und Eddaforscher in erster Reihe stehende Sophus Bugge hat diese ursprüngliche Zusammengehörigkeit der beiden Edda-Bruchstücke anerkannt, und obwohl Bergmann in seiner Ausgabe der beiden Gedichte (1874) diese Ansicht bekämpft hat, wird es wohl dabei sein Bewenden haben, so daß wir sie als Glieder einer nordischen Odyssee um so mehr anzusehen haben, als ja schon lange vorher wenigstens die Ähnlichkeit des Fiölswidrliedes mit dem Odysseus-Nostos anerkannt wurde.

Der weiterhin noch durch andere Beweise zu stützende Zusammenhang des Heimkehrliedes mit der Totenbeschwörung der Edda legt aber die Frage nahe, ob auch die letztere Sage im Norden alt genug sei, um als Quelle der Nekyia anerkannt zu werden. Schon der Umstand, daß das Fiölswidrlied den vollen Grundgedanken der Odyssee enthält, wie ihn jetzt selbst die Philologen (vergl. Osterwald und Seeck) nicht mehr verkennen und leugnen, muß uns dieser Annahme geneigt machen; es kommt aber hinzu, daß der griechische Dichter die Beschwörung des mütterlichen Schattens ebenso ungeschickt verwendet hat wie den Kirke-Mythus, den er nicht mehr verstand. Alles das sind Beweise, daß er aus zweiter Hand schöpfte, fremde, ihrem tieferen Sinne nach unbegriffene Sagen verwendete. Er scheint das auch selber anzudeuten, indem er die Totenbeschwörung an das Ende des tiefen Okeanosstromes, in das „finstere“ Meer der Gudrun- und anderer nordischen Dichtungen verlegte, wo die Bewohner monatelang keinen Strahl der Sonne erblicken, in eine Gegend also, die nicht, wie es gewöhnlich geschieht, im fernsten Westen, sondern nur im Norden gesucht werden kann (XI. 14—20):

Allda lieget das Meer des kimmerischen Männergebietes,
Lang vom Nebel umwölkt und Finsternis; nimmer auf jen' auch
Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen;

Nicht wenn empor er steiget zur Bahn des sternigen Himmels,
Noch wenn wieder zur Erd' er hinab vom Himmel sich wendet;
Nein, rings grauliche Nacht umruht die elenden Menschen.
Dorthin steuerten wir und landeten .....

Griechenland und Italien boten so zahlreiche Eingänge in die Unterwelt nebst dabei erbauten Tempeln zur Totenbefragung an ihren Küsten sowohl als im Inlande, daß diese Winterfahrt des Odysseus nach dem hohen Norden mit seiner sechs Monate dauernden Nacht, um die Schatten seiner Mutter und des Teiresias zu befragen, zu den bedeutsamsten Ursprungszeugnissen gehört, die man irgend verlangen kann. Im Norden bildeten diese Reisen durch das Nebelmeer ein stehendes Kapitel der Unterweltsfahrten, und Groa giebt ihrem Sohne eine besondere Zauberrune mit, die ihn zur Nacht auf dem Nebelwege (nôtt â niflvaegi) schützen soll. Freyr sendet seinen Diener Skirnir, den „Aufheiterer," voraus, um für ihn bei der in Finsternis wohnenden Erdgöttin zu werben. Welche Mühe man angewandt hat, die klaren Worte des Dichters von der Fahrt des Odysseus ins Kimmerierland verkehrt zu deuten, haben wir schon oben (S. 523) gesehen.

Die Mahnung des ihm im Schattenreiche erschienenen, auf der Kirke-Insel verunglückten Elpenor, seinen Leib zu verbrennen, zwingt den Irrfahrer wieder zur Kirke-Insel zurückzukehren, und nun beschreibt die furchtbare Göttin ihm plötzlich alle Gefahren des weiteren Weges, für deren Erkundung sie ihn soeben zum Schattenreiche gesandt hatte. Es ist kein vernünftiger Grund zu finden, warum Teiresias diese Auskunft nicht gegeben haben sollte und nicht ebenso gut wie Kirke Ratschläge erteilen konnte, durch welche die Sirenen, die Plankten, Skylla und Charybdis zu vermeiden seien. Er hat ihn nur vor jedem Angriffe der Sonnenrinder auf Thrinakia gewarnt, welche Warnung Kirke nochmals wiederholt. Man erkennt daran deutlicher als irgendwo anders, daß hier statt des ordnenden Geistes eines erfinderischen Dichters, die Hand eines Flickschneiders gearbeitet hat, dem es nur darauf ankam, eine Reihe neuer Abenteuer notdürftig einzufügen. Für die Rückkehr zur Kirke-Insel kann ich keinen anderen stichhaltigen Grund finden, als daß sie am Wege nach dem Kimmerierlande liegend gedacht war und daß der Überarbeiter die Notwendigkeit empfand, die Seefahrer wieder einmal etwas Proviant einnehmen zu lassen, bevor sie einer Kette neuer See-Abenteuer entgegensegelten, weil doch aus dem Totenreiche kein Proviant mitzubringen war.

71. Die See-Abenteuer.

(Lästrygonen und Sirenen; Skylla und Charybdis; Plankten und Sonnenrinder.)

„Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen,“ ist ein Spruch, der schon seit dem höchsten Altertum in Geltung gewesen ist, und so besitzt denn die Litteratur aller Zeiten und Völker eine Gattung, die man als „abenteuerliche Reisen“ kennzeichnet. Es ist merkwürdig, wie übereinstimmend diese Geschichten im Norden und im Süden erzählt wurden, mit welcher Beständigkeit hier und dort dieselben Hauptnummern des Garns wiederkehren. Daß überall die Berichte von Menschenfresser-Inseln eine Rolle spielen, ist nicht zu verwundern; denn die Anthropophagie hat im alten Europa, wie die Erforschung des Bodens mancher italienischen, iberischen, belgischen und deutschen Höhlen ergeben hat, ebenso wohl ihre Liebhaber und vielleicht hier und da sogar späte Zufluchtsstätten bis in historische Zeiten hinein gehabt, wie in anderen Erdteilen. Auch das Verschlingen und Wiederausspeien von Seefahrern durch sog. Walfische, die Kraken, Seeschlangen und andere Meeresungetüme, die für Inseln gehalten werden, auf denen man Feuer anmacht, Gottesdienst hält und dann plötzlich flüchten muß, wenn das Tier sich anschickt, davonzulaufen oder unterzusinken, finden sich in indischen, altiranischen, arabischen und skandinavischen Schiffersagen.

Den Verfassern der Odyssee scheinen die Menschenfresser-Geschichten besonders im Blute gesteckt zu haben; denn sie kehren nicht weniger als viermal wieder. Die Sireneninsel ist offenbar nichts weiter als ein Gegenstück zur Polyphem- und Lästrygoneninsel, mit weiblicher Bewohnerschaft, und die Skylla ist wieder eine Menschenfresserin mit mehreren Köpfen. Daß die Sirenen durch weibliche Reize und schönen Gesang anzulocken suchen, ist den germanischen Vorstellungen vom Nixengesang entsprechend, der aber ebenso wie der Gesang der nordischen Hulda (Kalypso) mehr darauf ausgeht, Lebende in die Tiefe oder in den Berg zu locken, um in unterirdischen oder unterseeischen Palästen ihrer Liebe zu genießen. Die griechischen Sirenen haben eine erhebliche Ähnlichkeit mit den neun Töchtern des altnordischen Meergottes Ögir und der Ran, von denen in nordischen Seeabenteuern so oft erzählt wird, daß sie den Schiffern nachstellen, wie noch heute im Volke die Vorstellung herrscht, daß der oder die Nix Badende hinabziehe. Im ersten Helgiliede der Edda lauern Rans Töchter unter

dem Schiffe, sie erregen allenfalls das Meer und spannen ihre Netze aus; denn der Ran gehören alle Ertrinkenden, wie der Hel die auf festem Lande kampflos Gefallenen. „Zur Ran fahren“ war eine im Norden gebräuchliche Umschreibung für den Seetod.

Der Name Ran scheint nach Grimm (S. 288 und 464) mit dem lat. rapina, Raub, verwandt zu sein; denn in altdeutschen Schriften, z. B. im Hildebrandslied, kommt rahanen für rauben vor. Er vermutet auch, daß die in den schwedischen Namen vieler Unholde vorkommende Silbe ra mit Ran zusammenhänge: so heißt der Nix schwedisch sjöra (was an Sirene anklingt), der Waldschrat skogsra, der Hausgeist tomtra. Eine gewisse Tücke ist auch den nordischen Wassergeistern gegenüber den menschlichen Eindringlingen in ihr Reich üblich und findet in der neueren Sagenbildung von der Lorelei Ausdruck, die nur singt, damit die Schiffer im eifrigen Zuhören auf gefährliche Klippen geraten, allein sie verzehrt sie nicht, wie die Sirenen (zwar nicht nach dem Wortlaute der Odyssee, aber nach den an ihren Gestaden gehäuften Menschengebeinen zu schließen). Auch die ihnen von der späteren Kunst beigelegte Gestalt von Raubvögeln mit Menschenhäuptern schließt sich dieser Auffassung an.

Die Skylla, welche mit sechs langhalsigen Häuptern sechs Gefährten auf einmal aus dem Schiffe des Odysseus holt, macht, wie der nordische Meergeist Grendel, welcher im Beovulfliede die Helden aus Rudigars Halle raubt, den Eindruck, als sei die Volksphantasie dabei von den riesigen, vielarmigen Kraken ausgegangen, denen auch die künstlerischen Darstellungen in mancher Beziehung gleichen. Wir besitzen zahlreiche neuere Schilderungen, nach denen diese besonders in den nordischen Meeren beobachteten gewaltigen Tiere zuweilen den Kampf mit Kahnfahrern aufnehmen sollen, worauf sie dann geradeso mit Preisgebung eines ihrer bis dreißig Fuß langen Arme zu entwischen pflegen wie Grendel, dem Beovulf in Rudigars Halle einen Riesenarm abhieb. Ein Unterschied besteht darin, daß Beovulf-Thor in jenem, der Niederschrift nach, ältesten deutschen Gedichte mit dem Ungetüm kämpft und es erlegt, während Odysseus zwar zwei Schwerter gegen dasselbe zückt, aber thatlos zuschaut, wie es sechs wimmernde Gefährten mit einemmal aus dem Schiffsraum „angelt“ und in seine Höhle hineinzieht. Wenn es im Beovulf von dem Räuber heißt:

— — — — Ihm zuckt aus den Augen
Ein leidiges Licht wie von lodernden Flammen.

so stimmt das ganz mit der Schilderung des höchst unheimlichen Anblicks der tellergroßen Krakenaugen. Auch darin besteht Ähnlichkeit, daß die Skylla- und Grendelsage früh an bestimmten Stellen der Küste festgelegt

wurde; denn ebenso wie man Skylla und Charybdis an der Meerenge von Messina lokalisierte, bezeichneten die Angelsachsen, bald nachdem sie das Beovulfslied nach England gebracht hatten, bestimmte Seen und Moore als Grendles mere oder Grindles pytt, d. h. als den See oder Sumpf, in denen Grendel mit seiner Mutter im unterirdischen Palaste gehaust und wohin er die Männer schleppte, die er aus Rudigars Halle stahl. Schon in einer westsächsischen Urkunde vom Jahre 931 kommt ein Beovulf-Gehöft (beóvan hamm) in Wiltshire vor, und in dessen unmittelbarer Nähe wird ein Grendelsee in wilder, schauerlicher Umgebung genannt (Müllenhoff, Beowulf, 1889, S. 8).

Müllenhoff neigt der auch sonst vorherrschenden Ansicht zu, daß der Bearbeiter dieses Teils der Odyssee die Küsten Italiens wohl gekannt haben müsse, so daß er bestimmte Örtlichkeiten geschildert habe, natürlich so, daß er an sie ältere Sagen knüpfte. Man hat dies, was Skylla und Charybdis betrifft, noch durch die jetzt in der Meerenge von Messina vorhandenen Strudel zu beweisen gesucht. Ein Zusammentreffen zweier lebhaften Küstenströmungen habe die Ursache für die Entstehung der Skyllasage am nördlichen Eingange der Meerenge gegeben. Eine längs der Nordküste Siziliens gehende Strömung stößt hier auf einen an der italienischen Küste herabfließenden Strom, und wenn der letztere durch gleichgerichtete Winde angefacht wird, entstehen an der Begegnungsstelle Wirbel, die selbst größeren Schiffen gefährlich werden können. Die sog. Skylla ist ein steiler, vorspringender, mäßig hoher Felsen in der Nähe der Stadt Sciglio, und das Geheul der Wellen an seinem von Höhlungen durchlöcherten Fuße ist weithin hörbar und wirklich an Hundegeheul erinnernd, mit dem es der griechische Dichter vergleicht. Bei ungünstigem Wetter können nah vorübersegelnde Schiffe allerdings an das felsige Ufer geworfen werden, und es ist deshalb eine Anzahl von Lotsen dort angestellt, welche die Schiffe mit großer Geschicklichkeit an der gefährlichsten Stelle vorüberzuführen wissen. Dieses heute Scylläum genannte Riff liegt aber nicht, wie die Skylla der Odyssee, der Charybdis gegenüber in der Meerenge von Messina, sondern mehr als zehn Kilometer (anderthalb geographische Meilen!) davon entfernt, so daß der berühmte Spruch: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin hier sehr wenig einleuchtend erscheint.

Man betrachtet eine Charilla genannte Stelle am Eingange des Hafens von Messina für den Ort der Charybdis, weil hier der Meeresboden besonders reich an Riffen ist und strudelerzeugend wirkt. Übrigens ist die ganze Meerenge bei Sirocco oder Südostwind eine gefährliche Wasserstraße und erfordert oft die volle Geschicklichkeit der auch hier ange-

stellten Lotsen, um ein Schiff glücklich hindurchzubringen. Denn Segel, Ruder und Anker lassen an strudelbildenden Stellen völlig im Stiche, und nur genaueste Ortskenntnis vermag dort zu helfen. Bekanntlich fand der größte Teil der Flotte des Octavian hier, als sie derjenigen des Pompejus begegnete, ihren Untergang. Bei ruhigem Wetter dagegen liegt die Charybdis schlafend, so daß selbst kleinere Boote ohne Bedenken darüber hinweg fahren.

Es ist für den Einsichtigen leicht zu erkennen, daß dieses für gewöhnlich stille Wasser nicht den Anlaß zur Charybdis-Sage gegeben haben kann, daß hierbei an einen trichterförmig sich vertiefenden Strudel von viel größerer Gewalt gedacht werden muß. In dem oben (S. 547) erwähnten indischen Odyssee-Märchen handelt es sich um einen Meeresstrudel, „der sich bis zum unterirdischen Feuerpfuhl aufthut“ und aus dem niemals jemand zurückkehrt, der je hineingeriet. Dennoch gelangt Saktideva wieder heraus, indem er sich auf Satyawratas Rat an einem Zweige des über dem Höllen-Strudel stehenden Feigenbaums anklammert; aber, wie es scheint, nur weil sich sein Begleiter für ihn opfert. Daß es in der griechischen wie in der indischen Mythe ein Feigenbaum ist, weist nicht auf näheren Zusammenhang der beiden Märchen; denn wie schon Gerland (a. a. O. S. 21) bemerkt hat, handelt es sich dabei um zwei sehr verschiedene Bäume, in Griechenland um die gemeine Feige, welche gewählt wurde, weil sie gern auf Felsenklippen wächst und sich dort dem Ersteiger, hilfreich die herabhängenden Äste darbietend, entgegenneigt, in Indien um den ganz unähnlichen heiligen Feigenbaum, der seine Luftwurzeln wie Kletterseile herabhängen läßt, in dem aber nur der Botaniker den Feigenbaum erkennt. Auf Island trat für denselben Zweck, um nämlich Thor aus dem Meeresstrudel zu erretten, der Vogelbeeren-Baum (Thors redning = Thors Rettung) ein, weil er auf dieser nordischen Insel der einzige höhere Baum ist.

Wohl aber enthält die indische Sage eine Hindeutung auf den berühmten nordischen Meeresstrudel am Ende der Welt, den Malstrom, dem jene kosmische Bedeutung der Öffnung bis zum Erdinnern seit den ältesten Zeiten zugeschrieben wurde. Adam, im Jahre 1070 Domherr zu Bremen, hat in seiner hamburgischen Kirchengeschichte aus einheimischen Sagen so abenteuerliche Berichte über die Wunder der nordischen Meere und der unter dem Nordost liegenden Inseln (insulae aquilonis) und ihrer Bewohner zusammengestellt, daß dadurch die auf Wunder gerichteten Entdeckungsreisen des Odysseus weit überboten werden. Menschenfresser-, Kyklopen-, Phäaken-, Sirenen-, Zauberer- und Windmacher-Inseln wechseln in bunter Folge, so

daß, wenn diesen Märchen ein höheres Alter zugestanden werden kann, hier das reichste Material für den Dichter einer nordischen Odyssee vorhanden war. An dieser Stelle interessiert uns im besondern Adams Bericht über die abenteuerliche Nordfahrt, welche eine Anzahl friesischer Edelinge ums Jahr 1040 unternommen hatte und sie am „Ende der Welt“ an den ungeheuren, bodenlosen Abgrund führte, der das Meer abwechselnd einschlürft und ausspeit und dadurch Ebbe und Flut herbeiführt. Über Island hinausschiffend, gerieten sie in jenen finstern Nebel des geronnenen Oceans: „Und siehe,“ heißt es, „da zog die unstete Strömung des Meeres, die dort zu den geheimen Anfängen ihrer Quelle zurückläuft, die bedrängten und schon verzweifelnden Schiffer, welche nur noch an ihren Tod dachten, mit heftiger Gewalt in ein Chaos hinein. Dort, so meint man, sei der Wirbel des Abgrundes, jene unergründliche Tiefe, in welche der Sage nach alle Meeresströmungen verschlungen und aus der sie wieder hervorgespieen werden, was man Ebbe und Flut zu nennen pflegt.“ Es war wahrscheinlich der von den Dänen Jißvölg (Eisschwelg) genannte, oft eisführende, sehr gefährliche Malstrom an der Ostküste Grönlands, den sie erreicht hatten.

Diese abgerundete Sage von dem Weltstrudel im hohen Norden, die ehemals in der Erdphysik eine so bedeutende Rolle spielte und noch Kepler in seiner phantastischen Auffassung der Erde als eines atmenden Tieres bestärkte, scheint auf ältester Überlieferung zu beruhen; sie fand ja auch an viel zugänglicheren Stellen, wie im Anblick des oft klaftertief wirbelnden Malstroms bei den Lofoten, dessen Ungestüm selbst Walfischen verderblich werden soll, dem noch gefährlicheren Saltens-Malstrom am Eingange des Saltenfjord oder der nicht weniger gewaltigen Wirbel im Pentland-Firth zwischen Schottland und den Orkney-Inseln, gegen welche die Charybdis wie ein Kinderspiel aussieht, beständige Nahrung. Es muß unsere Aufmerksamkeit erregen, daß sich hier ein besonderer Mythus der Meeresstrudel angenommen hatte und ihre Entstehung von alten Zaubermühlen herleitete, auf denen man mahlen, d. h. hervorzaubern konnte, was man wollte, Gold, Salz, Frieden, Menschenglück u. s. w. Der Gedanke erinnert an urarische Vorstellungen von dem Hervorquirlen der Welt und des Amrita mitten im Meere, und der einsame Moskoe-Fels bei den Lofoten, um den der Malstrom quirlt, wäre ganz geeignet, die Vorstellung eines Mandaraberges zu wecken, durch dessen Bewegung alle Dinge aus dem Urmeere hervorgequirlt wurden (vergl. S. 387).

Auf diesen norwegischen Malstrom bezieht sich ursprünglich vielleicht das sogenannte Mühl- oder Grottenlied der Edda, welches von zwei Riesenmädchen Menja und Fenja erzählt, welche für den König Frodi auf

einer großen granitnen Zaubermühle Gold, Frieden und Glück mahlen, d. h. hervorquirlen sollten. Der König konnte von diesen guten Dingen nicht genug bekommen und trieb die Mädchen an, immerzu zu mahlen und nur so lange zu ruhen, wie der Kuckuck schwieg oder ein Lied gesungen werden mochte. Darum wurden die Mädchen unwirsch und mahlten so heftig, daß die Mühle zersprang und die Steine weit davonflogen. Nach der Prosa-Einleitung des Mühlenliedes hatte sich der Seekönig Mysingr der Mühle vor dem Zerspringen bemächtigt und ließ die Mädchen Salz mahlen, da man mit dieser Mühle mahlen konnte, was man brauchte. Auch er gönnte den Mädchen keine Ruhe, so daß bald das Schiff mit Salz überladen wurde und unterging. Daher ist die See gesalzen und an der Stelle, wo der Mühlstein liegt, bildete sich ein großer Strudel, weil das Wasser immerfort durch das Mühlsteinloch einströmt. Nach Bergmanns sehr wahrscheinlicher Ansicht ist diese Prosa-Einleitung dem alten Liede erst viel später angefügt, um die Entstehung des sogenannten Mysingslochs (Mysingsbora) oder der Mysings-Mühle (Mysingskvern) im Pehtlands-Fjord (Pentlands Firth?) zu erklären.

Im Skalda-Bericht von Thors Fahrt nach Geirrödsgard wird freilich dem Strudel, der dem Thor schon bis ans Kinn ging, und aus dem er sich wie der indische und griechische Odysseus an einem Baumzweige herauszog, ein ganz anderer Ursprung zugeschrieben, allein das scheint ein übermütiger Einfall des Dichters; denn der Strom, der dem Riesengott schon über die Schultern stieg, wird ausdrücklich als Wimur, der Ströme größter, welcher das Land der Toten von dem der Lebenden trennte und voller Speere war (daher auch Geirwimul geheißen, vergl. S. 499), bezeichnet, und Thor ruft ihm zu:

Wachse nicht, Wimur, nun ich waten muß
Hin zu des Joten Hause;
Wisse, wenn du wächsest, wächst mir die Asenkraft
Ebenhoch dem Himmel.

Uhland hat den Geirröd dieser Sage, nach welcher Eilif, Gudruns Sohn, am Schlusse des zehnten Jahrhunderts seine Thorsdrapa dichtete, für einen Feuer- und Gewitterdämon erklärt, dessen Töchter mit Platzregen die Flüsse anschwellen, während Simrock (S. 259) diese Thorsfahrt mit dem Strudel-Abenteuer als eine der vielen Unterweltsfahrten der nordischen Sage deuten wollte. Dazu verführte ihn die Ähnlichkeit des Eddastückes mit der von Saxo berichteten fabelhaften Fahrt des Dänenkönigs Gormo, der die Geheimnisse der Natur kennen lernen wollte, nach den Wohnsitzen Geruths (sedes Geruthi cujusdam) unter Thorkills Leitung:

denn Geruthus ist offenbar der latinisierte Geirröd. Allein darum ist Thors und Thorkills Fahrt nicht einerlei, der letztere führt die Reisenden nur an die Stätte, wo einst Thor den Geirröd erschlug, doch sie müssen allerdings denselben Weg einschlagen, und so giebt uns Saxo einen kleinen Auszug aus einer alten germanischen Odyssee. Im Reiche des Geruthus seien ungeheure Schätze gehäuft, der Weg aber Sterblichen fast unmöglich; denn man müsse nach vielen anderen Gefahren das erdumgürtende Wendelmeer durchkreuzen, der Sonne und den Sternen entsagen und in Gegenden eindringen, die von ewiger Finsternis umhüllt sind. Nach mancherlei odysseeischen Abenteuern gelangen die Reisenden zunächst nach dem Reiche von König Gudmund, Geruths Bruder, der in Gläsiswöll haust und die Fremdlinge unter dem Scheine gastlichen Empfangs (wie Kirke die Begleiter des Odysseus) durch schöne Weiber, köstliche Speisen und Getränke zu verlocken sucht, daß sie Unterweltsspeise genössen und dann (wie Persephone und Zemyne) lebend bei ihnen bleiben müßten; aber Thorkill mahnt, obwohl nicht bei allen Reisebegleitern mit Erfolg, doch ja alle Speisen und Getränke unberührt zu lassen, weil sie sonst Vernunft und Gedächtnis verlieren und schmutziger Gemeinschaft der Ungeheuer anheimfallen würden. Über eine goldene Brücke, die an die Giallarbrücke der Edda erinnert, kommen sie endlich an das von wütenden Hunden bewachte Thor der finsteren Stadt Geruths, die einem dunstigen Gewölke gleicht. In einer schauerlichen Steinkammer sitzt dort der greise Geruth mit durchbohrtem Leib einem gespaltenen Fels gegenüber, und drei höckrige Weiber liegen mit gebrochenem Rücken da; denn hier hat Thor durch die Brust des übermütigen Riesen einst den glühenden Strahl geschleudert, der dann noch die Bergwand spaltete; die von Blitzen niedergeschmetterten Weiber aber büßten gleichfalls ihren gegen Thor geübten Frevel.

Das heißt in die klassische Sprache übersetzt, die Reise ging durch das Reich der Phäaken, in welchem Gudmund-Saturn-Alkinoos regiert, in das Reich des zerschmetterten Polyphem-Uranus-Geirröd, und hier scheint nun die Aufklärung für die so viel kommentierten Worte der Odyssee (VI. 3—8) gegeben zu sein, nach denen die Phäaken und Kyklopen einst nebeneinander gewohnt hätten. Man muß damit auch die Nachricht des Adam von Bremen vergleichen, nach welcher die friesischen Edlen aus der Charybdis jenseits Islands nach Durchfahren des Nebelmeeres zu einer von hohen Klippen, einer Stadtmauer ähnlich, umzogenen Insel kamen, auf der die menschenfressenden Kyklopen hausten, und dort goldene Gefäße und andere Schätze in Menge fanden, die sie aufrafften und mitführten, nicht freilich, ohne daß einer oder der andere von ihnen ergriffen und

gefressen worden wäre. Die Sage bei Adam zeigt also eine merkwürdige Übereinstimmung mit derjenigen bei Saxo darin, daß die Insel des mit glühendem Keil erschlagenen Kyklopen Geruthus und die Kyklopen-Insel reich an Goldschätzen sind, ein Zug, der nicht in der Odyssee vorkommt, aber mehreren nordischen Kyklopen-Märchen entspricht und älter sein dürfte als die Odyssee, in welcher die Goldschätze auf die ehemals (!) der Kyklopen-Insel benachbarte Phäaken-Insel übertragen sind. Ferner ist bei Adam die Kyklopen-Insel mit den hohen Felsmauern umzogen, mit denen Poseidon den Phäaken droht.

Dazu kommen merkwürdige weitere Übereinstimmungen. In der deutschen wie in der indischen und griechischen Sage gelangen die Seefahrer unmittelbar nach dem großen Schiffbruch in der Charybdis, der sich in der Odyssee vor der Phäaken-Insel mit allen Nebenumständen wiederholt, nach der Nebelstadt des Geruthus, den goldenen Städten der Phäaken und der Vidyadharen. Das deutet klar darauf hin, daß der große Meeresstrudel am Ende der Welt seit jeher in der Anschauung der Indogermanen zu jenen Wegehindernissen gehörte, welche sie vor dem Eingange ihres Totenreiches anhäuften, um den Lebenden den Eingang, den Toten aber den Ausgang zu versperren. Es scheint, daß nirgends in der Welt die Vorstellungen von der Insel der Seligen, wo die besseren Menschen unter dem milden Scepter eines alten Götterkönigs wohnen, so entwickelt gewesen sind wie bei den alten Kelten und Germanen, von deren Unsterblichkeitsglauben im elften Kapitel gehandelt wurde. Zu diesem Glauben gehören nun aber ganz im besondern die Vorsichtsmaßregeln gegen das Eindringen Unberufener in dieses Reich.

Bei den Griechen ist davon nichts als der Unterweltsstrom und der Kerberos geblieben, im Norden wachten am Thor zwei Hunde, damit immer einer wach bleibe, wenn der andere schliefe. Von den scharfen Schneiden des Unterweltsstromes und dem langen zu überschreitenden Dornenfelde war schon oben (S. 499) die Rede. Wir finden nun ferner den Meeresstrudel, der in einer engen Felsschlucht gedacht ist, damit ihn niemand vermeiden kann, wozu Homer (nach alten Vorbildern?) auf der gegenüberliegenden Seite der engen Wasserstraße die Skylla fügte, damit der Lebende, welcher die Felsenenge passiert, der Charybdis verfällt, wenn er die Skylla vermeiden will. Es folgt in der Thorkillsage, St. Patrickslegende und anderen nordischen Unterweltsreisen eine schmale, haardünne Brücke, die auch in orientalischen Legenden vorkommt. Aber selbst bis an die Thore der Insel der Seligen gelangt, wäre der Gang für einen Lebenden vergeblich; denn er findet die Stadt auf einem gläsernen Berge gelegen, oder in einer

altenglischen Bearbeitung der St. Patricksage mit steilen gläsernen Mauern umschlossen. Es ist dies das Gläsiswöll (Glasmauer) der eben erwähnten dänischen Sage von Thorkills Fahrt in die Unterwelt, die Glasinsel der englischen Rittersage (vergl. S. 121), der Glasberg des deutschen Märchens, zu dessen Erklimmung ehemals den Toten besondere Steigeisen ins Grab gelegt wurden. Die Sage scheint aus der Sitte der im Feuer verglasten Burgwälle (S. 89) hervorgegangen zu sein, deren Reste man in England, deutschen und slavischen Ländern so häufig findet, und wenn die unübersteigliche Phäaken-Mauer aus dieser Sage entstanden sein soll, so müßten jene niemals im Süden gefundenen Glasburgen im Norden allerdings älter sein, als man gewöhnlich annimmt.

Aber auch das Reich der Hel war in derselben Weise verwahrt, und wenn wir die Behausung der Menglada, vor welcher Odur nach der Totenbefragung erscheint (S. 573), damit vergleichen dürfen, so finden wir die verglaste Mauer, die Hunde (Garmaren), welche das Thor bewachen und von denen immer nur einer schläft, und ein Gitter, welches, wie es scheint, immerfort sich öffnend und mit Donnerschall zusammenschlagend gedacht war, so daß wohl Schatten, aber keine lebenden Menschen ohne Gefahr hindurchzukommen vermochten, weshalb Hermodur, als er auf Odins Roß den Helweg ritt, um seinen Bruder Baldur von der Hel zurückzufordern, über das Gitter hinwegsetzen mußte, um lebend in Hels Reich zu kommen. Auf dieses Unterweltsgitter bezieht sich das Gespräch zwischen Windkaldr und Fiölswidr in dem nach dem letzteren benannten Eddaliede:

Windkaldr: Wie heißt das Gitter? nie sah'n bei den Göttern
So üble List die Leute.
Fiölswidr: Trymgialla heißt es, das haben drei
Söhne Solblindis gemacht.
Die Fessel faßt jeden Fahrenden,
Der es hinweg will heben.

Trymgialla heißt der Donnerschall, und von einem solchen Donnerschall-Thor, welches an des Himmels Ende in die Unterwelt führt, erzählt Er, der Sohn des Armenios (Irmin?) im zehnten Buche von Platons Staat, wo auch das Schleifen der Ungerechten durch das Dornenfeld (vergl. S. 499) vorkommt. Schon Osterwald hat (a. a. O. S. 74) darauf aufmerksam gemacht, daß die Schlagfelsen (Plankten) der Odyssee, die der Dichter mit den Symplegaden der Argonautensage vergleicht, welche nicht mehr zusammenfuhren, nachdem die Argo glücklich dazwischen hindurchgelangt war, dem Helgatter der nordischen Sage zu vergleichen seien.

Dies wird um so wahrscheinlicher erscheinen müssen, nachdem wir nachgewiesen haben, daß alle die Schrecken des Weges, vor denen Kirke den Odysseus warnt, eigentlich dem Helwege der nordischen Sage angehören und in der Odyssee an die falsche Stelle geraten sind; denn sie hätten auf den Weg nach der Unterwelt gehört. Daher erklärt sich nun vielleicht auch, weshalb Teiresias, der doch dem Odysseus über den Heimweg Auskunft geben und Rat erteilen soll, von allen diesen Dingen nichts weiß; denn sie mußten in der ursprünglichen Odyssee schon überwunden sein, als Odysseus nach der Unterwelt kam. Aber vielleicht gehörte nach der alten Sage nur das Schlaggatter vor den Eingang der Unterwelt, Skylla und Charybdis aber vor die Insel der Seligen (Phäaken), und danach würde sich erklären, daß Odysseus auf seinem Wege dorthin nur die letzteren, nicht aber die Schlagfelsen passiert, vor denen ihn Kirke gleichwohl gewarnt hatte.

E. B. Tylor hat in seinen „Anfängen der Kultur“ (Bd. I. S. 342 bis 344) gezeigt, daß die in unseren Kirchenbildern als Höllenrachen fortlebenden Vorstellungen von den Schlagfelsen, durch welche die untergehende Sonne, wie die Menschen am Ende der Welt und des Lebens hindurchmüssen, nach Schoolcraft auch bei den nordamerikanischen Algonkin-Indianern, die wir auch sonst im Besitze einer vollständigen Odyssee finden werden, sowie bei den Azteken und den Karenen in Birma bekannt sind. In einem Opfer-Ceremoniell der Karenen werden nach Mason die Opfertiere angeredet: „Du gehst bis zu Thama (d. h. dem indischen Totenrichter Yama) .... Beim Öffnen und Schließen der westlichen Felsenthore gehst du zwischen ihnen hindurch, du gehst unter die Erde, wo die Sonne wandelt .... Ich mache dich zu einem Boten u. s. w.“ In einer Sage der Ottawäer (einem Algonkin-Stamme) von Josko, der zur Sonne wanderte, hört man schon von weitem das Zusammenschlagen von Himmel und Erde am Weltrande, da, wo Sonne und Mond hindurchmüssen, und spürt die Windstöße, die vor dem Zusammenschlagen durch die Öffnung kommen. Die beiden Felsen sind also ursprünglich die übereinanderliegenden Ränder von Himmel und Erde. Im Begräbnis-Ceremoniell der Azteken wurde nach Torquemada dem Leichnam ein Paß überreicht mit den Worten: „Mit diesem wirst du zwischen den beiden Bergen hindurchkommen, die sich gegeneinander stoßen.“ Bei Platon sind es enge Spalten.

Es scheint, daß diese Sagen den Karenen in Birma durch die Indier, und den Algonkins durch früh nach Amerika herübergekommene Normannen oder Vinländer übermittelt wurden, und so faßt es auch Tylor auf. In litauischen Mythen fanden wir das Herniederziehen des ehernen Himmels

zur Erde mittelst einer großen Kette, und daraus scheint sich in frühen Zeiten die Vorstellung von einem Öffnen und Schließen der Himmelspforte im Osten sowohl wie im Westen, von einem Öffnen der goldenen Thore der Morgenröte und von einem tückischen, kieferartig zusammenklappenden Fallgatter der Unterwelt gebildet zu haben. Daran mag sich dann bei uns (ebenso, wie bei Platon der Höllenrichter an der brüllenden Spalte sitzt) früh die Vorstellung von einem hinter dem Helgatter sitzenden „Pförtner der Hölle“ geschlossen haben, welches Amt in christlichen Zeiten dem Teufel und seiner Großmutter zufiel, denn Helleriegel, Höllenriegel sind bei uns alte Bezeichnungen für den Teufel und seine Großmutter, ja viele Germanisten wollen den Namen Loki als Beschließer deuten, weil altn. lukan schließen, lok der Beschluß, das Ende, loka der Riegel heißt. Aus dem alten Flammengotte Logi wäre der Höllenriegel Loki geworden. Nun ist es höchst merkwürdig, daß Grendel und seine Mutter, die im Beovulf schlechthin als der Teufel und seine (Groß-) Mutter geschildert werden, dieselbe Bedeutung haben; denn agſ. grindel, ahd. krintil, mhd. grintel heißt wieder der Riegel, und als Christus zur Hölle fuhr, mußte er, wie es in einer alten Schrift heißt, mit Löwenkraft „die grintel brechen“ (Grimm 222—223). Da nun in anderer Beziehung, wie wir oben gesehen haben, die Skylla der Mutter Grendels als Thorwächterin der Hölle gleicht, sofern sie den mehrköpfigen Garmaren oder Höllenhunden in halbmenschlicher Gestalt entspricht, einer Jungfrau Skylla aber in der griechischen Mythe dieselbe Aufgabe zufällt, die im deutschen Märchen von den drei goldenen Haaren (Gebr. Grimm Nr. 29, vergl. S. 559) dem alten Höllenriegel, des Teufels Großmutter, Mutter Grendel, zugeschrieben wird, so sehen wir, wie auch im zwölften Gesange der Odyssee eine Menge altgermanischer Märchen zusammenhanglos auftauchen; denn Skylla schnitt ihrem Vater Nisos, dem Seekönige Minos zuliebe, das purpurfarbene Haar ab, in dem seine Kraft lag, und wurde dafür in das Meerscheusal verwandelt, dessen Name die „Zauserin“ bedeutet. So beraubt Delila den Sonnengott Simson seines Haares, und so reißt des Teufels Ellermutter dem alten Sonnenteufel (Polyphem) die drei goldenen Haare aus, die sie dem kleinen Däumling, der nach der Hölle gekommen war, schenkte.

Der kleine Däumling, der dem alten Sonnengott die Rinder wegtrieb (S. 282 ff.), weil er sein Nachfolger wurde, begegnet uns gleichfalls in demselben Gesange (XII.) der Odyssee, allerdings nur im Geiste, indem hier die Gefährten des Dulders dem Sonnengotte die Rinder wegtreiben und schlachten. Diese Episode ist sicherlich für die Philologen, welche end-

lich im Odysseus den wandernden Sonnengott erkannt haben, die härteste Nuß; denn wenn Odysseus der Sonnengott selber ist, wie kann er durch das Hinwegtreiben seiner Rinder (Wolken) den Zorn des Sonnengottes auf sich laden? Wir werden demselben Zuge sogleich in einer nordischen Odyssee wieder begegnen, und er ist nur aus der nordischen Däumlingssage verständlich, in welcher der junge Sonnengott (das Kind Hermes) dem alten, dem er das Augenlicht und die goldenen Haare geraubt, nun auch noch die Heerden wegtreibt und von diesem mit Sturm und Ungewitter verfolgt wird.

72. Die Haddingsage.

Müllenhoff wundert sich in seiner „Deutschen Altertumskunde“ (I. 45), daß bei dem überreichlich vorhandenen Stoff in germanischen Ländern keine Odyssee zu stande gekommen sei, und er erklärt sich diese befremdliche Erscheinung dadurch, daß in der Zeit, in welcher die Lust zur Zusammenfügung größerer Dichtungen bei uns erwachte, die Wunderwelt des Orients sich durch die Kreuzzüge für uns eröffnet hatte, wodurch alle Phantasie dorthin gerichtet wurde und die keimenden Odysseen in Fahrten nach dem heiligen Lande und der Wunderwelt des Orients umschlugen. Die Sage vom Herzog Ernst, Orendel und Oswald können als Beispiele dafür gelten; allein es scheint mir doch nicht so gewiß, daß bei uns niemals eine Odyssee vorhanden gewesen sei. Denn das Groa-, Fiölswidr- und Graubartslied der Edda, die Örvandil-, Thorkill-, Haddingsage und viele von Saxo umgedichtete altnordische Lieder, Episoden des Gudrunliedes, Orendel- und Wolfsdietrichliedes lassen sich doch fast nur als Bruchstücke einer Reihe zusammengehöriger altmythischer Lieder, welche die Wanderungen des Sonnengottes zum Gegenstande hatten, verstehen. Sie mögen nicht zu einem kunstvollen Ganzen vereint gewesen sein, wie ja auch die Odyssee nur im Laufe der Jahrhunderte entstand, allein Ansätze dazu waren gewiß vorhanden, und es ist bezeichnend, daß die im letzten Kapitel besprochenen Meerabenteuer (Skylla und Charybdis, Sirenen und Plankten) nebst der Phäakensage, mit der deutschen Siegfriedsage und finnischen Sampo-Sage verfilzt, ebenso in der Argonauten-Sage vorkommen, deren Held als Sonnengott noch vor wenigen hundert Jahren in slavischen Ländern verehrt wurde.

Denn auch Jason und Medea irren weit durch Nord-Europa umher, geraten durch die Donau in den Eridanos, in die Rhone und das Keltenland, besuchen die Kirke, Medeas Schwester, um sich von ihr entsühnen zu lassen, fahren durch Skylla und Charybdis, bei den Sireneninseln vorbei durch die Symplegaden nach dem Lande der Phäaken, um dort ihre Hochzeit zu feiern; kurz, es scheint überall ein älteres, von den Zeiten verschlungenes altarisches Irrfahrerlied hindurch, von dem Orion-, Jason- und Odysseus-Sage ebenso wie die neueren nordischen Dichtungen gezehrt haben.

Eine besonders große Anzahl von Erinnerungen aus einem solchen alten Sonnen-Epos hat der dänische Geschichtsschreiber Saxo auf seinen mythischen Dänenfürsten Hadingus oder Hadding gehäuft. Die Dänen treten verhältnismäßig spät in der Geschichte als Nation auf; in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gedenkt kein Schriftsteller ihrer, und erst Ammianus Marcellinus erwähnt eines Danus, ohne daß es sich bestimmen ließe, ob damit nicht ein Germane gemeint war. Das wahrscheinlich im Anfange des achten Jahrhunderts in der jetzigen Gestalt aufgezeichnete Beovulflied verzeichnet als erste Herrscher der Dänen Sceaf (d. h. Ährenbündel, nämlich den als Kind auf einem Ährenbündel ankommenden Sonnenhelden); Scyld (Skjold, d. h. den Schildgott), Beovulf und dessen Sohn Halfdan. Die drei ersten sind mythische Götter oder Helden der Angelsachsen, erst in Halfdan (Halbdäne) möchte Müllenhoff (Beowulf S. 24) eine möglicherweise historische Gestalt vermuten, da es nicht einleuchten will, warum man eine mythische Gestalt als halbschlächtig hinstellen sollte.

Saxo beginnt, wie die meisten dänischen Chronisten, mit Dan und Angel, zwei Stammeltern der Dänen und Angeln (Schleswiger), die offenbar nur Namens-Ahnen sind und von denen er ebensowenig zu erzählen weiß wie von den beiden Söhnen des ersteren, Humblus und Lother, die nachher den dänischen Thron eingenommen haben sollen. Dann folgt Lothers Sohn Skiöld, der in norwegischen und deutschen Sagen als ein berühmter Sohn Odins gilt, von dem uns aber Saxo auch nicht viel zu erzählen weiß, obwohl er sonst als der eigentliche Ahnherr der Dänenkönige oder Skiöldunge gilt. Erst mit seinem Sohne Gram oder Gramr, der dem Halfdan im Hyndlaliede der Edda, der Fornaldar- und Hrolf-Kraki-Sagas ziemlich genau entspricht und von dem es im Hyndlaliede heißt, daß alle Skiöldunge, Skilfinge, Ödlinge und Ynglinge, d. h. die berühmtesten Helden der nordischen Sage, von ihm abstammen, wird die Geschichte etwas reicher.

Saxo berichtet, daß König Gram in allen Tugenden seinem Vater Skiöld ähnlich war und sich solchen Ruhm erwarb, daß in den älteren Liedern der Dänen sein Name allen Königen beigelegt wurde. (Gram war nämlich der herkömmliche nordische Königstitel, und unser Held heißt sonst Halfdan, vergl. S. 542.) Zu seiner Gattin wählte er die Tochter Hrôars, seines Erziehers, die mit ihm von gleichem Alter und seine Milchschwester war, um dadurch seine Dankbarkeit für die empfangene Erziehung an den Tag zu legen, gab sie aber später seinem Freunde und Waffengenossen Bessi zum Weibe .... Als Gram einst zufällig vernommen hatte, daß Grô, die Tochter des Schwedenkönigs Sigtrygg (d. h. des Siegtreuen) von diesem einem Riesen zugesagt worden sei, erachtete er diese Verbindung für so unwürdig des königlichen Blutes, daß er einen Heerzug wider die Schweden unternahm, um der frechen Begierde des Riesen Einhalt zu thun. Als er nun im Lande der Gauten angekommen war, hüllte er sich in Geißfelle, um die ihm Begegnenden zu schrecken; zugleich trug er eine gewaltige Keule in seiner Rechten, daß er ganz das Aussehen eines Riesen habe. So traf er auf Grô, welche mit geringer Begleitung zu einem Waldbach geritten kam, um zu baden. Es ergab sich ein längeres Zwiegespräch, worin sie auf die Frage nach ihrem Namen (nach Ettmüllers freier Übersetzung) antwortet:

Grô ich heiße; dem der Grund hier eignet,
Meinen Vater ich den Fürsten nenne,
Den waffenkühnen Wehrvolkleiter; —
Doch wer bist du? Das mir sage!

Er schiebt erst den Namen seines Waffenbruders Bessi vor, und erwidert auf weitere Frage:

Gram heißt der Führer der Grimmherzigen,
Der da kampfesfroh die Kämpen leitet;
Furcht nicht kennt der Fürst der Männer,
Keiner Gewalt noch wich der Wehrvolkleiter.

Nicht Feuer hemmt ihn; nicht der Feinde Schwert,
Noch der Woge Wut ihn schrecket;
Den roten Schild hieß der Reckenführer
Hoch erheben: Nun du's hörtest, Maid.

Nach weiterer Wechselrede wirft er seine entstellende Hülle ab, und der Bund wird geschlossen. Aus diesen Gesprächen in gebundener Rede, von denen man annehmen muß, daß Saxo nur altnordische Epen in lateinische Verse umgedichtet hat, erfahren wir zweierlei Dinge von Wichtigkeit, erstens daß Grams Frau, ebenso wie diejenige Orvandils Grô

oder Gróa hieß, und zweitens, daß sein Name geradeso wie derjenige des Odysseus der Zornige, Grimmige, Zürnende bedeutet. Da Saxo sich ziemlich bewandert in den Schriften des klassischen Altertums zeigt und zahlreiche ältere Sagen in seine dänische Geschichte verflochten hat, so liegt es nahe zu glauben, er habe mit dem Namen Gram den Namen des Odysseus ins Dänische übersetzt, um dann seinen Sohn Hadding zu einem rechten und echten Odysseus zu machen. Daß Saxo sich vollkommen der Bedeutung des Namens Gram bewußt war, geht aus der Schilderung seines Kampfes mit Grós Vater Sigtrygg deutlich hervor. Derselbe widersetzte sich dem Liebhaber seiner Tochter, und Gram wurde durch die Stimme eines Waldgottes Agathon (wobei an seinen Großvater Odin zu denken ist) belehrt, daß Eisen diesen Mann nicht verwunde und daß er nur durch Gold zu besiegen sei. Er legte deshalb, als er zum Zweikampf mit dem Schwedenkönig schritt, um seine hölzerne Keule einen Goldreif. Das heißt wohl, er offenbarte sich als Sonnenheld, wie sein ganzes Geschlecht von dem Großvater Odin an bis zu dem Enkel Fro oder Freyer zu den nordischen Sonnengottheiten gehört und Fro ebenso wie Gram und Odysseus als der Grimmige charakterisiert wird. Kurz, wir haben ein Glied der oben (S. 543) charakterisierten Sagen vom Sonnenwanderer, der die Gattin befreit.

Gram, der grimme, hob im Groll die Keule,
Das Eisen verachtend,
Mit schwindem Schwung brach er Schwertes Vorhalt
Und wehrte den Waffen
Des kühnen Königs.

Wie Urdh es flocht und Odin es fügte,
Der schwachen Schweden
Stolz er stürzte; der Starke lehrte
Den Fürsten fällen
Mit gellendem Golde.

Kämpferlist der Kühne übte,
Goldrot glänzte
Die Keule, die der König aufschwang.
Den Fürsten er fällte
Mit leuchtender Lohe.

Den nimmer Stahl durchstechen sollte,
Den schlug der Schlaue
Mit Goldes Härte. Nicht Gere schwang er;
Mit edlem Erze
Den Kampf er kürzte.

Die Entdeckung, daß im Odysseus, dem Zürnenden, ein uralter, Apoll und Helios vorangehender Sonnengott steckt, ist erst in den letzten Jahrzehnten aufgetaucht und hat sich seitdem immer sieghafter der Köpfe der Sagenforscher bemächtigt. Ich gebe daher Herrn Bugge in Christiania das Rätsel auf, zu erklären, wie Saxo dazu gekommen sein soll, Namen und Thaten des Odysseus an das Geschlecht der skandinavischen Sonnenhelden zu heften, wenn nicht der Ursprung der Sage im Norden läge und Urverwandtschaft vorhanden wäre. Dies wird sich freilich erst aus dem Weiteren klarer ergeben. Gram, von seinem Vater Skiöld als Mitregent angenommen, dann sein Nachfolger, unterwirft Schweden, Goten und die empörten Dänen seinem Scepter; er kämpft mit dem König der Finnen Sumbel. Während des letzteren Feldzuges ward er beim Anblick der Tochter Sumbels, der schönen Signe, aus einem Feinde ein Bewerber, legte die Waffen nieder, versprach, seine Gattin Grô zu verstoßen, und verlobte sich mit ihr.

Inzwischen hatte der norwegische König Swipdag Grams Tochter entführt, und während nun Gram gegen ihn zu Felde zog, erfuhr er, daß sich Signe dem Sachsenkönige Heinrich vermählen wolle. Er eilt vom Kampfplatz an den Hof des Finnenkönigs, kommt gerade noch zum Vermählungstage zurecht, schleicht sich verkleidet unter die Hochzeitsgäste und raubt, das Hochzeitsgelage in ein Totenmahl verwandelnd, die ihm versprochene Braut. Allein sie sollte ihm kein Glück ins Haus bringen; denn Swipdag, der Norweger, hatte durch sein Verlassen des Heeres den Vorteil gewonnen, erschlug ihn im Kampfe, nahm seine Reiche Danland und Schweden in Besitz, ließ seine Söhne Guthorm und Hadding erziehen und setzte Guthorm, der sich willfähriger zeigte, auf den dänischen Thron, während Hadding Verbannung mit Aussicht auf Rache jeder Wohlthat des Vatermörders vorzog.

Wir müssen hier einhalten, um auf gewisse Ähnlichkeiten der Gramsage mit derjenigen von Niördr, dem jüngeren Seegott der Edda, hinzuweisen. Wie Gram die von Riesen umworbene Tochter des Sygtrigg, den er erschlug, zur Gattin nahm, so freite Niördr Skadi, die Tochter des von den Asen erschlagenen Sturmriesen Thiassi (S. 202), und auch hier wird die Ehe wieder getrennt; denn Skadi wollte wohnen, wo ihr Vater gewohnt hatte, nämlich auf den Felsen in Thrymheim, während Niördr am Seeufer seinen Wohnsitz aufschlagen wollte. Sie verglichen sich endlich dahin, daß sie neun Nächte (Monate) in Thrymheim und dann weitere drei in Noatun (der Schifferstadt) hofhalten wollten. Es klingt darin ganz leise die Melodie von dem Sonnenwanderer Odin (Odur) an, der

neun Monate im Norden bei der Hulda und nur drei bei der Frigg oder Freyja weilen konnte. Und als Niördr von den Bergen nach Noatun zurückkam, begann der Wechselgesang:

Niördr: Leid sind mir die Berge; nicht lange war ich dort,
Nur neun Nächte.
Der Wölfe Heulen deuchte mich widrig
Gegen der Schwäne Singen.
Skadi: Nicht schlafen konnt' ich am Ufer der See
Vor der Vögel Lärm;
Da weckte mich, vom Wasser kommend,
Jeden Morgen die Möwe.

Schließlich sahen Niördr und Skadi ein, daß sie nicht zusammen paßten, und letztere zog für immer nach Thrymsheim, wo sie sich später dem Uller vermählte. Die Sage von Hadding (Hadingus) ist eine mit reicheren Zügen ausgestattete Wiederholung der Gram-Halfdansage (und somit dritte Auflage der Niördrsage), welche wahrscheinlich dadurch entstand, daß Saxo alte Lieder von Gramr und andere von Halfdan vorfand, die nur zum Teil übereinstimmten, und da er nicht wußte, daß Gramr und Halfdan eine Person sei, machte er daraus Vater und Sohn. Nichtsdestoweniger sind die mitgeteilten Sagen echt, d. h. auf alter Überlieferung beruhend, wie schon daraus hervorgeht, daß Ragnhild, die Riesentochter und Braut Haddings, als Ragaina und Geliebte des Sonnensohns auch in der litauischen Sage vorkommt (vergl. S. 203). Die all diesen Sagen eingestreuten Gedichte sind bald in lateinischen Hexametern oder Distichen, bald in der sapphischen Strophe wiedergegeben und erst durch Ettmüller (Altnordischer Sagenschatz, 1870), dem wir hierbei folgen, in die mutmaßlichen Stabreime der Urform zurückübertragen worden. Aber sie beruhen auf altnordischen Liedern, und Saxo bemerkt bei dem Liede der Grô, von dem oben ein Vers mitgeteilt wurde, sie habe beim Anblick des vermeintlichen Riesen (Gramr) sich im vaterländischen Liede (patrio carmine) geäußert.

Wenn wir oben sahen, daß Gramr-Halfdan vor seiner rechtmäßigen Gattin Grô schon eine Jugendgespielin zur Braut gehabt, so ist es bei Hadding gar die zum Riesengeschlechte gehörige Amme Hardgreip, die den Jüngling mit Liebesanträgen verfolgt und endlich auch gewinnt. „Laß dich nicht durch den Anblick meiner ungewöhnlichen Größe abschrecken," hatte sie ihm gesagt; denn die kann ich ändern. Und da er immer noch schwankte und ihren Worten keinen rechten Glauben schenken zu wollen schien, da sang sie ihm ein langes, von Saxo mitgeteiltes groteskes Lied, von dem hier wenige Verse als Beispiel genügen werden:

Zu der Wichtel Wuchse die Wucht der Glieder
  Ich nieder neige
Und mein Haupt ich, das den Himmel rührte,
  Dann beug' am Boden.

So mag ich leicht den Leib verwandeln,
  Du sahst es selbst ja;
So wandl' ich nach Wunsch in Wechselgestaltung
  Vor euren Augen.

So mag ich den Kleinen klein mich zeigen,
  Groß dem Großen;
Gleich Wachs ich bilde nach Wunsch die Glieder,
  Nicht stumm des staune.

So gewann sie des Hadding Einwilligung und entbrannte in so großer Liebe zu dem Jünglinge, daß, als sie inne ward, er trachte in seine Heimat zurückzukehren, sie beschloß, als Mann verkleidet ihm zu folgen, und sie fand ein Vergnügen daran, an seinen Mühsalen und Gefahren teilzunehmen. Man wird an das innige Verhältnis des Odysseus zu seiner Amme, derselben, die ihn an seiner Fußwunde nach der Rückkehr wiedererkennt, erinnert. Allein Hadding verlor sie früh. Als sie einst auf ihren gemeinsamen Fahrten in einem Hause übernachteten, hatte sie einen toten Mann durch unter seine Zunge gelegte Zauberrunen zum Scheinleben erweckt und erlag dem Fluche desselben.

„Den seiner Amme beraubten Hadding brachte ein einäugiger Greis, der für den Vereinsamten Mitleid empfand, mit dem Liser, einem Seeräuber (d. h. Wikinger) zusammen, und sie schlossen auf die feierlichste Weise ihren Bund. Wenn nämlich die Alten einen Bund schlossen, so träufelten sie in ihre Fußspur wechselseitig ihr Blut und befestigten so der Freundschaft Gelübde durch die Vermischung desselben. Hierauf überzogen Liser und Hadding, durch die engsten Bande der Genossenschaft vereinigt, Loker, den Beherrscher der Kuren, mit Krieg. Nach deren Besiegung entführte der oben genannte Greis — unter welchem natürlich sein Ahne Odin zu verstehen — den fliehenden Hadding auf seinem Rosse nach seinem Hause, erfrischte ihn daselbst durch einen wohlschmeckenden Trunk und sagte ihm, daß er dadurch fortan weit kräftiger sein sollte, und giebt ihm einen Rat, wie er der ihm bevorstehenden Gefangenschaft bei den Leuten von König Loker entgehen solle, da ihm ein Trunk aus der Brust des Bären, dem er zum Fraß dienen sollte, stark machen werde, um die Fesseln brechen zu können.

Und nach diesen Worten brachte er den entrückten Jüngling an den früheren Ort zurück. Damals, als Hadding aus Neugier durch die Spalten des Mantels, mit welchem der Greis ihn verhüllte, hervorblickte, bemerkte er, daß das Roß über des Meeres Wogen dahintrabte. Aber verhindert an der Betrachtung einer Sache, die er nicht sehen sollte, wandte er seinen staunenden Geist von der schreckhaften Erwägung seiner Reise ab."

Darauf von Loker gefangen genommen, erlebt er die Erfüllung der gesamten Weissagung Odins, d. h. er befreit sich aus den Banden der Wächter, öffnet dem

Bären, dem er zum Fraße dienen sollte, die Brust und trinkt sein Blut, besiegt durch List Andwân, einen König des Örnsunds, indem er Vögel mit brennendem Schwamm unter den Flügeln in seine uneinnehmbare Festung Duna fliegen läßt, und schlägt dann bei Gudland (Gotland) den König von Schweden, Swipdag, den Mörder seines Vaters, der ihm mit einer großen Flotte entgegengezogen war. Hadding besteigt den schwedischen Thron.

Hier schiebt nun Saxo eine mythologische Erörterung vom christlichen Standpunkte ein, indem er erzählt, der in freiwillige Verbannung gezogene Odin sei nun wieder, d. h. mit der Thronbesteigung seines Nachkommen und Schützlings Hadding, in Upsala zur Herrschaft gelangt, nachdem König Swipdag, d. h. der schnelle, frühe Tag, ein Beiname Freyrs, des sommerlichen Sonnengottes, gestürzt war. Die Erzählung nimmt nunmehr ihren Verlauf in unausgesetzten Kämpfen des Sommer- und Winter-Sonnengottes, oder ihrer resp. Verehrer, um die Oberherrschaft, unter dem antreibenden Motive der nie zu stillenden, weil immer neu erweckten Blutrache. Asmund, der Sohn Swipdags, überzieht, um seinen Vater zu rächen, Hadding mit Krieg und dringt todesmutig auf denselben ein. Aber indem er ein Spottlied singt, wird er von Hadding mit geschwungenem Wurfspeer durchbohrt. „Aber auch," so heißt es wörtlich weiter, „im Tode ermangelte Asmund nicht des Trostes; denn da er seinen Erleger am Fuße verwundet und so für das ganze Leben gelähmt hatte, so machte er seinen Tod durch diese kleine Rache denkwürdig. Sein Leichnam ward bei Upsala mit königlichen Ehren bestattet." Wir sehen hier das Seitenstück zum Eberbiß, der den Fuß des Odin wie des Odysseus lähmt. Unter dem Eber ist also der Sommer-Sonnengott Freyr selbst zu verstehen, der ja, auf dem Eber Gullinbursti reitend, dargestellt wurde, er bringt als Asmund dem Odin-Hadding die mythische Fußwunde bei. Uffo, Asmunds Sohn, führt den Kampf weiter, und es kommt zu einer großen Schlacht zwischen dem Odins- und Freyr-Geschlechte. Saxo erzählt:

„Als nun in derselben Nacht noch die beiden feindlichen Heere handgemein wurden, so zeigten sich plötzlich zwei Greise scheußlicher Gestalt. Haarlos waren ihre Häupter, und bei dem Blinken der Gestirne gewährte ihre Kahlheit einen schaurigen Anblick. Mit entgegengesetztem Eifer der Wünsche teilten sie ihre ungeheuerlichen Bemühungen; denn wie der eine die Dänen zu schützen suchte, so nahm sich der andere der Schweden an." (Nunmehr folgt ein Seitenstück zu Polyphems Ermordung nebst dem Zorn Poseidons:) Der von Uffo besiegte Hadding entwich in den Gau der Helsinge und bekam es dort mit einem Meeresungeheuer zu thun. Als er nämlich seinen von der Glut der Sonne durchhitzten Leib in den kühlen Wogen des Meeres badete, fiel ihn ein Tier unerhörter Gattung an. Der Kampf war hart; doch erlegte er dasselbe endlich durch häufige Schwertschläge, und darauf ließ er das getötete Ungetüm in das Lager tragen. Bei seinem siegprangenden Einzuge trat ihm ein Weib entgegen und sprach also zu ihm:

Magst den grünen Grund der Erde
Treten du mit trotzigem Fuße;
Magst zur See du Segel schauen
Und des Windes Winken trauen:
Ohne Gunst der Götter ziehst du,
Feinde sind dem Fürsten alle;
Auf der Erde Umkreis zeigen
Dir sich abhold alle Wesen.
Auf dem Felde fallen wirst du,
Auf dem Wasser Wind dich schüttelt,
Und den unstet Irr'nden fasset
Wirbelsturm und wälzt dich rastlos.
Deine Spieren splittern, brechen,
Deine Balken bersten, spalten,
Durch die Segel saust der Windstoß.
Nimmer deckt ein Dach den Müden,
Sturm zerstößt es, stürzt es nieder,
Soll es Schutz und Schirm dir geben;
Und das Vieh, es fällt dem starren
Froste, wird zum Fraß den Wölfen,
Statt dir Nahrung neu zu bieten.
Wie die Flechten flieh'n dich alle,
Meiden dich wie 'n Miselsücht'gen (Aussätzigen),
Grimme Seuche sie dich nennen;
Denn Verderben dünkt dein Anblick.
Solche strenge Strafe hat dir
Aller Mächte Mund gesprochen;
Denn es gab der Götter einem,
Den es freut' im fremden Leibe
Mit der Wogen Wucht zu spielen,
Deine freche, frevelkühne
Hand den Tod in tollem Wüten.
Mörder eines mächt'gen Gottes
Stehst du hier: der Sturm doch rächt ihn,
Wagtest du des Wellenrosses
Treue zu vertrauen dich erst.
Nordwind wird sich neidgrimm heben,
Seine Wut der West entzügelt,
Rauh von Osten braust der Eissturm,
Und des Südwind Saus erdröhnet:
Alle sich vereinen werden,
Stoß auf Stoß sie stürmen hastvoll
Auf dich ein; sie all im Bunde
Wühlen auf der Wogen Tiefe,
Reißen dich im Ringeltoben
In die Schlünde, schleudern aufwärts
Hoch dich in des Himmels Wolken,
Grollend, bis den Grimm der Hohen
Du versühnst, besänftigst ihren
Zorn, wie sich es ziemt, für deinen
Frevel Buße bot'st; ich sprach's.

Hadding erlebte alles, was ihm angedroht war; jede Ruhe störte er durch seine Ankunft. Als er abgesegelt war, schichtete sich düsteres Gewölk empor, und ein ungeheurer Sturm vernichtete seine Flotte. Den Schiffbrüchigen und gastliche Aufnahme Suchenden empfing in der Heimat plötzlicher Aufruhr und Mord, und keine Abwehr des Unheils fand er, bevor er seinen Frevel durch Weihgaben gebüßt und sich mit den Göttern versöhnt hatte. So bestimmte er, um der Götter Gunst sich wieder zu erwerben, dem Gotte Frô schwarze Tiere zu Weihgaben, welchen heilbringenden Gebrauch er jährlich an bestimmten Feiertagen zu wiederholen gebot und den Nachkommen zu gleichem Begängnisse hinterließ. Die Schweden nennen ihn Fröblôt (vergl. S. 369). Hier schließt sich nun zunächst eine Wiederholung der Gram- und Halfdansage (vergl. S. 542 und 590) an, aber mit so eigentümlichen, auch der Edda und der litauischen Sonnensage (S. 203) angehörigen Einzelheiten, daß nicht an eine Erfindung Saxos zu denken ist. Derselbe erzählt:

Als Hadding nun vernahm, daß ein Riese mit Ragnhild, der Tochter Hâquins, des Königs der Nidhrer, sich verlobt habe, so verabscheute er diese unwürdige Ver-

bindung und kam aus freiem Entschlusse der Vermählung zuvor, indem er nach Norwegen zog und den scheußlichen Bewerber um die Jungfrau mit dem Schwerte erlegte. Ihren Beschützer, der von dem Riesen viele Wunden empfangen hatte, heilte die Jungfrau, ohne ihn zu erkennen. Auf daß aber der Geheilte ihr zu allen Zeiten kenntlich bleibe, verschloß sie in eine der Wunden seines Schenkels einen Fingerring. Als sie nun bald darauf von ihrem Vater die freie Wahl ihres Gatten erhielt, entbot sie die jungen Männer zu einem Gelage, erforschte sie durch sorgfältige Berührung ihrer Körper, prüfte auch die zuvor erwähnten Merkzeichen und umarmte dann, alle andern verschmähend, Haddingen, den sie an dem verborgenen Ringe erkannte, und wählte ihn zum Gatten, weil er nicht geduldet hatte, daß der Riese sich ihrer bemächtigte.

Hier drängt sich nun eine Bemerkung auf, die möglicherweise als Ariadnefaden in diesem Sagenlabyrinth dienen kann. Gram hatte, wie sein Sohn Hadding, eine Riesenbraut gefreit, die Grô hieß, sie dann aber verstoßen und dem Hadding eine Stiefmutter gegeben. In dem Liede von Groas Erweckung heißt es dann von dem Sonnenwanderer, der in dem damit verbundenen Heimkehrliede als solcher sich entpuppt (vergl. S. 573), er sei zum Grabe seiner Mutter Groa gekommen, um Rat und Hilfe gegen die Stiefmutter zu erlangen. Es würden sich demnach die beiden Eddalieder mit der Haddingsage zusammenfügen, gegenseitig ergänzen und so deutlich auf das ehemalige Vorhandensein einer größeren Irrfahrersage hinweisen. Dazu käme die Bezeichnung des Litowo, der die Riesentochter Ragaina heimführt, „ob auch alle Riesen sich darüber im Grabe erheben,“ als Sonnensohn; denn Litowo und Ragaina sind offenbar dasselbe Paar wie Hadding und Ragnhild (vergl. S. 203).

Im Wege steht dagegen, daß Groa in der Edda die Frau des Örvandil heißt und daß diese Paarung bei Saxo als Horwendil und Gerutha wiederkehrt. Fast scheint es demnach, als hätten wir dem Saxo unrecht gethan, als habe diese Doppelbildung schon früher bestanden, und als sei unter Gram der alte und unter Hadding der junge Sonnengott zu verstehen, worauf dann bei Saxo, wie oben (S. 542) erwähnt, sogar noch ein drittes Paar, Haldan und Guritha, folgt. Der letztere Haldan tötet einen Hildiger, der auch Hildibrand (in der isländischen Asmundsage) genannt wird, und hier scheint sich eine Verbindung mit dem altdeutschen, aus dem achten Jahrhundert stammenden Liede von Hildebrand und Hadubrand zu eröffnen, in welchem wohl ursprünglich der Sohn den Vater erschlug. So tötet in der späteren griechischen Sage Telegonus, der Sohn von Odysseus und Kirke, den Vater, ohne ihn zu kennen, wie Ödipus den seinigen. Es ist dies ein natürlicher Zug des Sonnenmythus, und Hadding würde für Hadubrand dastehen. So sind auch Swipdagr und Asmund,

die Hadding erschlägt, Sonnengötter, und das Motiv ist hier die Blutrache. Swipdagr (Freyr), der in dem Mengladaliede heimkehrende Sohn der Groa, erschlägt Gram, Hadding, ein anderer Sohn der Groa, erschlägt wieder Swipdagr. Zum Teil malt sich in dieser Auffassung der Streit zwischen Freyr- und Odinsverehrern im Norden; denn Hadding war ein Odinsenkel und mußte Freyr versöhnen; Swipdagr ist Freyr selbst.

Doch war diese Lösung des Sonnenepos nicht allgemein gebilligt, und wie die Odyssee die Ermordung des alten Sonnengottes (Polyphem) zu einer bloßen Episode herabgedrückt hat und dadurch die Sonnenrindergeschichte unverständlich machte, so hat auch das neuere Hildebrandslied, wie es sich im kleinen Heldenbuche vorfindet, die Ermordung des Vaters durch den Sohn oder des Sohnes durch den Vater weggeschafft, indem es Vater und Sohn sich vorher erkennen läßt, worauf der Sohn den lange abwesenden Vater freudig zur Mutter führt, wie Telemach den Odysseus. Es sind dies Wandlungen der Sage, die nebeneinander bestanden und das Gewebe verwirrten, solange nicht ein energischer Dichter die eine Auflösung der Sage als die fortan allein geltende hinstellte. Ich habe den Eindruck, als ob die Slaven dabei die Sage von dem kleinen Sonnengott, der den alten erschlägt, besonders begünstigt hätten (vergl. S. 237). Ein anderer Ideenkreis der Sonnensage, die U n t e r w e l t s f a h r t des Sonnenhelden, hat in der Haddingssage ebenfalls seine Behandlung gefunden, und zwar in einer eigentümlichen Form, die auf der einen Seite ebenso stark an die St. Patricks- und Ritter Owain-Legende, wie auf der anderen an die Begegnung des Odysseus mit der Leukothea erinnert. Ich lasse wieder S a x o erzählen:

Als Hadding eines Tages mit seiner Gattin beim Mahle saß, erblickte er ein Weib, welches Schierling trug, neben ihrem Kochgeschirr ihr Haupt aus der Erde emporstreckte und mit vorgebeugter Brust sich umzusehen schien, in welchem Erdwinkel so frische Kräuter zur Winterszeit entsprossen seien. Der König wünschte zu erfahren, was sie triebe; er ging auf sie zu. Da hüllte sie ihn plötzlich in ihren Mantel und führte ihn mit sich unter die Erde. Das hatten, wie ich glaube, die unterirdischen Götter also bestimmt, auf daß er lebend diejenigen Orte sähe, welche er nach dem Tode zu betreten hätte. Zuerst durchschritten sie ein Gewölbe dunstiger Finsternis und erblickten, auf einem durch tägliche Schritte ausgetretenen Wege dahinwandelnd, einige vornehme, in Purpur gekleidete Männer. Als diese vorübergegangen waren, gelangten sie an heitere Orte, wo solche Kräuter wuchsen, wie das Weib in der Hand trug. Vorwärts schreitend, stießen sie auf einen Strom eiligen Laufes und bläulichen Gewässers, w e l c h e r G e r e v e r s c h i e d e n e r A r t i n r a s e n d e m S t r u d e l w ä l z t e, aber durch eine Brücke überschreitbar war. Als sie hinüber waren, gewahrten sie zwei Heerscharen, die gegeneinander kämpften. Hadding fragte das Weib, welche Bewandtnis es mit diesen Männern habe, und erhielt den Be-

scheid: „Das sind Männer, die durch Waffen umkamen und die Art und Weise ihres Falles durch unausgesetzte Darstellung zur Anschauung bringen. Durch diese Kampfspiele ahmen sie die Thaten ihres vergangenen Lebens nach.“ Wie sie nun weitergingen, kamen sie zu einer schwer zu übersteigenden Mauer; schon der Zugang zu ihr war schwierig. Vergebens bemühte sich das Weib, sie zu überspringen, da ihr selbst die angenommene Kleinheit ihres zusammengeschmiegten Leibes nicht frommte. Sie hatte jedoch einen Hahn bei sich, dem riß sie den Kopf ab und warf denselben über die Mauer; sogleich bezeugte der Vogel durch lautes Krähen, daß er neu belebt sei.

Zurückgekehrt, beschloß Hadding mit seiner Gattin in seine Heimat zu ziehen; die Nachstellungen, mit welchen ihn Seeräuber bedrohten, vereitelte er durch die Schnellheit seiner Fahrt; denn obgleich sie mit fast demselben Winde segelten, so konnten sie ihn doch, da er den Vorsprung hatte, nicht einholen. Es folgt dann ein Krieg mit Uffo und Thuning, dem Heerführer der Biarmer (Permier vom Weißen Meere?), in welchem sich Hadding wieder des Beistandes eines Greises im weiten Mantel (Odins) erfreut, der ihn die sogenannte Eberstellung (eine keilförmige Anordnung des Heeres) lehrt und die Zauberkünste der Biarmer mit gleichen Künsten unschädlich macht. Nach dem Siege verläßt er ihn, prophezeit, daß er durch freiwilligen Tod endigen werde und empfiehlt ihm, für sein Alter ein ruhiges Leben dem Ruhm der Kriege vorzuziehen, einen Rat, den Hadding auch zu befolgen versucht, als er seinen Gegner Uffo getötet und feierlich bestattet hatte. Schließlich aber ging es ihm genau so, wie dem Seegott Niördr der Edda, er konnte den Aufenthalt im Binnenlande nicht ertragen und sehnte sich nach der See zurück. Wir finden einen ähnlichen Gegensatz wie in der Odyssee, wo die ruhige Beschäftigung des Ackerbauers (Laërtes) dem unsteten Treiben des Seefahrers gegenübergestellt wird. In einem Liede, welches dem Eddaliede Niördrs (vergl. S. 593) genau gleicht und damit wieder den Zusammenhang mit der älteren Göttersage herstellt, klagt sich Hadding der Trägheit und des Versauerns an; aber man kann sich des Gefühles nicht erwehren, daß man den in den Bergen bei der Unterweltsgöttin Hulda-Kalypso rastenden Sonnengott (vergl. S. 565) vor sich hat, der Urlaub zur sommerlichen Heimfahrt verlangt. Das Wechsellied lautet in Ettmüllers Übertragung:

Was denn weil' ich in Waldes Dunkel,
Eingeklemmt in Klippen?
Was führ' ich frisch nicht nach früherm Brauche
Zur See die Segelrosse?

Den Schleier zerschlitzt des Schlafes mir
Der Wölfe Wutgeheul;

Des Bären Brummen, das Gebell der Füchse
Hält das Auge mir offen.

Trübe Gedanken, Trauer weckt mir
Des Waldgebirges Wüste;
Sie drückt mich um so dranger, je dreister mir
Herz und Hand sich heben.

Des Gesteines Starrheit stößt zurücke
Den Mann, den meergewohnten;
Mich schrecket ab so schroff ein Weg,
Engt mir ein den Atem.

Am Borde gebieten mich besser dünkt;
Das Rudervolk zu rüsten,
Durch der Fluten Gefilde Furchen ziehen,
Den Mut mir mehr erfreute.

Höher es hebt das Herz des Mannes,
Um Kaufgut kühn zu werben,
Mit Beute zu füllen den Bord des Schiffes,
Schrank und Schrein zu leeren,

Als heiß aushauchend Holperwege
Steil zu steigen,
Oder in Waldes wüsten Schluchten
Weilend zu wohnen.

Haddings Gattin aber, die am Leben auf dem Lande mehr Behagen fand und den Morgengesang der Seevögel haßte, sprach aus, welch großes Vergnügen ihr der Aufenthalt in waldigen Gegenden gewähre:

Wohn' am Ufer ich, so ängstet mich des Singschwans arg' Geschrei;
Möcht' ich schlummern und ich hör' ihn, mit dem Schlaf ist's flugs vorbei.
Auch des Meeres wild Gewoge, wenn den Wellenbraus man hört,
Scheucht den Schlummer mir vom Auge, allen Schlaf es mir zerstört.
Mir der Taucher raubt die Ruhe durch den Tummelruf bei Nacht;
Zarten Ohren Unliebsames wird von ihm oft dargebracht.
Wenn der Schlaf mich will beschleichen, mit Geschnatter er mich weckt;
Sein Geschrei, sein rauhes Schrillen jeden aus dem Schlummer schreckt.
Sanfter in den sichern Wäldern ruht man und auch süßer viel;
Denn im Wellenhaus, im Wanken ist's der wilden Wogen Spiel.
Nichts beraubt uns mehr der Ruhe, nichts entreißt uns jeder Rast
Öfter als der Wogen Grollen, Sturmes Wüten um den Mast.

Hadding macht sich nun frei und tritt neue Abenteuerfahrten an. In einem folgenden Kriege mit Tosto dem Schrecklichen, einem Jüten von niederer Herkunft, der sich mit dem von ihm besiegten Sachsenherzog Sigufried gegen Hadding verbunden hatte, erprobte er mancherlei Listen, die

dem „erfindungsreichen Odysseus“ nicht zur Unehre gereicht haben würden. In einer Landschlacht von Tosto besiegt, stieg er auf die Flotte des Siegers, machte die Schiffe durch Anbohrung seeuntüchtig und entwich in einem der unverletzten Schiffe auf die hohe See.

„Tosto wähnte ihn erschlagen. Da er ihn aber unter den Leichen der Gefallenen lange nicht finden konnte, so wandte er sich zu seiner Flotte und bemerkte nun in der Ferne ein leichtes Raubschiff mitten auf den Wogen des Meeres dahinschwimmend. Schnell brachte er seine Schiffe in das Meer und suchte das Raubschiff einzuholen, ward jedoch bald inne, daß seine Segler zu sinken drohten und kehrte unwillig an den Strand zurück. Hier raffte er die unverletzten Schiffe zusammen und ging wiederum in See. Als Hadding sich verfolgt sah, fragte er seinen Begleiter, ob er schwimmen könne. Dieser verneinte das, worauf Hadding, die Flucht für unmöglich erachtend, nebst dem Gefährten sich an die hohlen Seiten des mit Absicht umgestürzten Fahrzeuges anklammerte und so bei den Verfolgern den Glauben erweckte, er sei umgekommen. Tosto fühlte sich nun sicher. Fern davon, an eine List zu denken, warf er sich um so begieriger auf die Beute. Hadding jedoch überfiel ihn unvermutet, zersprengte sein Heer, zwang ihn, die Beute fahren zu lassen, und rächte seine Flucht dadurch, daß er ihn zu fliehen nötigte. Aber Tosto gebrach es nicht an Mut zur Rache . . . . . . Er nahm einen gewissen Koll, einen zu jener Zeit berühmten Wikinger, zu seinem Gesellen an. Mit diesem kehrte er bald darauf in seine Heimat zurück und (dieser) forderte Haddingen zum Zweikampf heraus. Letzterer, der lieber sein eignes als seiner Krieger Glück auf die Wage legen wollte, nahm gern die Forderung an, und es gelang ihm, den Gegner zu erlegen.“

Es bedarf kaum des Hinweises, daß dieser Zweikampf zwischen Hadding und Koll dem zwischen Horwendil und Koller (S. 540) entspricht, und darin liegt einer der vielen Beweise, daß die Haddingsage eine Umdichtung der älteren Örvandilsage darstellt, die demnach viel reicher und der Odyssee ähnlicher gewesen zu sein scheint, als deren sonstige Überreste vermuten ließen. Saxo hat sie indessen mit Elementen der nordischen Sigurdsage versetzt, die ja freilich demselben Naturepos angehört, und so läßt er denn auch einen Mordversuch durch Guthorm — so heißt in der Volsunga-Sage Sigurds Mörder — gegen seinen Schwiegervater Hadding anstellen. Der Schluß, wie König Hunding in dem Glauben, Hadding sei ermordet, eine Totenfeier anrichtet, aus Versehen in den großen Bierkessel stürzt und ertrinkt, und wie der dazu kommende Hadding seinen Verehrer nicht überleben will und sich am Baume hängend durch den Speertod Odin weiht, erscheint einigermaßen gekünstelt. Man muß in dieser interessanten nordischen Odyssee die alten Bestandteile scheiden von neueren Zusätzen, die oft nur der Sentenzenwut des christlichen Historikers ihr Dasein verdankt zu haben scheinen.

73. Nausikaa und die Phäaken.

Vielleicht kein Teil der Odyssee hat verschiedenartigere Auslegungen hervorgerufen als die Gesänge, die uns von dem Aufenthalte des Odysseus bei den Phäaken oder Nebelmännern erzählen. Schon früh wurde erkannt, daß die Ansicht der Alten, es sei unter der Phäaken-Insel Korfu gemeint, aufzugeben und daß an die Inseln der Seligen zu denken sei, in denen das goldene Zeitalter des Saturn fortdauert und in welchem die Verstorbenen unter dem milden Scepter des auf der Oberwelt entthronten Weltherrschers reich mit Gütern gesegnet, in goldenen Palästen und unter einem freundlichen, immer Früchte zeitigenden Himmel sorglos dahinleben. Diese im allgemeinen richtige Auffassung wurde getrübt durch das Liebesidyll von Odysseus und Nausikaa, welches nicht in eine, wie immer geartete Vorstellung vom Jenseits hineinzugehören schien und durch die Erzählung des Alkinoos, daß sein Volk von allen Völkern der Erde das schiffahrtskundigste sei und in wolkenschnellen Nacht- und Nebelschiffen Verirrte heimführe, was ihnen dann auch den Zorn des Poseidon zuzieht, der sich in seiner unbeschränkten Herrschaft über Meer und Meeresschicksale nicht durch solche Künste beeinträchtigt wissen mochte.

Es war wohl Welcker, der im Rheinischen Museum (I. 219) das „Heimführen“ der auf dem Meere des Lebens Schiffenden zuerst richtiger verstand, die Phäaken für Fährmänner der Toten erklärte und dann auch die Phäaken-Sage als nordische Sage in Anspruch nahm, weil dort die Sage von den Fährmännern des Todes seit alten Zeiten heimisch war (vergl. S. 120 ff.), wie ja noch in späten Zeiten die Apfelinsel (Avalun) der Kelten dem apfelreichen Nebel-Eiland des Alkinoos von allen sonstigen Sagen am besten entspricht. Gewissermaßen deutet Homer selbst an, daß die Verlegung in südliche Striche, woselbst man die Inseln der Seligen am liebsten in den Kanarischen Inseln wiedererkannt hätte, eine dichterische Freiheit sei; denn ursprünglich hätten sie neben den Kyklopen im Oberlande (Hypereia) gewohnt, da wo solche Menschenfresser, wie Kyklopen, Lästrygonen und Saturn zu Hause waren und wo die Nacht im Sommer nur wenige Stunden dauert. Saturn war, wie wir gesehen haben, ein nordischer Wintergott, und deshalb wird es auch nicht zu kühn sein, bei Alkinoos an den Eisriesen Alkyoneus und an seine Töchter, die Eisvögel (Alkyoniden), zu erinnern, denen die Windstille der Jahreswende zugeschrieben wurde.

Aber Preller hatte recht zu fragen, wie man die Pracht und das Wohlleben der Phäaken mit der Ansicht einer Toteninsel vereinigen wolle, und schon vorher hatte Osterwald (1853), obgleich er die Welckersche Deutung annahm und demgemäß die Namen der königlichen Familie als Totengötter deutete (Alkinoos, der unerschütterlich Starke, Laodamos, der Männerüberwältiger, Rhexenor, der Lebenbrecher u. s. w.), gezeigt, daß sich auf dieser Toteninsel ein zweifelloses Liebesidyll abspielt, daß es der Sonnengott sei, dessen Lager im winterlichen Waldlaub der Dichter mit dem glimmenden Funken vergleicht, der bald in neuer Schöne der seiner harrenden Braut, der Frühlings-Erdgöttin, entgegentreten würde. Seine erste Begrüßung sei eine Bräutigamsrede, und Nausikaa wünscht ihn sich gleich darauf zum Gemahl ihren Mädchen gegenüber, sie bittet Odysseus, erst nach ihr zur Stadt heraufzusteigen, damit nicht gleich ein Gerede entstehe, als hätte sie einen Fremden zum Gemahl erkoren, und auch die Eltern geben ihren Wunsch kund, daß der Irrfahrer als Eidam bei ihnen bleiben möchte.

Osterwald hatte demnach ganz recht zu behaupten, daß hier eine ganz andere Geschichte hineinspiele, als der griechische Dichter ahnte, sofern der Sonnengott eigentlich nicht zufällig als schiffbrüchiger Irrfahrer, sondern wie ein längst erwarteter und mit offenen Armen empfangener Gatte einkehre. Darauf deutet ja schon die Wäsche am Strande, die der Vater der Nausikaa offenbar als Brautwäsche, als Absicht der Tochter, einen Gatten zu nehmen, auffaßt. Aber Osterwald war im Irrtum, die Nausikaa als Doppelgängerin der Penelope anzusehen; denn nimmermehr kann die flüchtige Einkehr mit dem dauernden Verweilen des Sonnengottes, der von weiter Jahresfahrt zur Erdgöttin heimgekehrt ist, verwechselt werden. Des Rätsels Lösung liegt nach meinen Untersuchungen darin, daß in der Odyssee zwei Sonnensagen vermischt sind, die Jahresreise der Sonne, mit ihrer langen Abwesenheit von bestimmten Strichen im Winter und Wiederkehr im Frühling, und die Tagesreise der Sonne mit ihrer allnächtlichen Einkehr bei der in der Unterwelt wohnenden Göttin der Morgenröte. Diese Vermischung ist altarisch; denn auch im Menglada-Liede der Edda, von dem wir oben (S. 573) sprachen, ist kaum zu unterscheiden, ob der Sonnengott zur Erdgöttin oder zum feuerumwaberten Lager der Abend- und Morgengöttin heimkehrt, und auch in der Siegfried-Dichtung vermischen sich beide Mythen.

Aber daß es sich bei der Landung an der Insel der Phäaken wirklich um ein Unterweltsland handelt, und daß sie etwas anderes sind als die „guten Geister der Schiffahrt,“ wie selbst noch Müllenhoff (I. S. 47) mit

Preller annehmen wollte, geht ja aus unzähligen Einzelheiten hervor. Der Schleier, mit welchem Leukothea den Odysseus beschenkt, damit er sicher in das Unterweltsland eintreten könne, entspricht völlig der Bedeckung des Hadding mit der Hadeskappe, wie er zur Unterwelt hinabsteigt (S. 598), und der weitverbreiteten germanischen Sage, daß die dort eintretenden Lebenden völlig schwarz und unkenntlich werden, wie auch Odysseus (gleich Wolfsdietrich) erst durch ein Bad — man vergleiche das Verjüngungsbad der Surya-Aurora (S. 420) — auf der Phäakeninsel wieder menschliches oder göttliches Ansehen zurückempfängt. Den wahren Zusammenhang hat zuerst Gerland (1869) in seiner mehrerwähnten kleinen Schrift erkannt, ohne doch die richtige Nutzanwendung davon zu machen; denn er deutet die Phäaken schließlich als Lichtelben, den Schwarzelben der Nacht gegenüber.

Gerland machte, wie erwähnt, auf die Ähnlichkeit der Odyssee mit mehreren indischen Märchen des Somadeva-Bhatta aufmerksam, in denen die Geschichte eines jungen Mannes wiederkehrt, den ein überirdisches weibliches Wesen, eine Vidyadhare, mit ihrer Gunst beglückt und dann entschwindet, und die er nach langem Suchen und Umherirren in der auf einer Berginsel des fernen Westens belegenen „goldenen Stadt," woselbst die Seligen in, von herrlichen Gärten umgebenen goldenen Palästen und in Gesellschaft dieser Peris ein glückliches Dasein führen, erringt oder wiederfindet. In dem einen Märchen ist es ein junger Kaufmann, der in die Macht einer Kirke gerät, die ihm dann bezwungen den Weg zur „goldenen Stadt" verrät (S. 569), in dem anderen der leichtsinnige Brahmine Saktideva, dem aufgegeben war, die goldene Stadt zu suchen, und der dann nach Überwindung des See-Abenteuers im Bauche des Walfisches (S. 547) und Rettung aus der Charybdis, indem er den darüber sich neigenden Feigenbaum erklettert, auf dem Rücken eines Riesenadlers, der den Wipfel besucht und zu anderen Genossen von der Richtung seines Zieles geplaudert hatte, in einen der schönen Gärten der goldenen Stadt getragen wird.

Saktideva läßt sich nun zur Königin der Vidyadharen führen, und seine Aufnahme bei derselben gleicht derjenigen des Odysseus von seiten der Prinzessin Nausikaa bis auf den bedeutsamen Zug, daß die Vidyadhare sich dem Brahminen als Gattin anträgt, da ihr verkündet sei, sie solle einen sterblichen Gatten erwarten, und eben deshalb habe sie bisher alle Anträge von Vidyadharen ausgeschlagen. Als ein seltsamer, vielleicht zufälliger Anklang an die Odyssee mag hervorgehoben werden, daß der Tugendwächter der Vidyadharen in dem indischen Märchen Kausika heißt.

Ihm steht das Amt zu, über diese Göttermädchen eine Art Oberaufsicht zu üben, da sie mitunter ihres hohen Berufes vergessen, wie es selbst die drei Schwestern der Königin gethan hatten. Sie waren nämlich einst auf die Erde niedergeflogen, um ein Bad zu nehmen, hatten dort eines im Wasser stehenden frommen Büßers gespottet und wurden dafür gänzlich auf die Erde verbannt, woselbst dann die eine von ihnen erklärt hatte, den zum Manne nehmen zu wollen, der ihr Nachricht aus der „goldenen Heimatsstadt“ bringe. Saktideva sah daselbst ihren Leichnam, während sie auf der Erde lebte, und fand sie in der oberen Welt neu aufgelebt, nachdem sie in der irdischen verstorben war.

Merkwürdigerweise hat weder Gerland selbst, noch andere Mythologen, die derselben Spur nachgingen, den inneren Zusammenhang dieser Mythen erfaßt. Am unbegreiflichsten für mich urteilte noch 1877 W. Mannhardt (II. S. 108), der nach der Untersuchung einer ganzen Reihe nord- und mitteleuropäischer Parallelsagen zu dem Schlusse kam, nicht nur keinen Zusammenhang der indischen Vidyadharen mit den homerischen Phäaken, sondern nicht einmal eine Ähnlichkeit der See-Abenteuer des Saktideva mit denen des Odysseus finden zu können. Der Schlüssel liegt im germanischen Märchen, welches die schon oben (S. 488 ff.) erörterte Wesensgleichheit der Vidyadharen mit den germanischen Walküren ergiebt, denen streng untersagt war, einem sterblichen Manne ihre Gunst zu schenken. Wie so oft enthalten die Märchen die ältesten Spuren religiöser Volksüberlieferungen, und wir werden nachher sehen, daß die hier angezogenen Märchen des Somadeva Bhatta, wenngleich sie erst während der Regierungszeit des Königs Harsha Deva von Kaschmir (1113—1125) niedergeschrieben sind, doch auf Mythen zurückgehen, die schon in den Veden behandelt werden.

Im Eddaliede von Wölundur (Schmied Wieland) wird erzählt, wie die drei Brüder Egil, Slagfidr und Wölundur eines Morgens am Wolfsee drei spinnende Frauen trafen, die ihre abgelegten Schwanenhemden neben sich liegen hatten; denn sie waren Walküren, die wie die Schwäne, deren Gestalt sie borgen, vom Süden nach dem Norden zurückgekehrt waren, um dort Urlog (Schicksal, Krieg) machen zu helfen. Die Edda verschweigt, was uns das von Musäus neu bearbeitete Volksmärchen vom „geraubten Schleier,“ eine Stelle des Nibelungenliedes und viele andere Sagen und Märchen verraten, daß man nämlich nach dem Volksmärchen die Walküren in seine Gewalt bringen konnte, wenn man ihnen das abgelegte Schwanenhemd, den Schleier oder Ring nahm, durch welche Zaubermittel sie gleichsam zu Walküren geweiht waren. Genug, die drei Schwanjungfrauen

sahen sich gezwungen, den drei Brüdern als Gattinnen anzugehören. Egil gewann Älrun (Alioruna), Slagfidr Swanwit (Schwanweiß) und Wölundur die Alhwit (Alleswissende). Allein sie folgten ihren Gatten nur gezwungen, und es heißt weiter:

So saßen sie sieben Winter lang,
Den ganzen achten grämten sie sich,
Bis das Band im neunten brach.

Es verlangte sie nach der verlorenen Freiheit; sie wünschten wieder ihrem angeborenen Berufe Urlog zu treiben, folgen, d. h. die Helden der Walstatt küren und nach Odins goldenen Saal führen zu dürfen. Die Eddalieder, welche mehr darauf ausgehen, in dem Hörer Erinnerungen an schon bekannte Sagen zu erwecken, als alles genau zu erzählen, erwähnen nicht, ob eine besondere Ursache zur Trennung vorlag und wie die Walküren wieder in den Besitz ihrer Schwanenkleider gekommen waren. Es ist dies eine für unsere Untersuchung empfindliche Lücke; denn Egil wird von den meisten Germanisten für identisch mit Oygel, dem Vater des Orendel, angesehen, und die betreffende Sage scheint daher in doppelter Beziehung mit der odysseeischen Ursage zusammenzuhängen. Allem Anscheine nach hatten die drei Schwestern während eines größeren Jagdzuges der drei Brüder alle Winkel des gemeinsamen Hauses durchstöbert, bis sie das Gesuchte gefunden hatten. Nun heißt es von der Alioruna:

Sie schritt geschwinde den Saal entlang,
Stand auf dem Estrich und erhob die Stimme:
„Sie freu'n sich nicht, die aus dem Forste kommen!"

Leider schließt bereits mit der nächsten Strophe des Eddaliedes die Erzählung von den entflohenen Schwanjungfrauen ab; denn da das betreffende Lied einzig den Schicksalen des Schmieds Wieland gewidmet ist, der sich in den Verlust der Gattin ergab, so erfahren wir nur noch kurz, wie seine Brüder die ihnen entflohenen Walküren verfolgten, nicht aber, ob und wie sie dieselben in der goldenen Stadt wiederfanden:

Vom Waidwerk kamen die wegmüden Schützen,
Slagfidr und Egil fanden öde Säle,
Gingen aus und ein und sahen sich um.
Da schritt Egil ostwärts nach Älrunen
Und Slagfidr südwärts, Swanwit zu finden.

Diese Sage muß sehr alt sein; denn sie geht über ganz Europa und Asien. In der nächstähnlichen und höchst altertümlichen Form lebt sie bei den Litauern fort. Der Gott Ugniedokas, der ursprünglich im Alleinbesitze des Feuers war und den Himmel auf vier von ihm geschmiedete Säulen gestellt hatte, besaß einen Bruder Ugniegawas, der ihm bei seinen Arbeiten zur Hand ging, das Feuer stahl und den

Menschen brachte. Darüber wurde der erstere sehr zornig, schwur ihm Verderben und verbot seinen drei Töchtern, sich mit den drei Söhnen des Bruders einzulassen. Damit sie vor den durch ihren Vater begünstigten Nachstellungen derselben sicher wären, schmiedete er ihnen aus den kostbarsten Metallen eine graue Decke, in welche er dieselben einhüllte. Kaum war dies geschehen, so waren die drei Jungfrauen in Vögel verwandelt. Eines Tages befand sich der eine Sohn des Ugniegawas im Walde und sah, wie drei graue Vögel zu einem nahen See flogen. Er war neugierig, zu sehen, was die Vögel dort thäten, und sah, als er an den See gekommen war, am Ufer drei kostbare graue Decken liegen. Er ergriff dieselben und versteckte sich damit hinter einem Baum. Es währte nicht lange, so entstiegen dem See drei nackte Jungfrauen, welche ihn um die Decken baten. Allein der junge Mann gab sie nicht heraus, lief vielmehr nach Hause und holte seine Brüder herbei, welche die Schwestern ergriffen und als ihre Frauen nach Hause führten. Dafür drohte Ugniedokas dem Ugniegawas blutige Rache, und wenn sie einst miteinander kämpfen, wird die Welt untergehen. (Beckenstedt I. 144—145.)

Nach einer anderen, der Mimirsage ähnlichen Form hat er ihn bereits getötet und sein Haupt in den Mond geschleudert (vergl. S. 363). Diese Sagenform ist sehr wichtig, weil sie mit der von Pururavas und Urvaçi im Yagur-Veda unmittelbar zusammenhängt, nur daß es dort der Feuerbringer selbst ist, der den Gandharven, d. h. den alten Feuergöttern, ihre Tochter geraubt hat, weshalb diese zürnen und die Tochter veranlassen, den irdischen Mann zu verlassen. Sie hat ihn aber inzwischen liebgewonnen, erscheint ihm als Schwan am Teiche und lehrt ihn den Weg zu den Goldpalästen, wo er sie wiederfinden und zur Gattin gewinnen soll. Wir haben schon oben (S. 421) gesehen, daß Pururavas der Sonnengott und Urvaçi die Göttin der Morgenröte ist, und daß sich darin die Sage von Siegfried und Brunhild mit der von Amor und Psyche berührt. Noch schlagender ist der Zusammenhang mit der Sonnenmythe in einem Märchen bei Somadeva. Ein menschenfressender Râkshasa (d. h. ein dem litauischen Polyphem und indischen Gandharven sehr ähnlicher Riese) hat eine schöne Tochter, um welche ein Sterblicher freit. Um sie zu gewinnen, werden ihm verschiedene schwierige Aufgaben gestellt, die er mit Hilfe der Tochter überwindet. Beide fliehen dann, und als der Vater ihnen nachsetzt, weiß ihn die Tochter durch allerlei Zauberlist aufzuhalten. Man erkennt sogleich die Medeasage, die unmittelbar in diesen Kreis gehört, da die Liebenden dieselben Abenteuer wie Odysseus durchzumachen haben und auf der Phäaken-Insel ihre Vermählung feiern.

Dieses Sonnenmärchen von der Entführung der Sonnentochter durch einen jungen Sonnengott, der vorher ein Sterblicher gewesen (Pururavas), erzeugte eine Menge Parallelsagen von der Verbindung von Göttinnen mit Sterblichen, die ihren Gatten gewöhnlich nach der Geburt des ersten

Kindes wieder verlassen, sei es, weil der Mann nicht dulden will, daß die Göttin das Kind im Feuer unsterblich machen will, oder weil er das Kind irgendwie verachtet. Das letztere Motiv tritt namentlich auf, wenn die Verbindung mit Nixen oder anderen Elementargottheiten erfolgt, und wir können die Entstehung dieses besonderen Zuges leicht auf das Sterben junger Frauen im Wochenbett zurückführen, welche ihren Gatten, nachdem sie ihm ein Kind geschenkt, um so häufiger verlassen, je zarter, ätherischer und überirdischer ihre Schönheit war. Mannhardt (II. 60—73) hat eine Menge dieser Sagen, zu denen auch die Thetis-Mythe zählt, gesammelt; ich halte sie aber für bloße Vervielfältigungen der Sonnensage, in welcher der Grundgedanke des Märchens von der entfliehenden und in der goldenen Stadt wieder eingeholten Sonnengattin in jedem einzelnen Zuge der Wirklichkeit entspricht und naturwahr ist. Darum sind aber auch eine Reihe von Formen dieses Märchens von Interesse, die sich über Indien hinaus zu Naturvölkern verbreitet haben, die den ursprünglichen Sinn fester gehalten zu haben scheinen als die Kulturvölker, von denen sie dieselben mutmaßlich entlehnten. Um das englische Märchen von „Hans und dem Bohnenstengel“ zu erläutern, berichtet Edward Tylor in seinen Forschungen zur „Urgeschichte der Menschheit“ ein Märchen aus Celebes, welches sich nicht nur ganz unmittelbar dem Wölundurliede der Edda, sondern auch der Orionsage, in welcher wir bereits so viele Züge der Urodyssee entdeckt haben, anschließt:

„Sieben himmlische Nymphen kamen vom Himmel herab, um zu baden, und sie wurden von Kasimbaha gesehen, der zuerst meinte, sie seien weiße Tauben; aber im Bade sah er, daß es Mädchen waren. Da stahl er eins der dünnen Gewänder, welches den Nymphen ihre Fähigkeit zu fliegen verlieh, und so fing er Utahagi, die eine, deren Kleid er gestohlen hatte, und er nahm sie zum Weibe, und sie gebar ihm einen Sohn. Nun hieß sie aber Utahagi von einem einzigen weißen Haar, das sie hatte, welches mit magischer Kraft begabt war, und dies Haar riß ihr Gemahl aus. Sobald er es gethan, erhob sich ein großer Sturm, und Utahagi ging in den Himmel hinauf. Das Kind schrie nach seiner Mutter, und Kasimbaha war in großer Sorge, wie er Utahagi in den Himmel hinauf folgen könnte. Da nagte eine Ratte die Dornen von den Rattans (d. h. von den langen, dünnen Kletterstämmen der indischen Rotangpalmen) ab, und mittelst derselben kletterte er, seinen Sohn auf dem Rücken, aufwärts, bis er zum Himmel kam. Dort zeigte ihm ein kleiner Vogel das Haus Utahagis, und nach mancherlei Abenteuern schlug er seinen Wohnsitz unter den Göttern auf.“ (Tylor, a. a. O. S. 447.)

Hierbei ist nun auf zwei Punkte besonders aufmerksam zu machen: 1. auf die Siebenzahl und 2. auf die Taubengestalt der himmlischen Jungfrauen. Wir werden dadurch nämlich unausweichlich auf Orion geführt, welcher den sieben Tauben (Peleiades), die eigentlich Töchter des

Atlas waren, nachjagt, bis sie als Plejaden (Siebengestirn) an den Himmel versetzt wurden, aber nunmehr dem unbewaffneten Auge immer nur als sechs Schwestern erscheinen, weil eine der Verfolgung des sterblichen Mannes erlegen war und sich seitdem schamhaft hinter ihrem Schleier verbirgt, weshalb sie auch Keläno (die Dunkle) genannt wurde. Diese Sagen beruhen auf dem Umstande, daß das Sternbild der Plejaden aus einem Sterne dritter Größe (Alkyone, der vermeintlichen Centralsonne Mädlers), zwei Sternen vierter Größe (Elektra und Atlas), drei Sternen fünfter Größe (Merope, Maja, Taygete), zwei Sternen sechster Größe (Keläno und Pleione) nebst vielen kleineren Sternen besteht. Für gewöhnlich erkennt selbst ein gutes Auge nur die sechs Sterne bis zur fünften Größe, und daraus entstanden allerlei Sagen, wie diejenige von den Tauben, die dem Zeus Ambrosia bringen, aber beim Durchfliegen der Schlagfelsen stets um eine vermindert werden, welche dann Zeus neu schafft (Odyssee XII. 62—65), oder von der Elektra, die aus Schmerz über den Fall Trojas zum Kometen geworden, oder von dem Füchschen, welches sich als Däumlingsstern zum großen Bären geschlichen. Aber die weitaus älteste und verbreitetste Sage läßt sie durch Orion, der selber ein Sohn der Plejaden-Mutter Alkyone und des Poseidon hieß, entführen. Schon bei Hesiod heißt es:

> Wenn der Plejaden Gestirne der schrecklichen Macht des Orion
> Rasch entfliehen und sinken herab zum dunklen Meere.

und ebenso nennt Pindar Orion als den Sterblichen, welcher die siebente Plejade vom Himmel entführte. Eratosthenes und Hyginus verbinden die Entführungsgeschichte mit der nachmaligen Blendung des Orion; denn sie nennen die Plejade Merope, d. h. jene Tochter des Önopion, der dem Orion das Augenlicht nahm (S. 164). Damit stimmen eine Menge Parallelsagen überein, die uns alle beweisen, daß Orion, der Plejadenjäger, kein anderer ist als der alte Sommer-Sonnengott; denn wie Orion die Tochter des Weinmann (Önopion), so verfolgt Apoll die Roio, Tochter des Traubenmannes (Staphylos), und beide stellen der Eos nach, wofür Artemis, die zu Orion in einem ähnlichen schwesterlichen Verhältnisse steht wie zu Apoll, ihn auf Ortygia, der Insel der Sommersonnenwende, mit sanften Pfeilen erlegt, d. h. der Abzehrung überliefert. Merkwürdigerweise nennen auch die Maforesen auf Neu-Guinea den Orion (oder Kokori, wie das Gestirn bei ihnen heißt) „Gemahl der Plejaden.“ Eigentlich müßte man dabei an den gleichnamigen Vater des Orion denken, so daß der jüngere Orion wie der deutsche Odysseus (Orendel) der Sohn der Schwanen- oder Taubenjungfrau sein würde; denn dann würde die Edda mit den

altgriechischen Dichtern und den malayischen und papuanischen Märchen in der Sage von der Verfolgung der entflohenen Sonnenjungfrau völlig übereinstimmen. In der That besaßen die Griechen noch eine zweite, genauer mit der Edda zusammenklingende Plejadensage, die Ovid mit den Worten wiedergiebt:

Aber die siebente ward einem Sterblichen, Sisyphus, eigen,
Merope, welche beschämt drum sich den Blicken entzieht.

Diesen Sisyphus aber, den Gemahl der Plejade, bezeichneten Äschylos sowohl wie Sophokles an Stelle des gleichbedeutenden Laërtes (vergl. S. 534) als Vater des Odysseus, d. h. die Meeresgötter Oygel, Poseidon, Sisyphus waren die Väter der Sonnengötter Orendel, Orion, Odysseus. Um aber von den verschiedenartigen Sagenformen, welche die Aufsuchung der entschwundenen Himmelstochter oder Walküre zum Inhalt haben, wieder zur Nausikaa zurückzukehren und zu erklären, weshalb die Verlorene bald auf einer Insel des fernen Westens, bald in dem Sternen-Eiland der Plejaden gesucht wird, müssen wir nochmals zu dem Saktideva-Märchen zurückkehren, welches den durch alle Lande gehenden Zwiespalt der Meinungen, ob das Land der von Walküren gepflegten Seligen irgendwo auf Erden oder hoch über den Wolken zu suchen sei, gewissermaßen noch in seinem Schooß vereinigt. Wir sahen, daß der indische Odysseus sich genau wie sein griechischer Leidensbruder dadurch aus der Charybdis rettet, daß er den in den Weltstrudel herabhängenden Zweig eines Feigenbaumes ergreift, daran emporklettert und sich dann von einem Riesenadler nach der goldenen Stadt und ihren Wundergärten tragen läßt (S. 547), während sich Kasimbaha im eben erwähnten Celebesmärchen nach der Erkletterung des Weltbaumes von einem Vogel den Weg zum Hause der entflohenen Plejade zeigen läßt. Daß alle diese von England bis nach Hinterindien, ja bis zu den Samoainseln gewanderten Märchen unter sich in dem innigsten Zusammenhange stehen und daß es sich um ein himmelhohes Emporklettern aus dem Strudel handelt, geht aus der Bemerkung des Somadeva Bhatta hervor, daß der mitten im Meere stehende Baum den Seefahrern schon aus weiter Ferne „wie ein geflügelter Berg“ erschien, unter dem sich der Meeresabgrund bis zum feurigen Erdinnern öffnete.

Wir haben hier ganz offenbar das Bild der Weltesche Yggdrasil vor Augen, deren im Wasser stehende Wurzeln bis zur feurigen Unterwelt hinabreichen, während der Wipfel noch über den Himmel hinausragt. Diese Vorstellung von Yggs (d. h. Odins Baum) müssen die Germanen schon in Verbindung mit der Sage nach Indien gebracht haben, daß man an den Ranken, die aus dem Wipfel dieses Baumes herabhängen, bis in den

Himmel klettern könne; denn nur so scheint sich der Umstand zu erklären, daß die entsprechenden Märchen von England und Deutschland — denn auch das Dreschflegelmärchen (Gebr. Grimm Nr. 112) gehört hierher — sowohl in Nordeuropa wie in Südasien vorkommen. Naturgemäß wurde die Weltesche in Indien durch den heiligen Feigenbaum mit seinen wie Kletterseile herabhängenden Luftwurzeln ersetzt. Eine dem Saktideva-Märchen ganz ähnliche Geschichte teilt St. John aus dem Munde der Dayaks von Borneo mit folgendem Eingange mit:

„Vor Zeiten einmal, als die Menschen nichts zu essen hatten als eine Art eßbaren Schwammes, der auf faulenden Bäumen wuchs, und als es kein Getreide gab, der Menschen Herz zu erfreuen und zu stärken, begab sich eine Anzahl Dayaks zur See, unter denen sich ein Mann Namens Si Jura befand, dessen Nachkommen bis auf diesen Tag im Dayakdorfe Simpok leben. Sie segelten eine Zeitlang vorwärts, bis sie an einen Ort kamen, wo sie das ferne Brausen eines großen Strudels hörten und zu ihrem Staunen vor sich einen ungeheuren, im Himmel gewurzelten Fruchtbaum sahen, dessen herabhängende Zweige die Wellen berührten. Von seinen Gefährten aufgefordert, kletterte Si Jura unter dessen Zweige, um die reichlich vorhandenen Früchte zu sammeln, und als er dort war, fühlte er sich versucht, den Stamm zu ersteigen und nachzusehen, wie der Baum in dieser Stellung gewachsen war. Er that dies und kam endlich so hoch, daß seine Gefährten im Boote ihn aus dem Gesicht verloren und, nachdem sie eine gewisse Zeit gewartet, mit Früchten beladen ruhig hinwegsegelten. Als er von seinem hohen Sitz hinunterblickte und seine Freunde absegeln sah, wußte Si Jura sich nicht anders zu helfen als durch Weiterklettern, indem er einen Ruheplatz zu erreichen hoffte. Er kletterte daher beharrlich höher und höher, bis er die Wurzeln des Baumes erreichte, und dort fand er sich in einem neuen Lande — dem der Plejaden .....“ Er traf dann dort ein Wesen von menschlicher Gestalt, Si Kira, von dem er mit einem Gericht bewirtet wurde, welches er anfangs für weiße Maden ansah, aber sehr wohlschmeckend fand. Es war nämlich gekochter Reis, und der Plejadenmann gab dem Erdenmann davon mehrere Sorten Samen nebst Kulturanweisung und ließ ihn dann an einem langen Seile wieder auf die Erde herab. (Tylor, a. a. O. S. 445—446.)

Die nämliche Geschichte von der Erkletterung des Weltbaumes erzählt man sich auch auf den Samoainseln, woselbst es sich aber um die Herabholung der Taropflanze handelt, so daß dieselbe Fabel benutzt ist, um die Herabholung der für jedes dieser Länder wichtigsten Kulturpflanze und des Feuers in der Pururavas-Mythe zu schildern. Im englischen Märchen von Jack und dem Bohnenstengel holt Jack die Henne herunter, welche die goldenen Eier legt, und für diese neuere Wendung der Sage ist vielleicht der Name der Plejaden, die „Gluckhenne,“ verantwortlich zu machen. Im übrigen kehrt der Vogel mit den goldenen Eiern in dem verwandten Märchen von den zwei Brüdern (Gebr. Grimm Nr. 60) wieder und hat noch einen tieferen mythologischen Sinn.

Wer war nun der kühne Mann, der es wagte, den Weltbaum zu erklettern und bis in die Plejaden gelangte? Es gehört gerade kein Ödip dazu, das Rätsel zu lösen, besonders wenn wir es mit dem griechischen Märchen von der Herabholung der Hesperidenäpfel durch Herakles vergleichen. In der Edda finden wir die Äpfel der Unsterblichkeit, welche Freyr der Gerda, wie Zeus der Hera als Hochzeitsgabe darbot, von Iduna und drei Nornen (Walküren) bewacht, am Weltbaume selbst. In den griechischen Sagen sind es die vier Töchter des Atlas, welche die goldenen Äpfel der Hesperiden bewachen, und dieser von den älteren griechischen Forschern jenseits des Eridanos im Hyperboreerlande gesuchte Atlas, welcher das Himmelsgewölbe trägt, ist nichts anderes als eine Vermenschlichung des germanischen Weltbaums. Dazu müssen wir uns ferner erinnern, daß die Plejaden als die „sieben Töchter des Atlas“ bezeichnet wurden, um auch in diesem Zuge die Identität der am Weltbaum wohnenden Plejaden und Walküren bestätigt zu finden.

Im Dayakmärchen heißt der zu den Plejaden emporsteigende Mann Si Jura, was wie eine Korruption aus Surya, dem Namen der indogermanischen Sonnengottheit, klingt, dessen Mythus in mehreren wesentlichen Punkten und namentlich in der heimlichen Liebe zu Eos mit dem des griechischen Plejadenjägers Orion genau übereinstimmt. Mit einem Worte, es ist der Sonnengott, der täglich den Himmelsbaum ersteigt und dem Menschen die herrlichen Gaben von oben herabsendet; denn Herakles, Surya, Orion kommen nur als Sonnengottheiten mit dem Weltbaum in Berührung, und der Besuch des Odysseus in den vielgerühmten Apfelgärten des Alkinoos entschleiert sich als ein vollständiges Seitenstück zu dem Besuche des Herakles in den derselben Himmelsgegend angehörigen Hesperidengärten, und wir haben schon oben (S. 547) gesehen, daß sich Saktideva den dorthin einzuschlagenden Weg ebenso von einem Fischerkönig, wie Herakles von einem Meergotte weisen läßt. Alle drei finden dort eine gesuchte Jungfrau, die in der Odyssee statt mit Äpfeln mit Bällen spielt, und Herakles führt sie aus dem Hyperboreerlande mitsamt den goldenen Äpfeln nach dem Süden (S. 311).

Wer noch daran zweifeln könnte, daß es der Sonnengott ist, welcher in den Himmel klettert, der muß das Märchen von Jack und dem Bohnenstengel mit den Polyphemsagen vergleichen. Der kleine Knirps, der kein anderer ist als der Däumlings-Sonnengott, wird oben nämlich, wie in den meisten dieser Märchen (vergl. S. 559), von der Mutter des alten Menschenfressers empfangen und in Schutz genommen. Und hier findet sich nun eine eigentümliche Variation zum rufenden Zauberringe des Polyphem,

nämlich eine selbstspielende Harfe, die, als sie der Däumling weggenommen, immer: „Meister, Meister, Meister!“ ruft. Davon erwacht der trunkene Riese, taumelt dem kleinen Jack nach und will ihm an der Bohnenranke nachklettern, als dieser hinuntereilt. Aber Jack schreit unterwegs schon nach einer Axt, die man unten bereit halten sollte, und mit ihr hackt er, sobald er unten angekommen, die Bohnenranke unten durch, so daß der noch hoch oben kletternde Riese sich totfallen muß. Als ferneren Beweis von dem hohen Alter und der weiten Verbreitung dieses Weltbaum-Sonnen- und Walküren-Mythus begegnen wir demselben nochmals auf Neuseeland.

Eine Himmelstochter Tango-Tango hatte sich in den tapfern Häuptling Tawhaki verliebt, war zu ihm auf die Erde niedergestiegen, um sein Weib zu werden; flog aber später beleidigt von dannen, weil er einst ihre gemeinsame Tochter verachtete. Als sie sich anschickte, mit dem Kinde im Arm emporzusteigen, verweilte sie, auf die flehende Bitte des Gatten, sie doch nicht ohne Hoffnung auf Wiedersehen zu lassen, noch einen Augenblick, indem sie mit einem Fuße auf der geschnitzten Figur am Gipfel der Firststange über der Thür des Hauses ruhete, und gab ihm den Rat, falls er ihr nachklettern wolle, nicht die frei vom Himmel herabhängende Luftwurzel zu wählen, sondern die, welche wieder im Boden festgewurzelt sei. Er folgte ihrem Rat und gelangte so in den Himmel, wo er sie wiederfand, während sein Bruder, welcher an einer freihängenden Ranke emporzuklettern versuchte, von einem Ende des Himmels zum andern geweht wurde und schließlich herabfiel. (Tylor, S. 448.)

Das Abschiedsgespräch mit der entschwebenden Himmelstochter, d. h. mit der von den höchsten Standpunkten ihre Abschiedsgrüße sendenden Eos, kehrt mit vertauschten Rollen auch in dem bekannten klassischen Märchen von Amor und Psyche wieder, sofern der entfliehende Amor noch vom Gipfel einer hohen Cypresse mit Psyche spricht, und ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß Felix Liebrecht („Zur Volkskunde“ 1879, S. 239 ff.) die nordischen Walkürenmärchen nur für eine Umkehrung der Mythen von Zeus und Semele, Amor und Psyche u. s. w. halten wollte. Mir scheint aber, obwohl der Amor- und Psychemythus einige gute alte Züge bewahrt hat (vergl. S. 421), zweifellos das Umgekehrte richtig, sofern der in so vielen Formen fortlebende Walkürenmythus nicht nur eine viel weitere Verbreitung, sondern auch den sicher älteren Bestandteil, daß das Weib der entfliehende Teil ist, getreuer bewahrt hat. Auch der germanischen Sage scheint ursprünglich das Abschiedsgespräch der entschwebenden Walküre nicht gefehlt zu haben, wenigstens findet sich in dem betreffenden Eddaliede der verwandte Zug, daß Wieland, nachdem er das Schwanenkleid seines entflohenen Weibes für sich selbst nachgebildet, um wie Dädalus der Gefangenschaft des Königs Minos, derjenigen des Königs Nidudr zu entfliehen, noch einen Augenblick auf dem Dachgesims verweilt, um dem betrogenen

König Rede zu stehen. Es würde sich nun fragen, ob auch die Walküre Alioruna in der ursprünglichen germanischen Sage noch eröffnet habe, daß sie, ihrer Bestimmung als Walküre gemäß, die erste Gelegenheit, die sich ihr bot, das Schwanengewand wiederzuerlangen, benutzen mußte, um der himmlischen Heimat zuzufliegen, daß es aber doch Mittel und Wege gäbe, ihr dorthin zu folgen, um sie wiederzuerlangen, und worin diese bestanden.

Die Edda giebt, wie erwähnt, die Fortsetzung dieser Sage nicht; aber aus zahlreichen, in nahe verwandten Mythenkreisen enthaltenen Andeutungen scheint hervorzugehen, daß Egil (Oygel), der Schütze, welcher bekanntlich das Urbild der Tellssage gegeben, den Rat erhielt, mit einem seiner drei magischen, niemals fehlenden Pfeile den Schwan flügellahm zu schießen, damit er ihm besser folgen und den Weg der im fernen Westen gedachten goldenen Stadt finden könne. Ich erinnere daran, daß sowohl in dem indischen, wie in dem Celebesmärchen Vögel den Weg nach der goldenen Stadt zeigen, beziehungsweise den Suchenden dorthin tragen. Für den ursprünglichen Fortgang der Mythe in dem angedeuteten Sinne spricht unter andern die in der finnischen Sage dem Lemminkäinen gegebene Verheißung, er werde die Nordlandsbraut nicht eher erringen, als bis er den im Totenflusse der Unterwelt dahinziehenden Schwan mit sicherem Schusse erlege:

Dann erst geb' ich meine Tochter,
Geb' ich dir zur Braut die Jungfrau,
Wenn den Schwan im Fluß du schießest,
In dem Strom den starken Vogel,
In des Tuoni schwarzem Flusse,
In des heil'gen Stromes Wirbeln,
Darfst es einmal nur versuchen,
Einen Pfeil darfst du nur senden.
(Kalewala Rune XIV. 375—382.)

Auch in der Eddasage muß Egil, gleich nachdem der König sein Zwiegespräch mit dem entfliehenden Schwan (in welchem aber hier Wieland steckt) gehalten, einen Pfeil nachsenden und denselben blutig schießen; ein Zug, den ich ebenso wie das Zwiegespräch für eine Verrückung von der richtigen Stelle halte. Darin bestärkt mich das Vorkommen einer völlig identischen Sage, welche Schoolcraft bei den Algonkins, einem nordamerikanischen Indianerstamme, fand. Wir haben schon oben (S. 225) gesehen, daß sich mancherlei Eddabruchstücke in Amerika finden, und diese Thatsache hat durchaus nichts Befremdendes, da wir ja wissen, daß germanische Seefahrer früh nach Amerika hinübergekommen sind, und es stützt vielmehr unsere Auffassung ganz wesentlich, daß sich dort Bruchstücke des

Odysseusmythus in seiner ältesten Form erhalten haben. Ein Jäger Odschibwä, der gleich Egil, Herakles und dem Helden der Örwar-Odd-Saga drei magische Pfeile besaß, verfolgt einen nach Westen ziehenden roten Schwan, kann ihn aber nicht treffen. Endlich mit dem dritten seiner drei magischen Pfeile verwundet er ihn und sieht nun, wie er die Flügel weit ausbreitet und langsam der sinkenden Sonne nachsinkt. Longfellow hat ohne Zweifel richtig gesehen, als er hierin ein Sonnenuntergangsgemälde erkannte und demgemäß im zwölften Gesange seines Hiawathaliedes verwandte:

Sollt' es die untergehende Sonne
Über dem Spiegel des Wassers sein?
Oder der rote Schwan, der schwebend daniedersinkt,
Verwundet von dem magischen Pfeile,
Alle Wogen mit Purpur tränkend,
Dem Purpur seines Lebensblutes,
Alle Lüfte mit Glanz erfüllend,
Dem Glanz seines Gefieders.

Das Indianermärchen erzählt dann weiter, wie der Jäger immer weiter nach Westen geeilt sei, um den Schwan zu verfolgen. Wo er einkehrt, sagt man ihm, der Schwan komme hier häufig durch; aber alle, die ihm gefolgt wären, seien niemals zurückgekehrt. Der Schwan war aber die Tochter eines alten Zauberers, der seinen Skalp verloren hatte, den Odschibwä für ihn wieder holt und ihm aufs Haupt setzt, worauf der alte Mann sich von der Erde erhebt, nicht mehr bejahrt und gebrechlich erscheint, sondern strahlend in jugendlicher Schönheit. Zum Danke ruft der Zauberer die schöne Jungfrau aus der Unterwelt wieder hervor und vermählt sie dem siegreichen Helfer. Alle diese Abenteuer entsprechen der germanischen Sonnensage; denn der alte Zauberer, der seinen Skalp verloren hat, ist offenbar die alte Sonne, die sich wieder verjüngt, und seine Tochter, die nun seine Schwester wird, dem jungen Sonnengotte vermählt. Ähnlich ist die bereits dem Hellanikos und Aristoteles bekannte Sage, daß Telemach, der Doppelgänger seines Vaters, die Nausikaa heimgeführt habe und daß ihrer Ehe ein Sohn, Perseptolis, entsprossen sei.

Vor allem wichtig ist, wie deutlich hier der entfliehende Schwan als die Göttin der Morgenröte gezeichnet ist, welche die Sonnenjäger Orion und Surya verfolgten, und so heißt es denn auch von Urvaçi, die ihrem Manne in Schwanengestalt entfloh, „sie ging wie die erste der Morgenröten“ (S. 421). So entwindet sich die Morgenröte am frühen Morgen dem Lager des Gatten und rötet im selben Augenblick durch Widerschein den Westhimmel, d. h. sie entflieht nach dem Orte, den der Sonnengott erst nach langer, mühseliger Tageswanderung erreicht. Aber dort im fernen

Westen, auf den Inseln der Seligen, holt er sie ein und vereinigt sich wieder mit ihr, und dies ist der Grund, weshalb die Alten Morgen- und Abendröte in einer Person darstellten, weil sie immer zugleich erscheinen und verschwinden. Aber bevor er in das Reich der Unterweltsgöttin eintritt, muß der Sonnengott seinen Glanz verhüllen, darum verdüstert sich sein Antlitz und er nimmt, wie Hadding, die Hadeskappe über, ebenso wie Odysseus mit dem Schleier der Leukothea bedeckt wird, bevor er in das Reich der Nausikaa eintreten darf. Das ist der Mythus von der entflohenen und wiedergefundenen Schwanenjungfrau, von dem die Sternenliebschaft mit den Plejaden eine Abzweigung darstellt, um zu erklären, warum der Sonnengott täglich die Höhe des Sternenzeltes erklettert. Die Plejadensage würde besser auf den Mond passen, der aber nur bei den älteren Indogermanen als männliche Gottheit galt.

In nordeuropäischen Sagenkreisen finden sich aber noch einige Sonderzüge des Nausikaa-Idylls, welche dasselbe erst verständlicher machen. Wie Odin sein „liebstes Kind" bestrafen muß, weil es in der Schlacht seinem Willen zuwider gehandelt hat, so mußten, scheint es, nach der goldenen Stadt reuig heimgekehrte Walküren, die, wenn auch durch List, gezwungen worden waren, einem sterblichen Manne anzugehören, fortan, statt den Einheriern Gesellschaft zu leisten, in Walhalla niedere Dienste thun und — schrecklicher Gedanke! — die schmutzige Wäsche der Unsterblichen waschen. Ich schließe dies aus dem mehrfach wiederkehrenden Umstande, daß die gesuchte Walküre am Strande der Insel der Seligen angetroffen wird, im Begriffe, „große Wäsche" zu waschen. So trifft im Gudrunliede, welches im ganzen die mythischen Anklänge sehr verwischt zeigt, König Herwig, der ausgezogen war, die ihm verlobte Tochter jener Walküre Hilde, welche die gefallenen Krieger der Walstatt neu belebte, zu suchen, am Strande der Normandie die Braut, wie sie gezwungen ist, mit nackten Füßen im Schnee stehend, die Wäsche des normännischen Königshauses zu säubern. Erst allmählich erkennt er sie in dieser Magdgestalt und ist nicht eher davon überzeugt, seine Braut vor sich zu haben, als bis sie ihm die eine Hälfte des Verlobungsringes zeigt, die zu der andern, von ihm selbst aufbewahrten paßt. In ähnlicher Beschäftigung trifft Wäinämöinen in dem eben erwähnten National-Epos der Finnen, als er die Insel des Totenkönigs aufsuchte, um dort geheime Weisheit zur Vollendung seines Bootes zu erlernen, die Tochter des Königs Tuonis, der über die Seligen herrscht, wie Nausikaas Vater über die seligen Phäaken:

Sie, die Jungfrau von Manala,
Sie, die Wäscherin der Kleider,

Sie, die Spülerin der Wäsche,
War am Flusse von Tuoni
In den Tiefen von Manala.

(Kalewala Rune XVI. 168—172.)

Es wäre ja an sich natürlich genug, daß zu Schiffe Kommende zuerst von den Wäscherinnen am Ufer empfangen werden; aber andere Umstände verbieten, an eine so einfache Verknüpfung zu denken. Ganz wie in der Odyssee, so empfängt auch im finnischen Epos die königliche Wäscherin den Fremdling, befragt ihn, ob er durch Feuer oder Wasser ums Leben gekommen, da Lebende die Insel überhaupt nicht betreten dürften und niemals einer von hier wieder zurückkehre. Nausikaa freilich betont nur, daß sie so weit von allen Lebenden entfernt wohnten, daß niemals jemand mit bösen Absichten zu ihnen komme. Schließlich holt auch die finnische Wäscherin den Wäinämöinen selbst im Boote herüber; aber nur durch die Kunst seiner Verwandlungen konnte er dem Totenlande wieder entschlüpfen. Wir dürfen aus dieser und anderen ähnlichen Sagen, worin die Gesuchte stets bei der Wäsche getroffen wird, schließen, daß selbst der so geringfügig erscheinende Umstand, nach welcher Odysseus die Fürstentochter der Seligeninsel bei der Strandwäsche findet, nicht von dem griechischen Dichter erfunden, sondern vorgefunden wurde. Taufte doch Sophokles sein Drama Nausikaa sogar die „Wäscherin" und verlieh diesem Nebenzuge damit eine Wichtigkeit, welche nicht in der Sache selbst zu liegen scheint.

74. Heimkehrsagen.

Nirgends giebt sich im Odysseus der Sonnengott deutlicher zu erkennen als in der Sage von seiner schnellen Heimkehr auf dem Geisterschiff der Phäaken. Denn hier erkennen wir zweifellos das Sonnenschiff des Helios, „welches ihn schlafend mit reißender Schnelle von der Stätte der Hesperiden hin zu dem Lande der Äthioper führt, wo der schnelle Wagen und seine Rosse stehen, wenn die frühgeborene Eos naht" (Mimnermos). Aber warum fuhr Helios die Nacht hindurch nicht mit gleichmäßiger Schnelligkeit von Westen nach Osten wieder zurück, wie er am Tage von Osten nach Westen gefahren war? Darum, weil er die Nacht in den Armen der entflohenen Walküre zubringen wollte, die er

auf der Phäaken-Insel eingeholt und wiedergefunden hatte. Sie begleitet ihn in der Nacht auf dem blitzschnellen Schiffe nach Osten und eilt dann der Sonne voraus im Nu wieder nach Westen, wo sie erst abends von dem langsamer nacheilenden Sonnengott eingeholt wird.

Dieser Mythus von der eiligen Rückkehr des Sonnengottes, ursprünglich wahrscheinlich im Norden entstanden, wo die Sommernächte so kurz sind, ist dann allgemein auf die Jahresreise der Sonnenhelden übertragen worden, wobei aber eine andere Motivierung nötig wurde. Im Norden Europas bricht der Frühling in der Regel mit stürmender Schnelligkeit über Nacht herein, während die Natur im Herbste langsam einzuschlafen scheint, Stürme und Regen werben um die Erdbraut, wer zuerst ihren Eispanzer löse, dann kommt der rechte Gatte, der Sonnengott aus der Unterwelt zurück und schneidet mit dem Strahlenschwert die Brünne entzwei. Im Eddaliede von Skirnirs Fahrt ist dieses stürmische Werben um Gerda geschildert, Freyr schickt seinen Freund Skirnir (den Aufheiterer) auf seinem raschen Rosse und mit dem Schwerte voran, „das von selbst sich schwingt, gegen der Reifriesen Brut," die noch immer um die Braut ringt. (Vergl. S. 543.)

Wir haben schon wiederholt die Bemerkung gemacht, daß sich Sagen in ihrer Grundbedeutung viel reiner erhalten, wenn sie zu einem auf niederer Kulturstufe verharrenden Volke hinwandern, und so finden wir den Odysseus-Mythus nirgends reiner erhalten als in jener schon erwähnten Indianersage der Algonkins, in welcher die dichterische Umschreibung der Tagesfahrt der Sonne streng von derjenigen der Jahresfahrt geschieden ist. Denn hier heißt es, daß Odschibwä einmal seine als Schwanjungfrau (S. 615) gewonnene Gattin für längere Zeit verlassen habe, um einen seiner häufigen Jagd- und Eroberungszüge zu unternehmen, und unterwegs an eine Öffnung in der Erde gekommen sei, in die er hinabstieg und zu der Wohnung der abgeschiedenen Geister gelangte. Er sah dort im Westen das helle Reich der Guten und die dunkle Wolke der Bösen. Aber die Geister erzählten ihm, daß seine Brüder sich zu Hause um den Besitz seines Weibes stritten. Er kehrte deshalb schnell zu seinem harrenden Weibe zurück, legt den magischen Pfeil auf den Bogen und streckte die bösen Freier tot zu seinen Füßen nieder. (Tylor, Anfänge der Kultur I. S. 341.)

Daß die Brüder sich um die Gattin bemühen, wird fast nur noch von Odin erzählt, und es ist daher wahrscheinlich, daß der zweite Teil der Odschibwäsage aus der Odinssage entstanden ist, wie der erstere mit der Egilsage übereinstimmt, wo ebenfalls drei Brüder genannt sind, die

Odin, Wili und We entsprechen. Die im neunten Jahrhundert von Tjodolf gedichtete Ynglinga-Saga berichtet, daß Odin, den viele Beinamen als den Wandergott des Nordens bezeichnen, während einer langen Abwesenheit — wobei W. Müller wohl nicht mit Unrecht an seinen Aufenthalt in der Unterwelt denkt — seine Brüder Wili und We als Reichsverweser eingesetzt. Da er nun gar nicht wiederkam, teilten sie sich in sein Reich und buhlten um Frigga, die aber treulich stand hielt, bis Odin plötzlich wiedererschien und sich an den treulosen Brüdern rächte. In dem Eddagedichte von Ögirs Trinkgelag spielt Loki darauf an, daß Wili und We wenig Widerstand bei Frigga gefunden hätten; das ist aber nur eine jener Schmähreden des verfallenden Heidentums, die ganz der späteren griechischen Sage entspricht, Penelope hätte mit den Freiern um die Wette gebuhlt, und Pan sei der Sohn derselben. Denn Frigga war ganz wie Penelope und Hera in alten Zeiten ohne Zweifel das Musterbild ehelicher Treue und sogar ihr Gatte, ähnlich wie Zeus, der Schützer der ehelichen Treue. Daran reiht sich Frau Uote (Oda), die Frau des lange abwesenden Hildebrand, die ihm die Treue bewahrt hat und von ihr an dem Ringe erkannt wird, den er in den Becher wirft.

Eine unendliche Reihe mittelalterlicher Sagen berichtet nun von einem lange aus der Heimat abwesenden Ritter, der durch einen Traum, Engel, Zwerg oder Teufel daran erinnert wird, daß morgenden Tages seine Gattin in der Heimat die Hochzeit mit einem anderen feiern wolle, da er totgesagt sei. Jene erbieten sich, gegen irgend einen Lohn ihn blitzschnell durch die Luft heimzutragen, wozu sie sich eines Wunderpferdes oder Wunschmantels, d. h. der verschiedenen Wunschmittel Odins, selten aber eines Wolkenschiffes bedienen, obwohl dasselbe der germanischen Sage nicht fehlt. Es ist klar, daß dabei, auch wenn der Teufel oder ein Nebelmännchen als Helfer genannt werden, an Odin selber zu denken ist, der auch den Hadding blitzschnell auf seinem Pferde heimführte, ohne daß dort der Grund der schnellen Heimführung erwähnt ist (S. 594). Wahrscheinlich wollte Saxo den Odin nicht als Beschützer der ehelichen Treue hinstellen. Das im Hildebrandsliede, einer der ältesten deutschen Dichtungen auftauchende Motiv des im unscheinbarsten Gewande heimkehrenden weisen Alten wurde dann im besondern in den Kreuzfahrerzeiten außerordentlich beliebt, und es handelt sich meist um Ritter, die aus dem gelobten Lande in der Stunde der höchsten Not nach Deutschland geschafft werden. Sonderbarerweise ist in der Sage vom Ritter Gerhard von Holenbach, die bereits Cäsarius von Heisterbach mitteilt, und in der vom edlen Möringer — den Vogt als einen Meeringer (marinaro), d. h. Seefahrer, übersetzen

möchte, — Grab und Land des h. Thomas als Ziel der Wallfahrt genannt. Allein das eigentliche Ziel war eine Reise in die Unterwelt, die der Sonnenheld im Winter antreten mußte, und die sieben Jahre, die sich der edle Möringer oder der Ritter von Bodmann als Wartezeit der Gattin ausbedingen, sind die bekannten sieben Wintermonate des Nordens, welche auch Odysseus bei der Kalypso zubringt. Ich muß aber auf die genaueren Untersuchungen Uhlands über diesen Sagenkreis in seinen Schriften zur Sage und Volksdichtung (besonders im achten Bande) verweisen und kann hier nur auf das Nächstliegende aufmerksam machen.

Besonders durchsichtig ist nach seiner Odins- und Phäaken-Natur das „Nebelmännchen,“ welches dem Grafen von Stadion erscheint, nachdem er sieben Jahre umhergeirrt, um das irdische Paradies aufzusuchen, und ihn auf einer Wolke blitzschnell der Heimat zuführt, so daß er noch im letzten Augenblick den neuen Freier aus dem Felde schlagen kann, indem er sich durch seinen Stahlring als der verschollene Gatte ausweist. Ebenso erscheint in der von E. Meier mitgeteilten Sage vom Ritter von Bodmann der Nebelmann und erinnert den Ritter, daß seine ausbedungenen sieben Jahre längst verflossen seien und daß morgen in der Schloßkapelle zu Bodmann seine Frau einem anderen angetraut werde. Er sei der „Nebelmann vom Bodensee“ und wolle ihn noch vor Tagesanbruch heimschaffen, wenn er dafür die ihm sehr unangenehme „Nebelglocke,“ die jeden Abend geläutet werde, für ewige Zeiten in den See senken wolle. Der Ritter schließt den Pakt und wird schlafend wie Odysseus, der edle Möringer u. a. heimgebracht.

Der Schlaf spielt auch eine Rolle in den Sagen, wo der Teufel, der natürlich kein Interesse an der Belohnung der ehelichen Treue hat, die Heimführung übernimmt; denn der Teufel bedingt sich die Seele des Ritters aus, falls er sich bei der Heimfahrt des Schlafes nicht erwehren könne. So träumt dem Ritter Kuno, der in der Gefangenschaft bei den Sarazenen lag, seine Frau heirate einen anderen. In der Angst verschrieb er seine Seele dem Teufel, wenn er ihn vor Hahnenkrähen heimbringe, unter der besonderen Bedingung, daß er frei ausgehen solle, wenn er unterwegs den Schlaf bezwingen könne. Da kamen zwei Falken, setzten sich ihm auf Faust und Haupt und pickten beständig mit den Schnäbeln, so daß er wach blieb und zum Dank den Namen des Falkensteiners annahm. Vor dem Nikolai-Thor in Breslau steht oder stand ein uralter steinerner Bildstock, auf dessen vier Seiten Kreuz, Ring, Hahn und Pferd abgebildet sind, zum Andenken an einen Kreuzritter, den der Teufel in Pferdegestalt vor Hahnenkrähen heimtragen sollte, damit er seiner Frau im

Augenblicke der höchsten Not den Ehering bringen könne. Aber wie sie dicht vor ihrem Ziele an dem Kreuz vorbeikamen, krähte der getreue Hahn und rettete den Ritter vor dem Teufel (Menzel, „Odin" S. 97—98).

Ebenso rettet Heinrich den Löwen sein getreuer Löwe, indem er ihn durch Brüllen aus dem verhängnisvollen Schlaf erweckt, der ihn während der Heimtragung befallen hatte, und wir finden überhaupt den der deutschen Sonnensage in unzähligen Gestalten anhaftenden Beistand der getreuen Tiere in den meisten Fällen auch mit den deutschen Odysseen verbunden. So z. B. ist der Löwe auch im „Wolfsdietrich" vorhanden, von dem wir schon oben (S. 567) sahen, daß er viel ältere Züge enthält als die Odyssee, und in dem Märchen von den zwei Brüdern bilden die „getreuen Tiere" einen ganzen Zug hinter dem Sonnenhelden. Erinnern wir uns an Odins Raben und Wölfe, an Siegfrieds Roß Grane und Vogelsprachenkunde, so werden wir den uralten Kern dieses Sagenzuges nicht verkennen, der in der Odyssee nur noch in der schönen Stelle aufleuchtet, wo der getreue Hund auf dem Misthaufen vor Freude über die Wiederkehr des Herrn verendet. Wenn also auch nicht geradezu geleugnet werden kann, daß den Dichtern oder Umdichtern dieser uralten Volkssagen die Odyssee bekannt gewesen sein könnte, so ist doch kaum eine Beeinflussung durch dieselbe nachzuweisen; die Sagen von dem nach sieben Jahren (Monaten) aus der Unterwelt zurückkehrenden Sonnenhelden und seinem Gefolge treuer Tiere waren in Nordeuropa höchst wahrscheinlich heimischer als in Griechenland, und die Hunde „Packan, Greifan und Brich Eisen" der nordischen Sagen finden nur in den griechischen Kephalos- und Amphitryon-Sagen Gegenstücke. Kephalos, der in die Eos verliebte Jäger mit seinem Hunde, der alles festhielt, was er ergriff, ist aber Orion (vergl. S. 301), und der treue Hund der germanischen Sonnensage steht als „Orions Hund" am Himmel. (Vergl. Mannhardt II. S. 58 und dessen Nachweise.)

Die auffallendste Ähnlichkeit mit den letzten Gesängen der Odyssee bietet die nach Uhland (VIII. S. 397) schon im ersten Viertel des zehnten Jahrhunderts aufgezeichnete schwäbische Sage vom Ritter Udalrich, der aus langer Gefangenschaft im Ungarlande heimkehrt und sich unter die Bettler stellt, denen seine Gemahlin Wendilgard am Namenstage ihres heißgeliebten Gatten Almosen auszuteilen pflegte. Er empfängt von ihr ein Kleid und faßt zugleich mit dem Kleide ihre Hand, zieht die Geberin an sich und küßt sie, während er, das Haupt mit den langen Haaren in den Nacken werfend, den Leuten, die ihn mit Schlägen bedrohen, zuruft: „Haltet ein mit Schlägen, deren ich viele gelitten, und erkennet euren Udalrich." Die Kriegsmänner erkennen dann auch ihres Herren Stimme

und Gesichtszüge sogleich, während die Gattin in der Bestürzung, in die sie der plötzliche Angriff versetzt, nichts sieht und hört und nur jammert: „Jetzt erst fühl' ich meinen Udalrich tot, da ich von jemand solche Gewalt erdulden mußte.“ Als nun aber der Gatte ihr, um sie aufzurichten, die mit einer alten, leicht zu erkennenden Narbe versehene Hand darreicht, ruft sie, wie vom Schlafe erwachend: „Mein Herr ist's, von allen Menschen der liebste! Heil dir, Herr, für immer Heil, Holdester!“

Beide Ähnlichkeiten mit der Odyssee, die Wiederkehr als Bettler, dem die Gattin ein Gewand schenkt, und die Erkennung an der Wundnarbe sind höchst auffallend und müssen auf eine uralte Sage zurückgehen. Denn in der Odyssee ist es mühsam begründet, weshalb der Held als Bettler unter die Freier tritt; es heißt, er wolle sie ausforschen, wen er von ihnen verschonen möge, allein das ist nur Vorwand; denn obwohl ihm einige freundlicher begegnen als die anderen, werden nachher doch alle mitgemordet. Das deutet darauf hin, daß der griechische Dichter einen von ihm vorgefundenen Zug notdürftig zu rechtfertigen suchte, und dieser Zug gehörte der nordischen Sonnensage mit Grund an; denn hier kam der Held nicht reich beschenkt aus der Phäaken Land, sondern arm, von allem entblößt aus der Gefangenschaft bei den Winterriesen, mit verwildertem Antlitz und ungepflegtem Bart, wie alle aus der Unterwelt Heimkehrenden. Darum herrscht im Heimkehrliede (Fiölswinnsmal) der Edda der Burgwächter den bettelhaften Sonnengott an:

Auf feuchten Wegen hebe dich fort von hier,
Hier ist deines Bleibens nicht, Bettler!
Welch Ungetüm ist's, das vor dem Eingang steht,
Die Waberlohe umwandelnd?
Was suchst du hier, was hast du zu schaffen?
Was willst du, Freundloser, wissen?

Aber bald erweist sich der Wächter dem Bettler freundlicher, und die Phantasie findet keine Schwierigkeit, vom Fiölswidr eine Brücke zum herrlichen Sauhirten Eumäos zu schlagen. Auch die Sitte der homerischen Freier, welche den Bettlern vor der Halle die abgenagten Knochen an den Kopf werfen, scheint mehr der nordischen Heroenzeit als den Tagen der homerischen zu entsprechen und bildet in nordischen Sagen, wie man aus Saxo lernen kann, eine ziemlich häufig wiederkehrende Rohheitsprobe. In der isländischen Hrolf Kraki-Saga wird erzählt, wie eines Tages der Held Bödwar, der an König Hrolfs Hof zog, von einem Bauernpaar, welches ihm Herberge gegeben, gebeten wird, ihren Sohn Hött zu schützen, nach welchem die Mannen des Königs Hrolf beim Gelage immer mit den ab-

genagten Knochen würfen. In der That findet er den zitternden Hött, der sich in der Königshalle eine Schirmburg aus den nach ihm geworfenen Knochen gebaut hat, nimmt ihn an seine Seite und verbietet den Kämpen, die wieder mit dem grausamen Spiel beginnen, den Unfug. Als sie dennoch nicht von dieser schlechten Gewohnheit lassen können, fängt Bödwar einen nach seinem Schützling geworfenen großen Knochen auf und schleudert ihn dem Werfer an den Kopf, so daß dieser tot hinstürzt.

Ganz entschieden deutet die Narbe am Fuße von der auf der Jagd empfangenen Eberwunde, an welcher die Amme Euryklea den Odysseus wiedererkennt, auf den nordischen Sonnen-Mythus. Genau so wird Hadding, den Odin auf seinem Luftroß heimtrug, durch Ragnhild an einer Fußnarbe erkannt, die ihm ein Riese, der Ragnhild freien wollte, geschlagen. Der Ring, das Erkennungszeichen der deutschen Heimkehrer, liegt hier in der Wunde und giebt einen Wink von der Entstellung, welche die Haddingsage durch den Vater der dänischen Geschichte erfuhr. Denn Hadding, der auf Odins Roß heimreitet und die Eberwunde am Fuße trug wie er, ist Odin selber, was deutlich daraus hervorgeht, daß an einer anderen Stelle (vergl. S. 595 und 597) erzählt wird, daß Hadding die Fußwunde von Asmund empfangen habe, und zwar im Augenblick, wo er ihn erschlug, also geradeso wie der wilde Jäger der verschiedensten Gegenden. Im Grimnirliede der Edda und in den Förnaldar Sögur ist es auch wirklich Odin selbst, der bei Asmund erscheint und ihn erschlägt. In den letzteren Sagas kämpft Hildebrand mit Asmund und erschlägt dabei aus Versehen den Sohn. Asmund scheint somit der Sonneneber zu sein, der den Sonnengott anfällt und lähmt, und daher hatte Simrock (S. 407) vielleicht nicht unrecht, Asmund mit Gudmund (Saturn) zu vergleichen, der den wilden Jäger, seinen Vater, anfällt und seiner Kraft beraubt. Wir sehen daher, daß die Sagen von Odin (Hadding) und Asmund, Hildebrand und Hadubrand, Odysseus und Telegonus, Laos und Ödipus auf dasselbe Naturbild hinauslaufen.

Wir kommen nun zu dem Schlußkapitel, welches der deutschen Sage zu fehlen scheint, dem Kampfe des Heimgekehrten mit den Freiern um seine Gattin. Wir erfahren nicht, wie Odin mit seinen Brüdern Wili und We verfuhr, die um seine Gattin geworben hatten, ob er sie ebenso niederschoß, wie Odschibwä die Brüder, oder ob sie ihm einfach seinen Platz wieder einräumten. Aus der Orendelsage könnte man auf solche Kämpfe schließen, und es wäre dann natürlich gewesen, daß es sich um einen Bogenkampf handelte; denn der immer treffende und in die Hand des Schützen zurückkehrende Wunschpfeil ist Odins eigentliche Waffe (vergl.

Menzel, „Odin“ S. 161). Saxo in seinem allerdings sehr ins Christliche übersetzten Bericht (I. 13) von Odins freiwilliger Verbannung sagt nur, daß er bei seiner Rückkehr die falschen Götter wieder abgesetzt und ihre Zauberpriester mit einem Blicke vernichtet habe. Das Verschwinden von Wili und We aus der Reihe der thätigen Asen läßt ähnliche Schlüsse machen, jedenfalls war der Freierkampf ursprünglich ein Kampf mit den Kälteriesen, welche die Erdbraut im Winter bestürmen, aber in der Zeit der Aufzeichnung germanischer Mythen meist schon vergessen. Frigg-Freyja empfängt den endlich heimkehrenden Gott mit offenen Armen, die Thore öffnen sich von selbst, die Hüter der Burg ziehen sich zurück.

Der Umstand aber, daß in den mittelalterlichen Heimkehrsagen, so groß ihre Zahl auch ist, und obwohl immer dieselben Beförderungsmittel (Wunschmantel und Pferd) und meist auch derselbe Anlaß zur Heimkehr wiederkehren, doch ein Kampf mit den Freiern meist gänzlich fehlt, kann uns als indirekter Beweis dienen, daß in all diesen Sagen von einer Anlehnung an die Odyssee keine Rede sein kann. Denn eine Ausmalung des Freierkampfs hätten sich die für endlose Zweikämpfe begeisterten Dichter jener Zeiten sicher nicht entgehen lassen, wenn sie dieses Vorbild vor Augen gehabt hätten. Es handelte sich eben um uralte einheimische Sagen, die längst vorhanden waren, bevor sich nordische Völker nach Kleinasien und Griechenland wandten. Wir dürfen uns der reichen Gestalt freuen, welche die germanische Sage in der unübertroffenen Kunst griechischer Dichter gewonnen hat; aber wir brauchen darum nicht aufzuhören, den Kern als unser Eigentum zu betrachten. Dann, wenn wir gesehen, wie die schöne nordische Dichtung in den Händen christlicher Sänger und Spielleute verarmte, wie an die Stelle der mythischen Fußwunde der in den Becher geworfene Trauring des als Bettler heimgekehrten Ritters trat, — die Haddingsage giebt mit dem in die Beinwunde gelegten Ring ein wunderliches Mittelglied — werden wir die volle Freude an der Pracht der homerischen Schilderung wiedergewonnen haben.

